BIBLIOTECA NACIONAL PARIS
201
1 E
1

Geſchichte
der deutſchen Dichtung.

Erſter Band.

Digitized by Google

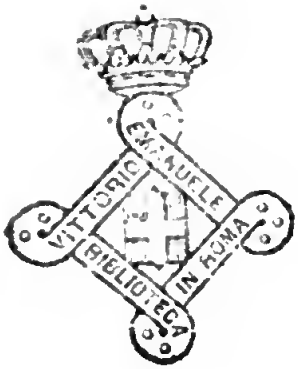
Geſchichte

der

Deutſchen Dichtung.

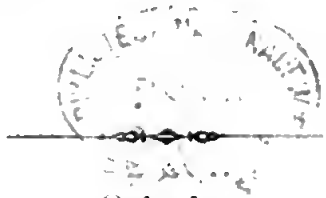
Von

G. G. Gervinus.



Erſter Band.

Fünfte völlig umgearbeitete Auflage.



Leipzig,

Verlag von Wilhelm Engelmann.

1871.

Vorwort.

Nicht ohne Wehmuth kann ich diese neue Auflage der Geschichte der deutschen Dichtung aus den Händen geben. Sie war in früheren Ausgaben drei befreundeten Männern, den Brüdern Grimm und Dahlmann, gewidmet, zu denen ich diesesmal nicht wieder reden kann, denn alle drei weilen nicht mehr unter den Lebenden. Ist das Gefühl, daß ich zu ihnen nicht mehr reden kann, an sich harmvoll genug, so ist mir in der augenblicklichen Zeitlage fast noch drückender die Vorstellung, was und worüber ich mit ihnen reden würde, wenn sie noch zu den Lebenden gehörten. Durch Landsmannschaft mit den Einen, mit Allen durch Studien Gesinnungen und Schicksale verbunden, lag es mir allezeit nahe, mit ihnen über die Dinge der Zeit und des Vaterlandes zu verkehren; die wiederholten Widmungen selbst dieses Buches waren von dergleichen Inhalt nicht frei geblieben. Und jetzt bei seinem Wiedererscheinen ist mir zu Muthe, als ob die abgeschiedenen Freunde, auch sie, mir die Frage stellten, die ich von Lebenden so oft zu hören habe: warum es nicht lieber die Fortsetzung eines unvollendeten als die Erneuerung eines fertigen Werkes ist, was ich ihnen darbringe; warum ich in dieser

Zeit grade der schrankenlosen patriotischen Hoffnungen des deutschen Volkes nicht lieber seiner politischen Gegenwart als seiner literarischen Vergangenheit Theilnahme und Thätigkeit zugewandt halte? Und auf diese, wie auf jede andere Frage eines politischen Inhalts würde ich ja ihnen grade lieber als jedem Andern Rede stehen, weil ich mich ihnen, den Todten, in meinen Gedanken über die neueste Aera deutscher Geschichte weit näher weiß, als den großen Massen der Lebenden, deren berauschte Begeisterung über unsere Gegenwart, deren schwindelnde Erwartungen von unserer nächsten Zukunft sie so wenig wie ich selber getheilt hätten. Gewiß, jene beiden Alterthumsforscher voll ehrfürchtiger Liebe zu dem herrlichen Vaterlande hätten in Freude gezittert bei der Aussicht auf die Wiederversammlung verlorner Stämme zu der deutschen Familie; gewiß, jener tiefernste Geschichtforscher hätte geschwelgt bei dem Anschauen des gewaltigen Drama's, in welchem die Nemesis, die selten ihre Spiele in so deutliche Scene setzt, den französischen Gewalthaber aus seinem persönlichen Herrscherthume in die selbstgegrabene Grube der Vernichtung hinabschleuderte; aber die Freude wäre ihnen bitter und unheilbar vergällt gewesen durch die Rückerinnerung an die Ereignisse, die vor vier Jahren die neue Macht und Einheit Deutschlands eingeleitet haben. Zwei dieser Männer waren gegenwärtig und mitthätig gewesen, als 1848 dem Preußischen Königshause von dem deutschen Volke selber aus vollen Herzen und Händen die Vorherrschaft in Deutschland frei und willig angetragen wurde. Wenn sie erlebt hätten, wie 18 Jahre später, als Preußen nach dem böhmischen Kriege über die deutschen Geschicke mit unwidersprechbarem Ansehn gebot, die beneidenswertheste aller Lagen versäumt wurde, in der ein edelmüthiger Siegsgebrauch die rasch geschlagenen Wunden des Bürgerkrieges noch rascher

hätte heilen, das ganze, in seinen Gliedern unversehrte, Deutschland in einen wahren freien Bund unter preußischer Schirmherrschaft versammlen und so die deutschen Dinge für alle Zukunft feststellen können, unanfechtbar und — was der unendlich viel größere Gewinn gewesen wäre — unangefochten von außen, im Innern auf immer gesichert durch den guten Willen des gesammten Volkes und aller seiner Stämme; wenn sie erlebt hätten, wie diese verschwenderische Gunst der Verhältnisse verscherzt wurde, in der eine wahrhaft großartige Staatskunst vorgezeichnet war, die mit unsterblichem makellosem Ruhme und einer unerschütterlichen Machtstellung zugleich gelohnt hätte; wenn sie erlebt hätten, wie die dargebotene Hand des kleinstaatlichen Deutschlands, die 1849 empfindlich niedergeschlagen worden war, 1866 kurzweg abgeschlagen wurde, sie würden, ich kann das wissen, die Tage dieser Thaten nicht „als hohe Feste (wie der Dichter sagt) mit goldener Schrift in den Kalender geschrieben, sondern als Tage der Schmach, Gewaltthat, Bundesbrüchigkeit lieber ausgestoßen haben." Und sie hätten auch die großen Kriegsthaten von 1870 nicht für den Riesenschwamm gehalten; der die tiefe Unbefriedigung über die inneren Zustände Deutschlands mit Einem Zuge austilgen würde; denn wie bewundernswerth diese Thaten seien: Dem, der die Tagesgeschichte nicht mit dem Auge des Tages sondern mit dem Auge der Geschichte ansieht, erscheinen sie trächtig an unberechenbaren Gefahren, weil sie uns auf Wege führen, die der Natur unseres Volkes und, was viel schlimmer ist, der Natur des ganzen Zeitalters durchaus zuwiderlaufen. Aber — ich muß mich mit Gewalt der Versuchung entreißen, in dieser eingebildeten Unterhaltung mit den stummen Unterrednern fortzufahren, ja auch nur auf jene erste Frage (die in der That sie selbst am leichtesten beantwortet

hätten) eine Erwiederung zu geben. Sie müßte eine erschöpfende Verantwortung werden, die ohne räthselhafte Kürze in die Beurtheilung der ganzen Zeitverhältnisse einträte; eine solche aber in den engen Rahmen einer neuen Widmung an die Manen der Freunde einzufügen, ist mir grade durch die Wucht der neuesten Ereignisse unmöglich gemacht worden. Ich muß sie einer anderen Gelegenheit vorbehalten, die wohl nicht auf sich warten lassen wird.

Das Buch, in dem ich hier eine ältere Arbeit erneue, mag für sich selber reden. In der langen Zeit, in der ich die Hände davon abgezogen hielt, sind in einem emsigen Bienenfleiße zahllose Detailforschungen angehäuft worden, die einen völligen Umbau namentlich der ersten Bände des Werkes nothwendig machten. Ganze Theile sind völlig neu aufgeführt worden; in anderen ist kaum ein Stein auf dem anderen, in keinem sind die wiederbenutzten Steine unbehauen geblieben. So hoffe ich werde das Buch in seiner neuen Gestalt dem heutigen Stande der wissenschaftlichen Forschung wieder etwas ebenbürtiger befunden werden.

Heidelberg, November 1870.

Gervinus.

Inhaltsverzeichniß.

Seite

Einleitung 1

I. Spuren der älteſten Dichtung in Deutſchland 13

II. Urſprünge des deutſchen Volksepos 53
Das Hildebrandlied 84

III. Die Dichtung in den Händen der Geiſtlichkeit. 100
1. Karolingiſche Zeit. Chriſtliche Dichtungen im neunten Jahrhundert . . . . . —
Ulfila. 102
Evangelienharmonien. Kriſt. Heliand. 115
Das Ludwigslied 135
2. Ottoniſche Zeit. Volksdichtungen in lateiniſcher Bearbeitung 137
Walther von Aquitanien 150
Ruodlieb 154
3. Die Zeiten der ſaliſchen Kaiſer. Geiſtliche Dichtung in Oeſterreich 161
Williram's Hohes Lied 164
Ezzo's Lied von den Wundern Chriſti 176
Das Lob Salomons, die drei Jünglinge im Feuerofen, die Judith 181

Seite
Genesis und Exodus 182
Leben Jesu 184
Arnold's Loblied auf den heiligen Geist 185
Rede von der Burg des Himmelreichs 187
Marienleben von Wernher 189
Konrad von Fussesbrunnen 190
Rede vom „Glauben" vom armen Hartmann 193
Werner von Elmendorf 194
Gedicht vom Pfaffenleben . . . . . —

1. Reinhart Fuchs 204
Die Ecbasis 218
Isengrimus 219
Reinardus . . . . . —
Reinhart Fuchs von Heinrich von Glichesar 222
Renart 223
Reinaert 229

IV. Uebergang zu der ritterlichen Poesie der staufischen Zeit 238
1. Kreuzzüge . . . . . —
2. Legenden. Kaiserchronik 252
Kaiserchronik 256
Legende vom heil. Veit und Aegidius 258
Legende von St. Bonus; St. Ulrich; Veronica und Vespasian . . . . . —
Marter der heil. Margarete . . . . . —
Der heil. Servatius 259
Hh. Albanus und Gregorius 262
Tundalus 263
Sage vom heil. Brandan 265
Lied vom heil. Anno 266
Kaiserchronik 268
3. Veränderungen in der deutschen Volksdichtung . . 282
Herzog Ernst 289
Graf Rudolf 296
König Ruother 297
Salomon und Morolf 301
St. Oswalds Leben 303
Orendel 306
Biterolf und Dietleib 310

Seite

4. Eindrang der franzöſiſchen Dichtung. Alexanderlied vom Pfaffen Lambrecht 313

5. Rolandlied vom Pfaffen Konrad. 349

6. Nibelungen und Kudrun 374

Nibelungen . . . . . —

Kudrun 407

7. Einführung britiſcher Dichtungen. 420

Triſtan von Eilhart von Oberg 441

Lanzelot von Ulrich von Zatzikhoven . . . . . —

8. Antike Dichtungen in neuer Geſtalt. Heinrich v. Veldeke 452

Veldeke's Aeneide 458

Albrecht von Halberſtadt's Ovid's Metamorphoſen 467

Herbort von Fritzlar's Lied von Troja 469

V. Blüte der ritterlichen Lyrik und Epopöe 474

1. Minnegeſang. . . . . —

Kürenberger 504

Dietmar von Aiſt . . . . . —

Alram von Greſten 505

Friedrich von Hauſen . . . . . —

Reinmar der Aeltere 513

Heinrich von Morungen 514

Gottfried von Neifen 515

Ulrich von Winterſtetten . . . . . —

Burkart von Hohenfels . . . . . —

Walther von der Vogelweide 516

Spervogel 517

Nithart 525

Tanhäuſer 529

Steinmar 530

Hadlaub . . . . . —

Ulrich von Lichtenſtein. 533

2. Hartmann von Aue und Wirnt von Gravenberg. . 545

Hartmann 548

Gregor vom Steine 549

Der arme Heinrich 553

Erek 557

Iwein 561

Wirnt von Gravenberg: Wigalois 568

Seite

3. Wolfram von Eschenbach 575
Parzival 576
Titurel 602
Willehalm 605

4. Gottfried von Straßburg 613
Triſtan 613
Konrad Fleck: Flore und Blancheflur 635
Mai und Belaflor 642

Einleitung.

Ich habe es unternommen, die Geſchichte der deutſchen Dichtung von der Zeit ihres erſten Entſtehens bis zu dem Puncte zu erzählen, wo ſie nach mannichfaltigen Schickſalen ſich dem allgemeinſten und reinſten Charakter der Poeſie, und aller Kunſt überhaupt, am meiſten und beſtimmteſten näherte. Ich mußte ihre Anfänge in Zeiten aufſuchen, aus welchen kaum vernehmbare Spuren ihres Daſeins übrig geblieben ſind; ich mußte ſie auf anderen Stufen verfolgen, wo ſie bald in dem Joche des Mönchthums lag, bald unter der Pflege des einſeitig gebildeten Ritterthums gefährliche Richtungen einſchlug, bald von dem heimiſchen Gewerbſtande in Feſſeln gelegt oder von eindringenden Fremdlingen beherrſcht ward, bis ſie von allgemeinerer Aufklärung unterſtützt ſich in Mäßigung frei rang, ihr eigener Herr ward und ſchnell die zuletzt getragene Unterwerfung mit rächenden Eroberungen vergalt. Welche Schickſale ſie litt, welche Hemmungen ihr entgegentraten, wie ſie die Einen ertrug, die Anderen überwand, wie ſie innerlich erſtarkte, was ſie äußerlich förderte, was ihr endlich eigenthümlichen Werth, Anerkennung und Herrſchaft erwarb, ſoll ein einziges Gemälde anſchaulich zu machen verſuchen.

Die Aufgabe, einen Stoff wie dieſen zu bewältigen, der, die vielfältigſten Erzeugniſſe der verſchiedenſten Zeiten in ſich befaſſend, eine unermeßliche Beleſenheit auf den vaterländiſchen und fremden Gebieten der Dichtung, wie in den verwandten Reichen der Künſte

und Wissenschaften in Anspruch nimmt, ist in sich von einer außerordentlichen Schwierigkeit. Der Verfasser hatte sie sich, schon bei dem ersten Entwurfe dieses Werkes — vor nun mehr als einem Menschenalter — noch dadurch ungemein erschwert, daß er den Gegenstand seines Geschichtsgemäldes aus dem Augenpuncte der Gegenwart aufnahm und auf die jüngste klassische Periode unserer deutschen Dichtung als auf die Licht- und Glanzstelle seiner Darstellung hinarbeitete. Ungleich mehr als heute war man damals noch ganz und ausschließlich mit dem Sammlen, dem Erforschen, dem Bearbeiten unserer mittelalterlichen Literaturschätze beschäftigt; in den vorhandenen Dichtungsgeschichten nahm sich daher die Literatur des vorigen Jahrhunderts, die so reich und mannichfaltig aufgeblüht war, wie ein unfruchtbares Feld aus, auf dem nur wenig zu erbeuten schien: denn hier war überall, da zur Zeit noch alle Vermittlung vorarbeitender Einzelforscher abging, aus den Quellen unmittelbar zu schöpfen und zu urtheilen, während an die Erforschung der älteren Literatur die größten Männer der deutschen Gelehrtenwelt langeher, mit einer nicht genug anzuerkennenden Unverdrossenheit und Ausdauer die Arbeit ihres Lebens gesetzt hatten. Die ganze Auffassung und Behandlung des Werkes trat dadurch in einen ungewollten Gegensatz gegen die Vorliebe für jene Zeiträume, die auch in der politischen Geschichte so viele umsichtige Bearbeiter und begeisterte Bewunderer gefunden hatten, ja gegen den ganzen Kreis der emsigen Forscher, die noch in dem bloßen Stoffe so Vieles ungethan wußten, die daher den Versuch, ein darstellendes geschichtliches Kunstwerk unter die Werke ihres kritischen Fleißes zu schieben, als einen Schritt der Uebereilung ansehen mußten. Noch ein tieferer Gegensatz war, und ist noch immer durch die Urtheile zu befürchten über die Werke der dichtenden Kunst, die uns aus den mittleren Zeiten überliefert sind. In diesen Urtheilen den blinden Verehrern wie den blinden Verächtern der altdeutschen Literatur zu gefallen oder den Ansichten der meist blos sachkundigen Kenner und der meist blos weltkundigen Laien zugleich genug zu thun,

konnte ich nicht hoffen und nicht wünschen. Ich trachtete darnach, den wahren Werth der mittelalterlichen Dichtungen so richtig zu schätzen, wie das Verdienst der Männer, die uns damit vertrauter gemacht haben; eben dann aber hatte ich mich strenge zu hüten, in den damals üblichen übertriebenen Ton der Anpreisung dieser Dichterwerke einzustimmen, der nicht wenig grade dazu beigetragen hat, daß sie nicht offeneren und leichteren Eingang fanden. Ich wollte nicht für die gelehrten Kenner dieses Einen Zweiges der Literatur schreiben, überhaupt nicht für eine besondere Klasse von Lesern, sondern, wenn es mir gelingen möchte, für die Nation. Ich wünschte den Meisterwerken unserer Dichtung gewogene Leser zu verschaffen, aber dann mußte ich auch Zutrauen in meine Wahrhaftigkeit erwecken und nicht marktschreierisch anpreisen und täuschen; dies wird es entschuldigen, wenn ich vorsichtig nur Weniges, nur das Erprobteste ausführend behandelt habe. Wer eine Geschichte der Dichtung schreiben will, darf, wie Grimm verlangt hat, seiner Forschung kein Ziel setzen: er muß Gutes und Schlechtes gleichmäßig seiner Betrachtung unterwerfen. Wer aber zugleich darstellen und in einem Geschichtswerke künstlerisch verfahren will, muß seine kleine Schöpfung nach inneren Gesetzen gestalten; er darf kleinliche Untersuchungen nicht vor den Augen des Zuschauers oder Lesers führen; er muß die Spuren der mühseligen Forschung und Vielleserei in seiner Darstellung möglichst auszutilgen suchen. Zu einer Menge von Forschungen waren in der ersten Anlage des Werkes Winke gegeben; manche leere Stelle ist seitdem ausgefüllt worden, die man leichter fand, nachdem der Versuch gemacht war, das Ganze zu behandeln. Dem Verdienst der Forschung im Einzelsten und Kleinsten selber nachzutrachten, durfte aber neben den eigentlichen Zwecken dieser Geschichte nicht füglich meine Absicht sein; so wie das Streben nach absonderlichen Urtheilen und Ansichten keinen Reiz für mich haben konnte. Ueberall galt mir eine alte, von Meistern und Kennern bestätigte Meinung mehr, als eine neue eigne; und ich verzichtete gerne auf jedes andere Verdienst, als auf das, was

Horaz nennt: aus dem allbekannten herauszugreifen und durch Anordnung und Verbindung zu wirken. Die Aufgabe war schwierig genug, um jede unnütze Erweiterung zu vermeiden, und nur nach Geschlossenheit und Ganzheit zu streben. Wer zur Zeit jenes ersten Entwurfes das Verhältniß meiner Arbeit zu jeder anderen Kunstgeschichte erwog, mochte vielleicht urtheilen, es sei fast eine ganz neue Wissenschaft gewesen, die ich mir erschaffen mußte; mir wenigstens wäre es unbekannt, wenn mir in dem, was darin eigenthümlich ist, irgendwo bedeutend vorgearbeitet oder nur eine Bahn wäre vorgezeichnet gewesen.

Dieß gilt von dem Theile, welcher die Geschichte der älteren Dichtung behandelt, deren frühere Bearbeitungen in der That kaum nur hatten vermuthen lassen, wie treffliche Forscher auf diesem Gebiete vorgearbeitet hatten; es gilt entschiedener von der Darstellung unserer klassischen Dichtungsperiode des vorigen Jahrhunderts. Wenn für die Behandlung der politischen Geschichte Deutschlands die Männer fehlten, die, statt immer und einzig mit ärgerlichem Beifall auf unser Alterthum hinzuweisen dem wir entwachsen sind, das auf die Zukunft gerichtete Volk an seiner Gegenwart, oder aus und mit der Vergangenheit für seine Gegenwart belehrt und ermuthigt hätten, so war dieß hier noch begreiflich und verzeihlich: denn die neuesten Geschicke Deutschlands waren und sind nicht der Art, daß ein Geschichtschreiber einen natürlichen Ziel- und Ruhepunct darin hätte entdecken können, mit dem er einem kunstgerechten Werke einen natürlichen Abschluß hätte geben, von dem er einen Leser mit aufgerichtetem Muthe hätte entlassen können. Auf dem Gebiete der deutschen Bildungsgeschichte aber war es gradezu anstößig, nur stets der Vorzeit Denkmale zu setzen, die wie mit heimlichem Vorwurfe einem Geschlechte vorgehalten wurden, das, wenn es in seiner Gegenwart keine großen äußeren Glorien aufzuweisen hatte, dafür ein reichlich ersetzendes Verdienst in dem gehobenen inneren Leben des vorigen Jahrhunderts kannte, in dem eine der merkwürdigsten Veränderungen vorgegangen war, die

das geiſtige Reich irgend eines geiſtreichſten Volkes bewegen konnten, eine Umwälzung, deren ſichtbarſte Frucht für uns die Rückkehr aus der häßlichſten Barbarei zu wahrem geſunden Geſchmack in Kunſt und Leben war, deren künftige Früchte wer weiß wie viele Jahrhunderte erſt in ihrem Verlaufe zeitigen und genießen werden. Von dieſer geiſtigen Revolution, einer Erſcheinung in der literariſchen Welt, deren bloßes Daſein außerhalb der politiſchen Welt bis dahin kaum geahnt ſchien, eine lebendige Schilderung zu geben, war in erſter Linie der ehrgeizige Wunſch des Verfaſſers: darum faßte ſeine Erzählung von ihren erſten Anfängen an den letzten Endpunct ins Auge, wo jene dunkel wirkende Idee des Rückgangs zu einer geläuterten Geſchmackbildung und Kunſtwirkſamkeit, die in dem geſchichtlichen Gange der dichteriſchen Begebenheiten neuerer Zeit zur Erſcheinung zu kommen rang, bei uns in Deutſchland durchdrang, zur weſentlichen Förderung der Geſellſchaft und der menſchlichen Bildung. Die Dichtung, wie alle übrige Kunſt, war bei den Griechen allein von keiner Religion, von keinem Stande und keiner Wiſſenſchaft eingeengt geweſen; nur da hatte ſie ihre edelſten Kräfte im vollſten Maße entwickeln, Sitten, Glauben und Wiſſen geſtalten und für alles ächte Beſtreben in der Kunſt ſpäterer Zeiten und Völker geſetzgebend werden können. Dieſer Höhepunct war erreicht, als die homeriſchen Gedichte ihre letzte Geſtaltung erhalten hatten und die früheren Tragiker in Athen die Reinheit der alten Kunſt noch bewahrten. Als die Pythia den Euripides für weiſer als den Sophokles erklärte, war die griechiſche Dichtung auf der gefährlichſten Spitze; von da an gewann der Gedanke an den Werken der Einbildungskraft einen ſtets überwiegenderen Einfluß, den die Einwirkung der philoſophiſchen Schulen und die Verpflanzung der ſchönen Literatur unter die praktiſchen und materiellen Römer nährte und ſteigerte. Dies geſchah, kurz bevor das Chriſtenthum anfing ſich auszubreiten, das dem Menſchen eine neue innere Welt des Gemüthes erſchloß. Das Mittelalter fiel dann in einen ſchneidenden Gegenſatz gegen die Zeiten des Alterthums. Die reife

und volle Bildung des Geiſtes ging verloren; Gefühle, Einbildungskraft, Verſtand erhielten eine getrennte, einſeitige Pflege; dies führte in allen Zweigen der geiſtigen Thätigkeit, in Religion, in Wiſſenſchaft und Staat zu den ſeltſamſten Verirrungen; die Aufgabe der neueren Zeit war dann, aus dieſen Verirrungen zu einer geſunden und harmoniſchen Thätigkeit des Geiſtes und ſeiner einzelnen Kräfte zurückzuführen. Wie dies die neueren Nationen gethan, was Italien darin den Deutſchen vorgearbeitet, warum dieſen es vorbehalten blieb, zum Ziele zu gelangen, ließe ſich in einer allgemeinen Dichtungsgeſchichte in jeder Weiſe erſchöpfend darthun: ich verſuchte es, von dieſem Geſichtspuncte aus die deutſche Dichtung in ihrer Geſchichte zu entwickeln. Es iſt ein einziger großer Gang zu der Quelle aller reinen Kunſt zurück, auf dem alle Nationen von Europa die Deutſchen begleiteten, oft überholten, am Ende aber eine nach der andern zurücktraten. Italiener, Spanier, Franzoſen und Engländer blieben auf dieſem Wege in verſchiedener Weiſe bei der griechiſch-römiſchen oder bei der alexandriniſchen Bildung haften; die Deutſchen allein ſetzten den ſteileren, aber belohnenderen Weg fort und gelangten zur ſchönſten Blütezeit griechiſcher Kunſt und Weisheit zurück. Göthe und Schiller führten zu einem Kunſtideale zurück, das ſeit den Griechen Niemand mehr erſtrebt, ja kaum geahnt hatte. Je weiter ſie darin gediehen, deſto unverholener ward bei zwar ſteigender Selbſtändigkeit ihre Bewunderung für die alte Kunſt, bei ſteigendem Selbſtgefühl in ihrer Umgebung ihre ehrfürchtige Beſcheidenheit den Alten gegenüber. Sie leiteten mit Bewußtſein auf die Vereinigung des Reichthums der Neueren an Gefühlen und Gedanken mit der Form der Alten, und dies eben war der Punct, nach deſſen Erreichung bei den Griechen die Kunſt ausgeartet war. So war dieſelbe Nation, die in ihrer Wanderzeit die Ideen, welche Sokrates und Chriſtus zur Bildung der Herzen geſtreut hatten, und die Keime, welche Ariſtoteles für alle Wiſſenſchaft gelegt, mit den alten Völkern zugleich vertilgen zu wollen ſchien, dieſe ſelbe Nation war beſtimmt, zuerſt die Lehre des Meſſias zu reinigen und

dann den Ungeſchmack in Kunſt und Wiſſenſchaft zu brechen, ſo daß es ſeitdem laut von unſern Nachbarn verkündet wird, daß wahre Bildung der Seelen und Geiſter nur bei uns geſucht, wie alle Bekanntſchaft mit den Alten nur durch uns vermittelt werden kann; daß ſichtbar unſere Literatur ſeitdem ſo über Europa zu herrſchen begann, wie einſt die italieniſche und franzöſiſche vor ihr über Europa geherrſcht haben.

Gewiß, ſolchen Geiſtesthaten ein würdiges Denkmal zu ſetzen, war ein unverächtlicher Preiskampf, zu dem ſich ein Geſchichtſchreiber gürten mochte. Die größte Aufforderung ſchien mir vorzuliegen, nicht zum zweiten Male, wie wir es mit der Reformation gethan, eine ſo denkwürdige Epoche unſerer Geſchichte vorübergehen zu laſſen, ohne wenigſtens den Verſuch gemacht zu haben, eine würdige Erzählung derſelben der Nachwelt zu hinterlaſſen. Daß wir dies nach der Reformationszeit nicht gethan, daß wir es langehin nach der Blüte unſerer Literatur unverſucht gelaſſen hatten, daß wir lediglich den alten Werken unſeres Volkes in Staat, in Wiſſenſchaft und Kunſt unſere Forſchung widmeten, dies wird immerhin, mehr noch als aus vorherrſchender Neigung zu unſerer Vorzeit, aus der Natur unſrer Geſchichte ſelbſt erklärt werden müſſen. Die neuere Zeit und ihre Geſchichte ſpielt auf einer ſo ungeheuren Bühne, daß Ueberſicht und Bewältigung der Erſcheinungen nur aus ſehr weiter Ferne möglich wird. Die ſchöne Zeit iſt nicht mehr, wo ein Thukydides, mit glücklichem Alter geſegnet, ſich erſt der noch dauernden Sitten der ehrenfeſten Zeit der Marathonkämpfer erfreuen, dann ein dreißigjähriges Schauſpiel der größten Umwälzungen im äußeren und inneren Leben mit unverwandter Aufmerkſamkeit verfolgen, und endlich noch eine lange Reihe von Jahren den Nachwirkungen dieſer Umſtürze zuſehen und Alles in Ein großes Werk niederlegen konnte. Die ähnliche Periode mit ähnlichen Urſachen und Wirkungen, die in der atheniſchen Welt in Einem Jahrhundert vorüberging, dehnt ſich, nicht eben in jedem neuen Staate, aber in dem neuen Europa, deſſen Theile ohne das Ganze

nicht zu verstehen sind, in — wir können noch nicht sagen wie viele Jahrhunderte aus, wir, die wir bereits über drei Jahrhunderte zusammenhängender Bewegungen hinter uns sehen. Die alte Zeit unsers Volkes haben wir seit der Auflösung des Reichs mehr als vollkommen vollendet; dies mußte, trotz der Entfremdung der Nation von ihrer älteren Geschichte, für die Geschichtschreiber Mahnung und Aufforderung genug sein, ihren ganzen Fleiß jenen Zeiten zu widmen, mit denen jetzt voll ins Reine zu kommen ist, deren Zustände uns immer deutlicher werden, je mehr wir uns daraus entfernen. Wer aber sollte im sechzehnten und siebenzehnten Jahrhundert eine Geschichte der Reformation entwerfen, da jede neue größere Begebenheit, die aus ihr in der äußeren Welt folgte, zweifelhaft ließ, wohin alles Geschehene und Geschehende zuletzt führen würde, bis erst das vorige Jahrhundert darüber bestimmtere Auskunft zu geben begann? Und wer sollte in den Jahren 1789 und 1830 Hand an eine Literargeschichte der neueren Zeit legen? Kaum war nach jener außerordentlichen Gährung unter unseren künstlerischen Geistern durch den übersetzten Homer eine Art Ruhe geschafft und ~~es folgte~~ mit den reiferen Werken Göthe's eine Niedersetzung des Geschmacks und der Sprache eingetreten, so brachte uns die französische Umwälzung um sein frischestes Wirken; Schiller starb früh weg, und der grelle Absturz unserer Dichtung zu Entartung und Nichtigkeit war im ersten Augenblicke wohl noch viel abschreckender, als die politischen Begebenheiten der Zeit, die uns von der behaglichen Betrachtung unserer inneren Bildungsgeschichte schienen abziehen zu müssen.

In so ungünstigen Verhältnissen den schwierigen Stoff einer theilweise fast zeitgenössischen Geschichte aufzugreifen, blieb eine mißliche Aufgabe, wie klar sich auch der Geschichtschreiber über die Klippen sein mochte, die ihm drohten. Und vorsichtig hatte mich gewiß die Aufgabe gemacht, aber abschrecken konnte sie mich nicht. Ich erkenne im ganzen Umfange, wie vergebens wir Neueren, wenn von Geschichtschreibung die Rede ist, uns mit den Alten zu messen streben,

denen Alles nahe lag, Alles lebendig war, was wir mühſelig aus der Ferne und aus Büchern herbeiholen müſſen. Jener Meiſter der Geſchichte durfte es wagen, der Nachwelt die Geſchichte ſeiner Zeit zur Belehrung und Warnung in wiederkommenden ähnlichen Lagen zu hinterlaſſen; die kürzeſte hiſtoriſche Erfahrung hatte er hinter und um ſich, aber ihre Lebendigkeit und Mannichfaltigkeit, die Offenheit und Unverſteckheit des alten öffentlichen und Privatlebens, die Geſundheit der Beobachtung und die Maſſe der Begebenheiten, die ſich in kurzer Zeit und in kleinem Raume ungehemmt, ſchnell und raſch entfalteten, brachte ihn in Beurtheilung der Natur der Menſchheit vielleicht weiter, als uns unſere weitſchichtige Gelehrſamkeit und unſer fleißiges Forſchen nach den Schickſalen der Welt in mehr als zwei Jahrtauſenden, die ſeitdem verfloſſen ſind, gebracht hat. Wer heute nicht verſteht den Geiſt fremder Zeiten und Völker wie den Geiſt ſeiner eigenen Zeit zu faſſen, ſich jeder Beſchränktheit in Religion und Volksthümlichkeit völlig zu entäußern, wer das Leben vergißt über dem Buch, und des Buches Geiſt über dem Wort, wer die Geſchichte der Menſchheit verſäumt über der der einzelnen Völker und Zeiten, wer nicht das Ganze umfaßt und mit gleich großer Kühnheit wie Sicherheit das Treiben von Jahrhunderten mit Einem Blicke überſchlagen kann, ſondern am kleinen Maß ſeiner perſönlichen oder nationalen Beſchränktheit die Welt ausmeſſen will, der darf nicht wagen nach der Palme in der Geſchichtſchreibung zu ringen. Ehedem aber war dies ganz anders. In ſo ungeheuern Fernen, mit ſo außerordentlichem Aufgebot von Fleiß und Ausdauer brauchten die Alten ihre Weisheit nicht zu kaufen. Der Geſchichtſchreiber des peloponneſiſchen Kriegs durfte dieſen Kampf zweier kleiner Staaten eine Welterſchütterung nennen, denn ſein Volk war damals die Welt; er durfte auf ſeine einfache Beobachtung bauen, und ihrer Gültigkeit eine ſtete Dauer verheißen, denn noch war jeder Gegenſtand des Beobachters unverſchleiert, wie ſein eignes Auge, während wir mit Vorurtheilen aufwachſen, mit widernatürlichen Bedürfniſſen und Genüſſen genährt werden und kein

Ergebniß in der politischen Welt in seinen Ursachen offen vor uns daliegt. Bei uns muß das Lernen anfangen mit der Rückkehr aus einem verderbten und ungesunden Wesen zu der reinen Quelle der Menschlichkeit, von der der Grieche vertrauensvoll ausgehen durfte. Dann erst werden wir berechtigt sein, über unsere Zeit, ihre Geschichte und ihre Aussichten ein Urtheil zu fällen; und wenn bei solchen Forderungen alle Geschichtschreibung fast ganz bei uns aufhörte und nur Geschichtforschung übrig blieb, wenn die Wissenschaft sich ganz von dem Leben trennte, so war das traurig, aber natürlich und nicht befremdend. Und doch scheint es auf der anderen Seite wieder, als ob wir, die wir so reich sind an Erfahrungen jeder Art, uns eben dadurch ermuthigt fühlen müßten, auch diese Behandlung der Geschichte wieder aufzunehmen, in ihr lebendige Belehrung für uns und unsere Zustände zu suchen, durch sie der Nation ihren gegenwärtigen Werth begreiflich zu machen und ihr neben dem Stolz auf ihre ältesten Zeiten Freudigkeit an dem jetzigen Augenblicke und den gewissesten Muth auf die Zukunft einzuflößen.

Die ungewöhnlich gefaßte Aufgabe, die ich mir in diesem Werke setzte, konnte ich nicht hoffen, auf dem gewöhnlichen Wege zu lösen. In einem Puncte weicht es besonders von anderen literarischen Handbüchern und Geschichten ab: daß es nichts ist als Geschichte. Ich habe mit der ästhetischen Beurtheilung der Sachen nichts zu thun. Der ästhetische Beurtheiler zeigt uns eines Gedichtes Entstehung aus sich selbst, sein inneres Wachsthum und Vollendung, seinen absoluten Werth, sein Verhältniß zu seiner Gattung und etwa zu der Natur und dem Charakter des Dichters. Der Aesthetiker thut am besten, eine Dichtung so wenig als möglich mit anderen und fremden zu vergleichen, dem Geschichtsschreiber ist diese Vergleichung ein Hauptmittel zum Zweck. Er zeigt uns nicht Eines Gedichtes, sondern aller dichterischen Erzeugnisse Entstehung aus der Zeit, aus dem Kreise ihrer Ideen, Thaten und Schicksale; er weist darin nach was diesen entspricht oder widerspricht; er sucht nach den Ursachen ihres Werdens und ihren Wirkungen und

beurtheilt ihren Werth hauptsächlich nach diesen; er vergleicht sie mit dem Größten der Kunstgattung gerade dieser Zeit und dieses Volkes, in dem sie entstanden, oder, je nachdem er seinen Gesichtskreis ausdehnt, mit den weiteren verwandten Erscheinungen in anderen Zeiten und Völkern. Aesthetischer Geschmack muß bei dem Geschichtschreiber der Dichtung vorausgesetzt werden, wie bei dem politischen Geschichtschreiber politisch gesunder Blick; deshalb aber darf der Eine keine publicistischen, und der Andere keine ästhetischen Abhandlungen einflechten, falls er auf seinem Felde bleiben will. Bestimmte Ansichten müssen hier und dort zu Grunde liegen; daß dies in meinem Buche der Fall ist, wird jeder Einsichtige finden; leider weiß ich auf kein Lehrbuch der Aesthetik zu verweisen und kann nur zerstreute Quellen, Aristoteles und Lessing, Göthe und Schiller nennen. Das Endurtheil des ästhetischen und das des historischen Beurtheilers wird übrigens, wenn beide in gleicher Strenge zu Werke gingen, immer übereinstimmen; hat jeder auf seine eigne Weise richtig gerechnet, so wird die Probe die gleiche Summe ausweisen. Wie sich mir die Urtheile auf meinem historischen Wege bildeten, werden sie in den meisten Fällen den Meisten viel zu streng sein. Dies steht nun nicht zu ändern; nur sehe jeder zu, daß er nicht an dem Einzelnen Anstoß nehme, ehe er das Ganze überblickt hat. Es mag der neueren Lesewelt wohl dünken, ich ziehe meine Grenzen gar zu enge; mir aber scheint, man kann bei der Gestaltung unserer Literatur diese Grenzen nie zu enge machen. Was insbesondere die Dichtkunst angeht, so theile ich gerne jene Meinung, die Horaz von ihr ausgesprochen hat, daß das Abweichen vom Höchsten hier jählings zum Niedrigsten reißt und daß das Mittelmäßige in ihr am wenigsten zu dulden sei. Denn über die Dinge der Kunst wissen nur Wenige zu urtheilen, und in ihr wird daher durch das Mittelmäßige und Schlechte der Seele am verstohlensten das Schlechte und Mittelmäßige angebildet. So hat auch Göthe empfunden: nicht allein schrieb er vor, in aller Kenntniß überhaupt nach dem Höchsten zu streben, auch in der Kunst besonders fand er

alles Vorliebnehmen zerstörend. Am allermeisten aber wird die Urtheilsstrenge nach großem Maßstabe und das stete Augenmerk auf das Bedeutendste grade in einer Geschichte der Dichtung an richtiger Stelle sein. Auch dies sage unser Meister der Kunst für mich. „Nur auf dem höchsten und genauesten Begriffe der Kunst, sind Göthe's Worte, kann eine Kunstgeschichte beruhen; nur wenn man das Vortrefflichste kennt, was der Mensch hervorzubringen im Stande war, kann der psychologisch-chronologische Gang dargestellt werden, den man in der Kunst nahm."

Welcher Werth übrigens meinem Unternehmen zuerkannt, welche Wirkung und Dauer diesem Werke zu Theil geworden ist und ferner werden möchte, ich bin mir bewußt, daß das Beste dazu die Größe seines Inhaltes gethan hat, der das Verdienst der Nation ist. Das kleine Verdienst, das der Verfasser sein nennen kann, ist nur das des unverdrossenen und vielgewanderten, ich weiß nicht ob auch wohl bewanderten Wegweisers. Das große Gebiet unserer poetischen Schöpfungen liegt hier weit ausgebreitet vor; der Kern der schönsten Empfindungen und wie vieles von wahrer Weisheit unseres Volkes, so weit es sich in den Dichtungen niederlegte, ist hier versammelt, so daß Einer des reichen Vorraths mit verhältnißmäßig kleiner Mühe froh werden kann. Der Geist des Volkes steht in dieser raschen Uebersicht der Bildung von Jahrhunderten wie lebendig da und spricht uns aus tausend beredten Stimmen zu Herz, Gemüth und Verstand, daß wir in ihm uns selbst lieb haben, uns selber niemals aufgeben sollen.

I.

Spuren der älteſten Dichtung in Deutſchland.

Aus den erſten Jahrhunderten unſerer deutſchen Geſchichte beſitzen wir zwar keine Denkmäler der Dichtung unſerer Vorfahren, aber doch ausdrückliche Zeugniſſe, daß ſie Lieder verſchiedener Art gehabt und geſungen haben. Tacitus, wenn er von den Geſängen der Germanen ſpricht, der einzigen Art geſchichtlicher Urkunden die ſie beſaßen, bezeichnet zwei Gruppen, von weltlich-geſchichtlichem Charakter die Eine, von mythiſch-religiöſem die andere; von der wir nach ſeinem Vorgange zuerſt reden. Nach ſeiner Ausſage hätten ſie den erdegebornen Gott Tuisco und ſeinen Sohn Mann als die Gründer des Volks, und Manns drei Söhne, die Benenner der Hauptſtämme der Ingävonen, Herminonen und Iſtävonen, in alten Liedern gefeiert; der bloße gleiche Anlaut in dieſen Namen möchte eine ſolche poetiſche Quelle verrathen. In der Sage von dieſen Eponymen iſt man geneigt, einen uralten Mythus zu vermuthen[1]), da doch gleich die Unbeſtimmtheit der älteſten und einzigen Nachrichten darüber und der Mangel an jeder geſchichtlichen Fortpflanzung zu bezeugen ſcheint, daß dieſer Anſatz zu einer deutſchen Stammſage ohne höheres Alter und ohne längere Dauer war. Tacitus ſelbſt, der ſich der ſchwankenden Sage gegenüber mit ächt hiſtoriſchem Takte in vorſichtigen Grenzen hielt, erwähnt daß ſchon damals Andere noch andere Götterſöhne

1) So J. Grimm, der ſogar zwei der Eponymen in den Söhnen Gomers, Aſcenas und Thogarma (Geneſis 10, 3) wiederfinden wollte.

annahmen, von welchen die Marſer Gambrivier Sueven und Vandilier benannt ſeien; und wenn Plinius (4, 14) aus jener Dreiheit bereits eine Fünfheit macht und den Ingävonen Iscävonen und Hermionen noch die Vindilier und Peuciner hinzufügt, ſo iſt ſchon dieß nicht mehr eine Mittheilung aus deutſchen Liedern, ſondern fremde ethnographiſche Willkür, die in jenen Namen nur Völkergruppen ſuchte, um die vielen einzelnen Stämme unter ſie einzureihen. Wären jene Bezeichnungen, wie man vermuthet hat[2]), Sammelnamen von nur hieratiſcher Bedeutung, für verſchiedene, um Einen Cultus (die nordiſchen Ingävonen um einen deutſchen Yngwi Frey, die inneren Herminonen um Irmin) verſammelte Völkerſchaften, ſo begriffe ſich nicht allein die zeitweilige Bedeutſamkeit derſelben in Tacitus' und Plinius' Zeit, ſondern auch daß ſie in den ſäcularen Kämpfen der um und um bewegten germaniſchen Völker mit den Römern, der Welteroberer mit den Weltbeſitzern, alsbald und ſo gut wie für immer verſchwanden. Zwar einige Jahrhunderte ſpäter, als man bemüht war, in die altjüdiſche und neuchriſtliche Welt einen ethnologiſchen Zuſammenhang zu bringen, griff einmal ein Franke zur Zeit Chlodovechs[3]) zu der Ethnogonie bei Tacitus zurück, um ſie, mit gelehrter Willkür der Zeitlage anbequemt, neben der Moſaiſchen Völkertafel aufzupflanzen. Der deutſche Mannus ward dann ausgeſchieden, oder ſpäter zu einem aus Aſien eingewanderten Alanus gemacht; die Namen ſeiner Söhne aber waren in den älteren Aufzeichnungen dieſer fränkiſchen Völkertafel aus dem 9. 10. Jh. aus Tacitus beibehalten, um nachher in den Händen von fremden, italieniſchen oder britiſchen, Fortpflanzern derſelben ungekannt bis ins unkenntliche (wie bei Nennius) entſtellt zu werden[4]). Dem Iſtio wurden die in Gallien unter

2) S. Müllenhoff, über Tuisco und ſeine Nachkommen. In Schmidts Zeitſchrift für Geſchichte. 8, 209.

3) Nach der ſcharfſichtigen Darlegung Müllenhoffs in den Abh. d. Berliner Akad. 1862. p. 532.

4) S. die Völkergenealogien (aus verſch. Handſchriften des 9—11. Jh.) bei

fränkiſcher Herrſchaft verbundenen Völker Francus Romanus Alamannus Brito zu Kindern gegeben, dem Erminus aber die ausgewanderten deutſchen Stämme, Gothen Vandalen Gepiden und Sachſen, dem Ingo die binnenländiſchen Baiern Langobarden Thüringer (ſpäter Lothringer) und Burgunder. Einen geſchichtlichen Werth, eine lebendige Bedeutung wird man ſolch einer ganz zufälligen Erneuerung einer alten Ueberlieferung nicht beimeſſen wollen.

Wäre die Sage von Tuisco eine irgend verbreitete Vorſtellung von der Götter- und Menſchenſchöpfung unter unſern feſtländiſchen Germanen geweſen, ſo würden wir gleich in ihr einer menſchlich-einfacheren, ſchlicht-natürlicheren Auffaſſungsweiſe begegnen als in den entſprechenden Mythen unſerer nordiſchen Stammverwandten; wir würden gleich hier auf eine Unterſcheidung ſtoßen, auf die wir uns wieder und wieder werden zurückgeführt ſehen, weil es nur natürlich war, daß die frühe Berührung der Deutſchen mit den gebildeten Römern alle alte Ueberlieferung und Sage unter ihnen heller und geſchichtlicher färbte, als bei den fern an den Weltenden ſeßhaften Nordländern. Dieſe Sage von der gottzeugenden Erde und dem menſchengebärenden Gotte wäre ſofort auf dem planſten Wege in eine Völkererſchaffung verlaufen, während in den ungeheuerlichen, drei- und vierfachen, phyſikaliſch-pflanzlichen Schöpfungsſagen der Scandinaven erſt der Stammvater der urgebornen Reifrieſen, Ymir, dem geſchmolzenen Eiſe entſpringt, zugleich mit der Kuh Audumbla, die den Ahn der drei erſten Götter Odin Vili und Vê aus dem Salzgeſtein leckt, welche ihrerſeits wieder aus den Gliedern des erſchlagenen Ymir das Weltall und ſeine Theile, und aus zwei Bäumen die Menſchen erſchaffen. Die grelle Verſchiedenheit gleich dieſer Eingangspuncte der nordiſchen und deutſchen Götterlehre macht uns ſtutzig über die noch immer wiederholte Behauptung von einer urſprünglich völligen Ueber-

---

Pertz, Monumenta SS. 8, 314. Note, und in Mone's Zeitſchrift für die Geſchichte des Oberrheins 2, 256.

einſtimmung unter beiden. Die nordiſche Göttermythe iſt in entlegenen Landen, unberührt von jeder Einwirkung des heidniſchen und chriſtlichen Rom, unter der Pflege langer ungeſtörter Ueberlieferung zu einem zuſammenhängenden Ganzen ausgebildet worden, zu einem dichteriſch geſtalteten Ganzen, das uns hier als unſere eigene deutſche Mythendichtung zu beſprechen obläge, wenn es wahr und ausgemacht wäre, daß das Mythenſyſtem der isländiſchen Edda ein „gemeinſames germaniſches Eigenthum“ geweſen ſei. Ich halte aber dieſe Anſicht nicht für erwieſen und nicht für erweisbar, weil ſie in ſich ſo gut wie unmöglich iſt; weil die nordiſche Welt- und Götterlehre in jedem Zuge auf die beſtimmteſten Beſonderheiten hinweist, die grade nur jenem Küſtenvolke der unwirthlichen ſtarren Eiswelt des Nordens eigen ſein konnten. Jene Zweiheit von Land- und Meergöttern, Aſen und Vanen, die ſich nach anfangs feindlichem Zuſammenſtoße verſöhnt vereinigen, der Gegenſatz des Hauptes dieſer freundlichen Götter der ſchiffbaren Küſtenwaſſer, Njörd, zu dem Hymir, der an des Himmels Ende wohnend das Meer in den Eisfeſſeln des ewigen Winters hält; jene Dichtungen, wie Thor den großen Braukeſſel, aus dem die Götter zur Zeit der Leinernte trinken, aus dem Verſchluſſe holt, in dem ihn Hymir zur Froſtzeit hält da die Buchten geſchloſſen ſind; oder wie er die Reif- und Bergrieſen bekämpft, die ungezähmten Elementarmächte, die Stürme und Eisfluten, die Felsgebirge, die er mit dem Donnerhammer zu anbaufähiger Erdkrume zerbröckelt: in welchem anderen Volke hätten dieſe gigantiſchen Vorſtellungen entſtehen, welches andere hätte ſie *verſtehen* können? Jene gemeinſamſten aller Mythen, die den Kreislauf der Tags- und Jahreszeiten verbildlichen, kehren auch in der nordiſchen Götterlehre in der Dichtung von dem lichten Baldr wieder, den ſein blinder nächtlicher Bruder Hödr tödtet; gewiß aber war es nur in dem gedrückten nordiſchen Nebelheime möglich, daß ſich an die mythiſche Auffaſſung jener einfachſten Naturereigniſſe die tiefdüſtere Vorſtellung anknüpfte von einer Götterdämmerung, die einſt dem Göttertage ein Ende machen werde, von welcher Baldurs Tod

das verhängnißvolle, die Götter ſelbſt mit banger Ahnung füllende Vorſpiel bedeutete. Eine Göttergeſchichte, wie die in dem Harbardlied dargeſtellte, wo in drolligem Gegenſatze zu Odin, dem Gott der nach Gold und Liebe freibeutenden Helden, Thor der Landbaubeſchützer, der Bauerngott erſcheint, der ſonſtige Meerbeſchreiter, der hier von dem vornehmen Hort der Junker die Ueberfahrt über den ſchmalen Sund vergebens erbettelt, eine ſolche Götterſage würde uns unmöglich dünken unter einem Volke wie die Germanen des Feſtlands, bei denen Krieg und Ackerbau Hand in Hand gingen und die ſelbſt wandernd überall auf Anſiedlung und Anbau geſtellt waren.

Nur die Abhängigkeit von einer wilden Natur und die lange Abgeſchiedenheit der Nordländer von der bewegteren Völkerwelt des Feſtlandes waren im Stande, eine ſo örtliche und beſondere Götterlehre wie die nordiſche zu erzeugen. Daß dieſe aber nach außen eine erobernde Kraft hätte bewähren und *dadurch* allen Deutſchen gemeinſam werden können, das iſt nicht allein darum unglaublich, weil ſie ihrem bloßen ſinnlichen Inhalte nach in jeder anderen Oertlichkeit unverſtändlich war, ſondern auch darum, weil ſie ihrem ſittlichen Gehalt und der dichteriſchen Geſtalt nach, in der wir ſie kennen, machtlos dazu war. Es iſt ein großartiger und erhabener Zug in den Bildern, in welchen dieſe Mythendichtung die Erſcheinungen einer übergewaltigen Natur zu bemeiſtern verſuchte; jedem fremden Volke aber wären in ihren Göttermährchen die verzerrten Uebertreibungen einer rieſig überſpannten Phantaſie ſo wenig begreiflich geweſen, wie die hieroglyphiſche Weisheit in der Völuſpa über die Weltmyſterien. Wir enthalten uns des Maasſtabes der oft angeſtellten vergleichenden Beurtheilung: daß den Dichtungen der ſogenannten älteren Edda die natürliche Schönheit, das ſittliche Maas, das künſtleriſche Ebenmaas abgehe, das den griechiſchen Göttermythen ihre poetiſche Welteroberung geſichert hat; wir meinen aber, es ſei in der ariſtokratiſchen Mythendichtung der Nordländer ſogar die bloße keuſche Naivetät und Urſprünglichkeit bereits verloren, die für die germaniſchen Naturvölker einen

Reiz hätte haben können. Wie in dem Gedichte von Oegirs Trinkgelage der böſe Loki alle Götter als Feiglinge, Trunkenbolde, Miſſethäter, Hahnreie und Blutſchänder, und alle Göttinnen als mannſüchtige Buhlerinnen, jede als ſeine Beute, durchſchmähen darf, das ſcheint uns, wenn es Ernſt ſein ſollte, an Widrigkeit weit über die Grenzen deſſen zu gehen, was einer Mythendichtung und Götterlehre in ſchlichten Zeiten Gehör, geſchweige Glauben und Ehrfurcht verſchaffen könnte. Wir wiſſen nicht, was von jenen hochgehenden, dunkeln, ſchwerdeutbaren Geſängen der älteren Edda, und in welcher Geſtalt es Eigenthum des eigentlichen Volkes geweſen ſein möchte; wie aber dieſe Räthſel ſpäter in der proſaiſchen jüngeren Edda für den Geſchmack nnd Begriff des (damals freilich ſchon chriſtlich gewordenen) Volkes erweitert, ausgefüllt und aufgehellt erſcheinen, da vollends iſt dieſe Götterwelt durch die Eintragung groben Witzes und ſchnurriger Lügenmährchen ſo ins Gemeine herabgezogen, da iſt die Mährchenamme, wie ſie die Kinderphantaſie mit Uebertreibungen weckt und neckt und der Glaubwürdigkeit ihrer eigenen Schwänke ſpottet, ſo leibhaftig in die Götterlehre eingetreten, daß wir zur Ehre der wackeren Nordländer glauben wollen, es ſei hier eine chriſtliche Hand im Spiele geweſen, die den Aberglauben des Götterſyſtems aus ſeiner eigenen Natur heraus mit ungeheuren Unglaublichkeiten lächerlich machen und untergraben wollte. Haben doch nicht wenige Forſcher ſelbſt in den älteſten Eddaliedern, in jenem Trinkgelage Oegirs und Aehnlichem ſchon die Vorſpiele der ſpäteren ſkaldiſchen Spottlieder geſehen; und Andere haben geradezu chriſtliche und bibliſche Einwirkungen vermuthet in den Stellen der Völuſpa über die Vorzeichen des Weltuntergangs und in den Anſpielungen auf das Erſcheinen jenes unnennbaren Gewaltigen von oben, der bei Verjüngung der Welt mit neuen heiligen Satzungen eine neue Ordnung gründen werde; wo die Strophen in Wahrheit einen Ton einfältiger Ehrfurcht annehmen, der den Eddaliedern ſonſt völlig fremd iſt. Die älteſten dieſer Geſänge ſind zu der uns erhaltenen Geſtalt früheſtens im 8. Jh. ausgebildet,

in der Zeit, da der Islam vor den fränkiſchen Waffen wich, das Chriſtenthum unter dem großen Karl ſeine Eroberung des germaniſchen Feſtlandes vollendete, da die erſten chriſtlichen Sendboten in den Norden ſelber vorzudringen begannen; nichts wäre daher möglicher oder wahrſcheinlicher, als daß ſchon damals das ahnungsvolle Hörenſagen von dem weltbezwingenden Chriſtengotte mit unwiderſtehlichem Nachdruck bis in die fernſten Winkel des nordiſchen Lebens gedrungen war. Die größten Verehrer der nordiſchen Götterlehre geben zu, daß in ihr, in ſich ſelbſt, ſchon ein Keim der Zerſetzung dieſer heidniſchen Geſtalt des Religionsglaubens erkennbar ſei; daß ſich in jenen tragiſchen Vorſtellungen von dem Weltuntergange ein Gefühl des Ungenügens ausſpreche, in das die chriſtlichen Ideen wie in eine Breſche eindringen mußten; wie denn aus den Bekehrungsgeſchichten nordiſcher Könige und Gemeinen greiflich zu belegen iſt, daß die ätheriſche Lehre von dem ewigen, Einen Gott-Schöpfer den innerlich wurmſtichigen Glauben an die geſchaffenen und vergänglichen Götter des Nordens längſt auflöſend unterwühlt hatte. Es iſt nun aber nichts zu erdenken, was einem Götterglauben alle Kraft erobernder Ausbreitung ſo in ſich ſelber hätte lähmen müſſen, wie dieſer Zweifel der Gläubigen an ihren Göttern, ja dieſer Zweifel der Götter an ſich ſelbſt, der die nordiſche Mythe durchzieht.

Die feſtländiſchen deutſchen Stämme machen uns durch die langen Jahrhunderte vor ihrer Bekehrung, ob heidniſche Römer oder chriſtliche Mönche von ihnen berichten, den Eindruck, als ob ſie ſich, zwiſchen die religiöſen Einwirkungen des Nordens und Südens geſtellt, theils leidend theils gleichgültig, allen Eindrücken bald nachgebend bald ausweichend, unſchlüſſig, geſpalten untereinander und Viele in ſich ſelbſt uneinig verhalten hätten: ein leidiger Zug unſers Nationalcharakters, der in allen Dingen durch alle Zeiten reicht. Gab es eine lebenvoll ausgeſtaltete Mythologie unter ihnen, ſo iſt es vollſtändig unerklärlich, daß weder die Römer, die damals alle Culte der Welt kannten, trotz ihrem ſäcularen Verkehre mit Myriaden nach Italien verſetzter

Deutſchen, irgend etwas eingängliches davon hätten wiſſen und berichten ſollen, noch auch ſpäter die chriſtlichen Miſſionäre und Geſchichtſchreiber. Das frühe Zeugniß des praktiſchen und welterfahrenen Cäſar, „des höchſten Gewährsmanns", daß die Germanen nur einen Naturdienſt kannten ohne das ausgebildete Opfer- und Prieſterweſen der Gallier, daß ſie nur die ſichtbaren Elementargötter, Sonne Mond und Feuer anbeteten und von den übrigen nicht einmal durch Hörenſagen wußten, muß für eine geſchichtliche Unterſuchung über deutſchen Religionsglauben der unverrückbare Ausgangspunct bleiben; denn es wird weſentlich den Kern der Wahrheit treffen, wie feierlich zwar J. Grimm dawider Einſprache erhob, daß die Religion der alten Deutſchen ein ſtumpfer Naturdienſt geweſen ſei. Springt man von Cäſars Ausſpruch zu den chriſtlichen Mittheilungen aus dem 8. Jh. in dem Leben des h. Bonifacius von Wilibald und anderen auf Winfrids Wirkſamkeit bezügliche Quellen über, ſo traf dieſer deutſche Apoſtel unter den Heſſen nur auf ſolche Heiden, die wohl einzelne Götternamen, aber offenbar eine ausgebildete Götterſage nicht kannten, die nur in verſchiedenem Aberglauben befangen Bäumen und Quellen opferten, mit Zauber und Weiſſagerei ſich befaßten, auf Vogelflug und andere Vorzeichen achteten; und Alles, was wir aus den langen Zwiſchenzeiten erfahren, weist durchweg auf ähnliche Zuſtände hin. So dauerte unter den Alemannen bis ins 6. Jh. die Verehrung von Bäumen Quellen Hügeln und Schluchten fort, wie unter den Franken ſelbſt, ihren Beſiegern, damals am Rheine noch Götzenhaine gefunden wurden; Concilien und Reichstage im Frankenreich hatten noch bis ins 8. Jh. die Verehrung von Idolen, von heiligen Hainen, Bäumen, Steinen und Quellen zu verpönen. Möchten die Deutſchen zu Tacitus' Zeit, zumal die im Norden an die ſcandinaviſche Welt Angrenzenden, zum Dienſte um menſchengeſtaltete, einer mythiſchen Ausbildung fähigere Götter ſtammweiſe verſammelt geweſen ſein: der Untergang dieſer Culte unter den ewigen Zerſtreuungen und Wanderungen der Stämme würde allein ausreichen, ihre Erſetzung durch

einen allgemeineren Naturdienſt zu erklären. Man mag dieſen Naturdienſt ſtumpf ſchelten; und doch wird es weſentlich ihm zuzuſchreiben ſein, daß die chriſtlichen Sendboten die germaniſchen Heiden durch ein gewiſſes natürliches Geſetz in geringerer Zwietracht zu dem Chriſtenthum fanden: da kein dichteriſch oder prieſterlich formulirter Götterglaube ſie fanatiſirte, noch ihre guten Sitten in ehelichen häuslichen kriegeriſchen Dingen beeinträchtigte, ſo entdeckten die Verkünder des Chriſtenthums in ihrem Religionsglauben nur ſchwach beſchriebene Blätter, deren Schrift in ſich ſelber verwiſcht war. So, und nur ſo erklärt es ſich, daß Bonifaz in Heſſen auf eine wahre Muſterkarte von Indifferentismus ſtoßen konnte, wo er Chriſten antraf gemiſcht mit Anderen, die ſich gegen Chriſtenthum wie gegen Heidenthum gleichgültig verhielten; und wieder Heiden, die ihren Bräuchen theils offen theils in Heimlichkeit oblagen und mit chriſtlichen Edlen, ja mit Geiſtlichen verkehrten, welche wieder an ihren heidniſchen Opfern und Verrichtungen Antheil nahmen. Alles ſcheint gleich bezeichnend für einen farbloſen Religionszuſtand, der voll Aberglaubens aber ohne viel poſitiven oder gemeinſamen mythiſchen Glauben war. Im Norden gab es Holztempel mit Götterbildern und in Holz geſchnittenen Darſtellungen der Götterſage; unter den Deutſchen wird ähnliches nur von den Frieſen und den aus dem Norden ausgewanderten Gothen erwähnt. Die älteſten Bezeichnungen der Tempel bedeuteten bei ihnen Hain und Wald[5]; ſie ſahen es nach Tacitus für unverträglich mit der Hoheit der Götter an, ſie in Wände zu ſchließen und in menſchliche Geſtalt zu bilden. In geweihten Wäldern feierten die Sueven, die Tacitus an das baltiſche Meer ſetzt, den Gottesdienſt der Mutter Erde, und die Naharnavalen das jugendliche Brüderpaar, die Alken, und die Sennonen den Allherrſcher, deſſen Sitz man in ihrem altheiligen Bundeshaine dachte. Baukunſt und Bildnerei blieben bei dieſer Ungunſt, mit der ſie angeſehen waren, nothwendig lange in der

5) J. Grimm, Geſch. der deutſchen Sprache. Ed. 2. p. 82.

BIBLIOTECA NAZIONALE ROMA

äußerſten Kindheit, wie bei den Alten in den Zeiten, da ſie ihre Götter mit Symbolen, mit Hermen und Säulen bezeichneten; ähnlich wie die Sachſen ihrem Irmin einen Baumſtamm geweiht hatten, wie die Aeſtyer als Schutzſymbole Ebenbilder trugen, wie die Sueven zum Sinnbild ihres Iſisdienſtes, wie Tacitus ihre weibliche Gottheit nennt, ein Boot hatten. In den Zeiten ſolcher Symbolverehrung aber gab es ſicherlich auch in Griechenland noch keine ausgebildete Mythenwelt. Mit übernatürlichen götterähnlichen Weſen eines niederen Ranges mögen die Vorſtellungen überfüllt geweſen ſein, dieß verträgt ſich mit einem Naturdienſt wohl; was von dem ſpäteren Volksglauben dieſer Art in die Zeiten weit hinaufreicht, iſt nicht klar auszumachen.

Daß einige wenige der nordiſchen Götter majorum gentium, daß Wodan beſonders allen deutſchen Stämmen gemein geweſen, iſt ausdrücklich bezeugt und zweifellos. Viele Orts- und Bergnamen bewähren, daß die Landes-Aſen Norwegs und Dänemarks, Thor und Odin, als Donar und Wodan über ganz Deutſchland hin bekannt waren. In alten Abſchwörungsformeln erſcheint neben ihnen noch Sarnot, der bei den Oſtangeln durch die Benennungen ſeiner Kinder und Enkel deutlich als ein Kriegsgott gezeichnet iſt, wie der nordiſche Tyr. Aus den ſchwäbiſchen, frieſiſchen und bairiſchen Benennungen des Dienſtags (Ziſtac, Ertac, Tysdei) vermuthet man in dieſen Stämmen für denſelben Schwertgott, der auch für identiſch mit Irmin gilt, die Namen Ziu, Er, Tiu. Außer dieſen Gottheiten hat man in zwei (Merſeburger) Zauberſprüchen[6]) noch einige zuvor nur im Norden nachgewieſene Götter, Baldur-Phol und zwei Schweſternpaare genannt gefunden: Sinthgunt und Sunna, Volla und Fria (die Frigg des Nordens, wo Fulla ihre Dienerin, nicht Schweſter iſt). Ueberall aber ſind es eben nur Namen, die wir hören, von einer Sage kaum eine Spur, und dann nur unter den nördlichen Grenzſtämmen, unter welchen auch Göttergenealogien umgingen, die von den Miſſionären

6) In den Denkmälern deutſcher Poeſie und Proſa aus dem 8—12. Jh. Von Müllenhoff und Scherer. Berlin 1864. S. 7.

benutzt wurden, um aus ihnen die Sterblichkeit der Heidengötter darzuthun. Und unter jenen Namen blieben die ſicherſten immer nur jene drei, denen ungefähr die drei latiniſirten entſprechen, die Tacitus als die höchſten bezeichnet: Mercur, den man auf den huttragenden Odin bezog, Mars (Tyr) und Hercules, den die Deutſchen als den Erſten aller Helden bei anbrechender Schlacht beſungen hätten: eine zweite Kriegsgottheit alſo, die man römiſcherſeits auf Hercules deutete. Wenn Tacitus an dieſen Eindrang des Hercules anknüpfend die Sage erwähnt, auch Ulyß ſei nach Deutſchland gekommen und habe Asciburg gebaut, ſo gilt uns dieß, trotz den ſcharfſinnigen Auslegungen die eine Verwechslung mit einem Stammgott der Iscävonen annehmen, für nichts als eine müßige Erfindung römiſcher Archäologen. Tacitus ſelbſt erwähnt ſie nur zweifelnd, während er ſich an anderer Stelle doch auch ernſtliche Gedanken über den wirklichen Eingang fremder Culte macht; und dieß ſchwerlich ganz mit Unrecht, wenn auch der ſtärkere nationale Gegenſatz der Deutſchen gegen die Römer es nie dahin kommen ließ, daß ſich bei ihnen in der Art wie bei den Galliern heimiſche und römiſche Culte vermengt hätten. Ein irgend ausgebildeter, gegen fremde Einwirkung ſo abgeſchloſſener Mythenglaube oder Mythendichtung aber wie die nordiſche, hätte einer ſolchen Vermiſchung — nach unſeren Anſchauungen von dem Religionsweſen der Germanen — ſicherlich nicht entgegengeſtanden, am wenigſten eine Mythendichtung, die durch irgend einen prieſterlichen Einfluß wäre geheiligt geweſen. Prieſter- und Dichterkaſten, geſonderte Stände von Druiden und Barden gab es unter den Germanen nicht; und die romaniſirten Geſchichtſchreiber der Gothen, Caſſiodor-Jordanes und ihr Gewährsmann Chryſoſtomus, hätten ſich von ihrer Zuſammenſchweißung der Geten und Gothen durch nichts ſo ſehr ſollen abhalten laſſen, wie durch die hierarchiſche, prieſterlich-prophetiſche Rolle, welche die Sage den Fürſten und Edlen der Geten beilegte. Denn dieß ſteht in grellem Widerſpruche zu Allem, was wir ächtes von dem Prieſterweſen der germaniſchen Heidenzeit im Norden und Süden gleichmäßig

wiſſen. Den Hausgebeten und Opfern ſtand der Hausvater, den öffentlichen Gemeindeopfern der Bezirksvorſtand als Prieſter vor; die Opferſtätte war im Norden zugleich Gericht- und Dingſtätte, und auch in Deutſchland ſtand das Prieſteramt in enger Beziehung zu dem Rechts- und Strafweſen. Auf einen Zuſammenhang zwiſchen Prieſtern und Dichtern deuten ſelbſt im Norden die geſammten Quellen kaum in Einer fernen Spur. Gebete, Zauber- Segen- und Beſchwörungsformeln zum Schutz oder zur Heilung befürchteter oder erlittener Uebel, Runenſprüche zu Weiſſagung und Loos, vielfache Denkmale mannichfaltigen Aberglaubens ſind im Norden wie im Süden weit verbreitet geweſen; ſie ſind das älteſte was in die älteſte Schrift, die Runen, übergegangen iſt, die über alle deutſchen Stämme von Schleswig bis Burgund, von England bis Dacien verbreitet waren. Wie es unter den kurzen Runenſprüchen auf den zahlreichen Goldbracteaten aus dem 5.—8. Jh. ſolche Amuletinſchriften heidniſchen und chriſtlichen Glaubens gibt, ſo ſind auch in ſpäterer Schrift einige ſchon ausgebildetere poetiſche Stücke von beiderlei Art in Deutſchland erhalten, chriſtliche die auf heidniſche Unterlage zurückweiſen, und rein heidniſche, wie die erwähnten Merſeburger Sprüche, der eine gegen Verrenkung, der andere gegen Haftfeſſeln. So hat man auch in ſonſtigen geiſtlichen Dichtungsreſten aus den erſten chriſtlichen Jahrhunderten vielerlei heidniſche An- und Nachklänge aufgeſpürt, worauf wir gelegentlich zurückkommen werden; was man darin von Stoffen nordiſch-heidniſcher Mythe hat auswittern wollen, iſt weit zu beſtreitbar, als daß eine Geſchichte der Dichtung darauf eingehen könnte. Daß in dem oberdeutſchen Fragmente eines Gedichtes, dem man den Namen Muspilli gegeben, in die Schilderung von dem Kampfe des Antichriſt mit Elias Züge der nordiſchen Sage von Thors und Odins Kämpfen bei dem Weltuntergange eingeſpielt hätten, iſt von J. Grimm behauptet, von Anderen geleugnet worden [7]; ſo wieder verfechten zwei

7) Müllenhoff in Haupts Zeitſchrift 11, 381. Zarncke in den Berichten der k. ſächſ. Geſ. der Wiſſ. 1866. S. 191.

ſchroff entgegengeſetzte Meinungen [8]), die eine: daß in dem ſog. Weſſobrunner Gebete (dem kleinen Fragmente einer älteſten ſächſiſchen, in dem bairiſchen Kloſter wahrſcheinlich umgeſchriebenen Dichtung,) nordiſche Vorſtellungen von den vorweltlichen Dingen, daß in ihm geradezu eine Liedſtrophe der Völuſpa ſelbſt in der nordiſchen Form des Liodhahattr nachklinge; die andere: daß darin der Anfang einer Paraphraſe der bibliſchen Schöpfungsgeſchichte vorliege, und die zwar zum Heliand gehöre! eine dritte Meinung könnte dahin gehen, daß in der That drei poetiſche Schilderungen von einer ungeſchaffenen Welt ſich ſo weit wie hier geſchieht unausbleiblich einander nähern werden. Wie verführeriſch, nach einmal eingeſogenem Vorurtheil, das Nachſpähen nach heidniſchen Ueberbleibſeln wirkt, mag man an dem angeſtellten Verſuche prüfen, auch in Ulfila's gothiſcher Bibelüberſetzung ſolche Anknüpfungen an mythiſche Vorſtellungen des Heidenthums zu entdecken [9]).

Das Ergebniß unſerer nur andeutenden Betrachtungen über das Religionsweſen unſerer Vorfahren iſt ein weſentlich negatives: daß wir uns aus den ſpärlichen Reſten der römiſchen und chriſtlichen Zeugniſſe und aus den geringen erhaltenen Denkmälern heidniſcher Ueberlieferung keinen irgend beſtimmten Begriff von den mythiſchen Vorſtellungen oder gar von einer Mythendichtung unſerer älteſten Vorfahren zu bilden vermögen. Wir glauben es dem Hiſtoriker nicht geſtattet, den kühnen Auslegungskünſten zu folgen, womit die Mythologen die Lücken der Ueberlieferung auszufüllen und in das Zuſammenhangloſe ein Syſtem zu bringen ſuchen. Die klarſten Denker unter ihnen ſind längſt geſtändig, der Mitwirkung der Phantaſie, des Gemüths, der ahnenden Combination zu bedürfen, um Licht in die dunklen mythiſchen Regionen zu tragen: der Geſchichtſchreiber muß

8) Müllenhoffs und Wackernagels.

9) W. Krafft, Anfänge der chriſtlichen Kirche bei den germaniſchen Völkern. Berlin 1854. 1, 267.

ſich grundſätzlich der Beiziehung dieſer Geiſteskräfte entſchlagen. An der misslichen Grenze, wo ſich die mythologiſche Nyktalopie, und die philologiſch-archäologiſche Mikroſkopie von dem geſunden Menſchenverſtande oder von dem klaren Buchſtaben der geſchichtlichen Zeugniſſe ſcheidet, muß er einhalten, auch auf die Gefahr hin, der Oberflächlichkeit oder Bequemlichkeit geziehen zu werden. Wenn wir, in dem Eifer jede hingeworfene Angabe der alten Autoren als ein Orakel zu deuten, über der Asciburg des Tacitus auf die Vermuthung fallen, der Römer habe ſchon die angelſächſiſche Sage von Skeaf gekannt, der in einem Schiffe (ask) ſchlafend ans Land getragen wird wie Ulyß nach Ithaca; wenn wir aus der Notiz über den Cultus der Alken, die Tacitus mit Caſtor und Pollux verſchmilzt, die Kenntniß einer Hartungenſage herausleſen, die zu den griechiſchen und ariſchen Mythen von den Dioskuren, von Açvinau und Divonapatas hinzutrete, was thun wir anders, als daß wir dem römiſchen Hiſtoriker unſer weltumſpannendes Wiſſen unterſchieben, wie Er den Deutſchen ſeine römiſchen Götter? Es fehlte nur noch, daß ſich der literariſche Betrug in dieſe Spiele der gelehrten Neugierde hineinmiſchte! Begrüßte doch J. Grimm in dem berüchtigten Schlummerliede [10]) den wunderbarſten Fund, in dem die ſeit Tacitus begrabene Tanfana erwacht ſei! So wenig aber jene Deutungen fragmentariſcher Sagenräthſel der geſchichtlichen Wiſſenſchaft eine ſichere Bereicherung bringen, ſo wenig die weitauseinander verſchlagenen ſyſtematiſchen Auslegungen der nordiſchen Mythenwelt, die zwar alle mit gleicher Sicherheit auftreten: die Ausleger fahren alle mit dem wunderbaren Schiffe Skidbladnir, das, ſobald ſeine Segel ſchwellen, wohin es auch ſteuere, günſtigen Fahrwind hat. Selbſt die vorſichtigſten, die ſich auf eine naturſymboliſche Deutung beſchränken, gerathen bald in eine Uebertreibung und Einſeitigkeit, die von J. Grimm ſchon weiſe gerügt

10) Von Jaffé als eine Fälſchung Zapperts nachgewieſen in Haupts Zeitſchrift 13, 496.

worden iſt; die philoſophiſchen vollends, die aſtronomiſchen, die chemiſchen Auslegungen (der Finn Magnuſſen, P. F. Müller und Trautvetter), welchen anderen Werth könnten ſie haben, als die euhemeriſtiſchen des Saxo Grammaticus? Aus dieſen Quellen muß der Geſchichtſchreiber zu trinken verſchmähen, aus Furcht wie Odin bei ſeinem Trunk aus Mimirs Weisheitsbrunnen wenigſtens Eines ſeiner geſunden Augen daran ſetzen zu müſſen. Für ihn bleibt es, trotz den unermeßlichſten gelehrten Bemühungen, bei den Ausſprüchen einiger wenigen vorſichtigeren Männer beſonders unter unſeren überſeeiſchen Brüdern, die es ſich einfach geſtehen, daß wir in Deutſchland, und ſo auch unter den Angelſachſen [11]), nur Trümmerhaufen übrig haben eines mythologiſchen Baues von unerkennbarer Geſtalt, daß uns ein Plan zu ſeiner Herſtellung gänzlich mangle [12]) und daß auch die Anſtrengungen dieſen Mangel durch Kunſt zu erſetzen nicht gelungen zu nennen ſind. „Man gewahrt, ſagte Geijer, einen Tempel, darin die Gelehrſamkeit ſich ſelbſt vergöttert; allein die Stimme des Volkes iſt nicht vernommen.“

Seit dieß geſchrieben ward, iſt allerdings durch ein neues Geſchlecht von Mythenforſchern auch dieſe Stimme des Volkes vernommen, d. h. ins Verhör genommen worden; wie weit ſie gehört worden iſt, iſt für uns eine andere Frage. Die erſte Entdeckung J. Grimms von dem Niederſchlag alter Göttermythen in den Volksmährchen war der beneidenswerthe Blick des Genies; was ſeitdem in der weiten Welt geſchehen iſt, dieſen Bodenſatz aufzurühren, um in jedem Ammenmährchen Quellen des alten heidniſchen Götterglaubens zu entdecken, das, in ſeiner großen Maſſe, kann ein ernſter Mann kaum mit weniger Widerwillen anſehen, als die Urkundenſammlungen zu Juſtinus Kerners Geiſterſeherei: Trug und Selbſtbetrug verblendete da wie dort die Klügſten, der Wahn und Wahnwitz ward zu einer Mode, die

11) Vgl. Cädmon ed. Bouterwek. Elberfeld 1849—54. I. p. XLV. ff.
12) Thorpe, northern mythology. Lond. 1851.

Mode zu einem guten Geſchäfte und die ſinnloſeſte Unkritik waltet in einer Materie, die, in ſich ſelbſt entblößt von ſicheren Kriterien, ſchwer controllirbar iſt, und leider auch uncontrollirt bleiben wird, weil kein planer Kopf unternehmen möchte, die Natur der Quellen dieſer Forſchung oder auch die Natur dieſer blendenden und geblendeten Forſchung ſelber aufzudecken. Es gibt keine Geiſtesneigung, die epidemiſcher anſteckt als Aberglauben; wenn Sprüche, Räthſel, Schwänke, Anekdoten, Novellen und Geſchichten aus allen Zeiten in alle Räume unter alle Völker ſich ausgebreitet haben, ſo iſt nichts erklärlicher, als daß auch die Miasmen des Aberglaubens noch viel weiter durch alle Poren primitiver Bildungen drangen. Was aber ſoll bei dem Zerlegen der ſchwirrenden Schatten dieſer Wahnbilder herauskommen, die bei jedem Verſuch des Ergreifens unter den Händen zerrinnen, und die noch dazu in den widerſprechendſten Geſtalten ſpielen müſſen, wenn es doch die Anatomen gibt, die bei ihrer Zerſetzung des mythiſchen Blutgerinſels gradehin erklären, daß das Ueberſpringen in vollſtändige Gegenſätze bei Einerlei Gegenſtand in der Natur dieſer Wahnſchöpfungen gelegen ſei; wo ſie denn „in mythologiſcher Betrachtung" Brunhilde und Krimhilde, und Siegfried und den Drachen nur für zwei Seiten von je einerlei Weſen erklären! In vereinzelten Fällen, an abgelegenen Orten, mögen ſich wohl altmythiſche Züge in Mährchen fortgepflanzt haben, obwohl nicht in Island einmal, dem Vaterlande der Edda, die man dort freilich ſo ſchwärmeriſch nicht verehrt wie unter unſeren Mythologen, Götterſagen im Volksmunde erhalten ſind. Welche ſicheren Ergebniſſe aber ſollen aus dem willkürlichſten Zuſammenſtellen der entfernteſten Sagenähnlichkeiten erzielt werden bei einer Methode, welche die erſte aller anzuſtellenden Erwägungen gänzlich bei Seite läßt: daß die gleiche Natur der Einbildungskraft nach den ähnlichen Bedürfniſſen des menſchlichen Geiſtes aus ähnlichem Stoffe die ähnlichen Trachten des Aberglaubens zu allen Zeiten und an allen Orten erſchaffen kann und wird! Geht man freilich einmal von der Vorausſetzung aus, daß hinter allen Kunzen und Gunzeln, von denen

die Amme erzählt, etwas von Götterſage ſtecken möge oder müſſe, ſo ergibt ſichs von ſelbſt, daß man in jeder Hexe des Mährchens, in jedem dummen Teufel der Legende, in jeder Figur des Volkslieds, und vollends der Heldenſage Götter und Göttinnen vermuthet. Man ſucht dann die Rieſin Gridh in der ſchwarzen Grete; man ſieht die ſächſiſchen Mädchen des Handwerksburſchenlieds auf der Ureſche und Ulme wachſen, aus welchen Odin die erſten Menſchen erſchuf; man erkennt den Vater des Tages Dellingr und ſeinen Kampf mit der Nacht in dem Türkenſchläger Döllinger des Volksliedes wieder; und daß in dem heute lebenden erleuchteten Verneiner der päbſtlichen Unfehlbarkeit derſelbe heidniſche Lichtteufel ſein Unweſen treibe, das werden die römiſchen Theologen noch ſchneller ausfinden als unſere Mythologen. Weil die heilige Urſula urſprünglich Pinnoſa hieß, und Pinn in Kölner Mundart einen Stachel bedeutet, ſo ſteckt die Valkyre Brunhilde dahinter, die der Schlafdorn in Schlummer verſetzte! Die zwei Hauptgötter vollends ſind heute in der Chriſtenwelt noch eben ſo mächtig wie in der Heidenzeit. Im Däumling des Kindermährchens findet man den in Hymirs Rieſenhandſchuh verſteckten Thor wieder; der ſtarke Hans, der die Glocke auf den Kopf ſtülpt, iſt kein Anderer als derſelbe Aufe mit dem großen Keſſel auf dem Haupt! und wenn die Schwaben vom Hageln ſagen: „es kitzibommlet“ (es wirft Ziegendreck), ſo wiſſen die vergeßlichen Thordiener nur nicht, daß ſie von Thors Böcken reden, die in zackigen Blitzſprüngen von Berg- zu Bergſpitze ſpringen! So wittert man den Wanderer Wodan in jedem Reiſenden aus, ſelbſt in dem wandernden Juden; ja in dem Knüppel aus dem Sack des Kinderſpiels hat man Wodans Speer entdeckt! Nichts iſt in dieſer Lehre von dem ewigen Heidenthum ausgemachter, als daß in der Sage von dem wilden Jäger von keinem Andern als von Wodan die Rede iſt, die doch aus lebendigen Verhältniſſen ſelbſtändig aufgeſchoſſen, weithin übereinſtimmend in der handgreiflichſten Abſicht die verderbliche Jagdwuth geißelt! Iſt man doch ſo weit gegangen, im Ulfilas, weil er das Beiwort vods für beſeſſen braucht,

herauszufinden, daß ſchon Er den Wuotan zu dem wüthenden Geiſte gemacht habe, der die Beſeſſenen ergreift und daß nach ſeinem Vorgang Wodan bei allen deutſchen Stämmen zu dem Anführer des wilden Heeres geworden ſei! Wenn der Geſchichtſchreiber an dergleichen neuen Bereicherungen der alten Mythendichtung aus dergleichen Weisheit ſchweigend vorübergeht, ſo wird er ſich wohl nicht weiter zu rechtfertigen haben. Wir reden in der Dichtungsgeſchichte nur von ſolchen poetiſchen Geiſteserzeugniſſen, die in ſchriftliche Urkunden übergegangen ſind. Wären ſelbſt die Ausgeburten des deutſchen Volksaberglaubens in ſolchen Urkunden ächter älterer Ueberlieferung erhalten, ſelbſt dann würden ſie das Intereſſe der Dichtungsgeſchichte nur in Ausnahmsfällen tief erregen können. Wenn ein großer Poet in die dunkle Wahnwelt des Haufens mit dem zündenden Funken ſeines Geiſtes eine reizende Helle wirft, wenn ein poetiſcher Seher wie Shakeſpeare den öden Vorſtellungen von Schickſalsgöttern Elementargeiſtern und Nachtelfen die fruchtbarſten Ideen entlockt, dieß iſt würdiger Stoff für den Erforſcher der Dichtung und ihrer Geſchichte, nicht die formloſe Mährchenerzählung, die im Munde der Menge und in den Winkeln des Aber- und Kinderglaubens den ganzen Kreis ihrer Ausbildung durchlaufen hat.

Wir wenden uns nach dieſen Erörterungen über die muthmaßliche Dichtung religiös-mythiſcher Art unter unſeren Vorfahren zu dem angebauteren Gebiete ihrer weltlich-hiſtoriſchen Dichtung herüber. Auch über ihre erſten Anfänge danken wir faſt die einzige Kunde dem Tacitus. Zunächſt erwähnt er die Schlachtgeſänge der Germanen ſeiner Zeit. Nachts vor dem Kampfe erſcholl in ihren Lagern Lärm und Geſang; unter dem Geſang der Männer erfolgte der Angriff und unter dem Geheule der Weiber. Eine eigene Art von Schlachtliedern waren die, durch deren Vortrag, den man Barditus nannte [13], der Muth entzündet wurde und aus deren Klang man den

13) Germ. c. 3. Barditus vom nordiſchen bardhi Schild. Die baritus leſen, leiten es von dem altfrieſiſchen barja, ſchreien, her.

Erfolg des Kampfes wahrſagte: es war ein wildes, durch den an den Mund gehaltenen Schild gebrochenes Getöſe, aus deſſen Stärke leicht auf den Ausgang der Schlacht zu ſchließen war. Solch ein wildfröhlicher Geſang war auch bei ihren Gelagen üblich [14]). Lieder dieſer Art mußten wohl am erſten verſchwinden. Es hätten ſich denn Fremde finden müſſen, die ſo viel Sinn für dieſe junge Volksdichtung und ſo viel Sprachkenntniß gehabt hätten, um ſie aufzuzeichnen. Und Schade iſt es, daß uns kein näher mit den Deutſchen beſchäftigter Römer etwas von dieſen Dingen aufbewahrt hat; ſollte Ovid die barbariſche Sprache erlernt haben, hätte er uns doch Verſe daraus überſetzt, ſtatt ſpielend deren zu machen! Aber freilich welchen Geſchmack ſollten die Römer an deutſchen Liedern finden, die dem Einen wie das Geſchrei kreiſchender Vögel lauteten, während der Andere ſich vor der Härte der bloßen deutſchen Berg- und Völkernamen entſetzte! Hat doch ſo ſpät noch ſelbſt Otfried den Klang deutſcher Worte zwiſchen den lateiniſchen zum Lachen abſtechend gefunden!

Am merkwürdigſten wäre unſtreitig für uns, wenn uns auch nur ein näherer Bericht über die Volksgeſänge eines hiſtoriſchen Inhalts wäre erhalten worden. Tacitus aber klagt ja ſelbſt, daß die Griechen, in deren Händen die Literatur war, nur das Ihrige bewunderten und unbekannt mit Armin waren, den noch lange Jahre nach ſeinem Leben die Lieder der Deutſchen beſangen. Dies iſt das erſte unter den Zeugniſſen, die wir über die Anfänge des epiſch-hiſtoriſchen Volksgeſangs deutſcher Stämme beſitzen, und gewiß das unverdächtigſte, zu deſſen Bezweiflung nicht der geringſte Anlaß vorliegt. Die Vermengung eines dunkeln Heroen Irmin mit dem geſchichtlichen Armin anzunehmen, hieße die reinſte Freude an der klarſten geſchichtlichen Ueberlieferung trüben; und es wäre dies gleich in einem erſten Beiſpiele ein Uebergriff der mythologiſchen Deutung in die helle Geſchichte, der kaum durch ein Gegenbeiſpiel der hiſtoriſchen Deutung von Mythen

14) Tacit. annal. 1, 65.

aufgewogen wäre, deren man ſich auf der anderen Seite ſchuldig gemacht hat.

Daß der ähnliche Volksgeſang von einer mehr oder minder unmittelbar geſchichtlichen Natur in allen deutſchen Stämmen herrſchte, läßt ſich aus der Geſchichtsſage faſt jedes deutſchen Volkes darthun. So erhält man aus Jordanes' Werkchen über Urſprung und Thaten der Gothen[15]) den Eindruck, daß in ſeinem Gothenvolke, mit deſſen Königsgeſchlechte, den Amalern, er verwandt war, unmittelbar nach jedem bedeutenden Ereigniſſe der Liederquell friſch aus dem Boden der Gegenwart aufſprang. Theodorichs Leiche ward (Jordan. c. 4.) mit ehrendem Liede vom Schlachtfeld getragen, und über dem todten Attila erſchollen Geſänge. Und ſo lebte auch die Vergangenheit im Andenken der Dichtung fort: in die Schlacht gehend ſangen die gothiſchen Krieger mit rohem Geſchrei den Preis ihrer Ahnen; vor den edlen Fürſtengeſchlechtern der Weſt- und Oſtgothen aber, den Balthen und Amalern, wurden die Thaten der Helden zum Kitharſpiele geſungen. Gleich in den Anfängen des vom Norden auswandernden Volkes bezeugt Jordanes von den alten Liedern über Filimers Zug ausdrücklich den faſt hiſtoriſchen Charakter, wiewohl grade dort ſeine magre Erzählung mythiſch-wunderhafte Beſtandtheile durchblicken läßt. Von den einzelnen Helden, deren Thaten die gothiſchen Lieder feierten, nennt Jordanes beiſpielsweiſe die Etharparmara, Hamala, Fridigern und Widigoia, in welchem letzteren man den Wittich der ſpäteren Heldendichtung vermuthet; er war einer Nachſtellung der Sarmaten erlegen, ſo wie Fridigern, der neben ihm genannte, von einer treuloſen Nachſtellung des römiſchen Feldherrn Lupicinus in Marcianopel

15) Das Büchlein, um 551 geſchrieben, entſtand aus flüchtigen, früher in andern Zwecken gemachten Auszügen aus der verlorenen Gothengeſchichte von Caſſiodor (533); und leider fehlen uns zur Vergleichung, außer Ammianus, alle ächt geſchichtlichen Quellen, die ſkythiſche Geſchichte des römiſchen Kriegsmanns Dexippus und deſſen muthmaßlicher lateiniſcher Bearbeiter Ablavius, ſo wie das Werk ſeines Fortſetzers Eunapius Τὰ μετὰ Δέξιππον. Vgl. Wattenbach, deutſche Geſchichtsquellen ed. 2. 1866. p. 48 f. und die dort angeführten Schriften.

bedroht war, aus der er ſich durchſchlug: eine Scene, die, geſchichtlich wie ſie iſt, eine poetiſche Wirkung zu machen wohl geeignet war. Dieſes Abenteuer fällt in die Zeit, da die Gothen von der großen hunniſchen Flut (a. 375) überwälzt und in einen Völkerkampf um ihr Daſein geſtürzt wurden, der für die Geſchlechtsdichtung ein Saatfeld von großer Ergiebigkeit ward, während ihre früheren Thaten, als ſie in kühnem Andrang (237—69) das römiſche Oſtreich zu Land und See, bis in die Krim, bis Kappadocien und den Peloponnes hin erſchütterten, in der Sagengeſchichte gänzlich vergeſſen ſind. Der erſte Schlag der Hunnen traf den greiſen Hermanrich, der im Stile der römiſchen Machthaber eine weite Völkerherrſchaft begründet, zuletzt noch nach einem großen Blutbade die Heruler unterworfen hatte, nun aber von den Hunnen überzogen nach vergeblichem Widerſtande ſich verzweifelnd den Tod gab. Dieß Ereigniß, das Ammian[16]) in aller hiſtoriſchen Einfachheit erzählt, iſt bei Jordanes (c. 24) ſchon ganz ſagenhaft ausgeſponnen: der durch die hunniſchen Erfolge argwöhniſch gemachte Hermanrich läßt ein Weib aus dem treuloſen Geſchlechte der Roſomonen, Suanihilde, wegen trügeriſcher Entweichung ihres Gatten von Pferden zerreißen, wofür ihn ihre Brüder Sarus und Ammius rachedürſtend verwunden; dieſe Wunde und der Gram über ſeine ſtürzende Macht bringt dem Manne den Tod, den man mit Alexander verglichen hatte und der nachher ein Mittelpunct der germaniſchen Heldenſage ward. Dieſe Wendung ſcheint erſt nach dem Untergange der Oſtgothen eingetreten zu ſein, da Caſſiodor in einer merkwürdigen Stelle ſeiner Urkundenſammlung (Var. 11, 1.), wo er faſt allen Fürſten des Geſchlechtes der Amaler, vielleicht auf dichteriſche Sagen hindeutend, irgend ein Ruhmeszeugniß gibt, den Hermanrich allein nicht erwähnt, wohl nicht blos darum, weil der Makel blutdürſtiger Grauſamkeit auf ihm ruhte. Gleich nach Hermanrichs Tode ſcheint die Sage reiche Stoffe aus den geſchichtlichen Ereigniſſen gezogen zu

16) Ammiani Marcellini rerum gestarum lib. 31, 3.

haben, mit welchen die (freilich höchſt arme) Geſchichtserzählung bei Ammian (31, 3—5.) nicht zu vereinigen iſt. Caſſiodor erwähnt nachdrücklich (Var. 8, 9.) der edlen That „des in aller Welt beſungenen Genſimund", der von Hermanrichs einzigem (vor dem langlebenden Vater geſtorbenen) Sohne Hunimund zum Waffenſohne war angenommen worden und der nun, von dem Volke zur oberſten Gewalt berufen, die Herrſchaft edelmüthig den unmündigen Erben der Amaler erhielt [17]), indem er mit kluger Fügſamkeit in die Umſtände dem Eide und Bündniß mit den Hunnen treu blieb, an deren Seite denn auch nachher noch die drei Amaler Theodemir, Walamir und Widemir bundestreu in den catalauniſchen Feldern unter Attila fochten. Dieſe Züge der Geſchichte erklären hinlänglich, warum nachher der große Theodorich, Theodemirs Sohn, immer in dieſer treuen Abhängigkeit von den Hunnen in der deutſchen Heroendichtung erſcheint, die im Laufe der Zeit den älteren Träger der Gothenſage, Hermanrich, an Theodorichs Seite und in das Verhältniß rückte, das geſchichtlich die griechiſchen Kaiſer in ſeinem Ringkampfe mit Odoacer eingenommen haben. Wie ſich die ſpätere Dietrich-Sage ſchrittweiſe aus den wirklichen Verhältniſſen der Geſchichte entwickelte und ablöste, läßt ſich an einzelnen verknüpfenden Fäden beobachten. Theodorichs Kämpfe mit Odoacer waren eingeleitet durch den Krieg, in welchen der letztere mit den Rugiern verwickelt war, aus deren Königsfamilie Friedrich Feva's Sohn bei Theodorich Zuflucht und Beiſtand fand, dann aber während der langen Belagerung von Ravenna von ihm abfiel: Ereigniſſe, in welchen die ſpäteren Sagen von der Treuloſigkeit einzelner der Recken Dietrichs und von den unglücklichen Kämpfen, die ihn ins Elend trieben, ihre Wurzel haben mögen. Nur Ein Jahrhundert hinter den Vorgängen der wirk-

17) Die verwirrte Darſtellung dieſer dunklen Geſchichten bei Jordanes hat Beſſell (Art. Gothen in Erſch u. Grubers Encyclopädie) ſcharfſinnig zu entwirren geſucht.

lichen Geſchichte wiſſen die Geſten des Königs Theodorich [18]) ſchon von einer Niederlage Theodorichs durch Odoacer und ſeiner Flucht nach Ravenna, wo ihn ſeine Mutter mit Vorwürfen empfängt, beſchämt und ſtachelt zur Erneuerung des nun ſiegreichen Kampfes. Mit Recht hat man [19]) aufmerkſam gemacht, wie dieß ſchon ganz den Charakter des ſpornbedürftigen Dietrich der ſpäteren Sage begründet; ſo wie in derſelben Erzählung jener Geſten ſein Zweikampf mit dem Avaren Ferres, den er als Sieger beſteht, entläßt und eben dadurch an ſich kettet, die ähnlichen Kämpfe, durch die er ſich in der Sage ſeine Recken gewinnt, ſchon vorgebildet ſind, ja wie in einem Ptolemäus, den dieſelbe Quelle dem Theodorich zu einem treuen Rathe gibt, durch den er zweimal aus den Ränken des griechiſchen Hofes gerettet wird, bereits der alte Hildebrand der Sage — ſelbſt dem Namen nach — bezeichnet ſcheinen könne.

Iſt der gothiſche Liederſtoff bei Jordanes nur gar zu geſchichtähnlich, dürr und gerippenartig, ſo liegt dagegen noch eine friſche poetiſche Farbe über den langobardiſchen Geſchichten, die Paul Warnefrids Sohn († 799), ein Langobarde aus edler Familie, in ſeinem Alter auf Monteraſino verfaßte. Die Langobarden, ein kleiner in ſich geſchloſſener Stamm, nicht wie die Gothen in viele Theile getrennt, auf ihrem Zuge nach dem Süden beiſammen gehalten, nicht gleich, wie jene, durch weitläufige Eroberungen zerſplittert und der ausgebreitetſten Beſitzungen mächtig, in Italien nicht nachgiebig gegen das Römiſche wie jene, ſondern wild, zerſtörend, mit dem römiſchen Element in ſteter Feindſchaft, hielten eine üppigere Sagengeſchichte voll der ſchönſten Züge feſt. Wir haben freilich auch zur Vergleichung mit Pauls Erzählung oder ſeiner nächſten Quelle, der kurzen Schrift von der Langobarden Herkunft (Ende 7. Jh.) in dem

18) Mone, Anzeiger 4, 10. 7, 355. Oder im Fredegar bei Caniſius lect. ant. ed. Basnage. 2, 188.

19) Uhland in der Germania 1, 337.

Vorworte zu König Rotharis' Geſetzbuch, weder wirkliche Reſte der Sagendichtung, noch irgend eine bedeutende reine, vom Einfluß der Sage noch unberührte Geſchichtsquelle übrig [20]; allein ſchwerlich wird man irgend Jemanden erſt überreden müſſen, daß einerſeits eine Menge Stellen in Pauls Buche wirklich auf Liedern beruhen, deren gefälliger Inhalt noch durch den rohen lateiniſchen Vortrag anzieht, daß andrerſeits ächt geſchichtliche Unterlagen der Sagen faſt nirgends zu bezweifeln ſind. Der Anfang der Erzählungen trägt noch in dem Geſchichtchen von Wodans Beliſtung mit den Langbärten einen fremden, nordiſchen Anſtrich des Wunderbaren, an die Göttermythe Angelehnten, genau ſo wie der Anfang der Gothenſagen bei Jordanes. Sobald aber der vorrückende Zug in hellere Gegenden Deutſchlands kommt, ſo erkennt man hier ſogleich, wie unzählige Male in den alten Geſchichten zwiſchen Griechen und Orientalen, daß ein beſonnen und verſtändig beobachtendes Volk einen geſchichtlichen Stoff auch in der poetiſchen Behandlung noch der Wahrſcheinlichkeit und klaren Anordnung nahe hält. Wir wählen zum Beiſpiel die Geſchichte der Beſiegung der Heruler (um 510), aus deren abweichender Darſtellung bei Procop (de bello Got. 2, 14.) man ſchließen kann, daß dieſe Geſänge auch unter anderen Stämmen verbreitet waren, da beide Darſtellungen, weil ſie beiden Gegnern nicht zum Ruhme gereichen, nicht füglich weder unmittelbar aus langobardiſchem noch aus heruliſchem Munde gefloſſen ſind. Die Erzählung Pauls iſt dieſe: Der König Tato kriegt mit dem Herulerfürſten Rodulf. Die Urſache ihres Zwiſtes war dieſe: Ein Bruder Rodulfs war als Geſandter bei Tato geweſen; als er bei ſeinem Abzuge vor dem Hauſe von Tato's Tochter Rumetrude vorbeiritt, fiel dieſer ſein reiches Gefolge auf, und da ſie auf ihre Frage erfährt, wer er iſt, läßt ſie ihn ein-

20) Die langobardiſche Geſchichte des Biſchofs Secundus von Trient († 612) iſt verloren. Vgl. Bethmann, Paul Diaconus' Leben u. Schriften, in Pertz' Archiv t. X.

laden, einen Becher Wein anzunehmen. Er kommt mit einfältigem Herzen, das Mädchen aber läßt ſich vom Muthwillen verleiten, über ſeine winzige Geſtalt zu ſpotten; der Mann gibt ihr ihre Hohnreden zurück, und ſie, indem ſie ihren Groll darüber unter Heiterkeit verbirgt, lädt ihn zum Sitzen ein und läßt ihn dann meuchleriſch ermorden. Rodulf erregt Krieg, ihn zu rächen. Am Schlachttage ſitzt er ſorglos und des Sieges ſicher im Zelte am Spielbret, läßt einen der Seinigen auf einen Baum ſteigen, ihm den Gang des Treffens anzuſagen und droht ihm den Tod, wenn er Flucht der Heruler verkünde. Die Langobarden ſiegen; der Späher aber ruft auf Rodulf's jedesmalige Frage, die Heruler kämpften vortrefflich. Als er aber die ganze Schlachtordnung in Flucht ſieht, ruft er: Weh dir, armes Herulerland, das du vom Zorn des Himmels gebeugt wirſt! Erſchrocken fragt ihn der König: Fliehen meine Heruler? Und jener antwortet: Nicht ich, ſondern Du o König haſt es geſagt. Nun ſtürzen die Langobarden heran und hauen den König mit den Seinigen nieder. — Wer kann hier Form und Weiſe der dichteriſchen Darſtellung verkennen? Oder wer lieſt bei Paul die Geſchichten von Albolns Jugendthaten und Ritterſchlag, über den noch zu Pauls Zeiten die Sagenlieder unter Baiern, Sachſen und anderen Stämmen umliefen, oder die grauſige Sage von Roſimunde, wer die liebliche Werbung des Autharis um Theudelinde, die Feindſchaften zwiſchen Grimoald und Bertarit, die Nachſtellung Cuniberts gegen Aldo und Grauſo, den Tod des Ferdulf, ohne in allen dieſen hochpoetiſch gefärbten Stücken auf die vortrefflichſten Romanzen durchzublicken, deren Stoff zu abgerundet, deren Zahl zu groß iſt, als daß ihr Inhalt für reine Geſchichte gelten könnte. Ueberall iſt in dieſen Erzählungen, ſelbſt wo ſie an die ſcandinaviſchen Sagen erinnern, nicht zu verkennen, daß Planheit und geſchichtliche Klarheit ſie auszeichnen, daß ſie nach Inhalt und Vortrag ganz verſchieden ſind von den nordiſchen Sagen bei Saxo Grammaticus, ähnlicher der Weiſe Wilhelms von Malmesbury, deſſen Liederſtoff an Friſche dem bei Paul übrigens

nicht gleich kommt. Die poetiſche Sage der Langobarden blieb ſelbſt nach dem Falle des Volkes noch lange lebendig. Im Anfang des 11. Jhs. erzählt die Novaleſer Chronik[21]), ſchon weit kühner von der Geſchichte abgelöst, den Verrath Pavia's durch die in Karl verliebte Tochter König Deſiders, ſo wie das Abenteuer von der Knochenmahlzeit des jungen Adelgis, des rieſigen landflüchtigen Sohnes Deſiders, an Karls Tafel und den Tauſch von Beider Armſpangen: Sagen die bereits ganz den romantiſchen Charakter der karolingiſchen Mähren an ſich tragen. Etwas früher erſcheint in der Chronik von Salerno (bis 974) der Geſchichtſchreiber Paul ſogar ſelbſt in die Sage gezogen. Er wurde nach einem Aufſtand gegen die Franken in ſeinem Geburtslande Friaul (776), in den ſeine Familie verwickelt war, durch eine poetiſche Verwendung für ſeinen gefangenen Bruder dem Sieger Karl bekannt und von ihm ehrenvoll an ſeinen Hof gezogen. Der Sage nach aber ſollte er dem König dreimal nach dem Leben getrachtet haben, ohne daß ſich Karl zu einer Rache an dem geſchätzten Dichter und Geſchichtserzähler hätte reizen laſſen.

Eine ähnlich überſichtliche Erzählung von Geſchichtsſagen, wie bei Gothen und Langobarden, fehlt uns von den Franken, dem kriegeriſchſten aller deutſchen Stämme, der die ungeheuren Fluten der Völkerwandrungen wie auf einem unzerbrechlichen Damm gelagert überdauerte, der in ſeinen erſten feſten Sitzen in dem Lande um Maas und Moſel verharrend, ſich von dieſem heimatlichen Boden nicht mehr ablöste, ſondern an ihm haftend wie an dem Grunde ſeiner Kraft hier zuerſt eine dauernde Volks- und Staatsordnung gründete, von hier aus die gleichartigen deutſchen Stämme in dem Kerne des Feſtlands, Alemannen Burgunder Thüringer Langobarden und Sachſen unterwarf, und gegen Oſt- und Weſtgothen, Römer und Hunnen, Basken und Mauren, Bretonen und Normannen faſt immer ſiegreich ſtritt. Der ſächſiſche Poet, der (Ende 9. Jhs.) Einharts Annalen in

21) Monumenta Germaniae hist. SS. 7, 73. 3, 10.

Verſe brachte, bezeugt ausdrücklich[22]), daß auch unter den Franken ihre thatenberühmten Helden, Merowingiſchen wie Karolingiſchen Geſchlechtes, im Volksgeſange gefeiert wurden. Daß wir aber von dieſen Liedern in der älteſten fränkiſchen Geſchichtſchreibung nicht einmal einen leidlich zuſammenhängenden Proſaabklatſch beſitzen, das lag an der ganz verſchiedenen Stellung, die dieſes Volk ſeit Chlodovechs Taufe zu der alt- und neurömiſchen Welt einnahm. Die katholiſche Orthodoxie und die wenn nicht gottesfürchtige, ſo doch Gott fürchtende Sorgſamkeit ſelbſt der gottloſeſten Merowingiſchen Könige für die Kirche machte die Franken, im Gegenſatze zu den Arianiſchen Ketzern, den Gothen und Langobarden, in den Augen des Klerus zu dem erwählten Volke unter den Deutſchen; und damit hing denn zuſammen, daß ſie mit der romaniſirten Bevölkerung Galliens, verträglicher als die Langobarden, in engere ſtaatliche, geſellſchaftliche, ſelbſt geiſtige Cultur-Verbindung kamen: daher die eigenthümliche Erſcheinung vorliegt, daß hier die Reſte römiſcher Literatur die Zeiten der roheſten Verwilderung unter den Merowingern hindurchreichen und die lateiniſche Dichtung ſich der Stoffe der barbariſchen Geſchichte bemächtigte, daß — während unter Gothen und Vandalen die Könige als Sänger eigner oder fremder Thaten in eigner Sprache gehört wurden — ſich hier ein Scheuſal wie Chlodovechs Enkel Chilperich mit lateiniſchen Verſen abquälte. Aus dieſen Verhältniſſen erklärt ſich, daß der älteſte Geſchichtſchreiber der Franken, der Biſchof Gregor von Tours († 594), ein Mann von römiſcher Abkunft, im bibliſchen Stile mehr eine kirchlich als volksthümlich gefärbte Frankengeſchichte ſchrieb, in der er ſich ſo leichtgläubig für Wunder und Legenden wie nüchtern ungläubig gegen die weltliche Volksſage bewies, im ſchroffen

22) Poeta Saxo in Mon. SS. 1, 268.
Est quoque jam notum, vulgaria carmina magnis
laudibus ejus avos et proavos celebrant:
Pippinos, Carolos, Hludowicos et Theodricos
et Carlomannos Hlothariosque canunt.

Gegenſatz zu dem Langobarden Paul, der eben ſo legendenſcheu wie empfänglich für die Geſchichtsdichtung des Volkes war. Als ſpäter (um 660) ein burgundiſcher Chroniſt, der ſog. Fredegar, und der neuſtriſche Verfaſſer der weitverbreiteten gesta Francorum (Anf. 8. Jhs.) in die Lücke eintraten und mancherlei Sagenberichte über die Anfänge der Franken nachtrugen[23], waren dieſe bereits mit gelehrten Zuthaten und Erfindungen verſetzt: oben an ſteht die Fabel von der trojaniſchen Abkunft[24], mit der ſchon Galliſche Stämme den Ehrgeiz gehabt hatten ſich den Römern gleichzuſtellen[25], und die dann auf die Franken übertragen eine Art volksthümlicher Geltung und Verbreitung erlangt hat. Wie kalt indeſſen Gregor gegen die fränkiſche Volksſage war, doch liegt auch bei ihm ein großer Schatz geſchichtlicher Dichtung vor, obgleich er ihr, z. Th. nachweislich, ihre üppigſten Schößlinge beſchnitten hat. Ein Doppelkreis von Merowingiſchen Sagen theilt ſich in zwei Gruppen, die von den Thaten der Söhne Chlodovechs und ſeiner Enkel, der Söhne Chlothars I, handeln, die zweite auf innere Familienzerwürfniſſe eingeſchränkt, die erſte durchbrochen durch die Schreckensſagen von dem Untergang der durch die Franken beſiegten Stämme. Außerhalb und jenſeits dieſer Gruppen liegt wie ein tragiſches Vorſpiel der Fall des erſten rheinburgundiſchen Reiches durch die Hunnen. König Gundahar, in der Geſchichte nicht durch Thaten aber doch durch das beſte urkundliche Zeugniß mit ſeinen Verwandten Gibich Godomar und Gislahar bezeugt[26], ward nach der Chronik des ſog. Prosper (ad a. 435),

23) Beide bei D. Bouquet, recueil des historiens de France. Tom II.

24) Vgl. K. L. Roth, die Trojaſage der Franken. Germania 1, 14. Zarncke, über die Trojanerſage der Franken. In den Berichten der k. ſächſ. Geſ. der W. 1866. p. 257.

25) Die Verbindung, in die bei einem fränkiſchen Kosmographen, dem ſog. Ethicus Hiſter (ed. Wuttke, 1853.), der Eponyme Francus mit einer Gottheit der Arverner, Baſſus, gebracht iſt, legt die Vermuthung nahe, daß die Trojaſage von den Arvernern einfach auf die Franken übertragen iſt.

26) Lex Burgund. tit. III.

nachdem er durch Aëtius im Kriege gebeugt worden war und den erbetenen Frieden erhalten hatte, bald nachher (437) durch die Hunnen mit ſeinem Hauſe und Volke vertilgt; ein Ereigniß, das dann ſchon in der römiſchen Geſchichte des Paul Diaconus, in einer Zeitenverſchmelzung wie ſie ſich die Sage in ausgreifendſter Weiſe erlaubte, mit den ſpätern Siegen und Einfällen Attila's in Verbindung gebracht iſt, dem hier die Vernichtung dieſes Reiches zugeſchrieben wird. Die Trümmer des Volkes wurden 443 vom Rhein an den Rhone verpflanzt, wo Genf der Sitz eines neuen Herrſcherhauſes ward, an deſſen Familiengreuel die Sage den Untergang dieſes Geſchlechtes und dieſes zweiten Burgunderreiches durch die Merowinger knüpft. Der Burgunderkönig Gundobad tödtet ſeinen Bruder Chilperich und deſſen Gattin, und weist eine ihrer beiden Töchter, Hrothehild, vom Hofe, die andre ins Kloſter [27]). Um Hrothehilde wirbt K. Chlodovech, bei Gregor in einfachem Vorgange; bei Fredegar (c. 18—20) aber iſt die Werbung ſchon zu einem Romane im Stil der deutſchen Sagen geworden: Chlodovechs Bote lenkt als Bettler verkleidet die Aufmerkſamkeit der Chriſtin Hrothehilde bei ihrem Kirchengange auf ſich und weiß dann ſeine Werbung zu beſtellen und der Braut den Verlobungsring zurückzulaſſen. Wie die Sage hier die Vorbereitung des Untergangs der Burgunder an die Heirath Chlodovechs (492—3) anknüpft, ſo an ſeine Geburt die Vorbereitung des Untergangs der Thüringer. Nach Gregor (2, 11) hatte Chlodovechs Vater Chilperich vor den Franken, die über ſein unzüchtiges Leben erbittert waren, nach Thüringen flüchten müſſen. Ein treuer Hausmeier [28]), eine

27) So erzählt Gregor 2, 28 mit den Worten der fabelhaften gesta Francorum, mit welchen er aus Einer Sagenquelle ſchöpft, nur das Angenfällige der Erfindung abſtreifend, nicht die Sage ſelbſt. Bei Fredegar ſind die Unthaten Gundobads, die nach neuer Forſchung (Binding, Geſch. d. burgundiſch-romaniſchen Königreichs. 1868. 1, 115) der geſchichtlichen Begründung entbehren, noch dahin erweitert, daß er auch zwei Söhne Chilperichs enthaupten und in einen Brunnen werfen läßt.

28) Den Namen (Biomad) liefert Gregorii Turon hist. epitomata cap. 11.

ſtehende Figur in den ſpäteren Sagen, beſchwichtigt die Gemüther, und ruft den König nach acht Jahren in die Heimat aus Thüringen zurück, von wo ihm die Frau ſeines Schützers Biſin, in ſeine Tüchtigkeit verliebt, auf dem Fuße nachfolgt. Mit ihr erzeugt er Chlodovech († 511), von deſſen vier Söhnen der älteſte, Theoderich, von einem Kebsweibe, der miſſethätige Rächer an den Miſſethaten der Söhne Biſins, die drei übrigen, von der burgundiſchen Hrothehilde, die Rächer an den Miſſethaten der Verwandten ihrer Mutter werden ſollten. Es iſt auffallend, daß die Sage an die Perſon des ſiegreichen Chlodovech, des gefeierten Helden der Kirche, des Erſtbekehrten der Sicamberfürſten, grade nur dieſe Vorſpiele der Thaten ſeiner Nachkommen angeknüpft, nichts über ſeine eigenen Kriegswerke berichtet hat. Der Baſtardſohn Theoderich hatte noch bei Lebzeiten und auf Anſtiften des Vaters den letzten König der Ripuarier, Sigibert, auf einem Ritt aus Köln über den Rhein, in dem Buchoniſchen Walde (um 508) durch Ausgeſandte ermorden laſſen. Von ſeinem Sohn Theudebert verzeichnet Gregor (ad a. 515) einen ſagenberühmten Sieg über die Dänen, deren König Chochilaich er im Seetreffen tödtete: dieſer Schlag, ein erſter ſtärkerer Zuſammenſtoß, ſcheint es, der Franken mit den Normannen[29]), muß einen großen Eindruck bei den Nordvölkern gemacht haben, da in dem angelſächſiſchen Gedichte von Beowulf von dieſer Niederlage der Normannen die Abgunſt der Merowinger hergeſchrieben wird, von denen man einen längeren Krieg befürchtete. Bald nach dieſem Siege boten ſich dem Theoderich in den Trauerſpielen des Thüringer Königshauſes die Anläſſe zu Einmiſchung und Eroberung. Er trat mit dem ſchrecklichen Herminfred, Biſins Sohn, in Verbindung, um ihm, der bereits ſeinen Bruder Berthar getödtet hatte, erſt bei der Niederwerfung eines zweiten Bruders Baderich behülflich zu ſein, dann ihn ſelbſt mit Krieg zu überziehen und den treulos nach Zülpich gelockten ermorden zu laſſen (524).

29) Gregor kennt Dänen nur an dieſer Einen Stelle.

Dieſe Erzählung Gregors (3, 4. 7. 8.) erſcheint im 10. und 11. Jh. bei Widukind und in den Quedlinburger Annalen in ganz anderer Geſtalt [30]). In dem Kriege mit Irminfred muß ſich dieſer, zugleich von den Sachſen bedrängt, mit den Franken ſetzen und ihnen Thüringen überlaſſen; den Unterhändler dieſes Friedens, den tapferen Iring, beſticht Thiadrich, ſeinen König Irminfred zu tödten, worauf ihn dann der Mordſtifter als einen Frevler verbannt, dafür aber ſelbſt von Iring erſchlagen wird. Widukind leitet die Benennung der Milchſtraße mit dem Namen Irings von der Bedeutung dieſer Sage her, die in verwirrter Ueberlieferung die beiden Namen der Thüringer bis in das Nibelungenlied forttrug, wozu eine alte Schrift über den Urſprung der Sueven [31]) einen verknüpfenden Faden bietet, die den Irminfred nach einem nächtlichen Ueberfall zu Attila fliehen läßt. Der Eindruck des geſchichtlichen Ereigniſſes war ſtark genug, daß es den Freund Gregors von Tours, Venantius Fortunatus, bewog, im Namen der frommen, ihm befreundeten Tochter Berthars, Radegunde, den Fall Thüringens, den er dem Sturze Troja's verglich, zu beſingen [32]); nur daß er leider in ſeinen an Sachen armen, an pathetiſchen Phraſen reichen Verſen nichts von den Gaben des Sidonius Apollinaris beſaß, der in ſeinen Briefen und Gedichten in Charakteriſtik der Völker und Helden deutſcher Abkunft eine große Meiſterſchaft bewährte. — Wenige Jahre nach dem Untergange Thüringens durch den Baſtardſohn Chlodovechs folgte der der Burgunder durch ſeine Söhne von Hrothehilde. Nachtragend ſeit langen Jahren, in der

30) In der Quedlinb. Chronik (Anf. 11. Jhs.) heißt der Baſtard Chlodovechs, deſſen drei ächtbürtige Brüder ſie kennt, zum Unterſchied von dem Amelungen Dietrich: Hugotheodoricus, id est Francus, quia olim omnes Franci Hugones vocabantur a suo quodam duce Hugone. Dieſe waghalſige Erklärung des Namens ſchließt nicht aus, daß hier wie ſelbſt ſchon bei Widukind (um 967), der den Vater des Baſtard Thiadrich gradezu Hugo nennt, eine Verherrlichung der eben aufſteigenden Capetingiſchen Hugonen (Hugo der Große † 956) in die Sage hereinſpielt.

31) Von einem Unbekannten. Bei Goldaſt Script. rer. Suev. p. 1—3.

32) Opera, ed. Gesner. p. 401.

Rückgezogenheit eines Kloſters am Genfer See auf Rache brütend, reizte Hrothilde ihre Söhne (Gregor 3, 6.) gegen ihr eigenes Geſchlecht auf. Chlodomer bekriegt den Sohn und Nachfolger Gundobads († 516), des Verfolgers Hrothildens, Sigimund, den er mit ſeiner Familie (523) gefangen nimmt; und da deſſen Bruder Godomar den Krieg erneuert, tödtet er Sigimund mit Weib und zwei Söhnen und läßt ſie in einen Brunnen werfen, wie man nachher (ſ. oben Note 27) von Chilperichs — ihm angedichteten — Söhnen erdichtete, um die Schuld auf die Burgunder zu werfen. Neun Jahre ſpäter (532) ward von Hrothehildens beiden anderen Söhnen Chlothar und Childebert dem Burgunderreiche ein Ende gemacht. — Es liegt in der Natur ſo wilder Zeiten, in welchen ein menſchlich Geſetz noch nicht Herrſchaft über die furchtbaren Antriebe des Blutes gelehrt hat, daß in Geſchichte und Dichtung die Frauen, die der einmal erregten Leidenſchaft am wenigſten zu gebieten verſtehen, den mächtigſten Einfluß über die Männer und ihre Thaten und Leiden üben: die Walkyren in den mythiſchen Nordlandliedern nicht anders als dieſe Furien der Geſchichte. In dem zweiten Merowingiſchen Cyclus von den innern Zerwürfniſſen unter den Söhnen Chlothars I trat dieſer Zug beſonders grell hervor. Unter ihnen ward der königlich vermählte Sigibert in Auſtraſien, der die weſtgothiſche Brunhilde zum Weibe erhalten hatte, auf Anſtiften des Kebsweibes ſeines Bruders Chilperich Fredegunde, um derentwillen dieſer ſeine ächte Gattin Galeſuintha, Brunhildens Schweſter, hatte erdroſſeln laſſen, im Jahre 575 ermordet. Worauf dann Brunhilde in nie raſtender Rachſucht, eine zweite Jeſabel wie ſie das Leben des h. Columban nennt, alles Merowingiſche Blut verfolgt, ſo daß ihr Chlothar II, als er 613 ihre Barbareien auf eine barbariſche Weiſe vergalt, vorzählte, daß zehn Könige von ihr ermordet worden ſeien (Fredegar cap. 42.): beide Frauen ſind die ſchrecklichſten Vertreter der blutgetränkten fränkiſchen Königs- und Volksgeſchlechter dieſer Zeiten, die ſprichwörtlich (wie die Burgunder die rieſigen, die Sachſen die wilden,) die treuloſen genannt

wurden. So weit Gregor dieſe Ereigniſſe erzählt, erſcheinen ſie allerdings ganz abgelöst von allem Sagenhaften, doch iſt es kaum glaublich, daß die Volksdichtung ſich dieſer Geſchichten nicht bemächtigt haben ſollte, die an grauſigem Inhalte die Greuel der Sagen vom Hauſe Tantalus überboten. Sind doch verwiſchte Züge dieſer Zeiten in die ältere Sage von dem Hauſe Gibich's deutlich übertragen worden. In den Waltharius ſind die Landestheilungen aus der Zeit der Söhne Chlothars eingegangen, der Burgunder König haust in Cavillo (Chalons,) wo der dauernde Sitz des langherrſchenden Gunthram von Burgund, des Bruders Sigiberts, war. Hat ſich die römiſche Muſe des Venantius begeiſtern laſſen, die Hochzeit Sigiberts und Brunhildens und einen Sieg ſeines Feldherrn Lupus über Dänen und Sachſen zu beſingen, wie ſollte ſich die Vulgardichtung jener gewaltigen Stoffe enthalten haben! Noch von der Sachſenſchlacht König Dagoberts gegen Bertoald (622) iſt eine rein poetiſche Ausgeſtaltung in den Geſten der fränkiſchen Könige (cap. 41) erhalten und ſogar ein Paar Zeilen von einem im Volke geſungenen, lateiniſchen Liede ſind uns übrig[33], das den heiligen Biſchof Faro von Meaux (627—72) beſingt, der den Geſandten des Sachſenkönigs, die ſich zum Chriſtenthum bekehrten, durch ſeine Fürſprache das Leben rettete[34]. Von fränkiſchem Geſange in der Volksſprache iſt uns freilich aus dieſen Merowingerzeiten ſelbſt nur durch ausdrückliche Zeugniſſe wenig bekannt; und dieß iſt in dieſem Falle begreiflicher als in anderen, da nach den Ausgängen der Söhne Chlothars bereits die Zeit im Anzuge war, wo alle Erinnerungen an die Merowinger Herrſcher unter dem Emporſteigen der Karolinger anfingen, in Sage wie in

33) In Biſchof Hildegars Lebensbeſchreibung des h. Faro bei Mabillon, Acta Sanctorum O. S. Bened. 2, 590.

34) Eine noch ältere lat. Geſchichtsdichtung über Childeberts Belagerung von Saragoſſa (Gregor 3, 29. ad a. 542) glaubte Lenormant (Bibl. de l'école des Chartes 1, 329) aus einer Paraphraſe im Leben des h Droctoveus herſtellen zu können, ein verfehlter Verſuch.

Geſchichtſchreibung, in den Hintergrund zu treten; wie man denn aus den Fortſetzungen des Fredegar weiß, daß dieſe Verdrängung in förmlicher Veranſtaltung durch die Pippiniden betrieben wurde. Wenn wir die älteſten Reſte deutſcher Sagendichtung in Vulgarſprache aufſuchen wollen, ſo müſſen wir zu den überſeeiſchen germaniſchen Stämmen, den Angelſachſen und Nordländern, wandern. Ehe wir aber dieſen Gang antreten, wollen wir im Rückblicke auf die durchlaufenen Sagenberichte eine kurze Erwägung über die muthmaßliche Beſchaffenheit der Dichtungen, denen ſie entnommen waren, einſchalten; und dann eine Betrachtung über die allgemeinen geſchichtlichen Verhältniſſe vorausſchicken, unter welchen ſich die alte epiſche Heldendichtung der Deutſchen ausbreitete und fortbildete, um vorbereiteter bei den auffallenden Veränderungen anzulangen, die wir dort im Norden und Nordweſten mit unſeren deutſchen Sagen werden vorgegangen finden.

Die Ueberzahl der ſagenhaften Geſchichtserzählungen, die wir anführten, bewegten ſich in engeren heimatlichen Verhältniſſen um einzelne Thaten und in ſich abgeſchloſſene Ereigniſſe, die ſich eigneten in einem einfachen Geſange und Vortrage abgerundet zu werden: ſo wie aus ſpäteren Jahrhunderten zahlloſe ſolcher vereinzelter Geſchichtslieder in allen Völkern Europa's erhalten ſind. Ich glaube aus der gleichmäßigen Natur der Ueberlieferungen dreier getrennter Völker und aus den ausdrücklichen Zeugniſſen der Ueberlieferer entnehmen zu müſſen, daß in Wahrheit geſchichthaltige Lieder, Lieder von einem — ich ſage nicht geſchichtgleichen, aber geſchichtähnlichen, nicht der geſchichtlichen Wirklichkeit aber der geſchichtlichen Möglichkeit nahen Inhalte, den Stock der älteſten erzählenden Volksdichtung der Deutſchen bildeten, daß dieſe Lieder, je früher ſie geſungen wurden, je näher bei den urſprünglichen Ereigniſſen ſie entſtanden waren, deſto mehr geſchichtlichen Kern enthalten haben, und daß dieſem einfacheren, menſchlich natürlichen Inhalte auch eine einfache epiſche Form entſprochen haben werde. Ich theile daher nicht die Meinung derer, die in ihren

Vermuthungen über die Natur unſerer älteſten Dichtungen eine Uebereinſtimmung derſelben mit den altisländiſchen Eddaliedern behaupten, (es ſei denn daß nur von der Technik des Stabreimes und Verſes die Rede wäre,) ſo wenig ich an eine ſolche Uebereinſtimmung in dem religiöſen Glauben der Deutſchen und Scandinaven glauben konnte. In den allerälteſten Zeiten, vor oder am Beginn des großen Kampfes mit dem Weltvolke der Römer, als kleine Fehden und Reibungen benachbarter Stämme und Familien, Eiferſucht Stammhaß und Blutrache die ähnlichen Sagenſtoffe gebildet haben werden wie im Norden, mag auch die unbändige Kraft naturwüchſiger Leidenſchaft Inhalt und Form der deutſchen Geſänge ähnlich durchdrungen haben wie im Norden. Wenn die Lieder der älteſtbekannten unſerer Vorfahren ein Abbild ihres Lebens waren, was konnten ſie ſingen von den Männern, die mit ſo ungeſtümer Wildheit und fühlloſer Todesverachtung in die Schlacht wie zum Tanze ſprangen, die ihre Jugend mit einem Schandzeichen behingen ehe ſie einen Feind erſchlagen hatte, die behend über mehrere Pferde wegſprangen, auf Schilden über Eisberge rutſchten, Ströme in ſchweren Waffen durchſchwammen, Ströme mit ihren Schildern aufzuhalten verſuchten, von denen die Gallier im gewöhnlichen Berichte ſagten, die unſterblichen Götter widerſtänden ihrer Gewalt nicht. Auf das Entſetzliche und Schreckliche ging ihre Art des Angriffs, ihre Tracht, ihr Geſang, und ſo auch der Inhalt ihres Geſangs, dem eine ähnliche wilde Größe in der dichteriſchen Form entſprochen haben wird. Und doch iſt es undenkbar, daß ſelbſt dann, ſelbſt in jenen Urzeiten den deutſchen Sänger ſein mittleres Klima mit ganz ſo ungeheuren Bildern erfüllt hätte, wie den Nordländer das unendliche Meer, die hohen Eisberge und die langen Winternächte, und daß ſeine dichteriſche Schilderung mit jenem Luxus von ſinnlichen Benennungen und mythiſchen Symbolen bekleidet geweſen wäre, die den Kern der nordiſchen Dichtung bilden. Vollends von der Zeit an, wo die Berührung mit dem römiſchen Volke in Oſt und Weſt, die Bekanntſchaft mit geordneten Staats- und Lebenszuſtänden, die Ausbreitung über

den ganzen Welttheil den Deutſchen gewaltſam die erweiterſten Geſichtskreiſe eröffnete und die menſchliche Natur in der mannichfaltigſten zwar, aber in ihrer wahren und ſchlichten Geſtalt erſchloß, da war es unausweichlich, daß auch ihre Dichtung mythenfreier von einfachen menſchlichen Handlungen ſang in mehr epiſcher als lyriſcher Behandlung, und daß von da an die Geſtalt deutſcher Lieder ſo verſchieden von der der nordiſchen artete, wie im 8. Jh. das Hildebrandlied von den Eddageſängen, wie noch in den lateiniſchen Auflöſungen der Sagen Saxo verſchieden erſcheint von den Gregor Fredegar und Paul Diaconus. Wie denn im Norden ſelbſt ſeit dem 9. Jh., da Dänen und Normannen in weitere Weltverhältniſſe kamen, ihre Skaldendichtung ſofort mehr geſchichtlichen Inhalts ward und ſich in dem langen Herrenvers abſchied von der ſtrophiſchen Form der alten Lyrik. In dem phantaſtiſchen Stile zwar der Zunftdichtung der höfiſchen Skalden artete die althergebrachte Ueberſchwänglichkeit des Bilderweſens und die gewaltthätige Verſchränkung von Worten und Sätzen in ein äußerſtes Uebermaas aus, aber der Keim dazu war doch ſchon in der alten, immerhin weit einfacheren Eddadichtung gelegen: nichts jener Skaldendichtung ähnliches hat Deutſchland jemals geſchaffen, nichts dieſer Eddalyrik ähnliches kann es je geſchaffen haben.

Der bloße Unterſchied in den Standesverhältniſſen der Sänger unter Deutſchen und Nordländern bedingt einen ſolchen Unterſchied in ihrer Dichtungsweiſe. In Island kann es nur ein kleiner Kreis begabter, vielleicht runenkundiger Laien geweſen ſein, dem die Deutung der dunklen Mythenräthſel, die tiefſinnige Symbolik, die hochgehenden Bilder jener Lyrik geläufig waren; in Deutſchland dagegen ſang bei Gelegenheit Jeder der ſich berufen fühlte. Es ſang der Mann vom Gewerbe, und es begegnet wohl, wie in der Dichterſage der Alten, ein blinder Frieſe Bernlef, der die Kämpfe der Könige zur Harfe ſang[35]; gelegentlich aber ſang auch der König, wie der Vandale

35) Altfridi vita S. Liudgeri 2, 1. Pertz, Mon. t. II.

Gelimer, der im Numidiſchen Gebirge eingeſchloſſen, von ſeinen Belagerern eine Harfe begehrte, um ſein Elend im ſelbſtgefertigten Liede zu ſingen[36]; aber der eigentliche Träger und Bewahrer der Geſänge war das Volk. Wo man bis gegen die Zeiten der höfiſchen Sänger hinhört, erſchallt Volksgeſang. Die ganzen Kriegermaſſen der Gothen, ſahen wir, ſangen vor dem Gefechte, wie Jahrhunderte früher die Germanen des Tacitus. Die Geſänge von dem großen Theodorich waren nach der Quedlinburgiſchen Chronik (11. Jh.) vordem in dem Munde des Volkes, der Bauern. Aus dem augenblicklichen Anlaſſe ſprangen die Spottlieder des Volkes auf; die Liebeslieder und alle weltlichen Geſänge, an welchen ſpäter die Kirche Anſtoß nahm, waren weit im Volke verbreitet und, wie die Concilien lehren, ſelbſt in die Frauenklöſter gedrungen. Die deutſche Dichtung war, noch in ihrer Wiege, ſchon in den Händen des Volks: keine Dichtung irgend einer Nation der Erde iſt es in dem Maße geweſen, wie ſie. Kein Volk kann in irgend einer Zeit ſeine ausübende Kunſt in ſolch einer Verbreitung, ſo ſehr als Gemeingut zeigen, wie die Deutſchen nach der Abblüte der ritterlichen Kunſt; die Dichtung keiner Nation hat ſich ſo ſehr aus dem Volke ſelbſt, ohne Pflege von oben, gebildet, wie die unſeres vorigen Jahrhunderts; noch heute ſind die Deutſchen durch alle Klaſſen das geſangreichſte Volk in Europa. Das volksmäßige, gleichſtellende Element, das in allen Verhältniſſen des deutſchen Lebens durchgeht, erſcheint auch in der Kunſt des Singens und Dichtens ſchon in den früheſten Zeiten.

Daß dieſe Volksmäßigkeit des Geſangs auch der Würde und dem Werth des Geſangs günſtig war, wird man nicht vorausſetzen mögen. Allgemeine Theilnahme an irgend einem Geſchäfte pflegt auch immer allgemeine Herabwürdigung zur Folge zu haben. Die Dichtkunſt ſcheut in der Regel die Menge; ſie ſuchte zu allen Zeiten gern

36) Procop. de bello Vand. 2, 6.

kunſtſinnige Höfe und freigebige Beſchützer; ſie entfaltete ihren höchſten Glanz in der Umgebung kleiner und menſchenfreundlicher Fürſten; und wenn ſie in der Kälte und dem erdrückenden Glanz eines Hofes wie Ludwigs XIV. ſogleich erſtarrt, ſo flieht ſie doch ebenſo die Gemeinheit des niederen Lebens. Als die Kunſt des Dichtens am verbreitetſten bei uns war, wie im ſpäteren Mittelalter, ſank ſie ſchnell ins allertiefſte herunter. Der Hang zu dieſer Ausbreitung, der durch unſere ganze Kunſtgeſchichte hindurch geht, wird ſeine Wurzeln ſchon in jenen älteſten Zeiten geſchlagen haben. Es gab keinen Stand, dem die Pflege der Dichtung beſonders wäre anvertraut geweſen; oder gab es ihn doch, ſo ruhte auf ihm weder die Weihe, noch auf ſeiner Kunſt das Anſehn, wie im griechiſchen Alterthum. Die wandernden Sänger, die ein Gewerbe aus der Kunſt machten, wird man in den alten Zeiten nicht einmal häufig ſuchen dürfen; dieß ſcheint der Umſtand zu beweiſen, daß ein fränkiſcher König den Theodorich um einen Harfenſpieler erſuchen muß [37]; wo ſie aber vorkommen, da erſcheinen ſie in ihrem geſellſchaftlichen Verhältniſſe — beſchenkt wohl für ihre Kunſt und geſucht, aber zugleich ihrem Stande nach verachtet. Wenn man die Benutzung ſolcher Sänger zu Botendienſten betrachtet, wenn man ſieht, wie im Wariniſchen Geſetz für Verletzung der Hand eines Harfners das Wehrgeld um ein Viertheil höher geſetzt wird, was eher auf eine Geringſchätzung als auf eine Auszeichnung deutet, ſo ſieht man, welch' ein ungemeiner Abſtand iſt zwiſchen der Geltung der Kunſt und der Künſtler hier und dem geheiligten Anſehen der Dichtung und jener zarten Behandlung und ehrfürchtigen Scheu gegen den Sänger unter den Achäern. Denn ſo ſind durchgehend die Unterſchiede tiefgreifend zwiſchen der erſten Erwähnung des Geſangs und der Anſicht von Dichtung und Dichtern bei Griechen und Germanen. Wie die griechiſche Kunſt zu keiner Zeit entlegenen, fremdartigen Zwecken gedient hat, ſo

37) Cassiodor. Var. 2, 40.

erſcheint ſie ſchon ganz frühe durchaus ſelbſtändig und herrſchend. Obgleich auch bei dem Achäer wie bei dem Germanen Alles auf Krieg und Kampf ging, obgleich ſeine edle Muße, ſeine feſtungsartige Wohnung, ſein Adel, der nur in der Stärke der Fauſt beſtand, ſich hierhin bezog, ſo diente doch ſein Geſang dem Kampfe nicht; ſtill ging er in die Schlacht, und überließ es den Barbaren, mit Geſchrei ſich zu begeiſtern. Der Päan ertönt bei Homer nur bei Sühnopfer und Leichenbegängniß, und wahrſcheinlich nur aus dem Munde einer kleinen Anzahl von Jünglingen; als Schlachtgeſang war er ſchwerlich vor der größeren Ausbildung des Geſangs überhaupt üblich, und auch dann nicht als Reizmittel, ſondern als Gebet zu dem Gotte. Bei keinem Mahle ſtörte den ſanften Geſang, der aus milder Begeiſterung floß, das rohe Einſtimmen der Menge; die Maſſe ſingt bei Homer nie. Bei keinem Mahle hätte, wie nach Beda bei den Angelſachſen, die Harfe unter den Kriegern herumgehen können; im ganzen Chor der Freier ſpielt ſie nicht Einer, kaum daß Achill der Leier kundig genannt wird. Die unſterbliche That, des Liedes Keim, wird wie die Urſache vor der Wirkung höher gehalten, ſonſt aber ſetzt der Achäer in das Horchen auf den Geſang die höchſte Luſt ſeines Lebens; an ihren Genuß aus dem Mund der Sirenen ſetzt der irrende Odyſſeus ſein Schiff und ſein Leben. Die Begriffe von den Wirkungen der Dichtung ſind die feinſten, die gedacht werden können. Sie ſoll durchaus ſtörungslos auf das ganze Gemüth wirken; ſobald ſie an Alkinoos' Tafel durch ihren Inhalt den Odyſſeus aufregt, durch den Stoff auf ein einziges Gefühl wirkt, ſtatt heiterer Stimmung eine gramvolle Erinnerung aufruft, ſogleich wird ſie unterbrochen, weil ſie ihren Zweck verfehlt. Dem Allen entſprechen auch die Begriffe von Quelle und Herkunft des dichteriſchen Geiſtes. Von Zeus wird in des Dichters Seele der begeiſternde Funke gelegt, daß ſelbſt um ſeines Geſanges Inhalt der Sänger nicht getadelt werden darf. Man vergleiche mit dieſer Vorſtellung die ſaubere Fabel bei den Nordländern, wie der Dich-

tungsmeth, der jeden Trinkenden zum Poeten und Weiſen macht, bereitet, wie der Rieſe Suttung dieſes Methes durch Odin beraubt, und wie dabei in der ſchmutzigſten Anſchaulichkeit verſinnlicht wird, warum wir die ſchlechte Poeſie Afterpoeſie nennen; und man wird wenigſtens keinen allzu dringenden Wunſch hegen, daß auch dieſe Mythe in Deutſchland herrſchend geweſen ſei.

II.

Urſprünge des deutſchen Volksepos.

Von den ſämmtlichen Sagen der feſtländiſchen deutſchen Stämme, die wir inhaltlich überblickten, iſt uns in dichteriſcher Ueberlieferung aus den ſieben erſten Jahrhunderten nichts erhalten; jene geſchichthaltigen Lieder insbeſondere, die ſich auf vereinzelte Begebenheiten eines in ſich beſchränkteren Inhalts bezogen, ſind untergegangen. Nur in ſpäteren Urkunden unſerer epiſchen Dichtung, im Hildebrandliede, im Waltharius, in den Nibelungen u. A. haben ſich die Namen der höchſten Häupter unter Hunnen Gothen und Burgundern, die Theodorich Attila und Gundahar dichteriſch erhalten, aber an rein ſagenhafte Ereigniſſe geknüpft, die von den geſchichtlichen Thatſachen weit abweichen, ohne daß wir genau nachweiſen können, in welchen Stufengraden die geſchichtliche Tradition mit der Zeit in ſich ſelbſt verdunkelt, oder durch eine freie Thätigkeit der Einbildungskraft poetiſch umgeſtaltet wurde. Es ſind dieß gerade nur die Namen jener gewaltigen Perſönlichkeiten, die mit der Völkerwanderung, dem heroiſchen Zeitalter der germaniſchen Stämme, in engſter Beziehung ſtehen, die mitten in jene weiten, zeit- und raumumſpannenden Ereigniſſe hineingeſtellt waren von einem ſo großen und mächtigen Inhalte, daß der Verſuch ſich ihrer dichteriſch zu bemächtigen zu einer Gattung epiſcher Erzählung überleiten mußte, die weſentlich verſchieden war von der romanzenartigen Abrundung iſolirter in ſich abgeſchloſſener Begebenheiten. Dieſe Stoffe waren zu ausgedehnt, um in Einen kurzen Vor-

trag zuſammen gedrängt zu werden; ſie erheiſchten vielfältige ſich ergänzende Darſtellungen, bruchſtückartige, auf einen zuſammengehörenden Kreis von Sagen bezogene Rhapſodien von gedehnterer Erzählung, die nach Form und Stoff die Anlage in ſich trugen, ſich in die Zeiten fortzupflanzen und zu größeren Epopöen von einer höheren poetiſchen und nationalen Weihe auszubilden. Solche großartigere Begebenheiten ſind überall die Wiege der ächten großen Epen, der Werke des in den Jahrhunderten fortwirkenden Volksgeiſtes, geweſen. Für die Griechen war der Kampf mit Troja ſolch eine Sagenquelle geworden, aus der ſich ihr Epos in einer beneidenswerthen Beſchloſſenheit unter einer wunderbaren Gunſt der Geſchicke entwickelt hat. Jener Kampf, für das kleine Volk eine Welterſchütterung, die ſich ihm Jahrhunderte lang immer ſprechender als ein Symbol des großen Zuſammenſtoßes zweier Welttheile erhellte, hatte eine begrenzte Zeit von zehn Jahren ausgefüllt; er hatte in beſuchter Nähe geſpielt; unmittelbar nach der Zerſtörung ſiedelten ſich die Zerſtörer an der eroberten Küſte an, bildeten dort auf dem Schauplatz ihrer Thaten die poetiſche Erzählung der Thaten allmählich aus und überlieferten ſie von Stamm zu Stamm, von Cultur zu Cultur, bis ſie die herrliche Geſtalt erhielt, in der wir ſie leſen. Solch ein günſtiges Geſchick hat über der epiſchen Dichtung der Deutſchen nicht gewaltet. Die Völkerwanderung, *ihre* Wiege, umfaßte einen Weltkampf von Jahrhunderten. Es war dieß eine Bewegung, die nicht etwa einen unwillig folgenden König ſeiner Familie entzog, ſondern die Einen Volksſtamm nach dem andern aus ſeinen Sitzen riß; nicht ein Zug nach einem geraubten Weibe, ſondern ein Kampf der Waffen um den Beſitz der Welt, ein Kampf der Cultur um Recht und um Sitte. Und die Folge war hier nicht die Zerſprengung eines Volksſtammes, die Ausführung von Colonien an nahe Ufer mit Bewahrung der Sprache, der Sitte, des Verkehrs, der Spiele und Orakel des Mutterlandes; es war eine ewige Wandlung von Völkern und Staaten, eine Schöpfung neuer Nationen, eine Zerſplitterung in drei Welttheile, ein Aufgeben der heimiſchen Sprache

und Sitte und Wohnſtätte, eine Vertilgung der mächtigſten Reiche und der ausgebreitetſten Cultur in einer durch Jahrhunderte fortwogenden Erſchütterung, in der ſtets neue Begebenheiten die alten, ſelbſt mit der Erinnerung daran verſchlangen. Wie hätte unter ſolchen Verhältniſſen die werdende Geſchichtsſage, wie hätte das ausgebildete Epos, in dem bei uns wie bei den Griechen das heroiſche Zeitalter ſeine Verherrlichung feiern wollte, ein ſo ſcharfes Abbild von dieſem Zeitalter widerſpiegeln, wie ſoviel örtliche Gewißheit, ſo treuen Anſchluß an Wahrheit und Wirklichkeit erlangen oder behaupten können, wie die homeriſche Dichtung? Von dem erſten Momente an, da ſich die Deutſchen mit den Römern in jenen Doppelkampf der Waffen und der Bildung einließen, (um in dem erſteren in eben dem Verhältniſſe zu ſiegen wie ſie in dem andern unterlagen,) war ein klaffender Spalt in die geſchichtliche Ueberlieferung dadurch geworfen, daß eine fremde, roh-gelehrte, nüchtern annaliſtiſche oder, wo ſie denn volksthümliche Sagenſtoffe in ſich aufnahm, dürr berichtende Geſchichtſchreibung neben der mündlichen vulgaren Ueberlieferung herlief, die nun nothwendig, ſich ſelbſt überlaſſen, der ausſchweifenden Willkür und der Unwiſſenheit kurzſichtiger Volksſänger anheimfiel. Dieß unnatürliche Verhältniß hat uns unſere anfängliche Geſchichte und Sagendichtung zugleich verdorben, hat die befruchtende Durchdringung beider abgeſchnitten, hat die trocknen lateiniſchen Chroniken entblößt gehalten von der Kenntniß der treibenden Beweggründe der handelnden Menſchheit, und die poetiſchen Sagen von der plaſtiſchen Lebendigkeit und geſchichtähnlichen Feſtigkeit einer ächt epiſchen Dichtung, hat uns Anlaß und Fähigkeit entzogen, ſei es einen Herodot, ſei es einen Homer zu beſitzen. Seit den älteſten Zeiten, da ſchon jene Marbod und Hermanrich im Oſten die römiſchen Auguſte nachahmten und große Volksreiche gründeten, da dann in den Alarich und Athaulf, den Odoacer und Theodorich das bewußte Beſtreben nach Eroberung des römiſchen Reichs, nach Vertauſchung der Weltherrſchaft, nach Verſchmelzung der Völker erwachte und unter den Merowingern die Fuſion der

barbariſchen und römiſchen Bevölkerung ein politiſcher Grundſatz ward, begann auch die ſeltſame literariſche Fuſion, die Miſchung von Sprachen und Stoffen, Formen und Sitten; und römiſche Poeten wie der Scholaſtiker Euſebius und Claudian, wie Venantius und Sidonius beſangen im Oſten und Weſten die Männer und Thaten der Barbaren, wie römiſche Gelehrte ſie geſchichtlich beſchrieben: dort verfaßte Caſſiodor ſein Geſchichtswerk [38]) über die Gothen, in dem Zwecke „ihre Herkunft zu römiſcher Geſchichte zu machen", und hier behandelte Gregor die fränkiſche Volksgeſchichte als eine Art Kirchenhiſtorie. Als dann vollends die chriſtlichen Geiſtlichen ſich mehr und mehr ausſchließlich der Pflege aller Geiſtescultur und alles Schriftthums bemächtigten, war jede volksthümliche Ueberlieferung von einem zwiefachen Kriege bedroht: die rohe Volksſprache ward von dieſem Geſellſchaftskreiſe verachtet, verlacht und in falſcher Scham abgelegt; die Ausrottung der alten Sagenſtoffe aber, die in den heidniſchen Glauben noch verwachſen waren, galt ihm als eine heiligſte ſeiner Pflichten. Je mehr ſich ſo die Gebildeten, die Gelehrten, die Schreiber von dem Volke und ſeinen Geſichtskreiſen entfremdeten, um ſich in ihren Werken den römiſchen Autoren, der Bibel und den Kirchenvätern anzuſchließen, deſto früher und voreiliger mußten ſich auf der Einen Seite alle dichteriſchen und ſagenhaften Elemente in der Geſchichtſchreibung verwiſchen, auf der anderen Seite die Sagen von dem Anſchluſſe an geſchichtliche Wahrheit entfernen.

Dieß war um ſo unausbleiblicher, je mehr es dem Volksſänger durch die Natur der geſchichtlichen Verhältniſſe ſelber unmöglich gemacht war, ſie zu bemeiſtern. Jene in ſich fertigen Einzelgeſänge über Einzelereigniſſe von mehr endemiſcher Natur wurden im Laufe der Jahrhunderte von den eindrucksvolleren gewaltigen Thatſachen der großen Völkerkämpfe verdrängt. Den großen Zuſammenhang aber dieſer ungeheuren Bewegungen zu überſehen, war ſelbſt unter den

38) Wie er ſich ſelbſt in Athalarichs Namen beloben läßt. Var. IX, 25.

kenntnißreichſten Geſchichtſchreibern keinem gegeben, viel weniger dem ſchlichten, von jeder genauen Kunde entblößten Sänger des Volkes: vor dieſer endloſen Schaubühne verſagte der Blick des Einen wie des Anderen. Erweiterter Raum und ausgedehnte Zeit ſind die Quelle unbeſtimmter Vorſtellungen von den Dingen unter allen Menſchen einer urſprünglichen Bildung; die einfache Beobachtung fällt weg, wo eine Begebenheit unter größeren Maſſen auf weiter Bühne durch lange Zeiträume ſpielt: dieß eben ſchloß eine der Wirklichkeit ſo nahe, der menſchlichen Natur ſo treue epiſche Dichtung wie die griechiſche bei uns aus. In Griechenland feierte jedes Städtchen den Namen des Heros, den es nach Troja entſandt, kannte alle ſeine Genoſſen und erzählte von ihnen, und der lebhafteſte Verkehr trug ihre Namen mit ihren Thaten in die ganze griechiſche Welt. Aber hier hatte die Geſchichte fort und fort über die Gremen der vaterländiſchen Heimat hinübergedrängt; das innere Deutſchland ward durch unaufhörliche Wanderungen erſchöpft; die Langobarden und Angeln erhielten glänzende Sagen von ihren glänzenden Thaten; von Alemannen und Baiern war es offenbar weit ſtiller in dem Volksgeſange, von Burgund und Thüringen blieb nur der Untergang im Gedächtniß. Wenn es unvergeſſen war, daß das gothiſche Volk, der eigentliche Träger der großen Völkerbewegung, bei deren Beginn eine ausgedehnte Herrſchaft von Meer zu Meere ausgeübt hatte, daß es dann von den Hunnen überſtürzt eine Weile ihr Vaſall ward, bis es ſich wieder auf den Trümmern der hunniſchen Macht erhob, um die Herrſchaft in Italien an Roms Statt für eine kurze Zeit zu verwalten und ſie dann für alle Zeit mitſammt ſeinem Daſein zu verlieren, ohne daß Rom ſein Daſein wieder gewonnen hätte, ſo ſchwamm doch jede Kunde von dieſen unüberſehbaren Weltereigniſſen in ſolcher Ungewißheit und Allgemeinheit, daß in unſeren ſämmtlichen Dichtungsreſten, die in jenen Zeiten ihre erſte Wurzel ſchlugen, die bloßen Völkernamen der Gothen und Römer, die die Schickſale der Welt gemacht, nicht einmal genannt gefunden werden. Nur von den oberſten

Häuptern jener Zeiten und Thaten ſind die verſchwommenen Bilder übrig geblieben. Und unter dieſen Häuptern war Attila auch in der Wirklichkeit wie ein Meteor vorübergegangen, mehr im Pomp eines aſiatiſchen, in erhabener Unthätigkeit ruhenden, nur ſchwer im Kampf erſcheinenden Despoten als in der perſönlichen Kraft eines hab- und thatenſüchtigen Volkskönigs deutſchen Schlages [39]; und Theodorich im entfernten Süden ſchloß Bündniſſe und politiſche Heirathen, ſtellte die Landescultur in Italien her und ſchickte Feldherrn an die ſelten bedrohten Grenzen ſeines ungeheuren friedlichen Reiches. Wie konnte es anders ſein, als daß in jenen epiſchen Dichtungen, die dieſe Zeiten und Thaten und Geſtalten beſingen wollten, irgend eine beſondere einzelne Geſchichtsthatſache nicht zu erkennen, der große tragiſche Gegenſtand gleichwohl, die Austilgung der Stämme und der Königsgeſchlechter, der Untergang des heroiſchen Zeitalters treu verſinnlicht iſt? Wie ſollte es anders ſein, als daß jede Sage je größer ihr Gegenſtand deſto leerer an geſchichtlichem Stoffe war, und in ſich ſelber einlud, der mageren Ueberlieferung mit Zügen der Erdichtung aufzuhelfen, ſei es, indem man die Lücken der vagen Traditionen auszufüllen ſtrebte, ſei es, indem man, bemüht die großen Erſcheinungen noch zu überbieten, in jenen Hang zum Uebertriebenen verfiel, dem man in nicht wenigen Dichtungen der deutſchen Stämme ſogar den innern Zwang abzumerken glaubt. Ein Zug beſonders zeichnet die älteſten Eigenmächtigkeiten der Sagendichtung aus, der einen Anſtrich von hiſtoriſcher Naivetät trägt ſo willkürlich und widergeſchichtlich er iſt: die Neigung, verſchiedene geſchichtliche Erinnerungen von verſchiedenen Perſonen Thaten und Zeiten an einander zu reihen und in einander zu ſchieben, das Beſtreben, „auf ein einziges Haupt den Glanz langer Jahrhunderte zu ſammlen oder auch den Reichthum einer einzigen großen That wieder auszutheilen unter mehrere Geſchlechter.“ Spätere epiſche Erzähler

39) Jordan. cap. 35. Bellorum quidem amator, sed ipse manu temperans.

haben Begebenheiten und Perſonen aus ihrer eigenen Zeit den vergangenen Dingen ein- und angefügt; dieſen Zuſätzen zu den Sagen liegen jene Zuſammenfügungen voraus, in denen die rieſige Phantaſie der jungen Geſchlechter die Räume und Zeiten der Geſchichte zuſammen drückte, die ihr auseinanderzuhalten zu unbequem war. So läßt Jordanes das kaum ſich erholende Troja von den Franken noch einmal zerſtören; ſo ſchmilzt ſpäter der Lobgeſang auf den h. Anno die Thaten Cäſars und Karls des Großen in Eins zuſammen; ſo läßt Kynewulf in der Legende von Elene alle Heidenvölker der deutſchen Dichterſage zuſammen ſtoßen mit Konſtantin, der ſeine Kreuz-Schlacht nicht 312 ſondern 233, nicht an der Tiber ſondern an der Donau, nicht gegen Maxentius ſchlägt, ſondern gegen den Hunnenkönig, welcher Hredgoten und Franken durch das Burgunderland führt um das Römerreich zu brechen. So hat ſich denn im Laufe der Jahrhunderte auch in dem deutſchen Volksepos jene Fuſion der Zeiten vollzogen, kraft welcher die vorragenden Gothenhelden Hermanrich und Theodorich in perſönliche Berührung gebracht, und beide wieder zuſammen mit den Irminfred und Gundahar um Attila zuſammengerückt ſind. Innerhalb der feſtländiſchen Stämme haben wir einen leiſen, unauffälligen Anſatz zu dieſen Anachronismen bei Paul Diaconus (oben S. 41) gefunden; frühere, gröbere, weit auffallendere Verſchmelzungen aber begegnen in den Dichtungsreſten der Angelſachſen, zu welchen die Lieder der feſtländiſchen Germanen in aller Fülle ſcheints hinüberdrangen. Die Wanderſänger waren damals die lebendige Zeitung der Geſchichte oder der Gerüchte; ihre Geſänge wurden frühe zum Gemeingut unter den ſprachverwandten Stämmen in jenen geſangfrohen Zeiten. An der frieſiſchen und Oſtſeeküſte muß man das friedliche wie das feindliche Zuſammentreffen der feſtländiſchen, der inſularen und halbinſularen germaniſchen Stämme ununterbrochen denken. Die ſächſiſche Sprache war in den erſten Jahrhunderten bis nach Jütland hin ausgebreitet, und ſo gut man im 12. Jh. ſächſiſche Sänger in Dänemark verſtand, ſo gut die Sage den König Alfred im

däniſchen Lager und Anlaf im angelſächſiſchen ſingen und verſtanden werden ließ, ſo ſicher wird man in Britannien die Sachſen, in Niederſachſen die Angeln der britiſchen Inſeln gehört und verſtanden haben, die wieder mit den Nordländern unter allem anderen Verkehre auch den Sprachen- und Sagentauſch unterhielten. Daß aber in jener Ferne, abgelöst von ihrem urſprünglichen Boden, die deutſche Sage noch mehr als zu Hauſe der Willkür anheimfiel, das würde ſich von ſelbſt begreifen. Denkt man ſich den Träger der mündlichen Ueberlieferung ſeßhaft an die Heimat gefeſſelt, ſo war ſein Geſichtskreis zu enge —, denkt man ſich ihn aber wandernd in der Fremde, ſo verſchwamm ſein Geſichtskreis zu ſehr ins unbeſtimmte, als daß er irgend ein Object mit feſtem Auge hätte erkennen und feſthalten können.

Unter den Ueberreſten angelſächſiſcher Dichtung iſt eine höchſt merkwürdige Urkunde erhalten, in der man gleichſam in die Werkſtätte dieſer Zeitverſchmelzungen hineinblickt und die Entdeckung macht, daß zu all der natürlichen Unbeſtimmtheit in den Sagenſtoffen, zu all der natürlichen Unkenntniß der Sagenerzähler, die bei jenem Proceſſe zuſammenwirkte, auch noch die rein perſönliche dichteriſche Willkür hinzugewirkt hat. Das angelſächſiſche Gedicht von dem Weitgereisten, dem Wanderer [40], ſteht in ſeiner urſprünglichen, in der erhaltenen Ueberarbeitung wohl erkennbaren Grundlage [41] obenan unter den älteſten Denkmälern germaniſcher Dichtung und gehört der Zeit von Alboins Einbruch und Anweſenheit in Italien (568—73) an. Der Sänger hat unter allen Menſchen die meiſten Länder durchwandert, er hat alle Könige und Völker, geſchichtliche und erdichtete, in der Sage bekannte und unbekannte, geſehen; wie ſich der nordiſche Sänger der Nornageſtſage (2. Hälfte des 13. Jhs.) als einen 300 Jahr alt geworde-

40) Vidsidh. In Grein's Bibliothek der angelſächſ. Poeſie 1, 256.

41) Vgl. Müllenhoff, zur Kritik d. angelſ. Volksepos. In Haupts Zeitſchr. 11, 272.

nen Zeugen einführt, ſo iſt dieſer heimiſch in den abliegendſten Zeiten ſowohl als Räumen: er hat mit ſeiner Fürſtin Calhhild, der Tochter des Langobardenkönigs Eadvin (Auduin) den grimmigen treuloſen Eormanric im Oſten von Angeln, alſo noch in den alten Gothenſitzen im Norden beſucht, er hat den Hunnen Atla und die Burgunder Gifika und Gudhere, die 200 J. nach Hermanrich lebten und deſſen Urahnen Oſtgotha, der 100 J. vor ihm lebte, ebenſowohl geſehen, wie in Italien ſeinen eigenen Zeitgenoſſen Älfvin (Alboin), den Bruder ſeiner Gebieterin. Der unwiſſende Scheingelehrte, der dieſen Kern des Gedichtes ſpäter mit ſeinen Zuthaten umhüllte, hat dieſelbe Vogelperſpective über Zeit und Raum noch viel höher genommen und ſeine Königsſchau über Cäſar und Alexander, ſeine Völkerſchau über Sarazenen und Serer, Griechen und Finnen, Aegypter und Perſer, Israeliten und Inder ausgedehnt. Man ſieht aus jenen Angaben des alten Gedichts, daß die binnenländiſchen deutſchen Sagen ſchon im 6. Jh. den Angelſachſen in einem großen Umfange bekannt waren; und dieß beſtätigt ſich durch jeden anderen Reſt ihrer Dichtung, die, wie es den geographiſchen und ethniſchen Verhältniſſen vollkommen entſpricht, in einer aufſchlußreichen Mitte zwiſchen deutſcher und nordiſcher Sagengeſtaltung ſteht und da und dorther Sagen aufgenommen hat, welchen ſie, ſcheints, verträglich ihre urſprüngliche Geſtalt in aller Verſchiedenheit beließ; ſo daß man Belege und Bereicherungen der nordiſchen, ſo wie eigenthümliche Züge der deutſchen Sagenüberlieferung aus ihr ſchöpfen kann. So findet man im Beowulf über den nordiſchen Sagenſtamm von den Wölſungen ſehr bedeutſame, im Norden ſelbſt verlorene Andeutungen über den berühmteſten aller Helden, Sigmund Wälſe's Sohn, über ſeine wenig bekannten weiten Wanderungen, Kriegsfahrten und Verbrechen, über die ruhmbringende That, die er ohne Fitela (Sinfiötli), ſeinen ſonſtigen Geſellen, vollbrachte, wie er den Wurm, den gierigen Schatzhüter, unter grauem Steine mit dem Schwerte tödtete und mit dem Schatze ſein Seebot

belud. Dem Sänger der Heodninge[42]) iſt die Sage von Veland in ihrer ächt nordiſchen Geſtalt bekannt; der Valdere, das Bruchſtück einer angelſächſiſchen Dichtung von unſerm deutſchen Waltharius aus dem 8. Jh., kennt ſchon den Vidia (Wittich), früher als irgend eine andere Ueberlieferung, als Velands Sohn, während im Wanderer die Hama und Vudga (wenn dieſe ja ſchon die Waffengenoſſen Dietrichs, Heime und Wittich, ſein ſollen) in mehr hiſtoriſchen Verhältniſſen, in Kämpfen der Gothen und Hunnen am Weichſelwalde erſcheinen, aber als Mannen Eormanrics wie in der ſpäteren Sage. Die Zeitverſchiebungen, wie ſie der Wanderer perſönlich angab, ſind in allen dieſen Dichtungen gegenſtändlich wieder zu finden. In Valdere beſitzt Gunther ein Schwert, das Theadric, vor oder in Gunthers Zeit alſo, jenem Vidia Velands Sohne geſchenkt hatte. In Deors Klage iſt die vorübergehende Flucht Theadrics, wie ſie die Geſten Theodorichs (oben S. 35) erzählten, bereits zu einem 30jährigen Elend geworden, wie in unſerem gleichzeitigen Hildebrandliede, aber nicht wie hier bei Attila, ſondern in einem nicht deutbaren Märingaburg: wobei allerdings in beiden Gedichten noch zweifelhaft bleibt, ob die Verbindung Hermanrichs mit Dietrich ſchon vollzogen iſt, ob in Deors Klage Theodric (wie in den ſpäteren Dichtungen) vor dem wölfiſchen Sinne Eormanrics, oder wie im Hildebrandliede vor Otakers Haß gewichen iſt. Von den Zeitverſtößen dieſer Art iſt in dem angelſächſiſchen Gedichte von Beowulf, das der jüngſte Herausgeber in das 7. Jh. ſetzt[43]), nichts zu finden; es iſt uns am merkwürdigſten dadurch, daß in ihm das Doppelverhältniß der angelſächſiſchen zu der nordiſchen und deutſchen Epik wie mit Händen zu greifen iſt, und zwar in ſolchem Gegenſatze, daß ſich die Berührungen mit deutſchen Elementen nicht auf die ſchon damals ſo willkürlich umgeſtalteten Hunnen- und Gothenſagen beziehen, ſondern auf ſchlich-

42) Deor's Klage. Grein l. l. 1, 249.

43) Beówulf, von Moritz Heyne ed. 2. Paderb. 1868. Vgl. Müllenhoff, die innere Geſchichte des Beowulf. In Haupts Zeitſchr. 14, 193.

tere, geſchichtähnlichere Stammſagen die außerhalb jener Kreiſe liegen. In ſeiner erhaltenen Geſtalt iſt das Gedicht von einem Geiſtlichen überarbeitet, der den heroiſchen Stoff, faſt nicht anders als der myſtiſche Beſinger des Phönix unter ſeinen Landsleuten, nur gebraucht, um die niedere Mythenwelt der Land- und Seeunholden zu chriſtianiſiren, indem er ſie zu Ausgeburten der Hölle, den Beowulf aber zu einem Gottesheldeu macht, der ſie mit der gottbeſcheerten dreißigfachen Kraft ſeiner Fauſt, noch mehr aber mit ſeiner Kenntniß des wahren Gottes und ſeinem Vertrauen auf ihn überwindet. Der eigentliche Kern des Gedichts, die Rieſenkämpfe des Helden mit dem Meerungethüme Grendel und ſeiner Mutter, und zuletzt im hohen Alter noch mit einem goldhütenden Feuerdrachen, iſt ſo mit Zügen nordiſchen Geſchmackes ausgeſtattet, daß Thorpe [44]) ſogar den nordiſchen Urſprung der Dichtung behauptete. Alles andere nun aber, was außerhalb dieſer Hauptſcene der Handlung liegt, was epiſodiſch in Vorträgen von Sängern, in Erzählungen des Helden Beowulf ſelber vorkommt, dreht ſich um nichts als um jene einfachen, der Wirklichkeit nahen Stamm- und Geſchlechtsfehden, die Frucht „der Leidenſchaften und des tödtlichen Haſſes der Männer.“ So die Kämpfe des Dänenkönigs Hrothgar vom Stamme der Scyldingen mit Frode, dem König der Headhobarden; ſo die wechſelvollen Kriege des Königs der Geaten (Götaland), Haethcyns, mit den Scylfingen in Schweden; ſo die Unternehmungen des Bruders und Nachfolgers dieſes Geatenkönigs, Hygelac, der mit einem Schiffheere Friesland anfällt und dort durch die Frieſen, Hätvare (Hattuarier) und Franken, die hier auch als Merevioinge und Hugas [45]) bezeichnet werden, geſchlagen und erſchlagen

44) The anglosaxon poem of Beowulf. Oxf. 1855.

45) Die Bezeichnung als Hügas bleibt unaufgeklärt, und darf nicht etwa als eine Beſtätigung jener Angabe der Quedlinburger Chronik (oben in Note 30) angeſehen werden. Der Küſtenanfall des rieſigen Geten königs Hygelac wird, unabhängig von der geſchichtlichen wie von dieſer dichteriſchen Erzählung, in einer deutſchen Ueberlieferung des 10. Jhs. an die Rheinmündungen verlegt. S. Haupts Zeitſchr. 12, 287.

wird: es iſt dieß der bei Gregor in einfacher Geſchichtserzählung (oben S. 42) erwähnte Einbruch des Dänen Chochilaich. Beowulf ſelbſt, ein Neffe Hygelacs, hatte an dieſem Zuge Theil genommen; bei ſeiner Rückkehr bietet ihm ſeines Oheims Wittwe Hygd, ohne ihn bewegen zu können, ihre Hand und Schatz und Reich an, mistrauend ob ihr unmündiger Sohn Heardred den väterlichen Sitz werde vertheidigen können; erſt als ſich dieſe Ahnung bewährt hat und Heardred in einem neuen Zwiſte mit den Scyfingen gefallen war, trat der treue Dienſtmann die Herrſchaft an, die er nun 50 J. verwaltet. — Dem Zuſammenſtoße Hygelacs mit den Hätvaren voraus liegt noch ein anderer Kampf zwiſchen Dänen (Scyldingen) und Frieſen, der im Beowulf erwähnt wird und in einem beſonderen Gedichte von der Schlacht von Finnsburg beſungen war, wovon ein Bruchſtück erhalten iſt. Es handelt von einem Zerwürfniß zwiſchen zwei verſchwägerten Männern, Finn dem Frieſenkönig und Hnaef dem Hocingen: 60 Dänen, die in Finnsburg als Gäſte ſind, werden Nachts überfallen und vertheidigen ſich in einem fünftägigen Kampfe. Auch in dieſem Gedichte, deſſen Inhalt im 8. Jh. in Deutſchland bekannt war[46]), iſt Alles ganz frei von wunderhafter oder mythiſcher Färbung. Um ſo merkwürdiger wäre es, wenn ſich eine Entdeckung beſtätigen ließe, die Uhland gemacht haben wollte: daß der Held des erſten Theils der Nibelungen, von dem ſich in Deutſchland vor dem 11. Jh. nirgends ein Zeugniß findet, in dieſem Liede zu erkennen wäre. Jacob Grimm hatte zwiſchen dem deutſchen Siegfried und dem nordiſchen Sigurd auf eine niederdeutſche Uebergangsform Sigeferd geſchloſſen: hier hätte ſich bei den Angelſachſen die Perſon eingeſtellt

46) Man ſchließt dieß daraus, daß (nach Thegans Leben Ludwigs des Frommen Cap. 2.) der Herzog Gottfried von Alemannien, der Ahn von Karls des Großen Gattin Hildegard, einen Sohn und Enkel Hnochinc und Nabi, richtiger Hnabi (= Hnaef), hatte, Namen, die (nach der Sitte, daß Väter ihre Kinder wie ſonſt nach Kaiſern und Heiligen auch nach Sagenhelden benannt haben) aus dieſer Sage entlehnt ſein werden.

in dem Seegen-Fürſten Sigefred (im Wanderer Saeferth, Fürſt der Sycgen); die Siegen wären eine Volksbenennung (wie man ſie überall üblich findet) nach dem Königsgeſchlechte der Völſungen, das von Sigi ſeinen Abſtamm leitet [47]). Sigefred heißt in dem Liede ein weitkunder Recke, der viel Leid und harte Kriege beſtanden; in dem Finnsburger Kampfe ſteht er in angemeſſener Charakteriſtik zuſammen mit Gudhere in jener Waffengenoſſenſchaft, in der ſpäter in der Völſungenſage Sigurd und die Giukungen weit durch die Lande fahren und Thaten, auch gegen die Dänen, vollbringen. Bis jetzt hat Uhlands Auslegung, ſchon weil hier ſprachlich und ethnologiſch Alles im vollen Dunkel liegt, überall nur auf Widerſpruch ſtoßen können. Und freilich auch, der mythiſche Siegfried, die Freude unſerer Nibelungendeuter, ginge, wenn ſie ſich bewähren ließe, in alle Lüfte.

So kann man in den Ueberbleibſeln der angelſächſiſchen Dichtung gleichmäßige Zeugniſſe holen für den vagen romantiſchen Charakter der Völkerwandrungsſagen und für den geſchichtähnlichen Charakter der endemiſchen Volksſagen der Deutſchen, wie für den mythiſch wunderhaften Charakter der nordiſchen Sage. Ganz anders verhielten ſich die Nordländer zu den fremden, den deutſchen Sagen, die bei ihnen Aufnahme fanden: ſie beugten ſie gewaltſam unter den Geiſt ihrer heimiſchen Mythen- und Sagendichtung, die grundverſchieden eigenthümlich, überſpannt in allen Vorſtellungen wie in allem Ausdruck, in ihrer Heldenſage ebenſo ſehr wie in ihrer Götterſage war. Die dichtende Einbildungskraft, in der einſamen wilden Naturumgebung an ganz eigenörtliche Rieſenmaaße gewöhnt, bildete dort das Heldengeſchlecht zu einer phantaſtiſch grotesken Wunderwelt aus, in

47) J. Grimm hätte in ſeiner etymologiſchen Tapferkeit leicht an die Sigambern, den Kern des Frankenſtammes, gedacht, in deren Namen er ſchon, im bloßen Anlaut, eine Beziehung auf die Völſungen Sigi, Sigurd, Sigfrid erkennend, eine Verkürzung von Sigigambern vermuthete. Die Abſcheidung der erſten Namenhälfte wäre in dieſem Falle unſtreitig weit angezeigter, als wenn im Wanderer die Hraedgotas Hraedas, oder bei Sidonius die Veſigothen Veſi genannt werden.

der die dargeſtellte Menſchheit in einer urzeitlichen Uebergewalt, aber auch Rohheit und Nacktheit erſcheint, durch Zauberkunſt, Zukunftkenntniß, Verwandlungsgabe, Unverwundbarkeit, ja Wiedergeburt nach dem Tode zu einem Halbgötterthum geſteigert, daneben aber wieder in Sitten und Geſtalt, wie die Götter ſelber, verthiert und unter das menſchliche Weſen herabgeſunken. Ueberfüllt mit ſolchen über- und außernatürlichen Geſchöpfen ſtellt ſich die nordiſche Sagendichtung ihrem allgemeinen Inhalt und Eindrucke nach der in einfacheren natürlich menſchlichen Verhältniſſen ſpielenden deutſchen gegenüber in dem Unterſchiede dar, wie die antiken Sagen die auf thrakiſcher Bühne ſpielen der helleniſchen Heroenwelt zur Seite. Die Eddalieder wiſſen nichts von den weltkundigen und volkerfahrenen Helden noch von den Völkerkämpfen der deutſchen Sage, ſelbſt wo ſie ihr die Namen der Dietrich und Attila entlehnen; ſie wiſſen ſelbſt noch nichts — es ſei denn in blaſſen und zweifelhaften Andeutungen — von den Seewanderungen der Nordländer und ihren Vikingfahrten. Vor dieſen weiteren Weltverbindungen war nichts natürlicher, als daß man in der eintönigen Abgeſchiedenheit des Nordens mit einem ſchwerlich ſehr reichen Kreiſe lange vererbter, heimiſcher oder aufgenommener, in mündlicher Ueberlieferung weit umgetragener Sagen begnüglich fortlebte; nichts auch natürlicher, als daß dieß Verweilen bei einem verhältnißmäßig engen Stoffe in den Formen jene Wucht des kurzen gedrungenen Vortrags begünſtigte, wie im Inhalt die Spannung und Ueberſpannung, die Verwandlung und Veränderung der Sagen. Die weit länger als in Deutſchland und Britannien andauernde mündliche Fortpflanzung derſelben (und zuletzt zwar unter den Isländern, die in ihrer Einſamkeit und Entfernung von der Thatenwelt, wiſſensdurſtig vor allen Menſchen, wie Saxo ſagte, für gleichen Ruhm achteten Anderer Thaten zu erzählen wie eigene zu vollbringen,) mußte nothwendig zu dieſer willkürlichen oder unwillkürlichen Um- und Umgeſtaltung der Ueberlieferungen das ſtärkſte beitragen. Wie groß man ſich in den ſchriftunkundigen Zeiten unter

jenen Naturkindern die Bewältigungskraft der Erinnerung denkt, die von Cäſar unter den Galliern, die von Adam von Bremen an dem Dänenkönig Sven Eſtrithſon erprüft ward, in deſſen Gedächtniß die nordiſche Geſchichte wie in einem Buche verzeichnet ſtand, ſo muß es doch als unausbleiblich gedacht werden, daß in Zeiten der Unwiſſenheit, auf dem Gebiete der wandelbaren Menſchenſage, wo nicht einmal die Scheu vor der Heiligkeit der Götterſage eine Schranke ſetzte, die perſönliche Willkür des letzten Erzählers und die verſchiedene Natur ſeiner Zeit und Heimat die vielfachſten Umbildungen der Sage veranlaſſen mußte, woraus ſich weſentlich die thatſächlichen Abweichungen in den Eddaliedern erklären. Wie denn in den ſpäter aufgezeichneten Sagen, ſelbſt ſolchen die zwar das ſtarke Gedächtniß der Sänger ausdrücklich rühmen, doch auch über das Verderbniß der mündlichen Ueberlieferung ebenſo ausdrücklich Klage geführt wird. Gegen den Zauberſpruch des alterthumverliebten Aberglaubens, daß alle altüberlieferten Sagen als „Erzeugniſſe des Volksgeiſtes“ vor dem Looſe alles Menſchlichen geſchützt ſeien, iſt neuerdings mit allem Fuge die beſtimmteſte Einſprache erhoben worden [48], als gegen eine Betrachtungsweiſe, welche die Natur des menſchlichen Geiſtes wie abſichtlich verkennen will. Es waren vortreffliche Stützen des Gedächtniſſes, die man ſich in den poetiſchen Formen, dem Strophenbau und den Stabreimbanden der Verſe erſchuf, die auch der Treue der Ueberlieferung zu gut kommen mußten; man griff aber auch nach anderen Gedächtniß-Stützen in den Materien ſelbſt, und dieſe konnten der Treue der Ueberlieferung nur zum Schaden gereichen. Dahin gehört ein Zug, der durch die ganze nordiſche Sagendichtung von Anfang bis zu Ende wie ſyſtematiſch durchgeführt iſt, der Zug nach einer Verknüpfung der Sagenſtoffe, nach einer Verbindung getrennter Sagen durch das Wiederaufleben des Helden der Einen in der anderen und

48) So von K. Maurer in ſeiner Beſprechung von Rud. Keyſer's Nordmaendenes Videnskabelighed og Literatur i Middelalderen. (Christ. 1866.)

durch das genealogiſche Aneinanderreihen aller Helden mittelſt verwandtſchaftlicher Bande.

Wie ſtark der Norden den adoptirten Fremdſagen ſein eigenes Gepräge aufdrückte, läßt ſich am deutlichſten an der weitverbreiteten Hermanrichſage beobachten, deren anderweitige Geſtaltungen man unter Angelſachſen und Deutſchen einigermaßen vergleichen kann. Wie die einfache Sage bei Jordanes (oben S. 33) von der Hinrichtung des Weibes eines entwichenen Verräthers in den beiden Edden lautet, ſo iſt Svanhilde hier die jungfräuliche Tochter Sigurds und Gudruns geworden, um welche Jörmunrek durch ſeinen Sohn Randver wirbt. Des Königs treuloſer Rath Bicki flüſtert dem Sohne ein, ſie lieber für ſich ſelbſt zu werben, und verräth dann des Sohnes Abſicht dem Vater, der den Sohn erhängen und Svanhilde von Pferden zertreten läßt. Svanhildens Mutter Gudrun reizt nun deren drei Stiefbrüder, die Söhne Jonakurs ihres dritten Gatten, zu einer gemeinſamen Rache auf. Sörli und Hamdir (Saxus und Ammius) fragen auf dem Wege den gehaßten Halbbruder Erp, wie er ihnen helfen werde: wie die Hand der Hand, antwortet er, und der Fuß dem Fuße. Sie tödten ihn darauf „und ſchwächen ſo ihre Stärke ſelber um ein Drittheil.“ Gleich darauf gleiten beide aus und ſtützen ſich mit Hand und Fuß, da verſtehen ſie bereuend Erp's Rede. Sie überfallen nun den König und hauen ihm nach der verabredeten Theilung des Racheswerkes Hände und Füße ab; der aber das Haupt abſchlagen ſollte fehlte: ſo kann der verſtümmelte Jörmunrek die Unverwundbaren mit Steinen todt werfen laſſen. Schon in den blutigen und phantaſtiſch räthſelhaften Zügen dieſer Erzählung iſt der charakteriſtiſche nordiſche Stempel klar zu erkennen, noch viel ſtärker in der Rolle der Gudrun, die ganz willkürlich mit dieſer Gothenſage verknüpft iſt, um der grauſigen Rachewuth, die ſie ſo ſagenberühmt machte, eine neue Bühne zu bereiten. In der alten Sage und Geſchichte bei Jordanes ſpielt Hermanrich durch die Hinrichtung Suanihildens und die Austilgung der Heruler die Rolle der Grauſamkeit und Blutgier zunächſt ſelbſt. So zeichnete

nicht viel ſpäter der angelſächſiſche Wanderer ſeinen Ingrimm neben ſeiner Macht und Freigebigkeit aus, ohne Thatſachen anzuführen; nur die Namen Hama und die beiden „Herelinge" Emerka und Fridla, ſind erwähnt, die in den ſpäteren Sagen Alle der Blutgier Hermanrichs zum Opfer fallen. Bei Jordanes handelte es ſich um einen entflohenen Verräther, der im Hintergrunde blieb; ſpäter erſcheint ein Verräther in den Vor- und Mittelgrund gerückt. Als der Erzbiſchof Fulco von Reims (Ende 9. Jhs.) den K. Arnulf zu gutem Verfahren gegen Karl den Einfältigen ermahnte, führte er deutſche Bücher, eine ſchon geſchriebene Sage alſo von Hermanrich an[49], der auf ruchloſe Eingebungen eines falſchen Rathgebers ſein ganzes Geſchlecht vertilgte. Innerhalb dieſes Rahmens hielt ſich die Sage in ihrer nachgothiſchen Geſtalt überall, aber unter ſtetem Wechſel in der Ausführung des Bildes. Im 11. Jh. war in Deutſchland der Name Sibicho ſprichwörtlich für einen Treuloſen[50]; und dieſen Namen führt Hermanrichs Rath in den ſpäteren Dichtungen gewöhnlich, dem der nordiſche Bicki zwar ſprachlich nicht entſpricht[51], aber doch wohl entſprechen ſoll; nur in der confuſen Quedlinburger (Anf. 11. Jhs.) und den aus ihr ſchöpfenden ſpätern Chroniken wird er Odoacer genannt und zu einem Neffen Hermanrichs gemacht. In den Perſonenverhältniſſen gehen alle uns erhaltenen Skizzen der Sage in voller Willkür auseinander. In der genannten Chronik haben die drei Brüder nicht die Hinrichtung einer Schweſter ſondern eines Vaters, bei Saxo vier Brüder den Tod der Schweſter Swawilde, der gezwungenen Gattin Jarmerichs, zu rächen. In der aus norddeutſchen Liedern ſchöpfenden Thidrekſage (1. Hälfte des 13. Jhs.) iſt der treuloſe Rath Siſeca zum Gatten Svanhildens gemacht, deren Hin-

49) Flodoardi Annales. (2. Hälfte des 10. Jhs.) Mon. SS. 3, 365. Note 16.

50) Nach der Vita Bardonis brevior in Böhmers fontes rer. germ. 3, 247. wurde ein Biſchof von Speier um 1032 im Volksmund der treuloſe Sibich genannt.

51) Im Wanderer erſcheinen die Namen Becca und Siſica dicht neben einander.

richtung nicht dem Verrathe des Mannes folgt, ſondern der Anlaß dazu wird; wie auch Saxo, in dem rationaliſtiſchen Hange der den ſpäteren nordiſchen Bearbeitungen der alten Sagen ſeit dem 12. Jh. ganz eigenthümlich iſt, dem tückiſchen Bicco ein beſonderes, aber anderes Motiv ſeiner Bosheit leiht. Ueberall in den deutſchen Sagen vergilt oder überbietet der falſche Berather, in dem Hinarbeiten auf den Untergang von Hermanrichs ganzem Hauſe, die blutige Grauſamkeit des Herrſchers: dieſer Tendenz iſt die Ausbildung der Harlungenſage entſprungen. Nicht begnügt mit dem Tode von Hermanrichs Sohne, aus dem in der Thidrekſage drei geworden ſind, reizt der rachſüchtige Rathgeber in der Quedlinburger Chronik und in der Thidrekſage den König auch zur Vertreibung ſeines Neffen Theodorich, wovon die nordiſchen Ueberlieferungen nichts haben, und zur Hinrichtung zweier anderer Neffen, der Harlungen Embrica und Fritela. In der Thidrekſage heißen dieſe Söhne Ake's von Aurlungeland Aki und Egard, Fritila iſt ihr Pflegevater; im Anhang zum Heldenbuch iſt wieder Eckard zum Pflegevater und zugleich zum treuen Warner am Venusberg geworden. In einer alten Genealogie des Grafen Wiprecht von Groitſch (12. Jh.) heißt der Vater der Harlungen nicht Ake, ſondern Herlibo von Brandenburg; man ſtößt hier auf ein gewöhnliches Motiv der Erdichtung in dem Streben nach Verörtlichung der Sage. Es gab Harlungenburgen an der Havel und an der Erlaff; im Biterolf iſt das Harlungeland in den Breisgau verlegt, in Ekkehards Chronik [52]) Breiſach zum Eigenthum der Harlungen gemacht. Dies hat die gelehrten Spielmänner unſerer Tage verführt, dem Breisgau die Ehre zuzuſprechen ſchon in urheidniſcher Zeit die Heimat der Harlungenſage zu ſein, die, verſchollen wie ſie iſt, ein willkommener Schauplatz für die ausſchweifendſten Phantaſien ward: das Harlungengold, nach welchem (dem Gedicht von Dietrichs Flucht zufolge) Hermanrich trachtete, ward in dem Halsband der Göttin Freyja

52) Mon. SS. 6, 185.

erkannt, das in der Edda den unverſtandenen, jetzt erſt erklärten Namen Briſingamen führt, oder in dem ebenſo räthſelhaften Halsſchmuck der Broſinge (im Beowulf), deſſen Erbeuter Hama mit Eormenric verfeindet den Tod erlitt. Jacob Grimm und Beſſell waren der ſchlichten Anſicht, in dieſer Sage ſei der geſchichtliche Untergang der Heruler zum ſagenhaften Untergang eines Fürſtengeſchlechtes geworden, wie es in der Burgunderſage geſchah.

Die Hermanrichſage theilen die Nordländer mit Deutſchen und Angelſachſen; von den mehr geſchichtlich gefärbten, örtlicheren Stammſagen der Deutſchen haben ſie nichts, die Dietrichſage erſt ganz ſpät überkommen, als dieſe deutſcheſte der deutſchen Sagen im Oſten ſelbſt nach Böhmen, Rußland und Ungarn vordrang; wogegen die Sage von Sigurd, dem Helden des erſten Theiles der Nibelungen, die in Deutſchland grade in den früheren Jahrhunderten nirgend erwähnt wird, ſo völlig bei ihnen eingebürgert erſcheint, daß man ſie heimiſch im Norden nennen würde, wenn nicht einzelne Namen den deutſchen Urſprung verriethen[53], wenn nicht der Held in den älteſten nordiſchen Quellen ſelbſt als ein huniſcher, d. h. ſüdländiſcher, deutſcher bezeichnet würde und wenn nicht die Bühne der Handlung an den Rhein, in den ſpätern proſaiſchen Zuſätzen einzelner Lieder nach Frankenland gelegt, in Einem derſelben ausdrücklich eine Berufung auf deutſche Sage erhalten wäre: dem gewöhnlichen Schickſale aller ausgewanderten Sagen gegenüber, daß ſie ſich in der neuen Heimat verörtlichen, hat W. Grimm mit Recht dieſer Bezeugung des deutſchen Urſprungs der Siegfriedſage in den nordiſchen Dichtungen ſelbſt eine entſcheidende Beweiskraft beigelegt. Wie nun aber Verhältniß und Zuſammenhang, Ueberwirkung und Rückwirkung in dieſem Gemeinbeſitze zu denken ſei, darüber iſt trotz allen erhaltenen dichteriſchen Urkunden im Norden, bei dem Mangel aller Zeugniſſe in Deutſchland, kaum etwas Sicheres zu ſagen. War die Siegfriedſage, was bei

53) Vgl. J. Grimm in Haupts Zeitſchrift 1, 3.

J. Grimm allezeit feſtſtand, von den niederländiſchen Franken in den Merowingiſchen Zeiten ausgegangen, ſo läßt ſich ihre Auswanderung noch am leichteſten erklären: ihre poetiſche Ueberlieferung wich mit allen anderen älteren Stammſagen der Franken vor dem größeren Glanze des karolingiſchen Geſchlechtes und ſeiner Verherrlichung zurück. Gleich über die Frage aber: Wie die Ueberwandrung der Sage nach dem Norden erfolgt ſei, gehen die Meinungen weit auseinander. F. Jeſſen[54]) läßt ſie im 10. Jh. von Norddeutſchland aus unmittelbar nach Norwegen und Island erfolgen, Müllenhoff aber ſetzt den Uebergang ſchon ins 6. Jh. und nimmt eine Vermittlung durch die Angelſachſen an, weil einzelne Namen dieſen Durchgang verrathen. Gleich ſtreitig und zweifelhaft iſt die Frage über die Beſchaffenheit der eingewanderten Sage: ob die Verbindung der beiden Theile der Nibelungen, der Zuſammenſtoß der Burgunder und Hunnen durch die Vermählung von Siegfrieds Wittwe mit Attila, ſchon auf deutſchem Boden in alter Zeit vollzogen oder verhältnißmäßig neu ſei. Und wie nun ferner die abgetrennte Sigurdſage an ſich, die Beziehungen des Helden zu den burgundiſchen Königen (Giukungen) urſprünglich geſtaltet geweſen, wie ſie im Norden umgeſtaltet und mit Einheimiſchem verquickt worden ſein und ſo verändert nach Deutſchland zurückgewirkt haben möchte, auch darüber kreuzen ſich die abweichendſten Meinungen. Die Schwierigkeit, über dieſe Fragen zu entſcheiden, liegt zum guten Theile in der Natur der nordiſchen Quellen, über deren örtliche und zeitliche Entſtehung ebenſo die widerſprechendſten Anſichten beſtehen. Abgeſehen davon, daß Einige der ſcandinaviſchen Forſcher den nordiſchen Urſprung der Völſungenſagen behaupten, während Andere mit den Deutſchen ihn leugnen, ſo nimmt Svend Grundtvig, der jüngſte Herausgeber der alten Edda (Köbenh. 1868), die Lieder in ihrer erhaltenen Geſtalt für Südſchweden und Dänemark in Anſpruch[55]), Keyſer aber für Norwegen, und Möbius,

54) Historisk tidskrift. 1868. 6, 226.

55) Om Nordens gamle Lit. Köbenh. 1867.

mit Ausnahme der ſpät entſtandenen, ſkaldiſch gefärbten ſog. grönländiſchen (Atli) Lieder, für Island. In Bezug auf die Zeit ſetzte man bisher die Aufzeichnung der Eddageſänge gewöhnlich in den Anfang des 12. Jahrhunderts; Sophus Bugge aber (in ſeiner gewiſſenhaften Ausgabe der alten Edda nach dem Codex Regius, Christ. 1867) ſchiebt die Entſtehung der isländiſchen Sammlung, auf welche die beiden älteſten Handſchriften als auf ihre gemeinſame Quelle zurückweiſen und die noch um 1230 dem Zuſammenſetzer der jüngeren Edda nicht vorgelegen, bis um 1240 zurück, nur daß einige Lieder aus der Göttermythe früher aufgezeichnet und einverleibt ſein möchten. In der Frage über das eigentliche Alter der uns erhaltenen dichteriſchen Abfaſſung ſetzt ſich der Hader weiter fort. Lange war man leidlich einig, das 8. Jh. anzunehmen. Im Hyndlulied glaubte man den Beweis dafür zu finden, da dort König Radbert und ſein Sohn Randver, aber nicht des Letzteren Sohn und Enkel Sigurd Ring und Ragnar Lodbrok, die gefeierten Helden des 9. Jhs. genannt ſind: dieſe Zeitbeſtimmung würde den Inhalt der Sigurdſage mittreffen, wenn die Strophe 24 nicht ſpäter eingeſchoben ſein ſollte, in der Jörmunrek ſchon zu Sigurds Schwiegerſohn gemacht iſt. Dagegen ſetzt Gudbrandur Vigfuſſon den größten Theil der Völſungenlieder in der erhaltenen Geſtalt vorſichtiger ins 11—12. Jh. zurück. Welche dann wieder, unter den verſchiedenen Sagenliedern, die älteren oder jüngeren ſeien, iſt ebenſo zwiſtig: Einer ſetzt die Helgilieder, wie die drei Sigurdlieder, in möglichſt alte Zeit hinauf, ein anderer in möglichſt junge herab. Was unter den Liedern, was in den Liedern ſelbſt unächter ſpäterer Zuſatz ſein möchte, auch darüber ſtreiten die bewährteſten Autoritäten. In allen Mythologien wird der Inhalt von Hrafnagaldr Odins als ächte Ueberlieferung verwerthet, einer Dichtung, die nach Bugge ein Erzeugniß des 17. Jhs. iſt. Die 9 Schlußſtrophen des wichtigſten faſt aller Sigurdgeſänge, des Sigrdrifumal, an deren Stelle im Codex Regius eine Lücke iſt, halten Bugge und Möbius für ächt, Munch für ein Machwerk (des vorigen Jahrhun-

derts) von Palsſon, der auch den Gunnarſlagr eingeſchmuggelt hat. All dieſe Meinungsverſchiedenheiten erklären ſich aus der Natur der langhin wenig veränderten isländiſchen Sprache überhaupt und im beſonderen durch das Misverhältniß zwiſchen der Sprache der Eddalieder und deren nur vermuthbarem Alter: es gibt isländiſche Sprach- und Schriftquellen, es gibt ſelbſt alte Skaldengeſänge aus dem 9—10. Jh., deren Sprache in mancher Hinſicht älter iſt als die Sprache ſelbſt ſolcher Eddageſänge, die unzweifelhaft älteren Urſprungs ſind.

Die Sigurdſage verſchlingt ſich in ihren Anfängen mit den rein nordiſchen Helgiſagen, die unter einander ſelbſt in jener naiven Weiſe verkettet ſind, daß der älteſte Helgi, Hiörvards Sohn, der nach einer verhängnißvollen Verlobung mit einer Valkyre als ein jugendlicher Held in einem Kampf bei Frekaſtein fällt, zweimal wiedergeboren wird, einmal als Helgi Heddingjaſkadhi, von dem die verlorenen Karalieder handelten, und das anderemal als Helgi der Hundingstödter, von dem zwei der ſchönſten Lieder altgermaniſcher Ueberlieferung eine ähnliche unheilbringende Valkyrenliebe und den gleichen Frühtod beſingen. Mit dieſem Helgi ward dann wieder Sigurd, ein gleich früh dem Tod beſtimmter, nicht allein verwandtſchaftlich als ſein Stiefbruder, ſondern auch durch das Band der Handlungen aufs engſte, und ganz willkürlich verknüpft. Nach dem erſten Liede von Helgi dem Hundingſchläger (Str. 14) war das ganze Geſchlecht der Hundinge vor dem 15jährigen Helden gefallen; in ſpätern Anſätzen der Sage aber (in der Proſa von Sinfiötli's Ende und in der Völſungenſage cap. 19) leben dann doch wieder neue Hundingſöhne, deren Blutrache der gemeinſame Vater Helgi's und Sigurds, Sigmund, zum Opfer fällt, deſſen Tod dann wieder Sigurd — ſchon nach dem erſten Sigurdliede, nach alter Ueberlieferung — zu rächen hat. Zu Schiff ausſegelnd hat er auf der Fahrt nach Frekaſtein einen Sturm zu beſtehen, wie einſt Helgi; im Kampfe fallen dann wieder alle Hundinger durch dieſen zweiten Hundingtödter, der von ſeiner nächſten bewundertſten That, der Erlegung des ſchatzhütenden Wurms

auf der Gnitahaide (ein eingeſchobenes Zwiſchenſpiel, wovon hernach) der Fafnirstödter heißt. Nicht genug mit dieſen Verflechtungen, auch eine Walkyrenſage ſollte ſich in Sigurds Jugendleben verſchlingen, wie in Helgi's. Es war ihm (im 1. Sigurdlied oder Gripisſpa) geweiſſagt, er werde eine auf dem Felſen in der Brünne ſchlafende Fürſtentochter nach Helgi's Tode erwecken, die ihn Runen und Heil- und Sprachkunde lehren werde. Auf ſeinem Ritt nach Frankenland gewahrt er (nach dem Sigrdrifumal) auf einem Berge ein Licht, wie einen Feuerbrand; hinzukommend ſieht er eine Schildburg und einen Schlafenden, den er ſeine Brünne löſend als ein Weib erkennt, Sigurdrifa, die von Odin, weil ſie einen ſeiner Günſtlinge erſchlagen, mit dem Schlafdorn geſtochen war, der ihr zürnend auch verhängte, nie wieder Sieg zu erkämpfen ſondern ſich zu vermählen: was ſie nur dem gewähren will der keine Furcht kennt. Sie gibt nun Sigurd (dem ſie ſich nach dem Proſa-Schluſſe, einem ſpäteren Zuſatze offenbar, verlobt) einen Erinnerungstrank, damit er *ihrer Lehren* nicht vergeſſe, die ſie ihm dann in eilf Sprüchen[56]) mittheilt, zuletzt auf ſein kurzes Leben anſpielend. In der Sage von dieſer Schildmagd ſteht Sigurd dem Inhalt der Helgiſagen weit näher als der deutſchen Siegfriedſage in den Nibelungen, obgleich unſere Mythiker dieſe gerade aus jener Walkyrenſage erwachſen laſſen, in welcher ſie den allöffnenden Schlüſſel zu dem räthſelhaften Verhältniß Siegfrieds zu Brunhilden gefunden zu haben glauben. Und doch ſteht die Sigurdrifaſage mit dem ferneren Verlaufe der Siegfriedſage urſprünglich in gar keiner Beziehung, denn erſt in ſpäteren Liedern (von Brynhildens Todfahrt) iſt Sigurdrifa mit Brynhilden, von der ſie in Gripisſpa aufs beſtimmteſte unterſchieden iſt, verſchmolzen, wo ſie dann Sigurd mit ſeinem Flammenritte aus dem feuerumgebenen Saal zu erlöſen hat, von dem allem jene ältere Sage nichts weiß. Für die uner-

56) Oder in ſechs, wenn die Strophen von 29 ab Zuſatz wären, wo dann aber die Lehren mit dem ſechſten Rathe ſeltſam abbrächen.

ſchrockenen deutſchen Alterthumsforſcher aber war dieß ein zu lockender Stoff, als daß ſie nicht auf dem feuerfeſten Roſſe ihrer Sagenkritik durch die mythiſche Waberlohe hätten durchdringen ſollen, um die ſchlaftrunkene Sage zu lichtem Leben zu wecken[57].

Soweit erſcheint die nordiſche Sigurdſage faſt als eine Metamorphoſe der Helgiſage. In der ſpäteren Proſa von Sinfiötli's Ende und in der Völſungenſage (2. Hälfte des 13. Jhs.) ſind dann andere Sagen von Sigmund und ſeinen Ahnen (den Völſungen, die auch Ylfingen, Wölfingen heißen,) erzählt; von Sigurd aber iſt in den alten Eddaliedern ſelbſt jenes, von dem Cyclus der Valkyrenſagen durchaus verſchiedene Zwiſchenſpiel von Fafnirs Tödtung enthalten. Die Sigmundgeſchichten in der Völſungaſaga, die z. Th. aus älteren poetiſchen Quellen ſtammen, der Edda aber fremd ſind, werden ihrer grauſigen Wildheit wegen für uralt gehalten, obwohl ſich die größten Bedenken dawider aufdrängen. Es werden da zu Anfang ganz nach Art der ſpäteren Ritterromane, in deren Abblütezeit die Völſungaſaga entſtand, zwei Vorgeſchichten zu den Hauptſagen erzählt: die erſte von Sigi iſt ein Vorſpiel zu den Blutrachethaten, die Sigmund ſelbſt erleben ſollte; die zweite, deren Inhalt wir andeuten wollen, ſieht ganz wie ein erdichtetes Vorſpiel zu der Nibelungen-Noth aus. Bei der Vermählung von Völſungs Tochter Signi mit König Siggeir wird dieſer von ſeinem älteſten Schwager Sigmund durch Weigerung eines koſtbaren Geſchenkes unverſöhnlich erzürnt. Racheſinnend lädt er Völſung mit allen ſeinen zehn Söhnen zu Gaſt; Signi verwarnt ihre Verwandten vergeblich, wie Gudrun in der nordiſchen Niflungaſaga die ihrigen; Völſung wird nach einem tapferſten Kampfe mit allen ſeinen Leuten, wie Gunther mit ſeinen Burgundern, erſchla-

57) Erſt neuerdings haben einzelne wahrheitſuchende Forſcher, Lüning (in ſeiner Ausg. der Edda, Zürich 1859), Roſſelet (in der Encycl. von Erſch und Gruber t. 31, Sect. 2) und Max Rieger (Germ. 3, 166) die Verſchmelzung beider Geſtalten erkannt und eben hier die Fugen entdeckt, wo zwei ganz verſchiedene Sagenbeſtandtheile willkürlich zuſammengeleimt ſind.

gen; von ſeinen 10 Söhnen wird nur Sigmund durch Signi's Liſt erhalten; die ihre zwei zur Rache untauglich befundenen Söhne von Siggeir (wie Gudrun ihre Söhne von Atli) aufopfert, und dann, in einer Verwandlung, mit ihrem Bruder Sigmund den Sinfiötli, von Vaters und Mutters Seite einen Völſungen, erzeugt, der, nachdem er eine Weile mit ſeinem Oheim-Vater in Wolfsgeſtalt die Welt durchfahren, mit dieſem eine abenteuervolle Rache an Siggeir vollzieht, bei der ſich Signi mit ihrem gehaßten Gatten in dem von den Rächern angezündeten Saale verbrennt. Sigmund fällt nachher, wie wir (oben S. 74) hörten, durch die Hundingen, nach einer zweiten Vermählung mit Hiördis: daß dieſe ſeine Wittwe ſich nach ſeinem Tode mit einem König, bei dem ſie Zuflucht ſuchte, oder mit deſſen Sohne wieder vermählt, auch dieß ſieht wie eine Nachahmung deſſen aus, was die ſpäteren Eddalieder von der dritten Vermählung der Wittwe Sigurds und Atli's erzählen. Es wird wohl unmöglich bleiben ſicher auszumitteln, was von dieſen widernatürlichen Greueln alt ſein kann, was ganz neue Verwilderung ſein mag: man muß ſich, um ſich zu der letzteren Meinung zu neigen, nur erinnern, daß die nordiſche Karlamagnusſage, gleichzeitig mit der Völſungaſaga, die einzige Quelle iſt, die den Roland zur Frucht einer blutſchänderiſchen Verbindung (von Kaiſer Karl und ſeiner Schweſter) macht, wie hier den Sinfiötli. Die Angelſachſen wußten von Sigmund Wälſe's Sohn und ſeinen Kämpfen, Fahrten und Freveln mit Fitela, nichts von Beider Wolfsnatur; ſie wußten von Sigmunds Drachentödtung und Hortgewinnung, nichts von Sigurd, auf den dieſe Sage gradezu von dem Vater übertragen zu ſein ſcheint. In den Eddaliedern und Proſen wird dann dieſe Erlegung des Wurms Fafnir durch Sigurd an eine Götterſage geknüpft, die in der jüngeren Edda und in der Völſungenſage z. Th. in vernünftelnden Deutungen ausführlicher erzählt iſt: wie die drei Aſen Odin Hönir und Loki einen Sohn des Jötunen Hreidmar erſchlagen und, um die Eine Unthat mit dem verlangten Wehrgeld ſühnen zu können, eine zweite begehen

und dem Zwerg Andvari ſeinen Schatz abdringen, auf den der Beraubte dann einen fortwirkenden Fluch wirft. Dieſen Schatz nun erwirbt Sigurd, von Odins gefährlicher Gunſt unterſtützt, indem er Fafnir, den Sohn Hreidmars, der ſeinen Vater im Schlaf getödtet hatte und nun in Wurmgeſtalt des Schatzes hütet, wie er über eine verdeckte Grube kriecht, von unten erſticht, ganz ähnlich wie in Beowulf von Sigmund (vgl. oben S. 61 f.) geſagt iſt. Mit dem glänzenden Goldſchatz kommt er als Gaſt zu Giuki, da er dann in das Fluchverhängniß hineingezogen wird, das auf dem Schatze ruht. Unſere Ausleger der Nibelungen, wie ſie in einer fremden Walkyrenſage den Aufſchluß über Brunhildens Verhältniß zu Sigurd ſuchten, ſuchen ebenſo in dieſer ebenſo fremden Götterſage den Nachſchlüſſel zu dem Geheimniß von dem Nibelungenhort, wo in beiden Fällen kaum ein ſchwankender Schatten von Rückwirkung der alten nordiſchen Sagengeſtalt zu entdecken iſt. Die Fafnirſage weiß nichts von Nibelungen und Nibelungenhort, geſchweige von einer Verbindung zwiſchen den burgundiſchen Beſitzern dieſes Horts (unter denen der geſchichtliche Gunther nach Lachmanns Deutung mit einem gleichnamigen König der Nibelungen, des Nebelreichs, verſchmolzen ſein ſoll,) mit dem Zwerg Andvari, der in der mährchenhaften jüngeren Edda zwar im Land der Schwarzelfen wohnt, in der alten Ueberlieferung aber ein Fiſch im Waſſer iſt. Wer im Lichtreich nach der Aufhellung des Dunklen ſucht, der wird ſich zur nothdürftigen Erklärung des räthſelhaften Namens Nibelungen an die Bezeichnung der Franci-Nebulones im Waltharius halten und ſich denken müſſen, daß der Perſonenname Nibeluc (ſeit dem Aufſteigen der Karolinger unter den Franken durch Jahrhunderte ſehr verbreitet) auf das Volk, die Rheinfranken im Walther, die Burgunder in den Nibelungen übertragen iſt. Wie denn die Dichtung überall liebte, die Völker mit den Geſchlechtsnamen der Beherrſcher zu belegen[58]) und die Gothen Amelungen, die Dänen Scyl-

58) Selbſt in der hellen Zeit und Geſchichte kann man bemerken, daß, als der Reichsantheil des Einen der Söhne Ludwigs des Frommen nach deſſen Namen

dingen, die Burgunder (in der Edda Gothen) Giukungen zu nennen, mit welchen in der nordiſchen Sage durchweg der Name Nibelungen identiſch iſt [59]), ein Name, den die pragmatiſirende, Alles auslegende Völſungaſage nicht einmal nennt.

Denkt man ſich, daß eine fränkiſche Sage von Siegfried, Sigmunds Sohn, ähnlichen Inhalts wie die im erſten Theile der Nibelungen, im Norden mit Sagen von einem einheimiſchen Sigmund dem Drachentödter und dem Bekämpfer der Hundingen zuſammengeſtoßen wäre, ſo könnte man den bloßen Namen des Vaters für eine genügende Veranlaſſung erachten, ſie mit den Helgiſagen zu verknüpfen. Jene deutſche Sage von Siegfried und Kriemhilde könnte urſprünglich eine Geſtalt getragen haben, in der ſie, von einem natürlichſten pſychiſchen Motive getragen, menſchlicher, einfacher, von aller Bizarrerie freier erſchiene, als irgend eine andere Ueberlieferung von ſo hohem Alter. Auf ſolch eine Geſtalt laſſen in der Edda die Weiſſagungen im erſten Sigurdlied, läßt die Erzählung in den weſentlich übereinſtimmenden Bruchſtücken des Brynhildelieds hindurchblicken, in deſſen proſaiſchem Schluſſe ſich in Bezug auf die Todesart Sigurds eine ausdrückliche Berufung auf deutſche Sage findet. In der Zeit zwiſchen der Erlegung Fafnirs und der Erweckung Sigurdriſa's hatte Sigurd einen gaſtlichen Beſuch bei Giuki gemacht; nach dem letzten Abenteuer kehrte er bei Heimir ein, mit deſſen Pflegekind Brynhilde, Budli's Tochter, er ſich verlobt. Dann kehrt er zu Giuki zurück, wo ihm deſſen zauberkundige Gattin Grimhild ihre Tochter Gudrun vermählt (die in der deutſchen Sage den Namen trägt den im Norden die Mutter), worauf er Brynhilde vergißt. Die Alte bethört ihn

---

Lotharingien genannt wurde, dieſer Name mit einer beifälligen Haſt in Aufnahme gebracht wird.

59) Die jüngere Edda ſagt ausdrücklich: Gunnar und Högni wurden Niflungen oder Giukungen genannt, weßhalb das Gold der Niflungenhort heißt. Ein Sohn Högni's, der in Atlamal Niflung heißt, führt in drap Niflunga den Namen Giuki.

noch weiter, um Brynhilde für ihren Sohn Gunnar zu werben, was er in deſſen Geſtalt treu und gewiſſenhaft ausführt, ohne Feuerritte, wie in den ſpäteren nordiſchen Veränderungen, ohne Kämpfe, wie in den Nibelungen. Die gekränkte Brynhilde ſinnt auf Rache an ihrem treuloſen Verlobten. In tiefgrimmiger, von Groll und Liebe zu Sigurd, von Haß und Misgunſt gegen Gudrun gemiſchter Eiferſucht reizt ſie Giuki's Söhne zum Mord des gehaßten Geliebten. Da ſie dann aber Sigurd ſüdlich vom Rheine getödtet haben, ſo bricht der Anſtifterin das Herz, die nun weinend und bereuend von dem ſprach, wozu ſie die Männer erſt getrieben, und den unwillkürlichen Fluch über die Mörder ausſpricht: So ſoll, Nibelungen, all euer Geſchlecht die Macht verlieren! Nimmt man zu dieſer Erzählung aus dem jüngeren dritten Sigurdliede das Fügſame und Uebereinſtimmende hinzu, die umſtändlichere Ausführung des Anſchlags auf Sigurds Leben, den Selbſtmord Brynhildens, ihre Anordnung mit dem Geliebten auf Einem Scheiterhaufen verbrannt zu werden u. ſ., ſo erhält man in epiſch-lyriſcher Ausführung ein Seelengemälde voll bewegender Kraft, deſſen Werth noch ungemein gehoben wird durch die Anreihung der Lieder, in welchen die nordiſchen Sänger, die Nothwendigkeit empfindend bei ſo ſchrecklichen Thaten dem Drange der natürlichſten Gefühle eine unmittelbare mächtige Ausſprache zu geben, die Frauen ihre belaſteten Herzen erleichtern laſſen. Das erſte Gudrunlied, voll elegiſcher Weichheit, dichteriſch vortrefflich entworfen, gleichgültig für jene die in dieſen alten Ueberlieferungen nur Geſchichten ſuchen und nicht Poeſie, iſt die Klage der lange thränenloſen Gudrun über der Leiche ihres Gatten; es ſind Züge wie im althelleniſchen Heroenſtile, wie die Heldenfrauen ihrer Umgebung ſie zu tröſten ſuchen durch die Erinnerung an die Leiden, die ſie ſelber zu dulden haben. In dem zweiten Gudrunliede blickt die Verwittwete aus größerer Zeitferne auf den Mord des Gatten zurück, als ſie ſchon von ihren Brüdern den Vergeſſenheitstrank empfangen und in die Vermählung mit Atli, ſchlimmes ahnend, gewilligt hatte. Wäre die Sage von dieſer neuen Wieder-

vermählung der urſprünglichen Siegfriedſage fremd, ſo müßte doch die Verbindung beider, ſchon des ganzen Stiles dieſer Lieder wegen, ſicherlich in ſehr alter Zeit bereits vollzogen und eine früher unabhängige Völkerſage von dem Zuſammenſtoße der Burgunder und Hunnen, in der alles Intereſſe — wie faſt noch in den Nibelungen — auf dem Rieſenkampfe der Unterliegenden lag, in eine perſönliche Gudrun- oder Kriemhildeſage umgewandelt worden ſein.

Die nordiſche Sigurdſage ſchreitet von den Sigurdliedern zu den Gudrunliedern, von dieſen zu den Atliliedern vor. Das dritte Sigurdlied verkündet ſchon die ganze Folge der ſpäter ausgeſponnenen Sage, nicht allein Gudruns Vermählung mit Atli, ſondern auch die Geburt ihrer Tochter Swanhilde, durch die dann die Jörmunrekſage angeknüpft ward, das heimliche Spiel Gunnars mit Atli's Schweſter Oddrun, und Atli's Ermordung durch Gudrun, verwilderte Auswüchſe der Sage, von welchen die oberdeutſche Dichtung nichts weiß. Die beiden einander ergänzenden Atlilieder, weit jüngeren Alters als die beiden erſten Sigurd- und Gudrunlieder, ſind ſchon der deutſchen Sage in der ungefähren Geſtalt entſchöpft, die wir noch kennen, bald näher bald entfernter der deutſchen Kunde, und, wie die Nibelungen, ſchon von einem chriſtlichen Firniſſe überzogen. In dem Einen iſt das Reich der Giukungen von Atli's Reiche durch den Schwarzwald, in dem anderen durch die See getrennt; Gunnar wird noch als Gothenkönig bezeichnet, aber ſeine Verwandten zugleich als Burgunder; die Lieder kennen den Nibelungenhort unter dieſem Namen hodd Niflunga, obgleich hodd in dieſer Bedeutung ſonſt nur in Zuſammenſetzungen vorkommt. Nicht Högni bewahrt hier das Geheimniß des Schatzes bis Gunnar, der letzte der darum weiß, getödtet iſt, ſondern umgekehrt. Das Feſſelndſte aber in dieſen Abweichungen zwiſchen der nordiſchen und deutſchen Darſtellung, und das Sprechendſte zugleich für die ſtarken durchgreifenden Einflüſſe des nordiſchen Genius auf die Umgeſtaltung der Sage iſt dieß, daß der Kern der Thatſachen, Gudruns Rache, ganz in das Gegentheil von Kriemhildens Rache verkehrt iſt,

daß dieſe Rache nicht an den Brüdern ſondern an dem Gatten, nicht für den von den Brüdern getödteten erſten Gatten, ſondern für die von dem zweiten Gatten getödteten Brüder geübt wird. Atli, der hier handelnd mehr in den Vordergrund trit, kann nicht vergeſſen, daß die Giukungen an dem Tode ſeiner Schweſter Brynhilde Schuld trugen. Er lädt ſie, gierig nach dem aſenkundigen Nibelungenhort, zu ſich; Gudrun warnt ſie ſchriftlich durch Runenzeichen, die aber gefälſcht werden, und bei ihrer Ankunft perſönlich; in dem „weltkundigen" Kampfe, der hier doch in ganz engen Grenzen verläuft und von all dem Völker- und Heldengedränge um den Etzel der Nibelungen nichts weiß, ſteht ſie, ſelber kampfkundig, auf Seiten ihrer Brüder und erſchlägt Atli's Bruder; nach dem Falle ihrer Verwandten übt ſie endlich ihre grauſe Rache an dem ſtets verachteten Gatten, deſſen gebotene Sühne ſie verſchmäht. Nun wollte ſie ſich den Tod geben, „doch ward ihr Leben verlängert"; damit die Sage angelängt werde. In dieſen ſpäteſten Erweiterungen iſt die abenteuerliche Willkür der Anknüpfungen und Erfindungen am fadenſcheinigſten. Gudrun vermählt ſich zum drittenmale mit König Jonakur; ihre hier erzogene Tochter von Sigurd, Swanhilde, wird Jörmunreks Gattin. Damit noch nicht genug. Die Völſungaſage, auf deren Geiſt und Werth hier ein beſonderes Schlaglicht fällt, gibt Sigurd auch eine Tochter mit Brynhilden, Aslaug; ſie vermittelt dann eine Verbindung mit der viel ſpäteren Ragnar-Lodbrokſage, der in den Handſchriften gewöhnlich die Völſungaſage als eine Art Einleitung vorausgeht. In der Nornageſtſage iſt Sigurd ſogar noch mit der Starkadrſage verknüpft.

Bei dem Hinblick auf die koſtbare Sammlung der Edda darf uns wohl ein neidiſches Gefühl überkommen, daß uns in Deutſchland nichts ähnliches erhalten blieb. Wo doch nach dem bekannten Berichte Einharts im Leben Karls (cap. 29) eine ſo mächtige Hand wie die des großen Kaiſers die ausdrückliche Veranſtaltung traf zur Aufzeichnung der uralten Lieder von den Thaten und Kämpfen der Kö-

nige, um ſie der Vergeſſenheit zu entreißen. Derartige Sammlungen aber ſcheinen allerdings in erſter Ordnung die Wirkung geübt zu haben, daß ſie durch die bequeme Ueberſicht über große Reihen z. Th. zuſammengehöriger, aber nur loſe zuſammenhängender Geſänge, die ſie gewährten, zur Zuſammenſetzung größerer epiſcher Dichtungen anleiteten und dadurch ſelbſt etwas beitrugen zur Beſeitigung der alten und veraltenden Einzellieder, die ſie erhalten ſollten. Die bloße Zuſammenfaſſung altbritiſcher Sagengeſchichte in lateiniſcher Sprache rief im 12. Jh. wie mit einem Zauberſchlage unter Bretonen, Normannen und Nordfranzoſen epiſche Dichtungen nach allen Seiten hin maſſenhaft ins Leben, ohne daß von den rhapſodiſchen Unterlagen der volksmäßigen darunter etwas übrig geblieben wäre, als was in den älteſten epiſchen Zuſammenfügungen ſelbſt noch an den Fugen zu erkennen iſt. Im Norden gewährte Saxo Grammaticus eine ſolche lateiniſche Ueberſicht der Sagen; die große Belehrung die ſie bietet iſt die, daß hier in den zahlloſen vereinzelten Orts- und Geſchlechtsſagen keine Anlage war zu größeren, einheitlich zuſammengehaltenen epiſchen Compoſitionen. Die einzige Sigurdſage, der dieſe Anlage nicht mangelte, ließ er als eine fremde zur Seite; die Völſungaſage ſetzte ſich über dieſen fremden Urſprung weg, nachdem die ſpäteren Geſänge ohnehin ſchon den huniſchen Helden bereits daniſirt hatten. Es war ein Glücksfall, der nur der Entlegenheit Islands zu danken iſt, daß die Edda ſo ſpät aufgezeichnet wurde, als das Intereſſe an ſchriftlichen Urkunden nicht mehr vereinzelt auf Höfe und Klöſter beſchränkt und den Launen der Bigotterie unterworfen war. Dieß Glück ward der karolingiſchen Sammlung nicht zu Theil. Wäre es denkbar, daß ihr Untergang dem geiſtlichen Eifer Ludwigs des Frommen zuzuſchreiben wäre, daß „die heidniſchen Dichtungen", die er in ſeiner Jugend gelernt hatte und ſpäter verſchmähte[60]), deutſche Volksgeſänge und nicht lateiniſche Poeſien waren, ſo hätte der chriſtliche Zelotismus den lite-

60) Theganus Vita Ludovici cap. 19.

rariſchen Intereſſen nicht viele ähnliche Schäden geſchlagen. Es würde aber ſchwer ſein, dieſen Verluſt auf eine ſo einzelne Verſchuldung zu ſchieben; ſo viele andere Völker beklagen gleiche Einbuße ohne eine ſolche Veranlaſſung. Auch Alfred pflegte, wohl mit größerem Eifer noch als Karl der Große, die Lieder ſeines Volkes; er lehrte ſie ſeine Kinder leſen; Niemand verbot oder verfolgte hier dieſe Geſänge, auch die Normannen vertilgten ſie nicht, da W. von Malmesbury noch einen großen Vorrath vor ſich gehabt zu haben ſcheint, und doch iſt ſo weniges aus der angelſächſiſchen Dichtung erhalten. So iſt es nicht zu verwundern, wenn auch uns in Deutſchland aus dem ganzen Schatze deutſcher Heldendichtung nichts übrig geblieben iſt, als das Bruchſtück des Hildebrandliedes[61]), das zu Karls des Großen Zeit im Kloſter zu Fulda (Ende des 8. Jhs.) aufgezeichnet iſt, das man ſich daher gerne als ein einziges und dazu verſtümmeltes Trümmerſtück aus jener Sagenſammlung denken mag. Es behandelt den Zweikampf des alten treuen Heergeſellen Dietrichs von Bern mit ſeinem Sohne, eine Epiſode der Dietrichſage, die ſich der Norden in ſo früher Zeit nicht angeeignet hat: ſo daß es eine ganz unmittelbare Vergleichung nordiſcher und deutſcher Dichtungsweiſe nicht an die Hand gibt. Gleichwohl iſt es ein vollkommen genügender Reſt, um ſich an ihm zu überzeugen, daß die deutſche Heldendichtung eine andere geiſtige Geſtalt trug und von einem anderen poetiſchen Hauche durchzogen war als die nordiſche. Wir laſſen die ſtreitigen ſprachlich-antiquariſchen Fragen zur Seite, ob die erhaltene Aufzeichnung unmittelbar aus dem Gedächtniß eines heſſiſchen oder thüringiſchen Schreibers ſtammt, in deſſen Mundart der Eingang niederdeutſcher Einflüſſe aus den Grenzlanden Weſtphalen und Sachſen natürlich zu erklären iſt, oder ob dieſe Miſchung daher rührt, daß wir die Abſchrift einer oberdeutſchen Vorlage durch einen niederdeutſchen Schreiber vor uns

61) Erſte Ausgabe: J. u. W. Grimm, die beiden älteſten Gedichte aus dem 8. Jh. Caſſel 1812. Von den ſpäteren begnügen wir uns, auf die von Grein, Gött. 1858. zu verweiſen.

haben[62]; ob ferner der epiſche Vers des Hildebrandliedes nach dem ſtrengeren metriſchen Geſetze des ſpäteren Otfried'ſchen Verſes (zwei Halbzeilen von je vier Hebungen) oder nach der freieren Weiſe der alten alliterirten deutſchen und angelſächſiſchen Dichtungen wie Heliand und Beowulf zu bemeſſen ſei[63], in welche jenes Geſetz nur durch noch größere Willkür hineinzutragen iſt, als ſie zu dieſem Zwecke bei dem Hildebrandliede angewandt worden iſt. Uns feſſelt weſentlich die poetiſche Geſtaltung des merkwürdigen rhapſodiſchen Sagenreſtes. Vergleicht man das Gedicht, das ſelbſt nach den früher üblichen Zeitbeſtimmungen älter ſein wird als die älteſten nordiſchen Heldenlieder, mit dieſen, ſo lehren die poetiſchen Urkunden ſelbſt daſſelbe, was wir aus den ſonſtigen Zeugniſſen von der Sagendichtung des Südens und Nordens herauszuleſen meinten, daß das deutſche Gedicht neben den nordiſchen durch größere Wahrſcheinlichkeit und Einfachheit in der Begebenheit, in den Reden durch ungeſuchteres menſchliches Gefühl ausgezeichnet iſt. Und ſei die Darſtellung auch an einigen Puncten ſo kernig und kraftvoll, die Sprache ſo kühn wie in der Edda, ſo iſt doch keine Spur von jenem Ungeheueren in den Figuren und Bildern, oder von geſuchter Dunkelheit und lyriſchem Schwung: vielmehr drängt ſich die epiſche Form hier, im Gegenſatz zu der lyriſch-dramatiſchen Haltung der Eddalieder, ganz überraſchend ſelbſt in den Dialog, und eine gleichmäßige Ruhe liegt über den Reden des Zorns, des Schmerzes, und über die Werke der Kraft verbreitet, was uns höchlich bedauern läßt, daß das Gedicht nicht ganz erhalten iſt. Wenn unſere Forſcher aus den ſpäteſten Sagenüberlieferungen überall auf die früheſten zurückzuſchließen pflegen, ſo können ſie ſich aus der Zuſammenſtellung des Volkslieds von Hildebrand und Hadubrand aus dem 15. Jh.[64] mit dieſem alten Denkmale allerdings Waffen zu ihrer Rechtfertigung holen, die nur leider zu jedem Gefechte verſagen: der

62) Holtzmann in der Germania 9, 289. K. Meyer ib. 15, 17.
63) Vgl. Max Rieger, Germ. 9, 295.
64) Mitgetheilt in Grimms Ausgabe.

Zweikampf zwiſchen Vater und Sohn und die Namen ſind freilich dieſelben (obwohl ſelbſt die bloße Thatſache in dem Ausgang wahrſcheinlich in ihr Gegentheil verkehrt iſt); im übrigen hört jede Vergleichung vollkommen auf: In dem alten Gedichte wird man nicht gleich Anfangs ſo genau bekannt mit Vater und Sohn, die ſich hier kriegeriſch begegnen, noch mit der Sicherheit des Vaters über den Ausgang des Zweikampfs; hier veranlaßt nicht die Sonderbarkeit, daß einer dem andern ſeinen Namen nicht ſagen will, den Kampf zwiſchen beiden, ſondern der Unglaube des leichtfertigen Jungen und die Gereiztheit des ehrlichen Alten über dieſen Unglauben. Wie anders ſtellt dieß ſogleich das Intereſſe des Hörers, da nun nicht allein Er, da auch der Vater weiß, er kämpfe mit dem Sohne. Hier wird nicht der Kampf ins Scherzhafte gezogen, keine überraſchende Wirkung in Worten noch in Scenen iſt geſucht; ſo konnte auch der Schluß nicht die poſſenhafte Wendung des Volksliedes gekannt haben, vollends dann nicht, wenn, wie man vermuthet, dem Kampfe zwiſchen beiden Verwandten andere Zweikämpfe vorausgegangen wären und zuletzt der Vater den Sohn in tragiſcher Kataſtrophe erſchlagen hätte. Wie der Ausgang — ſo verſchiedenartig er ſei — in allen ſpäteren Bearbeitungen behandelt iſt, überall geben dieſe dem Inhalt den Charakter einer einzelnen Begebenheit; ſie ſuchen dieſe in ſich ſelbſt zu vollenden, ſie bieten Witz und Scherz auf, um ihr einen größeren Reiz zu geben, und gerade damit geben ſie ihr ein beſchränkteres Intereſſe. Dagegen iſt dieſes der Wander- und Kampfſage der Gothen entwachſene Lied auf den Hintergrund eines großen Ganzen aufgezogen, in dem es nur ein einzelner fragmentariſcher Theil iſt: in dieſem rhapſodiſchen Charakter liegt ſein eigentlicher Werth und ſeine große Bedeutung. Aus dem Alterthum der neueren Welt giebt es wohl kaum eine rhapſodiſche Erzählung, welche das Gepräge des Zuſammenhangs mit einem weiteren epiſchen Ganzen ſo deutlich an ſich trägt, wie dieſes Lied[65]), das

65) Wenn Lachmann (über das Hildebrandslied 1833) glaubt, der Dichter des

gleich im Anfang bei der Andeutung von Hildebrands großer Vergangenheit das Intereſſe des Leſers weit über die Gegenwart hinwegführt. Die Tauſende von Verſen in der Ravennaſchlacht oder Dietrichs Flucht geben nicht ein ſo paſſendes Bild von jenen Wander- und Heldenzeiten, wie die wenigen Züge dieſes kleinen Liedes, und jenes urkräftige Heldenweſen, das in ſpäteren Gedichten ſo leicht durch Sonderbarkeit und Uebertreibungen in den Charakter des Eiſenfreſſeriſchen übergeht, trit hier in ſchmuckloſer Reinheit und Würde auf. Auch was die Sage ſelbſt angeht, ſo iſt zwar ſchon die Zeit Attila's mit Theodorichs zuſammengerückt, und (der in der Geſchichte beſiegte) Odoaker der Sieger, vor dem Dietrich flieht, aber dennoch ſcheint in dem Auftreten Odoakers und in dem Schauplatz ein feſterer geſchichtlicher Boden durchzublicken. Ob in dem Liede ſchon Hermanrich in die Dietrichſage verwebt zu denken ſei, bleibt zweifelhaft wie in den gleichzeitigen angelſächſiſchen Quellen; daß Odoaker darin, wie ſpäter in der Quedlinburger Chronik (ſ. oben S. 69), als der Neffe und treuloſe Rath Hermanrichs auftrete, wird unglaublich bleiben, ſo lange nicht beſſere Zeugniſſe als die jener Chronik vorliegen, die in einer krauſen Verwirrung den halbgeſchichtlichen Odoaker von Theodorich in Ravenna belagern läßt, denſelben Namen aber nicht nur an Sibichs Stelle, ſondern auch an die Stelle des Einen der drei Mörder Hermanrichs ſetzt, der gleichfalls Odoacer oder Adaccar heißt.

Wir ſchließen unſere muthmaßenden Betrachtungen über die Natur der deutſchen Heldendichtung mit einer Verantwortung des Standpuncts, auf dem wir uns dabei haben feſtgehalten geſehen. Die Beſchaffenheit der wenigen poetiſchen Urkunden und der vielen hiſtoriſchen Zeugniſſe wieſen uns überall mit großer Entſchiedenheit zu der Zurückführung der deutſchen Sagenwelt auf einen hiſtoriſchen Grund und Boden an. Die Neigung zur Herleitung aller Sage aus

---

Hildebrandliedes brauche die übrigen Theile der Sage nicht gekannt zu haben, ſo bemerkt W. Grimm ſehr richtig dazu: Möglich! aber ſehr unwahrſcheinlich! ſo daß faſt zu leugnen.

dieſem Boden würde man unter allen Umſtänden bei dem Geſchichtſchreiber begreifen, ja vorausſetzen müſſen; ſein Standpunct wird ſich aber auch aus allen ſtrengſten wiſſenſchaftlichen Erwägungen aufs Beſtimmteſte rechtfertigen. In der Beurtheilung unſerer germaniſchen Heroenſagen machen ſich drei Anſichten geltend. Die mythiſchen Deuter, ſeltſamerweiſe meiſt Deutſche, glauben darin überall den Niederſchlag von älteren Göttermythen zu erkennen; die hiſtoriſchen, ſeltſamerweiſe meiſt Nordländer, neigen dazu umgebildete Geſchichte in ihr zu ſehen; gegen beide verfechten wieder andere (wie Grundtvig), daß die Sagen freie dichteriſche Schöpfungen ſeien aus ethiſchen Volksanſchauungen hervorgegangen. Von handwerksmäßiger Befangenheit abgethan wird man anerkennen müſſen, daß in aller Sagendichtung, allgemein von ihr zu reden, alle drei Factoren vereinigt zuſammengewirkt haben werden; in der Deutſchen glaubten wir das mythiſche Element kaum in Anſchlag bringen zu dürfen. Es war eine Zeit, wo ein Saxo Grammaticus, und vor ihm ſchon der Skalde Thiodolf an dem neugetauften Hofe Harald Harfagr's, im erſten chriſtlichen Eifer, alle Mythe auflöſend, ihre alten Götter zu menſchlichen Helden und Königen herabſetzten; in einem förmlichen Gegenſatz hierzu ſtehen heute die deutſchen Ausleger, die in einem wahren Heideneifer, die ganze Heroenſage auflöſend, jeden deutſchen Helden zu einem nordiſchen Gotte machen. Auch in dieſem Puncte, wie in meinen Urtheilen über die deutſche Götterlehre, fühle ich mich den deutſchen Landesgenoſſen gegenüber mehr zu unſeren überſeeiſchen Stammverwandten geſchoben, unter denen ein Parker, in beißender Satire, völlig in der Methode unſerer mythenſüchtigen Sagendeuter, die ganze Geſchichte der Unabhängigkeitserklärung der Vereinigten Staaten nach Ort Jahr Monat Tag und Stunde in einem höchſten Grade der Mythe verdächtig bewies. Sollte ich durch unzweifelhafte wiſſenſchaftliche Feſtſtellungen überwieſen werden, mit dieſen Vorneigungen auf Irrwegen zu ſein, ſo muß ich mit Thorpe bedauern, daß mir Pallas Athene nicht wie dem Diomed die Nebel vom Auge genom-

men, die den Anblick der Götter verhüllen. Wenn W. Grimm meinte, die hiſtoriſche Erklärung der Sagen müſſe nach dem erſten Schritt ſchon einhalten, ſo ſcheint mir dagegen den mythiſchen Erklärungen für jeden erſten Fußaufſatz der Boden zu fehlen. Wenn uns von dem Geſchlechte der Wölſungen geſagt wird, „ihr Ahnherr ſei wahrſcheinlich ein dämoniſcher Wolf geweſen", ſo erſtaunen wir, wie man durch die plumpen zweimaligen Verſuche der Völſungaſage, einen Namen im Stile der Wappenſagen des 13. Jhs. durch poetiſche Fictionen zu erklären, zu ſo wunderſamem Tiefſinn kann angeleitet werden, dem man noch dazu einen Sinn erſt geben müßte. Wenn man, um uns die Siegfriedſage zu erſchließen, Sigurds Flammenritt zu Brynhilden mit dem Mythus von Freyr und Gerdha zuſammenwirft und als eine Naturmythe deutet auf die Befreiung der im Winterſchlaf liegenden Sommergöttin durch einen heiteren Gott, den Bändiger der Winterſtürme, der dann nach kurzer Zeit wieder dem Tode verfällt, ſo nimmt man unter Hingabe der allererſten Grundſätze der Kritik als den weſentlichen Kern der Sage einen Beſtandtheil, der ihr urſprünglich ganz fremd war. Wenn man die Thüringer Irinc und Irminfred zu Göttern (Rigr-Heimdall und Irmin) macht, ſo fragen wir, was aus den feſteſten hiſtoriſchen Zeugniſſen nüchterner Zuſchauer werden ſoll, die mitten in den Tragödien der thüringiſchen Geſchichten jener Zeiten gelebt und geſchrieben haben? Und es ſind noch viel leichtſinnigere Verwilderungen aller kritiſchen Forſchungs- und Deutungskunſt, wenn man auf die vagſten Vergleichungspuncte hin den Sigurd, weil er leuchtende Augen hat, zu einem Sonnengott, den Hagen weil er einäugig iſt zum Hödr, den Walther weil er einhändig iſt zum Tyr macht, wenn man Wolfdietrich und Otnit für identiſch mit Baldr oder mit Thor und Baldr zugleich erklärt, wenn man Dietrich zu Thor, Hildebrand und Wate zu Wodans Helden, Rüdiger zu einem göttlichen Weſen ſtempelt, im Reineke Fuchs und Iſengrim Loki und Thor nachweist, und ſchließlich dahin gelangt, in der Sage von Karl dem Großen jeden hiſtoriſchen Kern in Abrede zu ſtellen. An den

grell gegenſätzlichen Auslegungen vollends der ſo in die Sagen hineingelegten Mythen wollen wir lieber nur hindeutend vorübergehen: wo der Eine die Erweckung Brynhildens oder Dornröschens als einen heidniſchen Naturmythus, der Andere als einen chriſtlichen Religionsmythus von Sündenfall und Erlöſung deutet; wo der Eine in Siegfried den Baldur, der Andere eine Symboliſirung des heiligen Victor erkennt, jeder ſeiner Behauptung in der abſprechendſten Sicherheit völlig gewiß. Angeſichts all dieſer ſeltſamen Verirrungen wundert uns nicht, daß die mythiſche Deutung nicht ſelten an ſich ſelber irre geworden iſt. Ihr erſter Urheber Mone[66]) trat zu anderer Zeit zur geſchichtlichen Erklärungsweiſe über. Wenn uns in W. Grimms Erörterungen[67]) über dem Geben und Nehmen nach dem geſchichtlichen und mythiſchen Standpunct hin ein Schaukelgefühl anwandelt, ſo fühlte ſogar er ſelber ſich ſchwindeln dabei, wenn man ihm zumuthete zu glauben, daß „Sigurd zugleich Dietrich ſei und als Baldur die nordiſche, als Sonnengott auch die griechiſche Mythologie in Anſpruch nehmen ſolle"; und er ſelber geſtand (womit man Alles erledigt denken ſollte), „er habe kein Beiſpiel von der Umwandlung eines Gottes in einen bloßen Menſchen gefunden". Und Uhland, der zwar auch das Mythiſche in der Heldenſage überall durchblicken ſah, hat zuletzt ſelbſt die ungeheuerlichſten von Dietrichs Rieſen- Zwergen- und Drachenkämpfen ganz rationaliſtiſch, wie es mit ähnlichen griechiſchen Sagen ganz unzweifelhaft richtig geſchehen iſt, auf Naturerſcheinungen und hiſtoriſche Thatſachen zurückgeführt, da er ſich in Caſſiodors Amtsſprache von den abzuwehrenden Greueln der Verſumpfung (Var. 2, 21. 32) ganz ähnlich berührt fühlte wie von jenen volksmäßigen Bildern von Dietrichs Drachenkämpfen. So hat er im Beowulf den Grendel und ſeine Mutter als Verbildlichung einer verſumpften und verpeſteten Meeresbucht, den Feuerdrachen als ein Symbol der einfal-

66) In ſeiner Einleitung zum Nibelungenliede, und in der Geſchichte des Heidenthums im nördlichen Europa. 1822.

67) In der Abhandlung am Schluſſe der „deutſchen Heldenſage".

lenden Sturmflut angeſehen, wie Grein dieſe Ungethüme auf Seeräuber deutete[68]).

Dem Geſchichtſchreiber darf ſtreng genommen für ſeine Stellung zu der Frage der mythiſchen oder hiſtoriſchen Herleitung der Sage Eine einzige Erwägung genügen: daß in den Zeiten der alten Dichtung ſelber kein Pfleger der Sagen von Siegfried und Gunther, von Dietrich und Etzel, ſei es der ſpäteſte Schreiber der Nibelungen oder der erſte Sänger des Hildebrandliedes, jemals an eine entfernteſte Beziehung derſelben auf die heidniſche Götterwelt gedacht, daß ſie vielmehr, wie alle die gläubigen oder kritiſchen, von den Sagen berichtenden Hiſtoriker des Mittelalters an der Identität der gleichnamigen Sagen- und Geſchichtshelden nie gezweifelt haben. Die Verſetzung auf dieſen Standpunct ſchließt zugleich zweierlei Einſeitigkeit und Uebertreibung der geſchichtlichen Forſchung oder Deutung aus: zunächſt die überſichtige Ausſchau nach einer urgeſchichtlichen Gemeinſchaft der Sagen aller indogermaniſchen Stämme, die auf ein anderes Gebiet der Forſchung gehört als das unſrige. Wenn man uns den Kampf zwiſchen Vater und Sohn im Hildebrandlied auf alle ähnlichen perſiſchen, gäliſchen, nordiſchen, ruſſiſchen Geſchichten von Ruſtem und Zohrab, von Cuchullin und Conlach, von dem Bogenſchützen An, von Ilja Muromets und ihren Söhnen zurückführt, ſo ſchreckt uns an dieſer Betrachtungsweiſe an ſich ſchon die Vorausſetzung einer ganz unglaublichen Dürftigkeit ſei es des Lebens ſei es der Dichtung der Völker ab. Wie ſollten ſich in Zeiten, deren Seele und Leben nichts als Kampf war, ſo ergreifende Zuſammenſtöße in Erfahrung oder Einbildung nicht in aller Selbſtändigkeit wieder und wieder erzeugt haben? Und noch beengter macht uns die weitſichtige Vorſtellung, welche die nordiſche Sage von dem verhängnißvollen fluchbeladenen Goldhort zu einem unvordenklichen Ureigenthum der germaniſchen Stämme vor ihren Wanderungen und Trennungen machen

68) Die hiſt. Verhältniſſe des Beowulfliedes. In Eberts Jahrbuch für romaniſche und engliſche Literatur. 4, 260.

will und daran eine tiefſinnige allegoriſch ſymboliſche oder ethiſch mythiſche Deutung knüpft[69]. In den heroiſchen Zeiten, wo Beſitz und Reichthum an fahrender Habe das Mittel iſt, Kampfgenoſſen durch Freigebigkeit an ſich zu feſſeln und dadurch neue Macht und Herrſchaft zu gewinnen, iſt es noch ungleich natürlicher und ſelbſtverſtändlicher, daß in Geſchichte und Dichtung das Ringen der blinden Goldgier, die Kämpfe um wunderbare Schätze immer wieder, aber in ſteten Veränderungen und volksthümlicher Eigenheit wiederkehren müſſen. In den nordiſchen Dichtungen verbildlichen die Kämpfe um drachenbehütetes Gold früh und ſpät in einem weithin verſtandenen Bildräthſel die Freibeutereien der Seekriegsfahrer. In der einfacheren deutſchen Geſchichte und Sage ſpielen Schätze bei dem Morde des ripuariſchen Sigibert, in den Schickſalen des Eunius-Mummolus, bei Roſamundens Flucht mit Helmichis, bei Walthers Flucht mit Hildegunde, bei Kriemhildens Rache, bei Hermanrichs Unthaten eine erſte Rolle nur unter einfacheren Motiven und Verbildlichungen; wie denn nachgewieſen iſt, daß in den Vorſtellungen unſerer älteſten Vorfahren, in den Darſtellungen der älteſten Geſchichtenſchreiber (wie Gregor) Hort und Macht, Reichthum und Reich, Schatzgewinnung und Landeroberung zuſammenfallende Begriffe waren[70]. So wenig aber unſere Sagenſänger bei ihren Kampf- und Hortgeſchichten die fernſichtige Vorſtellung von verſchwommenen vorzeitlichen Ueberlieferungen hatten, ſo wenig wären ſie der entgegengeſetzten Kurzſichtigkeit verfallen, in ihren Helden und Mähren eine Portraitähnlichkeit mit geſchichtlichen Geſtalten und Thatſachen ſuchen zu wollen, dem Fehler, der die ungerechtfertigten Uebergriffe der hiſtoriſchen Deutung charakteriſirt. Wenn unter den geſchichtlichen Auslegern der Siegfried-Sigurdſage E. Rückert[71] die ganze Doppelſage in allen ihren Einzel-

69) Wie P. E. Müller Sagabibliothek 2, 366 und Lachmann, Kritik der Nibelungenſage im Anhang zu ſeinen Anmerkungen zu den Nibelungen. 1836.

70) Vgl. Waitz, Verfaſſungsgeſchichte 2, 124.

71) Oberon v. Mons und die Pipine von Nivella. 1836.

heiten in Belgien localiſirt und die Jötune Fafnir und Regin auf geſchichtliche Figuren zurückführt, wenn El. H. Meyer in den Gedichten von der Rabenſchlacht und Dietrichs Flucht das Gedächtniß Theodat's und Vitigis' in den Geſtalten von Diether und Wittich fortleben ſieht; wenn es Beſſell denkbar findet daß in Rüdiger von Pechlarn ein Andenken an den Gothen Rodigais (ahd. Rodogair) und in dem Ausgang der Nibelungen eine Erinnerung an die treuloſen Anſchläge Lupicin's auf Fridigern bei dem Gaſtmahle von Marcianopel (ſ. oben S. 32 f.) erhalten wäre; ſelbſt wenn W. Grimm, der ſonſtige Leugner der hiſtoriſchen Bezüge, bei dem Bluttrinken der durſtigen Burgunder in Etzels brennendem Saale an einen Geſchichtsbericht von der Schlacht in den Catalauniſchen Feldern erinnert wird, ſo halten wir dieß für ebenſo müßige Spiele des auslegenden Scharfſinns, wie ſie bei den Mythikern auf der entgegengeſetzten Seite üblicher ſind. So liegen ſelbſt die oft angeſtellten Verſuche[72], die Burgunder- und die Siegfriedſage auf die Hrothilde und Brunhilde der Merowingiſchen Zeiten zurückzuführen, ſchon an einer gefährlichen Grenze, wo neben dem Entſtellen und Verrücken der Namen und dem Verfabeln der Thatſachen auch eine innere ethiſche Divergenz in den Ueberlieferungen dieſer Geſchichten und jener Sagen Bedenken erregen muß.

Das Geſchichtliche einer Sage ſehen wir weſentlich darin, daß ſich in ihr eine hiſtoriſche Erſcheinung im großen Ganzen nach Geiſt und Körper widerſpiegelt, deren einzelne Züge gänzlich von einander abweichen mögen, wenn nur Geſtalt und Weſen der Thatſache, welche die Geſchichte verwirklicht hat, verbildlicht bewahrt ſind. In der Sage von Alexander möchten die aufgenommenen hiſtoriſchen Züge lieber fehlen, und ſie würde mit den wirklich ſinnreichen unter ihren Erdichtungen,

72) Göttling, Ueber das Geſchichtliche in den Nibelungen 1814. Nibelungen und Gibellinen. 1816. Leichtlen, Forſchungen im Gebiete der Geſchichte, 1, 2. v. Lebebur, Island und das Nibelungenland 1827. Hermes, Ueber die geſchichtl. Bedeutung des Nibelungenliedes. Morgenblatt 1829. N. 244 ff. E. Rückert, in dem angeführten Werke.

weil ſie rein die Idee des wirklich Geſchehenen verkörpern, eine nur um ſo bewundernswerthere Geſchichtsſage ſein. In der Sage von Karl dem Großen fehlen die hiſtoriſchen Züge ſo gut wie ganz, und doch blickt aus ihr, poetiſch quinteſſenzirt, der ächte Geiſt des Zeitalters und der Thaten des Helden rein wie aus der Geſchichte, nur idealer als aus der Geſchichte heraus. In den älteſten chriſtlichen Legenden iſt die vage Thatſache der Aus- und Einſaat des Chriſtenthums in die heidniſchen Völker und Gemüther verſinnlicht: die Thatſachen ſind in jeder einzelnen Legende aus einem oft kaum erkennbaren geſchichtlichen Saamenkorn zu wuchernden Schlingpflanzen platter Fiction geworden, der ganze Cyklus dieſer Urlegenden aber bildet doch eine große hiſtoriſche Thatſache ab. So würden wir in der deutſchen Heroenſage, wenn uns beſſere und mehrere alte poetiſche Urkunden vorlägen, deutlicher wohl als in dem Erhaltenen ein Abbild von dem Aus- und Untergang des Heldenzeitalters, von dem Abſterben der großen Wanderjahre des deutſchen Volkes erkennen: ein Gemälde, in dem nichts von geſchichtlichen Thatſachen, wohl aber in den erdichteten Thatſachen der Charakter des Volks und der Zeit in feſten und treuen Zügen bewahrt wäre, die man in den verläſſigen Aufzeichnungen der Thatſachen in der dürren Geſchichtſchreibung jener Zeiten nur viel mühſamer herausliest. Die wahre volle Geſtalt, den unverſehrten Kern der Heldenſage hat daher Uhland weder von Seiten des Geſchichtlichen noch des Mythiſchen, die beide in ihr abgeſchliffen ſind, erſchloſſen gefunden, ſondern in dem ethiſchen Sinn und Geiſte, der dem Leben, dem Liede und der Geſchichte gemeinſam war, eben auf der Seite des Gegenſtandes, wo „gerade dasjenige liegt, was ihm nicht ein blos wiſſenſchaftlich-antiquariſches, ſondern ein allgemein menſchliches, ein poetiſches Intereſſe auf die Dauer ſichern kann“ [73].

73) Uhland hat in ſeinem Capitel über das Ethiſche in der germaniſchen Sage (Schriften 1, 211) ein ächtes Stück Literargeſchichte hinterlaſſen, das uns ſchier alle Erträge unſeres philologiſch-mythologiſchen Fleißes aufzuwiegen ſcheint. Es ſpricht da ein wiſſenſchaftlicher Forſcher und ein Poet dazu.

Auf das ethiſche Moment in den Thatſachen der Sagen achtend gelangt man dann auch zu neuen, und an dieſer innerlichſten Stelle zu den ſprechendſten ethniſchen Unterſchieden, die uns noch einmal auf den Hauptpunct unſerer Betrachtungen, die Verſchiedenheit in Geiſt und Geſtalt der nordiſchen und deutſchen Sagen, zurückführen. Wenn uns die deutſche Heldenſage wie ein Denkmal von dem Untergange des Heroenzeitalters gemahnt, ſo läßt ſich auch in den ſittlichen Gewalten, ſcheint es, die in ihr wirken, ein innerlicher Bruch mit der Natur einer ſolchen Zeit im Vergleiche zu den nordiſchen Sagen herausfühlen, die nns in ihren charakteriſtiſchſten Zügen ganz in die Eigenheiten eben dieſer Zeit noch grundtief feſtbannen. In dem heroiſchen Zeitalter aller Völker iſt nach vererbtem Begriffe die Blutrache ein verwandtſchaftliches und ſelbſt geſetzliches Recht nicht nur, ſondern Pflicht. In der nordiſchen Mythe muß, auch in der Götterwelt, ſelbſt dem unwillentlichen Tödter Bragurs in dem kaum geborenen Vali ein Rächer erſtehen. Die Geſetze aller germaniſchen Stämme beſtimmten ein Wehrgeld zur Sühne, die dem Fortwuchern der Blutſaat ſteuern ſollte; in der nordiſchen Sage aber gilt den trotzigſten der Menſchen, dem Helgi, der Gudrun die blutige Rache rühmlicher als die unblutige Sühne. Durch die ſämmtlichen, von dieſen Blutvergeltungen bis zur Eintönigkeit überfüllten Dichtungen der älteren Edda geht dann der unterſcheidende Zug, daß die ſtraff gezogenen Familienbande, die hier die noch mangelnden Staatsbande erſetzen, am heiligſten ſind in dem gleichlebigen Geſchlechte der Geſchwiſter, daß ſie ſchlaffer wirken in Bezug auf die untergehenden, am ſchlaffſten in Bezug auf die neuen aufgehenden Familien. Gattenmord und Vatermord ſind nicht ungewöhnlich, aber Brudermord kommt nicht vor. Des Bruders Leben iſt ſelbſt auch der Blutrache der Geſchwiſter entzogen. Dem ſterbenden Hreidmar weigern ſeine Töchter die verlangte Rache an ihrem Bruder Fafnir, der den Vater getödtet, weigern auch dem Bruder Regin ihre Hülfe, der zwar, unter dem Fluch des Schatzes, Fafnir nach dem Leben ſtellt, aber ſelbſt einen Anderen zu dem Morde anſtiftet.

Um dagegen die Ermordung ihrer Brüder zu rächen, unterdrücken Signi und Gudrun Ehepflicht und Mutterliebe bis zum Morde von Kindern und Gatten, treten die Geſchwiſter Signi und Sigmund in eine blutſchänderiſche Verbindung um aus einerlei Blut einen Rachegehülfen zu zeugen. Gudrun läßt ſich zur Annahme einer Sühne für den Mord ihres Gatten bewegen, nicht für den ihrer Brüder. Die Valkyre Sigrun verflucht ihren innig geliebten Gatten Helgi, weil er in der Schlacht ihren Bruder erſchlagen; daß ihr zweiter Bruder dafür ihren Gatten tödtet, das zu rächen, wie Kriemhilde thut, fällt ihr nicht ein. Das Alles liegt in der erhaltenen deutſchen Sage ganz umgekehrt; ein merkwürdiges Mittelglied ſcheinen die Merowingiſchen Sagen zu bilden. Der Brudermord, im Norden unerhört, iſt in den Geſchlechtern der Burgunder und Thüringer wie zu Hauſe, die dafür aber auch dem Untergange verfallen; das Merowingiſche Haus, dem ſie zum Opfer fallen, iſt von Verwandtenmord aller Art befleckt, aber von keinem Brudermord; den Sigibert († 575), der auf dem Wege dazu war, hält ein tragiſches Schickſal auf. Die beiden Furien, die zwar Fremde, aber durch Heirathsbande den Merowingern einverleibt, durch zwei Geſchlechter Greuel auf Greuel in den fränkiſchen Herrſcherfamilien häufen, ſind beide, Hrothilde durch einen Brudermord, der an ihrem Vater von ihrem Oheim verübt war, Brunhilde durch die Ermordung ihrer Schweſter zu ihrem unvergänglichen und unerſättlichen Rachedurſt getrieben. In der deutſchen Kriemhildenſage macht uns die völlige Umkehr der Thatſachen im Gegenſatz zu der nordiſchen Gudrunſage: daß Kriemhilde in einem Uebermaße von Liebe und Treue den Mord ihres Gatten an ihren Brüdern mit der blutigſten Hartnäckigkeit, nicht wie Gudrun den Mord ihrer Brüder an dem Gatten rächt, aufmerkſam auf das verſchiedene ſittliche und geſellſchaftliche Verhältniß, das hier zu Tage trit. In der nordiſchen Sage wirkt die verwandtſchaftliche Treue in dem engſten Familienbande der Geſchwiſter wie nach einem blinden unverbrüchlichen Naturgeſetz, das zu einem allzwingenden Brauche gewor-

den iſt; in der deutſchen Sage greift die Treue, die die Grundtugend einer Heldenzeit iſt, über die nächſten Naturbande der geſchloſſenen Familie hinaus; der ſittlichen Freiheit iſt ein weiterer Spielraum geöffnet; der Verſöhnung mit chriſtlicher, dem Uebergang zu ritterlicher Sitte war hier eine Handhabe geboten, die in den nordiſchen Sagen mangelt. Die Treue im Eheverbande, im Lehnsverbande erhält den gleichen Preis im Geſange; zu der Gattentreue Kriemhildens iſt die Verlobtentreue der Kudrun ein Seitenſtück; die Dietrichſage iſt ganz durchzogen von den Bildern der Treue zwiſchen waffenverbrüderten Helden, zwiſchen Dienern und Herren, zwiſchen Pflegern und Pfleglingen. Daß der älteſt ächteſten deutſchen Sage von Dietrich das Thema der Blutrache ganz abſeit liegt, würde uns glauben machen, daß der frappante Gegenſatz der Kriemhilde gegen die Gudrunſage ſchon in der alten deutſchen Ueberlieferung gelegen war, daß nicht chriſtliche Einflüſſe eine urſprünglich der nordiſchen gleichgeſtaltete Sage in der zeitlichen Fortpflanzung verwandelt haben, ſondern daß ſich die Thatſachen der deutſchen Sage bei ihrer räumlichen Verpflanzung in den Norden den Gewohnheitsbegriffen dort haben beugen müſſen, welche Brudermord aus Gattentreue zum Mittelpuncte einer Dichtung zu machen nicht geſtattet hätten.

Die geſchichtliche Betrachtungsweiſe, der das durchſchaute Verhältniß einer Sage zu dem Boden, der ſie erzeugte oder veränderte, faſt wichtiger iſt als der feſtgeſtellte Inhalt einer älteſten Grundlage, hat außer den mythiſchen Auslegern noch andere Gegner in anderen ſyſtematiſchen Geiſtern, die unſere heutige Denkweiſe in das Alterthum hineintragend von der Sage ſprechen wie von dem Werke eines bewußten, ſeiner Sache ganz gewiſſen Geiſtes, die daher gern auf eine ächte reine Geſtalt und einen urſprünglichen Kern derſelben zurückgelangen möchten. Kern einer Sage aber könnten wir nur nennen, was in Natur oder Geſchichte ihr feſtliegender unbezweifelbarer Grund iſt. Einen ſolchen Kern kann man in den, ſchon helleren Zeiten und denkenderen Geſchlechtern entſprungenen Karl- und Alexanderſagen in den

greiflichen Ideen finden, welche die Erzählungen durchdringen und geiſtig zuſammenbinden, was in den älteren, aus bildungsloſeren Zeiten ſtammenden Heldenſagen ſchon viel ſchwieriger iſt. Sobald man aber in der Aufſuchung eines Kernes oder einer feſten Grundlage der Sage weiter auf die inhaltliche und thatſächliche Ausgeſtaltung vorgehen will, iſt jeder Schritt auch in jenen vergeiſtigteren Sagen verfänglich, weil die Sage in dieſem Sinne einen feſten Grund nicht hat, da wir ſonſt Geſchichte an ihrer Stelle beſäßen. Objectiv auf die Urgeſtalt einer Sage zu kommen, iſt darum unmöglich weil ſie Sage iſt. Wie ſchwer iſt dies ſelbſt in der Geſchichte, die in dem wirklich Geſchehenen dieſe feſte gegenſtändliche Grundlage hat, in der auf dieſen genauen Sachverhalt Alles ankommt: während es bei der Sage (Legende, μῦθος), wie es in den Worten liegt, nur auf das ankommt was die Menſchen berichten. Dieſe Ueberlieferung geſtaltet ſich bei der gereifteſten Beobachtungsgabe der gebildetſten und erfahrenſten Menſchen in jedem Munde um, wie ſollte ſie unter der bildenden Kraft einer wuchernden Volksphantaſie je einen Augenblick ſtille geſtanden haben? Die kritiſchen Forſcher, die durch eine Sichtung der poetiſchen Urkunden und hiſtoriſchen Zeugniſſe von einer Sage auf ihre ächte Geſtalt urſprünglicher Darſtellung zurückſtreben, die ſie durch eine Art Concordanz oder Mythenharmonie aus allen verſchiedenen zeitlichen und örtlichen Umgeſtaltungen herzuſtellen hoffen, ſind in demſelben Falle wie jeder Volksſänger und Spielmann der alten Zeiten; ſie laſſen der ruheloſen Sage ſo wenig Ruhe wie jene; ſie ſtreifen ihr in voller Willkür ab und ſetzen ihr zu, was ihnen nach ihren wiſſenſchaftlichen Vorſtellungen und Geiſtesbedürfniſſen paßt oder nicht paßt, wie es jene aus anderen poetiſchen, ſittlichen, geſellſchaftlichen Motiven gethan. Wir ſchweigen von den unkritiſchen Forſchern, die über jede Stelle jeder Ueberlieferung jedes Poeten abſprechen, als ob ſie allein wüßten, wo den guten Alten das Verſtändniß der Sache oder Sage aufgegangen, wo es ihnen abhanden gekommen ſei; die ſich anſtellen als ob ſie bei Allem perſönlich dabei geweſen wären, langleblger

als der 300jährige Nornageſt, der eine Bruſtgurtſpange von Grani, Sigurds Roſſe, und einen Haarbüſchel aus ſeinem Schwanze leibhaftig aufzeigen konnte. Dergleichen Scheinvertiefung einer Scheinwiſſenſchaft hat bei uns längſt dazu geführt, daß man in der größten Unkritik dem werthloſeſten Wuſte zerriſſener Zeugniſſe und den elendeſten Erfindungen aus den verderbteſten Zeiten der abſinkenden Ritterdichtung — je nach Bedarf und Vorurtheil — denſelben oder den größeren Werth beimaß, wie den verläſſigſten hiſtoriſchen Berichten und den älteſten poetiſchen Denkmälern. Iſt man nicht zuletzt dahin gekommen herauszuwittern[74]), die gemeinſamen deutſch-nordiſchen Sagen alle vom 6—14. Jh. ſeien nur Trümmer und Splitter eines einzigen großen Epos eines einzigen Dichters, das im 5. Jh. in Sachſen entſtanden und im 6. nach dem Norden gelangt ſei! So iſt man im Gebiete der Göttermythen, auf den Stromfluten der Wagniſſe der vergleichenden Mythologie dahin geriſſen, bis zu jenen Untiefen grundloſer Combination gelangt, wo man den Gedanken faßte: „daß alle Mythen aller civiliſirten Völker Europa's ſich auf eine einzige Unterlage gründen, die auf einer Uranſchauung der Welt beruhe, die allen jenen Völkern und vielleicht der ganzen Menſchheit gemeinſam ſei"! Es fehlt nun nur, daß man uns dieſe urgermaniſchen Poeme und urmenſchheitlichen Philoſopheme auch noch wortgetreu herzuſtellen unternähme.

74) Raßmann, die deutſche Heldenſage. Hannover 1857.

III.

Die Dichtung in den Händen der Geiſtlichkeit.

1. Karolingiſche Zeit. Chriſtliche Dichtungen im neunten Jahrhundert.

Die Völkerkämpfe der deutſchen Stämme bei ihrer Ausbreitung über Europa waren das Mächtigſte, was ihre epiſche Dichtung anregen und auf die Dauer beſchäftigen konnte: der größte Mann jenes Volkes, das dem weſtlichen Römerreiche ein Ende gemacht, blieb der Höchſtgefeierte der deutſchen Sage. Zu dieſer äußeren Welteroberung, die mit dem Untergange edler Stämme erkauft war, lag in einem großen Gegenſatz die Ausbreitung des Chriſtenthums unter den deutſchen Siegern, das den Anfängen ihres Bildungsweſens, ihrem heidniſchen Religionsglauben, den Untergang bereitete, aber um den Preis einer inneren Auferſtehung zu einer neuen werthvolleren Seelenbildung. Bei dieſer Umwälzung mußte die Dichtung, die in ſo jugendlichen Zeiten alle Geiſtesthätigkeit in ſich verſammelt, nothwendig frühe auf die Quellen des neuen Glaubens hingeleitet werden. Wenn in der weltlichen Sagendichtung, in Folge der vagen Bühne und der bewegten Zeiten die ihr Stoff und Entſtehung gaben, das nationale Element in den Hintergrund trat, ſo ſollte man erwarten, daß eben dieſes Element in einer geiſtlichen, den Stoffen einer von außen eingetragenen Glaubenslehre geweihten Dichtung ganz hätte untergehen müſſen: dem ſteuerte aber die Naturart des Volkes, auf deſſen Stämmen allein das Chriſtenthum in ſeiner Reinheit ruht, deſſen Geiſtes-

und Gemüthsweſen der chriſtlichen Religion einen ungleich ſtärkeren und tiefergelegten Unterbau entgegenbot, als die überreifte und welke Cultur der Völker der alten Welt. In dem Bereiche der antiken Cultur lag es den geiſtlichen Häuptern der jungen Chriſtengemeinden nahe, der Literatur in den alten Sprachen den Zweig der chriſtlichen Dichtung aufzuimpfen, der auch ſeit den erſten Vorgängen der Clemens Alexandrinus (2—3. Jh.) und Gregor von Nazianz (4. Jh.) in die Jahrhunderte hinein fortgrünte und blühte. Die äußere Anregung, die damit gegeben war, den Anbau der heiligen Poeſie auch in den Volksſprachen der germaniſchen Stämme zu verſuchen, ſchlagen wir gering an gegen den inneren Trieb, der aus dem unmittelbarſten Bedürfniß der deutſchen Völker heraus auf die Entſtehung einer chriſtlichen Vulgardichtung hindrängte. Auch darf man nur irgend eine ſelbſt der älteſten Lateindichtungen über bibliſche Stoffe, die Geneſis und evangeliſche Geſchichte von Juvencus (4. Jh.), die Schöpfungsgeſchichte von Dracontius (5. Jh.), die Bücher Moſis von Avitus (5—6. Jh.), die Apoſtelgeſchichte von Arator (6. Jh.) u. A. mit den chriſtlichen Vulgardichtungen der Angelſachſen vergleichen, um den mächtigen Abſtand inne zu werden zwiſchen einer Dichtung, die dem geiſtigen Luxus, und der anderen, die dem Bedürfniß einfacher, nach der Kunde des neuen Heils dürſtender Seelen entwuchs. Die germaniſchen Völker haben das Chriſtenthum zu ſeiner größten Reinheit hergeſtellt, als ſie die Scheidung zwiſchen Volks- und Kirchenſprache aufhoben; derſelbe Drang nach volksthümlicher Aneignung der religiöſen Beſitzthümer arbeitete ſchon durch das ganze Mittelalter dieſer Kataſtrophe vor durch das vulgare geiſtliche Volkslied, deſſen Pflege den germaniſchen Stämmen im Gegenſatze zu den romaniſchen durchaus eigenthümlich war; derſelbe Hang offenbarte ſich ſchon in der älteſten Zeit unter dem erſtbekehrten deutſchen Volksſtamme, unter dem man von Uranfang an nicht zweifelte, daß in Haus und Kirche die Volksſprache in Schrift und Rede das natürlichſte Mittel zur lebenvollen Aneignung der neuen Lehre ſei.

Der Stamm der Gothen trägt überall die Kennzeichen einer großen Bildsamkeit und frühen Bildung, einer größeren Sittenmilde und Reinheit, die selbst die feindlichen römisch-griechischen Schreiber vergleichweise gegen andere Barbaren ausdrücklich an ihm auszeichneten. Die Gothen haben sich frühzeitig der Wissenschaften bemächtigt, so daß sich die Kosmographie des Anonymus von Ravenna schon auf verschiedene gothische Geographen berufen kann; sie haben früher als wir von anderen Stämmen mit Verlässigkeit wissen, ihre Sprache zur Schriftsprache ausgebildet: wie denn zu Cassiodors Zeit ein Schriftwerk, es scheint von Sprüchen über Gesetze des natürlichen Lebens, existirte schon aus so viel älterer Zeit, daß es Jordanes[75]) dem Geten Diceneus zuschreiben mochte. Sie zuerst waren unter allen deutschen Völkerschaften in größeren Massen zum Christenthum bekehrt, dessen erste Keime, schon nach ihren Verwüstungszügen in Kleinasien (267), durch kappadokische Gefangene unter den Ansiedlern in der Krim gelegt wurden, wo im Anfang des 4. Jhs. bereits eine Metropole bestand die das Concil von Nicäa (325) beschickte. Von jenen kappadokischen Christen leitet Philostorgius[76]) den ehrwürdigen Ulfila ab, dessen Name zwar ächt gothische Herkunft anzeigen sollte. Er war unter den Donaugothen 310—11 geboren, kam um 328—32 mit einer Gesandtschaft wahrscheinlich als Geisel nach Konstantinopel, wo er dem semiarianischen (Eusebianischen) Christenthum gewonnen ward. Eine Weile scheint er unter vereinzelten Gothengemeinden als Lector gewirkt zu haben, bis er 341 als Landesbischof wie ein Pro-

75) Cap. 11. Ethicam eos (Gothos) erudiens barbaricos mores compescuit; physicam tradens naturaliter propriis legibus vivere fecit, quas usque nunc conscriptas Belagines nuncupant. Bilagineis versteht J. Grimm als Belege, Satzungen.

76) Dessen Lebensnachrichten über Ulfila (in den Auszügen bei Photius) durch eine von Waitz gefundene Schrift von Auxentius, einem Schüler Ulfila's, willkommene Ergänzungen erhalten haben. Vgl. G. Waitz, über das Leben und die Lehre des Ulfila. Hann. 1840. W. Bessell, über das Leben des Ulfilas. Gött. 1869.

phet unter den Donaugothen auftrat, die damals noch „im Hunger und Mangel der Predigt lebten.“ Seine Missionserfolge riefen sieben Jahre später eine Verfolgung hervor, welche die Masse der Christen nach Mösien überführte, wo sie von Constantius wohl aufgenommen wurden; dieser nannte Ulfila, der hier unter den Kleingothen ein ganzes Menschenalter hindurch bis zu seinem Tode (380—1) eine gesegnete Wirksamkeit fortsetzte, den Moses seiner Zeit. Seine berühmte Bibelübersetzung, das erste christliche Buch in einer germanischen Volkssprache, das merkwürdigste Sprachdenkmal das wir (leider nur in Bruchstücken) besitzen, wurde wohl schon während seines Aufenthalts in Konstantinopel ausgearbeitet[77]). Nach Philostorgius hatte er die ganze Bibel übersetzt mit Ausnahme des Buches der Könige, weil er dem Kriegseifer seines Volkes, der eher des Zügels bedurfte, keinen Sporn geben wollte. Es war wie eine Vorverkündung von Luthers Werk in so alter Zeit: die Uebersetzungen schwieriger abstracter Begriffe und zusammengesetzter griechischer Worte sind nicht selten schon in Ulfila's Gothischem ganz wie bei Luther gebildet. Er predigte und schrieb in beiden alten Sprachen; im Gothischen schrieb er noch anderes als seine Uebersetzung, wahrscheinlich auch einen Commentar zum Evangelium Johannes, von dem Fragmente erhalten sind[78]). Dieß blieb nicht die vereinzelte Thätigkeit eines allein stehenden Geistes; der h. Hieronymus (ep. 106) hatte um 403—4 tief zu staunen über das unglaubliche Erlebniß, daß ihn zwei gothische Männer brieflich befragten über zwistige Stellen in den Psalmen, um von ihm die Wahrheit aus dem hebräischen Texte zu erforschen. Bei solcher Vertiefung in die christlichen Urkunden wäre

77) Die neueste Ausgabe: Ulfilas, oder die uns erhaltenen Denkmäler der gothischen Sprache. Von F. L. Stamm. ed. 4. besorgt von Dr. Moritz Heyne. Paderb. 1869. Vgl. E. Bernhardt, Kritische Untersuchungen über die gothische Bibelübersetzung. Meiningen 1864. 2. Heft. Elberf. 1868.

78) Skeireins aivaggeljons thairh Johannen. ed. Massmann. München 1834. Vgl. Loebe, Beiträge zur Textberichtigung und Erklärung der Skeireins. Altenburg 1839. Alex. Vollmer, die Bruchstücke der Skeireins. München (1862).

man ſicherlich ſchon bei den Gothen, wie ſpäter unter Angelſachſen und Alemannen, zu dichteriſcher Behandlung der bibliſchen Stoffe gelangt, wenn nur dieß Volk an heimatlicher Stelle eine ſtetige Fortbildung erlebt hätte, ſtatt daß es in die großen Strömungen der Kriege und Wanderungen hineingeriſſen, zertheilt und nach dem Süden wandernd, ſeine nationale Bildung und ſein Daſein verlor.

Die Schickſale des gothiſchen Bibelwerkes ſind uns ſo gut wie unbekannt. Die Haupthandſchrift, am Ende des 30j. Krieges ſchwediſche Beute geworden, befand ſich bis zum 16. Jh. im Kloſter Werden an der Ruhr, vielleicht von der Zeit des Stifters Liudger († 809) her, der nach 782 lange in Italien war und die Handſchrift dorther mitgebracht haben konnte[79]). Im übrigen blieb die gothiſche Bibel, obwohl ſie Einzelnen noch im 9. Jh. bekannt war, im inneren Deutſchland ohne jede Wirkung; der Weg zu chriſtlichem Schriftthum in der Volksſprache mußte hier ganz von vorne gemacht werden; und er war hier, unter getheilten Stämmen, ferner von den alten Heerden der Bildung, durch die furchtbaren Zerrüttungen der Kriegs- und Wanderzeiten ſehr erſchwert. Die arianiſchen Gothen hatten ihren Gottesdienſt in der Volksſprache gehalten und die an der Donau Zurückgebliebenen hielten an dieſer Sitte noch, wie Walafried Strabo erfuhr, im 9. Jh. feſt[80]). So nahm ſich auch in Deutſchland das Volk ſelbſt, oder die Geiſtlichen für das Volk, der innigeren Einpflanzung des neuen Glaubens durch die Vulgarſprache eifriger an, als unter den Völkern romaniſcher Zunge; und Gebete, Abſchwörungs- und Taufformeln, geiſtliche Ermahnungen und Auslegungen in der Volksſprache mußten von Anfang an bei allem Bekehrungswerke im Brauch geweſen ſein. Wie viele Mühe koſtete es aber, bis

79) Man hat auch vermuthet, ſein Gönner Karl der Große könne ſie von den Merowingerzeiten her beſeſſen haben, da K. Childebert 536 von den Weſtgothen unter A. 20 koſtbare Evangelienbehälter erbeutete. Gregor 3, 10.

80) Ulfilas. Ed. de Gabelentz et Loebe (Lips. 1836—46) 2, 2, 7.

man die kirchliche Sprache, das Latein, jenen Bekehrten, die ſich wieder dem Bekehrungswerke, dem geiſtlichen Stande widmen wollten, verſtändlich gemacht und ihre eigene Sprache der Wiedergabe der gottesdienſtlichen Formeln, der religiöſen Begriffe, der bibliſchen Stoffe anbequemen lernte! Denn bisher hatte man das Deutſche nur zum Volkslied und zum Hausgebrauche gehabt. Jetzt ſollte es geſchrieben werden, und der Pfaffe, der nichts als ſein Latein wußte, fand nicht einmal die nöthigen Buchſtaben, um die Ausſprache zu bezeichnen; und die am wirkſamſten des Weges zu der neuen Seelenbildung wieſen, waren noch dazu Fremde. Zwei große Epochen der Fremdenmiſſion in Deutſchland unterſcheiden ſich, die uns im Geleite einzelner heiliger Männer an einzelne Stätten führen, wo wir die erſten Pflanzſchulen einer neuen heimiſchen Cultur und Literatur entſtehen ſehen werden. Wir müſſen dabei von den älteſten Zeiten der noch andauernden römiſchen Herrſchaft abſehen, wo zuerſt das Chriſtenthum in Oſten und Weſten im Gefolge der griechiſchen und römiſchen Cultur eingetragen ward, wo ſchon ſeit dem Ende des 3. Jh. in Pannonien und Noricum ſporadiſche Anſätze von chriſtlicher Wiſſenſchaft (wie unter den Gothen aus griechiſcher Schule), von Chriſtengemeinden, von kirchlicher Organiſation, von mönchiſchen Niederlaſſungen erſcheinen, wo in den dieſſeitigen Rheinlanden galliſche Mönche in vereinzelten Oaſen den chriſtlichen Samen ausgeſtreut hatten. Denn dieſe Anpflanzungen alle gingen unter dem Zuſammenſturze des römiſchen Weſtreiches und den Einbrüchen der Barbaren wieder zu Grunde: als ob das Chriſtenthum in Deutſchland aus tiefer umgerodetem Grunde durch einen triebfähigeren, auf eigenem Boden gezogenen Samen, ohne die Nachhülfe der Geiſtescultur der Völker der alten Welt aufſprießen ſollte[81]). Die erſten Erwecker aber der eigenen Arbeit waren jene fremden Miſſionen, die beide ausgingen von den britiſchen Inſeln, von wo im Mittelalter nach allen Richtungen des chriſtlichen,

81) Vgl. Rettberg, Kirchengeſchichte Deutſchlands. 1848. Band I.

künstlerischen, musikalischen, poetischen, ritterlichen Lebens dem Festlande die kräftigsten Anstöße gegeben werden sollten.

Unter den Merowingern kamen zuerst die wanderlustigen „Schotten", fromme Mönche aus dem entlegenen, zum beschaulichen Leben ganz geschaffenen Irland nach Frankenland herüber. In diesem Christenreiche fanden sie den Heidencultus zumal in Austrasien noch weit verbreitet, im ganzen Lande eine Durchkreuzung von Christen- und Heidenthum bei scheußlich entarteten Sitten noch durchgehend, die Geistlichkeit selber zuchtlos verwildert, seitdem sich (im 6. Jh.) an die Stelle des früher vorzugsweise romanischen Klerus geborene Franken, erst rohe Geistliche, dann gar weltliche habgierige Beamte in die hohen kirchlichen Würden eingedrängt hatten. Daher denn der junge Columban († 615), der von einem Geiste selbstloser Aufopferung getrieben aus dem Kloster Bangor mit 12 Jüngern nach Frankreich kam, die äußerlich Bekehrten erst innerlich zu bekehren nöthig fand. Der strenge unerschrockene Mann mußte vor den Verfolgungen der fürstlichen Scheusale weichen, denen er ihre Unsitten ins Gesicht vorwarf; er trieb sich dann eine Weile am Züricher- und Bodensee um und fand zuletzt eine Zufluchtstätte und Wirksamkeit in der Lombardei. Von seinen Gefährten blieb Gallus († um 640) in Alemannien zurück, aus dessen Zelle in der Gebirgsöde das Kloster St. Gallen erwuchs, wo noch spät im 9. Jh. Iren thätig waren. Seit diesen Anfängen der Unterwerfung Alemanniens unter den Christ findet man überall die Spuren der irischen Mönche bei der weiteren Verbreitung des Christenthums in Baiern, in Ostfranken bis nach Kärnten hin; noch an dem Hofe Karls des Großen und seines Sohnes begegnen Irländer; viele der ersten Klostergründer im inneren Deutschland galten für Iren, wenn sie es auch nicht waren. Diese Apostel, meist durch Gestalt und Körper schon imponirend, waren im Landbau, in Handarbeiten, in der Heilkunde erfahren, mehr praktische als gelehrte Männer; so suchte sich Gallus auch der barbarischen Sprache zu bemächtigen, aber süß strömend wie seine lateinische Rede wird seine alemannische nicht

geweſen ſein. Die älteſten Klöſter, in Bergen und Wäldern verſteckt, waren zu ascetiſchen Einſiedeleien, nicht zu Stätten der Wiſſenſchaft beſtimmt. Daher blieb St. Gallen langehin nur ein Aſyl für kenntnißloſe Mönche; eine Schule wurde dort erſt gegen Mitte des 9. Jhs. gegründet. So kann man denn auch an dieſer Stelle das neue deutſche Sprach- und Schriftthum in chriſtlicher Schule auf der Stufe der erſten Kindheit beobachten. In Alemannien finden ſich die früheſten, häufigſten und roheſten jener alten Gloſſenwerke, Wörterbücher und Interlinearüberſetzungen, der nothdürftigſten Hülfsmittel zur Unterrichtung der heimiſchen Geiſtlichen im Latein, der lateinkundigen Fremden im Deutſchen. Das Realgloſſar, das unter dem Namen des Vocabulars des h. Gallus geht[82], iſt der Verſuch eines Mannes, welcher der deutſchen und lateiniſchen Sprache gleichmäßig nicht ganz Meiſter war; ſo ſind die älteſten Reichenauer Gloſſen[83] die Arbeit eines im Lateiniſchen auffallend kenntnißloſen Lexicographen. Unter den älteſten deutſchen Schriftproben zeugt eine St. Gallener Ueberſetzung des Vaterunſer und Credo[84] von größter Unwiſſenheit im Lateiniſchen. Ein geringes Verſtändniß verrathen gleicherweiſe die zwiſchenzeilige St. Gallener Ueberſetzung der Benedictiner Regel, die den Namen Kero's trägt, die Murbacher Interlinearverſion lateiniſcher Hymnen[85] und ſelbſt noch ein Weißenburger Katechismus[86] aus dem Ende des 8. Jhs. Von dem Stande der St. Gallener Geiſtesbildung um dieſe Zeit kann man ſich vielleicht am füglichſten eine Vorſtellung machen aus dem nach 771 entſtandenen Leben des h. Gallus[87], einem rohen Wuſte von Spuk- und Wundergeſchichten.

---

82) Hattemer, Denkmale des Mittelalters. 1, 11—14.

83) Karlsruher Hſ. N. 86. Diutisca 1, 490. Germ. 8, 395—401.

84) Denkmäler N. 57.

85) Hymnorum veteris ecclesiae XXVI interpr. theotisca. ed. J. Grimm. Gött. 1830.

86) Denkmäler N. 56. Vgl. p. 456.

87) Monumenta SS. 2, 1.

Die iriſche Miſſion verkam unter ihrem Mangel an Geiſtesbildung; mehr noch durch ihren Mangel an hierarchiſcher Organiſation. Verkünder eines nationalen, in Formen und Dogmen eigenartigen Chriſtenthums, das von Cölibat und Fegefeuer nichts wußte, das den Sitz alles Kirchenregiments in den Klöſtern ſah die ſich von der Unterordnung unter Pabſt und Biſchöfe frei hielten, kamen ſie bald in den Ruf von Schismatikern bei Allen, die in Rom den Mittelpunct der Kirche ſahen. Und zu dieſen gehörten die angelſächſiſchen Miſſionäre, die ſich ſeit dem Aufſteigen der Karolinger an die Stelle der Irländer einſchoben. Sie gingen von einer feſtgeordneten heimiſchen Kirche aus, die ſeit König Oswin (664) in engſter Verbindung mit Rom ſtand. In Rom hatte Winfried (Bonifaz) 723 ſeine Biſchofsweihe genommen und von hier ſich an Karl Martell empfehlen laſſen; ihm gelang es mühſam und langſam, die zerſtreuten Chriſtencolonien in den deutſch-fränkiſchen Landen erſt in Baiern, unter der Gunſt des Herzogs Odilo, dann in Heſſen und Thüringen unter Förderung des frommen Karlmann (742—45) in einheitlicher kirchlicher Organiſation zuſammenzubinden. Die Anlehnung an die geiſtliche Gewalt in Rom und die weltliche Macht der Fürſten gab den Erfolgen der angelſächſiſchen Miſſion einen ſtärkſten Rückhalt, der den Irländern gebrach; zwei andere, den letzteren ebenſo abgängige Stützen kamen hinzu, die ſie an wiſſenſchaftlicher Bedeutung weit über ihre Vorgänger hinaushoben und ihr eine geiſtige Wirkſamkeit in dem deutſchen Volke ungemein erleichterten. Sie beſaß eine große wiſſenſchaftliche Unterlage in den Werken des „ehrwürdigen“ Beda († 735), deſſen umfaſſende Gelehrſamkeit den nächſten Jahrhunderten die außerordentlichſten Impulſe gab; ſie beſaß eine ſtammverwandte Sprache, deren ſchriftthümliche Ausbildung in Proſa und Dichtung längſt begonnen und große Fortſchritte gemacht hatte. Sie konnte ſich daher in ihrer geiſtigen Thätigkeit unter den Deutſchen wie in der Heimat fühlen und wie in einer Heimat eine widerſtandsloſe Wirkſamkeit entfalten. Bei der Stiftung des Kloſters Fulda im buchoniſchen Walde 744

hatte ſich Bonifaz nur eine Ruheſtätte für ſeine Gebeine († 755) gründen wollen, bald aber erhob es ſich zu dem Hochſtift des neuen Bildungseifers zu dem die Regierung Karls des Großen den Anſtoß gab; ſeit Hrabanus (822—47) und ſeine Schüler von hier aus eine neue Geiſtesſaat überallhin ausſtreuten, begann ſich in den Klöſtern eine Kette annaliſtiſcher Geſchichtswerke zu ſchlingen, die das Volksthum und das Zeitalter wie zu einem erſten Bewußtſein ihrer ſelbſt riefen, begann eine neue chriſtliche Bildung, ein neuer Anbau der Wiſſenſchaftsſprache, des furchtbar verderbten Lateiniſchen, und, was uns zunächſt angeht, eine neue gründlichere Pflege der deutſchen, der fränkiſchen Volksſprache. Wie weſentlich ſich grade dieſe letztere Thätigkeit auf die Angelſachſen zurückführen laſſe, hat man mit gewagten Vermuthungen verſucht an einem einzigen Namen deutlich zu machen. Es iſt in drei Reichenauer Handſchriften (in Karlsruhe) ein großes, die ganze Bibel umfaſſendes, viel bearbeitetes und bis ins 13. Jh. viel verbreitetes lateiniſches Gloſſenwerk erhalten, worin die ſynonymen lateiniſchen Worterklärungen wieder von angelſächſiſchen Gloſſen begleitet ſind, die dann unter vielfachen Abweichungen in den vielen Abſchriften ins Althochdeutſche übergingen. Dieß Werk hat man dem Stifter von Reichenau (um 724), dem h. Pirmin, zugeſchrieben[88] und in ihm, von dem zwar bei Hrabanus (epigr. 101) nur bezeugt iſt daß er kein Franke war, einen Angelſachſen vermuthet, auf den man dann zugleich (der darin enthaltenen angelſächſiſchen Sprachſpuren wegen) verſchiedene größere Denkmäler fränkiſcher Ueberſetzungen in einer fragmentariſchen Monſeeer Handſchrift (in Wien) zurückführte, die zuerſt eine neue Meiſterſchaft in ſicherer grundſätzlicher Handhabung der fränkiſchen Sprache bekunden. Es ſind dieß die Ueberſetzungen eines Tractats von Iſidor[89], des Evangeliums

88) Holtzmann in der Germ. 1, 465.

89) Isidori Hispalensis de nativitate Domini epistolae versio francica saec. octavi, ed. A. Holtzmann. Carolsruhae 1836.

Matthäi[90]), einer Homilie de gentium vocatione[91]), von Auguſtins Sermone de Petro titubante[92]) und einer anderen mangelhaft erhaltenen Predigt. Fügt man zu dieſen freieren, der ſclaviſchen Abhängigkeit von den Originalen ſchon erledigten Uebertragungen noch die gewandte, in Fulda um die Mitte des 9. Jhs. entſtandene Ueberſetzung der ſog. Evangelienharmonie von Tatian, oder richtiger Ammonius von Alexandrien[93]), ſo haben wir alles Vorhandene beiſammen, was uns die Wege kann anſchaulich machen, auf welchen man durch die Pflege der Proſa hindurch allmählich bis zur poetiſchen Paraphraſe vorging, wo wir dann im 9. Jh. die beiden Evangelienharmonien erhielten, die der nächſte Gegenſtand unſerer Betrachtung ſind.

Wie die, zwar beſtreitbare, Vermuthung über Pirmin doch die Zwecke der Ueberſichtlichkeit anſpricht, ſo auch eine andere Aufſtellung[94]), welche die ſämmtlichen kleinen Proſadenkmäler der althochdeutſchen geiſtlichen Literatur auf die religiöſen Bildungsbeſtrebungen Karls des Großen zurückführt: ſie veranſchaulicht auf Einen Schlag die Thatſache, daß die ganze chriſtlich nationale Schriftthätigkeit in dem Karolingiſchen Zeitalter durch die ſorglichen Bemühungen jenes großen Mannes um die Bildung der verſunkenen fränkiſchen Geiſtlichkeit veranlaßt war. In der friedlichen Periode ſeiner Regierung verſammelte er an ſeinem Hofe die gelehrteſten Männer aller Welt, die ſchon landsmannſchaftlich eine der merkwürdigſten „Univerſitäten“ darſtellten. Neben den Franken Einhard und Angilbert wirkte der Ire Dungal, der Gothe Theodulf, der Langobarde Paul, der Piſaner

90) Fragmenta theotisca versionis antiquae evangelii S. Matthaei, ed. Endlicher et Hoffmann. Vind. 1834. Zweite Ausg. v. Maßmann. Wien 1841.

91) Denkmäler N. 59.

92) Ibid. N. 76.

93) Ammonii Alexandrini quae et Tatiani dicitur harmonia Evangeliorum etc. ed. J. A. Schmeller. 4. Viennae 1841.

94) W. Scherer, Ueber den Urſprung der deutſchen Literatur. Berlin 1864.

Peter, der Angelsachse Alcuin in diesem akademischen Kreise, dessen Mitglieder sich mit antiken Phantasienamen nannten, dessen gehobener Geistesverkehr (wie in der Heranziehung Pauls) die nationalen Abneigungen zu überwinden, und (wie in dem schwiegersöhnlichen Verhältnisse Angilberts zu dem Kaiser) die übertriebensten Vertraulichkeiten zu berechtigen schien. Diesem freien Tone des Lebens zur Seite lag die bewunderuswerthe so gelehrt-wissenschaftliche wie praktisch organisatorische Wirksamkeit Alcuins († 804), des kaiserlichen Bildungsministers und des einflußreichsten Lehrers an dieser Hof- und Hochschule, dessen Jünger über das weite Reich hin solch ein neues geistiges Leben hervorzauberten, daß das nächste Geschlecht schon von seiner Schule rühmte, sie habe die Franken den Römern und Griechen gleichgestellt. Und so nachhaltig war dieser Anstoß eines neuen Bildungslebens, dieß gegebene Beispiel der Auszeichnung und des Einflusses großer verdienstvoller Männer, daß unter Karls nächsten Nachfolgern, mitten unter dem politischen Verfalle des Frankenreichs, die gelegte geistige Saat erst recht aufging; daß trotz dem Eingehen der Hofschule einzelne Schüler und Enkelschüler Alcuins den weitgreifendsten Einfluß an den Höfen behielten und übten: Walafrid Strabo bei Ludwig dem Frommen, der Erzkanzler Grimald bei Ludwig dem Deutschen; daß der geistige Verkehr eines Hrabanus Maurus mit Ludwig dem Frommen und seinen beiden Söhnen Ludwig und Lothar, (der auch unter allen Zerwürfnissen der Söhne mit dem Vater und unter sich, selbst trotz der bestimmten Parteistellung des übrigens ganz friedfertigen Mannes andauerte,) noch in diesen Zeiten ausweist, wie selbst die leidigsten äußeren Zerrüttungen den begeisterungsvollen Aufschwung des wissenschaftlichen Lebens nicht zerstören konnten. Noch zu Karls Zeiten lebte in Baiern eine neue klösterliche Bildung auf und von Fulda gingen in der nächsten Zeit die Reformatoren aus, welche die beiden alemannischen Klosterschulen St. Gallen und Reichenau in die neuen Strebungen hineinrissen, wo man nun mit Fulda wetteiferte im Anziehen bedeutender Lehrer, im Ansammlen von

Büchern (auch deutſcher Sprachdenkmale,)[95] und in der gleichmäßigen Pflege des altklaſſiſchen, des chriſtlichen und des heimiſch-nationalen Schriftthums, der drei Grundelemente aller neuern Cultur, die Karls eigner univerſaler Bildungseifer zugleich umfaßte. Man weiß, wie er antike Kunſtwerke verpflanzte und nachahmte, wie ſeine Gelehrten in lateiniſcher Dichtung und Geſchichtſchreibung den klaſſiſchen Muſtern nachſtrebten, wie ſein Angilbert-Homer ihn in einem epiſchen Gedichte beſang[96], und Einhard ſein Leben ſchrieb wie ein Nachfolger der Biographen der altrömiſchen Kaiſer; man weiß, wie er für die Sammlung deutſcher Volksgeſänge bemüht war, über den Entwurf einer fränkiſchen Grammatik nachſann, wie er den Monaten und Winden deutſche Namen gab und durch die Anregung von Ueberſetzungen katechetiſcher und homiletiſcher Werke das Fränkiſche für die kirchlichen Zwecke brauchbar machte. Der ſtärkſte Zug und Trieb erkennt ſich in dieſer ſeiner Thätigkeit im Dienſte der Religion und der Kirche. Alles was ſeinem Leben den großen geſchichtlichen Inhalt gibt, was ihn in ſeinem Nachleben in das Licht eines königlichen und kriegeriſchen Frohnboten ſtellt, wurzelte in dieſem Kerne ſeines mächtigen Wirkens: die unermeßlichen Gefahren, die in den Anfängen ſeiner Regierung das Chriſtenthum noch von allen Weltgegenden her bedrohten, kämpfte er nach außen und innen mit kriegeriſchen und geiſtigen Waffen, mit drakoniſchen Geſetzen und apoſtoliſchen Miſſionen mit dem Erfolge nieder, daß die Kirche Chriſti in Europa bei ſeinem Ausgange für immer geſichert erſchien. Ihren Beſtand noch feſter zu verbürgen, mußte ihm die religiöſe Weihe ſeiner Herrſchaft, die theokratiſche Gewalt der alten jüdiſchen oder neuen islamitiſchen Fürſten

95) Von Reginbert ward a. 821 ein Verzeichniß der Bücher in Sindleozesouwa (Reichenau) aufgeſtellt, worunter in vigesimo primo libello continentur XII carmina theodiscae linguae formata — in vig. secundo: carmina diversa ad docendam theodiscam linguam. Neugart Episcop. Constant. I, 1. p. 536. 539. 550.

96) Von dem man ein Fragment zu beſitzen glaubt. Mon. 2, 391.

unerläßlich geſchienen haben: in dem beklagenswerthen, der Zeitlage nach kaum anklagbaren Streben nach der Herſtellung der römiſchen Weltherrſchaft gab er zu Hauſe die geſchloſſene nationale Einheit, um des Kaiſerthums von Gottes Gnaden willen das fränkiſche Volkskönigthum und deſſen unabhängige Herrſcherſtellung dahin. Schon vor ſeiner Kaiſerweihe hatte er, als er 789 die römiſchen Kirchengeſetze auf Grundlage der Dionyſiſchen Decretalen einführte, dem päbſtlichen Anſehn den Weg über die chriſtliche Welt in einem zuvor unerhörten Umfange geöffnet; ſeit ſeiner Krönung aber erhielt Alles in dem kirchlich-ſtaatlichen Organismus noch weit entſchiedener ein religiöſes Gepräge; die Reichsverſammlungen beſchäftigten ſich faſt nur noch mit Beſtimmungen über kirchliche Dinge und die königlichen Miſſi, die ſie auszuführen hatten, erſchienen mehr wie päbſtliche Miſſionäre; eine geſchärfte religiöſe Zucht ſchien den bürgerlichen Gehorſam feſtigen zu ſollen. Schon langeher hatte ſich der fromme Fürſt zwölf geiſtliche Helden von der Höhe der Auguſtin und Hieronymus in ſeinen Dienſt gewünſcht; er hatte all ſein Leben lang ſelbſt unter den höchſt geſtellten Geiſtlichen die Beiſpiele einer unſäglichen Rohheit zu erfahren gehabt, hatte, um dieſem ſchreckhaften Zuſtande der Kirche ein Ende zu machen, Alles aufgeboten eine ſittlich und geiſtig gehobene Geiſtlichkeit zu erziehen und durch ſie wieder die Laien zu chriſtlichen Begriffen und Sitten heranbilden zu laſſen; er hatte den Geiſtlichen ſtets eingeſchärft die Sprache ihrer Heerde zu kennen, um den Glauben und das Vaterunſer in der Volksſprache abnehmen und erklären zu können; noch 794 wurde verordnungsmäßig geeifert gegen die Beſchränktheit Derer, die die deutſche Sprache weniger als die lateiniſche zum Gebete ſchicklich erachteten; jetzt aber ging der Romanismus ſo weit, daß man 801 an die Laien die (unausführbar befundene) Zumuthung ſtellte[97], jene katechetiſchen Stücke lateiniſch herſagen zu lernen. Dieſer geſteigerte Zelotismus ſtimmt wohl zu den

97) Capitular aus Achen. Mon. Leges 1, 87.

ſpäteren Erlebniſſen in des Kaiſers Umgebung: daß ſein Alcuin zuletzt ein Eiferer ward und das Studium der alten Poeten für verderblich erklärte, daß Einhart endete als Stifter der Abtei Seligenſtadt, daß das Weltkind Angilbert ein reuiger Mönch ward, der Sage nach, die doch nach ſo vielen ähnlichen Vorkommniſſen glaublich genug iſt. Waren doch früher ſchon Karls Oheim Karlmann, und zwei Neffen Pippins, Adalhard und Wala, Mönche geworden! Trieb doch der ganze Zug der Zeit den geiſtlichen Ueberſpannungen unter Ludwig dem Frommen zu, den ſein Biograph mehr Prieſter als König nannte, der bald nach ſeinem Regierungsantrit das große Werk der Neugründung oder Reform der Benedictinerklöſter begann, der ſelber gewünſcht hatte in den Mönchſtand zu treten! „Mit dieſer Zeitrichtung hing es zuſammen, daß Karls Wirkſamkeit in den geiſtlichen Sphären zugleich die unmittelbarſten und die nachhaltigſten Folgen auf die deutſche Bildung übte: gleich unter ſeinen nächſten Nachfolgern vollzogen ſich auch jene literariſchen Ereigniſſe, die uns zunächſt intereſſiren. Die deutſchen Geiſtlichen erhoben ſich zu dem Gedanken, die alte heidniſche Volksdichtung mit einer chriſtlich geheiligten Poeſie in der Volksſprache zu verdrängen. Der große Kaiſer hatte die Welt mit der Herrlichkeit des fränkiſchen Namens erfüllt, ſo daß ſelbſt die unterworfenen Völker von Spanien bis Baiern (nach den Worten des Mönches von St. Gallen) ſich des fränkiſchen Namens berühmten: ſo hatte auch die fränkiſche Sprache ſelbſt in den Ohren der latiniſirten Mönche einen beſſeren Klang erhalten. Dazu trugen die politiſchen Schickſale des Frankenreiches ſelbſt in ſeinem Verfalle noch ein Beſonderes bei. Hätte Karls Univerſalreich gedauert, ſo wäre leicht über dem Eifer für die lateiniſche Weltſprache die Pflege der Volksſprache unterblieben: grade die Trennung des Reiches brachte hierin eine folgenreiche Veränderung; der Vertrag von Verdun (843) war für Weſt- und Oſtfranken der Entſtehungstag einer eigenſtändigen Volks- und Sprachbildung. Erſt ſeitdem unter Ludwig dem Deutſchen, einem einfachen, gerechten, im Stile der alten Volkskönige prunklos herrſchen-

den Manne, alle Deutsch redenden Stämme in Ein Staatsgebiet versammelt waren, konnte der nationale Gedanke und das Bewußtsein der Volksthümlichkeit erwachen und das deutsche Frankenthum auch zu einer geistigen Macht erstarken. So kam es, daß seit Ludwigs des Frommen Klosterreformen die deutschen Benedictiner in die christlich-literarischen Wettkämpfe des werkthätigen Ordens in deutscher Sprache miteinzutreten begannen und daß sie die Erstlinge dieser neuen Thätigkeit dankbar dem karolingischen Fürstenhause widmeten. Die merkwürdigen Denkmäler der ältesten deutsch-christlichen Dichtung sind daher alle an den Namen eines Karolingers angeknüpft: die niedersächsische Evangelienharmonie ist auf den Wunsch Ludwigs des Frommen gedichtet; die südfränkisch-alemannische von Otfrid ist in einem Akrostichon Ludwig dem Deutschen gewidmet, von dem es bekannt ist, daß er an der h. Schrift und an allem was ihr Verständniß förderte ein lebhaftes Interesse nahm [98]). Das Bruchstück des gelegentlich erwähnten Gedichts vom jüngsten Tage (Muspilli) [99]) ist nach des Herausgebers Vermuthung von Ludwig dem Deutschen selbst auf den Rand eines ihm gewidmeten Buches aufgezeichnet worden; das Ludwigslied endlich besingt einen anderen Enkel Karls des Großen, Ludwig III.

Die beiden Evangelienharmonien, die kostbarsten Reste unsrer ältesten geistlichen Dichtung aus dem 9. Jh., können von sprachlicher Seite nicht zu hoch geschätzt werden, von poetischer Seite sind sie in einer Verwechslung des sprachlichen und poetischen Werthes zu oft ganz thöricht überschätzt worden: hat man doch noch neuerdings den Heliand als ein vollendetes Kunstwerk über das griechische Epos hinausgerückt! Wir können in dem sonoren Wohlklang unserer althochdeutschen Sprache, in der Fülle ihrer tönenden Flexionen, in dem sinnlichen Reichthum an mannichfaltigem Ausdruck vortreffliche Elemente

98) Vgl. Dümmler, Gesch. des ostfränkischen Reichs 1, 854.

99) Muspilli ed. Schmeller; in Buchners Neuen Beiträgen zur vaterl. Geschichte. München 1832. 1, 89.

zu poetischer Rede finden, ohne darum jeder Dichtung in dieser alten Sprache eine wirkliche poetische Bedeutung zuzuschreiben. Man hat zwischen der äußeren physischen und der inneren geistigen Geschichte der Sprache unterscheidend aufmerksam gemacht, wie in Bezug auf jene vom Gothischen zum Alt- Mittel- und Neudeutschen ein stufenmäßiges Rückschreiten Statt hatte; und man hat dann behauptet, auch die Dichtung sinke mit der Sprache, als ob der dichterische Werth mit dem sprachlichen zusammenfalle. Wogegen wir in fast allen unseren Dichtungen der ältesten Zeiten die Zeugnisse vorliegen sehen, daß alle Begünstigung durch die Sprache, die schärfste Begriffssonderung, der größte Wortreichthum der Dichtung nichts nützen, wenn die geistige Bildung gering ist oder die Dichter gar gewöhnt sind in fremder Sprache zu denken. Wie gründlich aber das Deutsche, eben in jenen Zeiten seiner ersten Anwendung auf religiöse Gegenstände, in die Schule des Lateins ging, das ist ebenso offenbar, wie daß das Gothische bei Ulfila in die Schule des Griechischen gegangen war[100]). In Bezug auf die physischen Elemente konnten die fremden Sprachen allerdings die Eigenthümlichkeit der deutschen nicht füglich beeinträchtigen; wie mannichfach aber der Sprachschatz durch Aufnahme einer Menge von fremden Benennungen religiöser, gottesdienstlicher und hierarchischer Gegenstände und Begriffe, oder durch Anbequemung altheidnischer Bezeichnungen an dieselben, wie sehr der Satz- und Redebau durch syntaktische Accommodation an die alten Sprachen, durch Abschleifung der vorhandenen und Hinzufügung neuer Bindewörter verändert ward, das liegt überall auf der Hand[101]). Wenn daher die gothische Sprache ihre etymologische Reinheit und Un-

100) Wie der Herausgeber des gothischen zweiten Korintherbriefes mit Recht behauptet hat: Ulphilae goth. vers. epistolae divi Pauli ad Corinthios secundae. ed. Castillionaeus. Mediol. 1829.

101) Vgl. Rud. v. Raumer, die Einwirkung des Christenthums auf die althochd. Sprache. Stuttg. 1845. und Müllenhoff in der Einleitung zu den Denkmälern.

gemiſchtheit bei Ulfila bewahrt hat, ſo würde doch ein Gothe des Adels oder des Volkes ſchwerlich geurtheilt haben, daß ſich die aufgenommenen Fremdwörter und die abſtracten Sätze des griechiſchen Textes ohne Zwang in die gothiſche Rede fügten, und manche Beiſpiele der wörtlichen Uebertragung im Ulfila dürften Beweiſe von zwangvoller Verrenkung der Sprache vielmehr, als von der Bildſamkeit des Gothiſchen ſein. So liegt es in Otfrieds ausdrücklichen Worten, daß er die Regeln der lateiniſchen Grammatik an ſeine deutſche Sprache hält; und wenn er Worte in eben der Art, wie ſie ſich in den Gloſſen aus dem Lateiniſchen übertragen finden, in ſeinem Werke gebraucht, ſo iſt zu zweifein, ob darum dergleichen im lebendigen Gebrauche war. Ein großer Segen war es, daß zu dieſen Einflüſſen der gelehrten Sprachen nicht noch conventionelle Einflüſſe auf die Ausbildung des Althochdeutſchen hinzutraten. Die fränkiſche Sprache, ihrer mittleren geographiſchen Lage zufolge zwiſchen den nieder- und oberdeutſchen Mundarten nach ihrem Lautſyſteme und Wortſchatze vermittelnd, war in ihrer reineren, mitteirheiniſchen Geſtalt die Sprache des Hofs geweſen und die der Edlen und Gelehrten geworden, und blieb ſie ſelbſt nachher unter den ſächſiſchen Kaiſern. Dem großen Karl aber, der den Gedanken ſeiner fränkiſchen Grammatik nicht ausführte, war glücklicherweiſe jede Verſuchung, die Sprache an ein höfiſches Schema zu binden, fern geiegen; ſo biieb das Fränkiſche den Einflüſſen der Mundarten in Nord und Süden ausgeſetzt, die wieder ſeine Einwirkungen erlitten; das Deutſche biieb ſeinem eigenen freien Bildungstriebe überlaſſen und begann damals mit der maasgebenden aber zwangloſen Vorherrſchaft des mittelfränkiſchen die tauſendjährige Fortentwicklung, die unſere Schriftſprache bis heute durchlaufen iſt.

Von den beiden Evangelienharmonien iſt die von Graff mit dem Titel Kriſt bezeichnete[102] von dem Weiſſenburger Schulvorſtand

102) Kriſt ed. Graff. Königsb. 1831. Otfrids Evangelienbuch ed. Joh. Kelle. Regensb. 1856. Ueber das Verhältniß der Handſchriften muß man die

Otfried als Gegengift gegen den Gesang schmutziger weltlicher Lieder gedichtet auf Bitten einiger Brüder und zu Liebe einer ehrwürdigen Matrone Judith, vielleicht der Tochter Karls des Kahlen [103]: das Werk ist in südfränkischer mit alemannischen Elementen verquickter Mundart, stückweise, in Pausen, die mittleren Theile scheint es zuletzt geschrieben und Ludwig dem Deutschen um 865 überreicht. Seinem ganzen Geiste nach fügt es sich vortrefflich in die Zwecke der gemeinnützig praktischen Thätigkeit ein, in der dieser fromme Beschützer der Kirche sich der geistlichen Bedürfnisse der Laienwelt annahm: unter dessen Regierung auf der Synode in Mainz 847 den Bischöfen ältere Vorschriften eingeschärft wurden, ihre Predigten mit der nothwendigen Unterrichtung nach dem Begriffsvermögen ihrer Untergebenen zu halten und je nach Bedarf ins Romanische oder Deutsche zu übertragen; wie denn schon zu dieser Zeit ein Bischof Bernold von Strasburg († 840) berühmt war durch die Gabe, dem Volke in seiner Sprache die Schrift auszulegen und die Herzen aufzupflügen. Eben diesen Zwecken ordnet sich Otfrieds poetisches Evangelienbuch ein, der auch in den verschiedenen Zuschriften vor seinem Werke ganz in den Reihen der Geistlichen karolingischer Bildung erscheint, als ein Schüler des Hrabanus, als ein Mitschüler der Mönche Hartmuot und Werinbert, die zuerst den Geist der angelsächsischen Schule aus Fulda nach St. Gallen übertrugen. — Die andere altsächsische, von Schmeller Heliand getaufte Evangeliendichtung [104], für die Kenntniß des Alt-

---

Einleitung, den zweiten Band (1869), des Herausgebers nachlesen, der in der Wiener Hs. eine erste von Otfrid selber durchgesehene Reinschrift sieht. Vgl. Lachmanns Art. Otfrid in der Encycl. von Ersch und Gruber. — Fr. Rechenberg, Otfrids Evangelienbuch. Chemnitz 1862. — Uebersetzung von Kelle: Christi Leben und Lehre, besungen von Otfrid. Prag 1870.

103) Kelle l. l. p. 41.

104) Heliand ed. Schmeller, München 1830—40; ed. Köne, Münster 1855; ed. Moritz Heyne, Paderb. 1866. Die letztere Ausgabe ist auf die jüngere lückenhafte Münchner Handschrift gegründet, die nach dem Herausgeber (Zeitschrift für deutsche Philol. 1, 285) den ursprünglichen Münsterschen Dialekt bewahrt haben soll; die Ausgabe von Köne ruht auf dem älteren Codex Cottonianus im briti-

niederdeutſchen eine um ſo unſchätzbarere Quelle je vereinzelter ſie iſt, entſtand ſchon um 3—4 Jahrzehnte früher unter Umſtänden und in Oertlichkeiten, die ſie noch um vieles merkwürdiger machen. Im Norden von Deutſchland, wo man noch im 12. Jh. den alten Zuſtänden der Germanen des Tacitus begegnen konnte, haben ſich heidniſche Sitten und Bräuche viel länger als im Süden erhalten. Alle Miſſionsverſuche unter Sachſen und Frieſen vor Karl dem Großen hatten nur geringe Erfolge gehabt; und auch dieſe wurden während der langjährigen Sachſenkriege wieder völlig zerſtört. Es war damals, wo Alcuins Schüler Liudger nach Italien geſprengt, der Angelſachſe Willehad 782 aus Friesland vertrieben und ſeine Schüler zum großen Theile getödtet wurden: bis dann Karls Siege dieſe Widerſtände und das Heidenthum zugleich gewaltſam niederwarfen und eine blutige Geſetzgebung ihre Wiederkehr abdämmte. Erſt ſeit der Zeit, da Karl den nachher von ſeinem Nachfolger ausgeführten Gedanken faßte, an den Nordmarken eine große Metropole zur chriſtlichen Unterwerfung des Nordens zu errichten, pflanzte ſich in einer Reihe neugeſtifteter Klöſter, in Münſter Werden und Korvei, weiterhin in Hersfeld und Gandersheim die neue fränkiſche Bildung ein; ſächſiſche Geiſeln waren noch von Karl ſelbſt in die ſüdlichen Klöſter geſchickt worden, damit eigene Landesgenoſſen den Sachſen die neue Lehre ſchmackhafter machten. Damit mag es zuſammenhängen, daß die Annalen von Reichenau am Bodenſee ſchon Ende des 8. Jhs. einen Sachſen Hatarich nennen der einen Bücherſchatz einbrachte, und einen Edelfrid, der ſchon damals Bücher in ſächſiſcher Sprache geſchrieben haben ſollte; was bei der ſteten Verbindung mit Angelſachſen und bei der Fruchtbarkeit, die

ſchen Muſeum, deſſen Text nach Heyne eine in Werden entſtandene Ueberſetzung ins Neufränkiſche (?) enthalte. — Nicht weniger als 5 Ueberſetzungen (die jüngſte von Grein ed. 2. 1869) haben das alte Werk dem großen Publicum zugänglich gemacht; und eine ganze Literatur von Unterſuchungen über ſeine Entſtehung und Quellen hat ſich angeſchloſſen. Man findet ſie nachgewieſen und gewürdigt bei Windiſch, der Heliand und ſeine Quellen, Leipzig 1866, eine Schrift, zu der man Grein, die Quellen des Heliand, Caſſel 1869, hinzuziehen muß.

dieser sächsische Heidenboden zur Zeitigung christlicher Früchte bewies, nicht auffallend wäre: wo das plötzliche üppige Wachsthum, das die neue Religionslehre unter einer zeitweiligen, wahrhaft christlichen Aussöhnung mit dem siegreichen Frankenstamm entfaltete, ein überraschendes Ereigniß war, das man nach der vorausgegangenen Blutarbeit nicht hätte erwarten sollen. Der Heliand selbst, der in der friedlichen Zeit der Regierung Ludwigs des Frommen, vor 830, entstanden ist, kann als das sprechendste Zeugniß von dem raschen Wuchs einer reinsten christlichen Gesinnung auf diesem Boden angesehen werden. Die Münsterländer, die dieß Werk als ihr Eigenthum ansprechen, gefallen sich darin, wie schon Schmeller geneigt war, die Anregung zu demselben von dem Gründer der beiden Schwesterklöster Münster und Werden, dem angelsächsisch gebildeten Friesen Liudger († 809) ausgehen zu lassen, der vielleicht (s. oben S. 104) die gothische Bibel nach Werden gebracht hatte, in dem bei seinem Aufenthalte in England füglich der Wunsch entstehen konnte, auf deutschem Boden ein Werk wie die poetische Bibelparaphrase des Angelsachsen Kaedmon (7. Jh.) hervorzurufen, von dem Beda in seiner Kirchengeschichte erzählte, er sei, zuvor ein schlichter, sangunkundiger Laie, durch ein göttlich Gesicht zum Sänger seines heiligen Werkes berufen worden. Aus einem alten Schriftstück aus Ludwigs des Frommen Zeit, dessen Aechtheit und Beziehung auf den Heliand nicht mehr bestritten wird [105]), ersieht man, daß dieser König unsre Bibeldichtung, zur Förderung des Christenthums unter dem ungelehrten Volke, von einem zuvor schon namhaften sächsischen Sänger hat anfertigen lassen, daß aber dieser Sänger schon bei seinen Zeitgenossen mit dem Angelsachsen Kaedmon sagenhaft in Eine Person verschmolzen ward und nun, ebenso wie dieser, als ein armer Landmann durch eine wunderbare Erweckung

105) Eine alte lateinische Vorrede, der einige Verse an den sächsischen Dichter angehängt sind, ohne Quellenangabe zuerst bekannt geworden durch Flacius, Catal. testium veritatis. Basil. 1571; dann in einem kürzeren Texte bei du Chesne, hist. francorum scriptores. (Paris 1636) 2, 326.

zum Dichter berufen sein, und, wie dieser, die ganze Bibel bearbeitet haben sollte, da doch in dem Werke selbst nichts darauf hinweist, daß es je etwas anderes als die Lebensgeschichte Christi enthalten hätte [106].

Ein durchgehender Unterschied trennt nun die beiden altdeutschen Messiaden von einander, der den Verhältnissen ihrer Entstehung, der Natur ihrer Verfasser und den Oertlichkeiten denen sie angehören, entspricht.

In Bezug zunächst auf ihre poetischen Formen begnügen wir uns, um von der großen Heerstraße der Geistesgeschichte nicht zu weit abzuleuken, auf wenige allgemeine Andeutungen. Die alte Verskunst unserer Vorfahren, für welche die beiden Werke die ursprünglichsten Quellen sind, kannte kein Quantitätsgesetz; der deutsche Vers war, wie schon Otfried wußte, rhythmisch nicht metrisch; der Sinn, das geistige Gewicht eines Wortes bedingte seinen Ton, der Ton seine quantitative Bevorzugung, die Hebung. Schon in ältester Zeit, wo die Verskunst unmöglich schon einem ausgefeilten Gesetze unterlag, mag der epische Vers, eine durch Cäsur in zwei Hälften zerfallende Langzeile, dem gefühligen Instincte folgend in diesen Hälften je vier Hebungen bei mehr oder weniger Senkungen oder unbetonten Silben angestrebt haben. Von den gehobenen Worten waren wenigstens zwei, (in der skaldischen Kunstpoesie des Nordens vorschriftmäßig drei) durch Stabreime, durch Alliteration, mnemonisch für das Gedächtniß, weniger musikalisch für das Ohr als geistig für die Begriffe und sinnlich-malerisch für die Vorstellung, gebunden. Schon die Wahl charakteristischer Stäbe begünstigte mehr den sinnlichen Reiz der Phantasie durch onomatopoetische Wirkungen, während der in die Vokale eingenistete Endreim durch die bloße größere

106) Der Dichter der lat. Verse, wie der Vorredner, sah in der Einleitung zum Heliand eine Inhaltsangabe (vgl. den Schluß der versus mit Heliand V. 47—53) und schloß aus der Erwähnung der 5 Weltalter vor Christ, daß auch diese von dem sächsischen Dichter behandelt worden seien.

Tondauer mehr muſikaliſch die Empfindung erregt; die Betonung aber der ſinnvollſten Worte konnte leicht eine geiſtig verſtandhafte Natur der Dichtung ſelbſt bis zum Uebermaas zu verſchärfen dienen: daher im Norden die ſpätere Kunſtpoeſie, die bei dem Stabreim beharrte, in der Ueberfülle von Geiſtesſpielen mit Bildern und Räthſeln erſtickte, da hingegen die Strophe des italieniſchen Kunſtepos im Uebermaas des muſikaliſchen Reim- und Klangweſens Geiſt und Thatſachen verwiſchte. Der alliterirte Vers ward durch ſeine Freiheit im Gebrauche der Senkungen befähigt, ſich in einer großen Mannichfaltigkeit von Rhythmen zu bewegen, aber auch verführt zu einem athemloſen Fluß ohne die natürlichen Ruhepuncte wie ſie in dem epiſchen Verſe der Alten gegeben waren; die endloſen Perioden in der angelſächſiſchen Dichtung ſtehen in dieſer Beziehung in einem vollen Gegenſatze zu den gereimten Verſen Otfrids, der den Sinn ſeiner Perioden nicht leicht über 2—3 ſeiner zweizeiligen Strophen erſtreckt. Im Heliand nun iſt der urſprüngliche ſtabgereimte Vers noch in alt unverſehrter Geſtalt, während im Muspilli und im Hildebrandliede ſchon einzelne Reime eindrangen; der Reimſtäbe ſind zwei oder drei; in der Zahl der Hebungen herrſcht eine Regelloſigkeit, die nicht lediglich auf ſpätere Verderbniß ſondern ebenſowohl auf urſprüngliche Freiheit Willkür oder Unfähigkeit zu ſetzen iſt. Bei Otfried dagegen iſt die Alliteration, bis auf einzelne Stellen wo er vielleicht ältere Gedichte vor ſich hatte, dem Endreim gewichen, der bei ihm ſtets einſilbig, ſtumpf, ſehr frei, oft bloße Aſſonanz iſt, weniger ein Schmuck als ein Band ſeiner langen zweihälftigen Verſe von acht Hebungen und willkürlichen Senkungen, in welchen der Bau der älteren alliterirten Langverſe unverändert geblieben, nur geſetzmäßig durchgeführt iſt. Der Gebrauch des Reims wird in der deutſchen Dichtung durch Otfrieds Werk mit Nachdruck gefördert worden ſein. Ein durchaus muſikaliſches Element iſt der Reim, langſam, eigenwüchſig, aus einem inneren Drang und Bedürfniß, in anderen Völkern zu anderen Zeiten aufgekommen, weſentlich der Dichtung der neueren Sprachen eigen die einer ſtrengen Proſodie

entbehrten, daher auch in der lateiniſchen, in ihren Flexionen von Reimen überquellenden Sprache zwar zuerſt, aber erſt dann hervorgetreten, als ſie nicht mehr metriſch geleſen wurde. In Oberdeutſchland, wo die muſikaliſche Schule in St. Gallen eben damals eine unermeßliche Wirkung zu üben begann, legte ſich der Reim durch die Ueberwirkung der lateiniſchen Hymnen der Vulgardichtung früher als im Norden auf; in der lateiniſchen Zuſchrift an ſeinen Metropolitan Liutbert von Mainz ſpricht Otfried von dem Reime, deſſen Schmuck die fränkiſche Sprache (als Erſatz für das metriſche Geſetz der Alten) verlange, als von etwas ſchon ganz Bekanntem und Volksüblichem. Vertraut mit den römiſchen Poeten, den Juvencus, Arator u. A. die zuerſt die chriſtlichen Stoffe lateiniſch beſungen hatten, angeſpornt von dem ſelbſtgefühligen Stolze auf ſein Frankenvolk, ſich mit jenen Fremden in einem fränkiſchen Werke zu meſſen, hat er über Sprache, Vers und Reim *gedacht*[107]; obwohl ihm Alles ſauer genug wird, da ihn die gewiſſenhafte Befolgung ſeiner Versregel und die Nachahmung lateiniſcher Conſtructionen bald zu hohlen Wortflicken und tautologiſchem Wiederkäuen, bald zu einem geſchrobenen Redebau nöthigt. Man hört den mönchiſchen Gelehrten aus ſeinen Verſen, der die Schule der Gloſſen und Grammatik durchgemacht hat, während der volkvertraute Sachſe, der wahrſcheinlich ein Laie, in dieſem Falle aber ſchulmäßig gebildet war, doch einer ſchulmäßigen Vorbereitung für ſein Dichtwerk wohl entbehren konnte in Folge ſeiner Bekanntſchaft mit angelſächſiſchen Vorbildern, die ihm flüſſig und verſtändlich, und nachahmbar waren ohne gelehrte Nachhülfe.

Beide Gedichte ſind weſentlich aus dem Boden der bibliſchen

---

107) I, 1. V. 31.

Nu es filu manno inthibit, in sina zungun scribit,
joh ilit er gigahe thaz sinaz io gihohe:
Uuanana sculun Frankon einon thaz biuuankon,
ni sie in frenkisgon biginnen sie gotes lob singen?
Nist si so gisungan, mit regulu bithuungan,
si habet thoh thia rihti, in sconeru slihti.

Literatur erwachſen, der in der Schule der angelſächſiſchen Geiſtlichen einen ſo regſamen Anbau gefunden hatte: die genaue Aufdeckung ihrer Quellen hat dieß ausgewieſen. Der ſächſiſche Dichter folgt in Wahl und Anordnung ſeines Stoffes der ſog. Evangelienharmonie des Tatian in der lateiniſchen Ueberſetzung des Biſchofs Victor von Capua; die bereits (oben S. 110) erwähnte nordfränkiſche Ueberſetzung dieſes Werkes iſt erſt ſpäter entſtanden. Seine Benutzung dieſer Vorlage, von deren 160 Capiteln — 60 ganz, 40 weitere größtentheils in ſeine Arbeit eingingen, iſt nicht ſclaviſch; er gebraucht auch die Evangelien unmittelbar, und mittelbar noch aus anderen Quellen als Tatian; nicht ſelten verläßt er ſeinen Führer in freier zweckdienlicher Umſtellung und verſtändiger Zuſammenordnung verwandten Stoffes. Neben dieſem Ordner hat er dann geeignete Commentare verglichen, ob er nun die von Beda zu allen vier Evangelien oder blos zu Lucas und Marcus, ob er den Hrabanus zu Matthäus oder deſſen eigne Quellen, Hieronymus, die Homilien Gregors des Großen und für die Bergpredigt den Auguſtin benutzt habe. In ähnlicher Weiſe iſt von Otfried, der zwar zwiſchen den vier Evangeliſten einherſchreitend ſein Werk ſelbſtändiger wie ein fünftes Evangelium zuſammenſtellte, nachgewieſen, daß er (um nur die nächſtliegenden ſeiner Quellen zu nennen) den Commentar ſeines Lehrers Hrabanus zu Matthäus, Beda's zu Lucas, Alcuins zu Johannes benutzte, den letzten als ſeine Hauptquelle, da er das Ev. Johannes eben ſo ſehr bevorzugte, wie der Sachſe den Matthäus. Auf dieſe Vorneigungen mag man einen großen Theil der Eigenheiten beider Dichter und Werke zurückführen. Im Vergleich zu dem epiſch erzählenden Heliand iſt Otfrieds Buch mehr ein halb lyriſches, halb didaktiſches Kunſtgedicht; wenn jener mehr ein Werk praktiſcher Religionslehre heißen kann, ſo bezweckt Otfried mehr ein theologiſches Gebäude, das neben der chriſtlichen Sittenlehre den Kern der dogmatiſchen Vorſtellungen der Zeit dem Faſſungsvermögen der Laienwelt angepaßt enthalten ſollte. Er lehnt ſich daher mit Vorliebe an das Ev. Johannes an, das den meiſten Anlaß

zu Deutungen und Erklärungen bot; die Einſchaltung ſeiner natürlichen, myſtiſchen und ſittlich-geiſtigen Auslegungen, in welchen er an der Hand Alcuins, nach der Unterſcheidung des Origenes, die Schrift dreifach deutet, ſind ihm trotz ihrer Schwierigkeit die Hauptſache in ſeiner Arbeit; im Heliand, deſſen Dichter dieſe Art Weisheit aus den benutzten Commentaren eben ſo wohl kennen mußte, findet ſich nur an Einer Stelle eine höchſt plane Deutung des Wunders von den Blinden von Jericho (nach Beda zu Lucas 18, 35—37). Denn der ſächſiſche Dichter, ganz erfüllt von der milden menſchlichen Sittenweisheit des Chriſtenthums, verweilt mit ganzer Vorliebe auf dem lehrenden Theile ſeines Werkes, auch da nur ſchlicht berichtend aus ſeinen ſchlichten Quellen, deren Inhalt er nur mit ſchlichten Verdeutlichungen, mit Motivirungen des minder Klaren und Durchſichtigen erläutert, in deren Angemeſſenheit und Geſundheit man den anſpruchslos verſteckten Fleiß und Verſtand gleich ſehr bewundern lernt. Der Kern ſeines Werkes liegt, während Otfrieds Dichtung in dem Schluſſe gipfelt, in den mittleren Theilen, in dem Vortrag der Reden und Gleichniſſe Chriſti, wo Otfried kürzt, wegläßt und auf die Evangelien verweiſt [108]); im Heliand hat man die Bergpredigt, voll Reiz durch die eindringliche Herzlichkeit des Vortrags, als den Glanz- und Höhepunct bezeichnet; der Inhalt von Matth. 5—7 umfaßt darin [109]) mehr als die doppelte Zahl von Verſen als bei Otfried. In dieſen Stellen der Erbaulichkeit ſogar verſchwindet der ſächſiſche Dichter vor ſeinem Stoffe, wogegen die Perſönlichkeit Otfrieds überall vortritt, der immer mit ſich ſelbſt, mit der Schwierigkeit ſeiner Aufgabe, mit ſeinem Unvermögen beſchäftigt iſt, ſo heilige Dinge in ſeiner Sprache auszudrücken. Er liebt es daher und verſteht es, eigene Empfindungen zu ſchildern; wo er (I, 18) an die Abreiſe der Magier eine

108) Unter Andern: II, 24. V. 1. 2.
Thiz lerta Krist in uuara ioh managfalto mera,
ih sagen thir zi uuare, maht selbo iz lesan thare.

109) V. 1300—1827 ed. Heyne.

Betrachtung über die Sehnſucht des Menſchen nach ſeinem überirdiſchen Vaterlande knüpft, iſt der Ausdruck der Weltverachtung, verquickt mit dem Gefühle des irdiſchen Heimwehs, vortrefflich und innig; wie denn immer, wenn er perſönlichen, häuslichen, heimatlichen Gefühlen Worte gibt, Natur und Wärme entbunden wird, wo vorher nur kalter Prieſterton herrſchte. Daher iſt ſeine Dichtung neben ihrem lehrhaft erbaulichen Charakter beſonders gegen den ſalbungsvollen Schluß hin weſentlich lyriſch muſikaliſch gefärbt durch refrainartig wieder und wiederkehrende Stellen, durch andere die förmlich liedartig klingen, unter welchen Eine (I, 11, 39) wie ein älteſtes Marienlied in ſtrengem Stile lautet; in den Wiener und Heidelberger Handſchriften ſind einzelne Stellen mit Neumen bezeichnet. Auch die deutſchen Dichtungen, in denen ſich Otfried Muſter und Anregung geſucht haben mochte, waren wohl weſentlich lyriſche; I, 7, 28 findet ſich ein Vers, der in einem erhaltenen Geſang an St. Petrus, vielleicht aus gemeinſamer Quelle, ſteht. Der ſächſiſche Dichter dagegen hält den epiſchen Ton durchgehend feſt; ſein Werk iſt nicht wie Otfrieds aufs „Leſen und Singen", ſondern auf erzählenden Vortrag berechnet [110]; er braucht ſtehende epiſche Formeln; er liebt es aus der Erzählung ohne Uebergang in gerade Anrede überzuſpringen; in den dialogiſchen Stellen leitet die breite Ausführung zu einer ächt epiſchen Ausgeſtaltung der knappen Quellenerzählung an; bei der Schilderung von bewegten Naturerſcheinungen, die für ein Geſchlecht von ſinnenſcharfen Menſchen immer von einer ſicheren Wirkung iſt, klingt der Ton der Volksdichtung aus ſeinen Worten deutlich heraus, obgleich er in unmittelbarer Benutzung oder auch nur Nachahmung weltlicher, oder gar heidniſcher Volksgeſänge doch nicht entfernt gewagt hat, was die Angelſachſen in ihren bibliſchen Dichtungen arglos übten: bei denen in allen lebenvolleren Epiſoden der Strom des alten Volksgeſangs hoch aufſchwillt,

110) Vor der Volksgemeinde, meinte der vortreffliche Rettberg, der ſogar der Alliteration anhören wollte, daß die Versſtäbe durch Anſchlagen der Schilde begleitet wurden!

die nie von einem Kampfe reden können, ohne daß ſie die wahlſtattgierigen Raben und Wölfe vorkundig ihrer Beute den heiſeren Geſang anheben laſſen.

Man hat Ueberwirkungen nationaler heidniſcher Dichtung in der Weiſe geſucht [111]), wie beide Dichter und beſonders der des Heliand ihre jüdiſch chriſtlichen Quellen der deutſchen Vorſtellung anbequemten, wie dieſer das Schickſal als Norne, als Schickſalsgöttin (thiu wurth), die Engel wie die Valkyren im Federgewande einführt, wie beide jedem fremdartigen Zuge und Namen ausweichen, den Pilatus zum Herzog, den Hohenprieſter zum Biſchof, das jüngſte Gericht zu einem Tageding für den Weltkreis machen; worin uns nichts anderes geſchehen ſcheint, als was ſpäter die Ritterepen in ihrer Weiſe thaten, wenn ſie aus dem Unvermögen ſich und andern anders deutlich zu werden, den alten Ueberlieferungen das Gewand ihrer Zeit umhingen. Und dieſe Anbequemungen ſind bei beiden Dichtern noch züchtig und furchtſam zu nennen, wenn man das Aehnliche bei den Angelſachſen vergleicht. Man wollte finden, daß Chriſtus im Heliand zu einem Nationalgotte geworden, bei Otfried nach den Vorſtellungen eines Weltkönigs dargeſtellt ſei: der doch gerade (III, 26) in glänzenden Gegenſatz ſtellte, wie der Fall eines Königs die Flucht ſeines Geſindes zur Folge hat, während Chriſt durch ſeinen Fall uns zu ſeinen Füßen ſammelte und erlöste. Wahr iſt, daß beide in naiver Weiſe den Chriſt und ſeine Jünger lieber als tapfere Helden, denn als blos leidende Dulder ſchildern, aber wie fern iſt das von der Art, wie in dem angelſächſiſchen St. Andreas, wenn die Jünger als Kriegshelden dargeſtellt werden, das Bild von ihren geiſtlichen Kämpfen vollaus zu der ſinnlichen weltlichen Sache wird! Die Deutſchen betonen mit Wohlgefallen den Schwerthieb Petri, und ſein tapferes Verſprechen ausdauernder Treue; der Sachſe vertheidigt in der Oelbergſcene die Jünger gegen die Vorwürfe der Feigheit, die ihnen Hrabanus hier gerade macht; ſo trit

111) Vgl. Vilmar, die deutſchen Alterthümer im Heliand. ed. 2. 1862.

auch die Rückſicht auf das kriegeriſche Zeitalter ſehr fein an den Stellen zu Tage, wo im Heliand die Worte Chriſti, Wer das Schwert ziehe ſolle durch das Schwert umkommen, charakteriſtiſch (V. 4898) gemildert, im Kriſt einfach weggelaſſen ſind. Dieſe kleinen Schonungen des Volksweſens aber hören bei beiden ſogleich auf, wo ſie mit chriſtlichen Anſchauungen in Berührung oder in offenen Streit kommen. Wenn im Heliand (V. 5025 ff.), bei der Verleugnung Petri, der angelegentlichen Entſchuldigung: Gott habe dieſen Fels der Kirche erkennen laſſen wollen, wie nichtig die Menſchenkraft ohne die Stütze der göttlichen Macht ſei, noch beſonders eine Lehre gegen alle Ueberhebung und über die Wohlthat des Sündenablaſſes angeknüpft wird, ſo waltet hier ſichtlich mehr Rückſicht auf Rom ob, als auf das deutſche Volksthum. So haben die beiden Poeten, wo immer ſie an einen Kern der chriſtlichen Lehre rühren, dieſe in ihrer ganzen Strenge, ohne jede Schonung der Zeit und Welt, geſchweige der heidniſchen Sitte gepredigt. Gegen die Sitte der Blutrache konnte nichts ſchroffer verſtoßen als die chriſtliche Lehre von der Feindesliebe, die doch beide in gerader Unverhohlenheit lehren. Wenn im Heliand bei dem Spruch von dem Ausreißen des ärgerlichen Auges die Anwendung gemacht wird, man ſolle Freunde und Mage verlaſſen, die zum Böſen verleiten wollen, ſo iſt in dieſer Lehre von Verleugnung der Sippe gewiß mehr ein Beugen des Herkommens als vor dem Herkommen zu erkennen. Ihr rein chriſtlicher Eifer, ihre Ehrfurcht vor dem göttlichen Worte das ſie lehrten ſchrieb ihnen gerade die Unverſöhnlichkeit mit jeder Spur von Heidenthum vor. Wenn ſich das in ihrem Schweigen, in ihrer Abkehr von aller Erinnerung an das Heidniſche ſchonend ausſpricht, ſo ſpricht es ſich doch in der Gegenkehr gegen alle Ungläubigkeit ebenſo ſchonungslos aus. Mit dieſer Gegenkehr hängt die Vorliebe zuſammen, mit welcher beide Dichter die Stellen behandeln, ja ſuchen oder erfinden, wo der Satan eine Rolle zu ſpielen hat; jeder wußte, daß die Chriſtenwelt des Teufels Spiel in allem heidniſchen Götterglauben ſah. Und am ſtärkſten ſpricht ſich dieſer heidenfeind-

liche Eifer in den mit aller Gefliſſentlichkeit ausgemalten Stellen vom jüngſten Gericht, von der Herrlichkeit des Paradieſes, von den Schrecken der Hölle aus. Zwar im Heliand iſt auch hier die einfache Weiſe bewahrt, die mit Sparſamkeit weit reicht; Otfried aber, der hier nach allen auffindbaren Quellen greift, iſt nirgends reicher an eindringlicher Schilderei, an pathetiſcher Salbung und frommen Mahnungen und Betrachtungen. Man vermuthete, daß an eben dieſen Stellen auch das bruchſtückweiſe erhaltene deutſche Gedicht (Muspilli) vom jüngſten Gerichte zu ſeinen Quellen gehörte und daß daher das germaniſche Kleid ſtamme, das dieſe Darſtellung mehr als andere bei Otfried trage. Allein die geiſtlich lyriſche Salbung in dem hier wie überall ganz perſönlich gefärbten Vortrage iſt von der Vorrede (V, 19) bis zu der Nachrede (V, 23) von jeder Aehnlichkeit mit jenem Gedichte völlig entfernt, mit dem die ganze Behandlung nichts gemein hat als was in der Sache unerläßlich iſt. Das ältere Gedicht [112]) (Anf. 9. Jh.) iſt eine fromme Rede von der Zukunft nach dem Tode, von dem Streite der guten und böſen Geiſter um die Seele des Geſtorbenen und von dem Weltgerichte; darin iſt (V. 36—63) eine Schilderung eingeſchaltet von dem Kampfe des Antichriſt mit Elias, bei deſſen Verwundung das fallende Blut den Weltbrand (muspille) erregt, wo man dann über den Abweichungen von der bibliſchen Quelle (Apoc. cap. 11) an die nordiſchen Vorſtellungen von dem Weltbrande und an Thors Kampf mit der Midgardſchlange erinnert werden mag, nicht eben muß. Dieß aber wäre dann das einzige, worin wir, unſicher genug, in den chriſtlichen Dichtungen jener Zeiten eine heidniſche Reminiscenz entdecken könnten: wie anders iſt das bei den Angelſachſen, in jener Legende vom h. Andreas, in die der Ton der alten Heidendichtung ohne alle Scheu übertragen iſt, wo Gott ſelbſt als Fährmann und Steuerer dem Helden nahe trit wie Odin ſeinen Begünſtigten, ſich mit ihm über ſeine, Chriſts, Reden und Thaten unterhält wie

112) Denkmäler N. III.

Odin ſo oft über die Runen der nordiſchen Götterweisheit, und dabei unerhörte Legenden von ſich ſelber hören muß. Nichts Entferntes dieſer Art iſt in beiden Evangelienbüchern zu finden, man müßte denn auf ein Paar Ausdrücke (mutspelli, mitilgart, ufhimil u. A.) Werth legen, die allen germaniſchen Stämmen gemein waren [113]). Vielmehr erſtaunen wir gerade über die Reinheit, in der hier das Chriſtenthum gepredigt wird, mehr als über jede andere Eigenſchaft dieſer Dichtungen, und beſonders im Heliand. Die lautere Evangelienlehre iſt hier in großartiger Einfachheit gepredigt, nicht allein ohne jede unpaſſende nationale oder gar heidniſche Anbequemung, ſondern auch ohne myſtiſche Gleichungen, ohne jeden ascetiſchen oder pfäffiſchen Anflug, in naiver Innigkeit, in junger Gläubigkeit und friſchblühender Zuverſicht widerſcheinend in dem Spiegel geſunder deutſcher Gemüthseinfalt; und dieß giebt dieſem Werke einen größeren Werth, als den blendenderen angelſächſiſchen Bibelparaphraſen, unter denen Kynewulfs Chriſt ſtrotzt von geſpanntem lyriſchen Schwung, der aber dem religiöſen Gefühle ſo vielen Eintrag als dem poetiſchen Genuſſe Vorſchub thut. Kaum wird eine Urkunde aus den Jahrhunderten vor Luther zu nennen ſein, die ſo begreiflich wie der Heliand macht, daß die Reformation von dem deutſchen Norden ausging.

So mag man auch Otfrieds Werk von dem religiöſen Geſichtspunct aus mit allem Fuge bewundern; es wird immer in Ehren bleiben als ein merkwürdiges Zeugniß von jener Zeit der Blüte klöſterlicher Gelehrſamkeit und poetiſcher Begeiſterung in Alemannien, die die Poeten und Philoſophen der Alten, die geiſtlich chriſtliche und bald auch die weltlich vaterländiſche Dichtung umfaßte; man darf in dieſem Schriftwerk dieſelbe Ausdauer, den guten Willen und das Gleichmaas beſtaunen, mit dem die Mönche jener Zeit auch in ihren Malereien die Arbeit eines Lebens an Ein ſolches Denkmal ihres Flei-

113) Ein Vers „da iſt Leben ohne Tod, Licht ohne Finſtre" begegnet im Kriſt I, 18, 9 wie im Muspilli V. 14; dieſe Bilder ſind aber chriſtliches Gemeingut, ſie begegnen bei Otfried noch ſonſt und ebenſo in Kynewulfs Chriſt.

ßes ſetzten; von dichteriſcher Seite aber hätte man dergleichen nie bewundern ſollen. Die eifrigſten Lobredner der Mönchsbildung können nicht behaupten wollen, daß die Klöſter gedeihliche Pflanzſtätten der Kunſt und Dichtung geweſen ſeien, die des Lichtes bedarf und nur in der Friſche und Fülle des Lebens gedeiht. Wer uns glauben machen will, daß in Otfrieds Evangelienbuch ein großer poetiſcher Werth zu finden ſei, der muß in ſeinen Anſprüchen an die Dichtkunſt zu einer unbeneidenswerthen Genügſamkeit gekommen ſein: wer die Stellen gerade herausſuchen will, die Otfrieds Eigenthum ſind, ſeine verkünſtelten Doppelakroſtichen, ſeine Einleitungen, Uebergänge, Gebete und Schlußbetrachtungen, der wird von ſeinen dichteriſchen Gaben die kleinſten Begriffe faſſen. Es iſt Ruhmes genug, daß in dieſen Geſängen von der Erlöſung ein Stoff aufgegriffen wurde, der noch nach 900 Jahren von begabteren Dichtern einer gebildeteren Zeit wieder angefaßt ward, und daß man den Schluß in Otfried nicht leſen kann, ohne an das oratorienmäßige Ausſtrömen der Meſſiade Klopſtocks in ein muſikaliſches Finale erinnert zu werden. Es kann aber nicht beſtritten werden, daß, wenn man die ähnlichen Dichtungen der Angelſachſen, wenn man im Kädmon die Stellen von Schöpfung und Sündenfall lieſt, oder die hochdramatiſche Ausgeſtaltung der Sage von dem Falle der Widerſacher Gottes die den Weltkönig aus ſeiner Himmelburg ſtoßen wollen, der geiſtige Zuſammenhang zwiſchen dieſen älteſten Manifeſtationen des germaniſch chriſtlichen Dichtergeiſtes mit dem Geſang des berühmten puritaniſchen Sängers des 17. Jahrhunderts in dem Maaße noch ſchlagender auffällt, als die poetiſche Kraft da und dort die der parallelen deutſchen Dichtungen bei weitem überragt.

Otfrieds Werk entſtand in der Abſicht, dem weltlichen Volksgeſange, den Spott- und Liebesliedern, den Reſten heidniſcher Gewohnheiten bei Tänzen und Begräbniſſen zu begegnen; derſelben Abſicht dienten auch die kleineren Stücke einer ſangbaren geiſtlichen Dichtung, die an der Seite von Otfrieds Werke von den benachbarten alemanniſchen Klöſtern aus verbreitet wurden. Dies hing mit der Pflege der kirch-

lichen Tonkunſt in St. Gallen zuſammen, die ſich damals wie aus dem Nichts zu einer weltgeſchichtlichen Bedeutung emporarbeitete. Der römiſche Kirchengeſang hatte ſich von der durch Gregor den Großen in Rom gegründeten Schule aus über das Abendland auszubreiten begonnen und war ſeit der angelſächſiſchen Miſſion, beſonders aber ſeit Karls des Großen eifrigem Intereſſe an der Sache auch nach Deutſchland gelangt, wo zwar die Römer in den rauhen vertrunkenen Kehlen wenig Anlage zu der heiligen Sangkunſt entdecken wollten. Hadrian I ſchickte dem Kaiſer zu wiederholten Malen römiſche Sänger zu, zwei unter Andern im Jahre 790, von welchen der Eine, Petrus, eine Schule in Metz gründete, der Andere, Roman, unterwegs erkrankt, in St. Gallen mit einer Abſchrift von Gregors Antiphonar zurückblieb. Die von ihm hier gegründete Schule entfaltete von da an durch eine Reihe von Jahrhunderten eine denkwürdige Wirkſamkeit, daß ein Geſchichtſchreiber des Kloſters, Ekkehard IV, von ihr rühmte, ſie habe durch ihre Lehre und Erzeugniſſe der Kirche Gottes in aller Welt, bis an die Grenzen des Erdkreiſes Glanz und Freude verliehen[114]). Beide Schulgründer machten ſich einen Namen durch ihre Jubilen oder Sequenzen (d. h. Melismen auf die letzte Silbe des Halleluja im Graduale,) Compoſitionen, an welche ſich alsbald eine folgenreiche Neuerung knüpfte, als ſich unter den nächſten Vorſtehern der St. Gallener Schule, Iſo und Marcellus (um 840—70), große Dichter Gelehrte und Componiſten zugleich ausbildeten: Ratpert († 902), der Urheber der werthvollen St. Gallener Kloſtergeſchichte; der rieſige Tutilo, eine geniale, reiſelüſterne Künſtlernatur, der in aller Wiſſenſchaft wie in allen Künſten ausgezeichnet, durch ſeine Elfenbeinſchnitzereien in aller Welt bekannt, muſikaliſch berühmt ward als Erfinder der ſog. Tropen, Erweiterungen der Meßgeſänge für alle Feſte, die ſich über die ganze Kirche verbreitet bis ins 17. Jh. fortpflanzten; und der muſikaliſch bedeutendſte von Allen, Notker der Stammler

114) Vgl. A. Schubiger, die Sängerſchule St. Gallens vom 8—11. Jh. Einſiedeln 1858.

(† 912), der den melismatiſchen Sequenzen, um ſie dem Gedächtniß faßbar zu machen, Texte unterlegte, die zwiſchen Proſa und metriſchen Verſen eine Mitte haltend ihren rythmiſchen Bau allein durch die Melodie erhielten: ſie ſtellten den heiligen Mann bei den Zeitgenoſſen in das Licht eines Inſpirirten und drangen mit einer Maſſe von Nachahmungen wie eine Sündflut in die Kirche ein, die man ſpäter abdämmen mußte[114a]). Von Seiten der Texte athmen Notkers Sequenzen denſelben frommen Geiſt, wie die Werke der gleichzeitigen geiſtlichen Vulgarpoeten unter Deutſchen und Angelſachſen; die Bedeutung ihrer muſikaliſchen Compoſitionen war bei den Italienern ſchon im 11. Jh. anerkannt und imponirte noch dem Glarean in der Zeit der klaſſiſchen Polyphonie im 16. Jh.; einzelne darunter wie ſein media vita in morte sumus, das ſich unter Luthers Worten bis heute erhalten hat, wurden bald zu volksthümlichen Gelegenheitsgeſängen. Nichts iſt denn begreiflicher, als daß dieſe muſikaliſche Thätigkeit in das Bildungsweſen der Zeit in verſchiedenſter Weiſe eingriff. Dieſe Männer waren Gelehrte; ſie dichteten lateiniſch; ihre Vorbilder waren wie für Otfried die lateiniſch chriſtlichen Poeten Prudentius u. A.; ſie hätten gern die altrömiſchen Claſſiker verdrängt, aber ſie ſchulten ſich doch an ihnen und waren in ihnen bewandert bis in die Einzelheiten der heidniſchen Mythologie hinein. Dieſe Männer waren Geiſtliche und verherrlichten zunächſt ihre Schutzheiligen; aber ſie wurden doch ſei es durch innere Natur oder äußere Ereigniſſe in das weltliche Leben hineingezogen; wenn fürſtliche Gäſte die Klöſter beſuchten, wurden ſie mit Geſängen und eigens gedichteten Liedern empfangen; von einer Reihe der oſtfränkiſchen Karolinger ſind ſolche Beſuche in St. Gallen bezeugt und die lateiniſchen Empfangsgedichte erhalten[115]); ebenſo andere aus der Zeit der Ottonen, wo die Waldram,

114a) Bartſch, die lat. Sequenzen des Mittelalters in muſik. und rhythmiſcher Beziehung. Roſt. 1868.

115) S. bei Schubiger; und bei Dümmler, St. Galliſche Denkmale aus der karol. Zeit in den Mittheilungen der antiqu. Geſ. in Zürich. XII, 216—22.

Hartmann, Ekkehard I und II und Notker der Arzt († 981) die musikalische Schule fortpflanzten, deren ersten Glanz noch Notker Labeo († 1022) und sein Schüler Ekkehard IV wieder aufzufrischen strebten. Diese Männer waren Lateiner; aber die Beliebtheit einzelner ihrer Gesänge rückte sie dem Volke nahe und so war nichts natürlicher, als daß einzelne anfingen sich wie Otfried der Volkssprache zu bedienen. Von Tutilo wird erwähnt, daß er in lateinischer und deutscher Sprache componirte; Ratpert hatte ein deutsches Lied auf den h. Gallus gedichtet, so lieblich von Melodie, daß Ekkehard IV um sie fortleben zu machen eine lateinische Uebersetzung des Liedes verfertigte, die in drei Ueberarbeitungen von seiner eigenen bessernden Hand erhalten ist[116]). Von deutschen Dichtungen dieser Art und dieser Zeiten ist nur weniges auf uns gekommen: Bruchstücke einer alemannischen Bearbeitung des 138. Psalms; ein strophischer in Otfrieds Weise gereimter Bittgesang an St. Petrus; ein episch gehaltener ungleichstrophiger Lobgesang auf St. Georg; ein gleichartiges Bruchstück von einem, wahrscheinlich dem Otfried bekannten Gesang von Christus und der Samariterin, von sehr alterthümlichem Tone, dialogisch ohne Namennennung, wie so oft in altnordischen Dichtungen[117]). Diese ungleichstrophigen Gedichte nannte man bisher, wie die späteren in ungleichen Strophen und Versen gedichteten Gesänge der Minnesänger, Leiche, und glaubte sie jenen St. Gallischen Sequenzen oder Prosen nachgebildet, deren Texte von der Melodie beherrscht waren[118]); nach neueren Ausführungen musikkundiger Beurtheiler[119]) ist weder der Name für diese althochdeutschen Dichtungen überliefert, noch können sie, ihrem Bau in 2—3 zeiligen (später durch Zusammenrückung und Vermehrung 4—9 zeiligen) Strophen nach, weder den ungegliederten Sequenzen noch auch den gleichstrophigen

116) Denkmäler N. XII.
117) Ibid. N. XIII. IX. XVII. X.
118) Lachmann, über die Leiche. 1819. F. Welf, über die lais. 1841.
119) W. Scherer, in den Denkmälern.

Kirchenhymnen nachgebildet ſein. Das merkwürdigſte aller aus jenen Zeiten ſtammenden gereimten, ungleichſtrophigen Lieder iſt das Ludwigslied[120], ein Siegeslied auf die Normannenſchlacht (3. Aug. 881) bei Sathulcurtis (Saucourt zwiſchen Abbeville und Eu) im Gau Witmau (Vimeur), ein einziges uns erhaltenes Beiſpiel jener hiſtoriſchen Geſänge, die wir von Anfang an in Deutſchland heimiſch fanden. Der Held des Liedes iſt der junge Ludwig III, Sohn Ludwigs des Stammlers († 879), der 18jährig jene Schlacht ſchlug, die er nur Ein Jahr überlebte; da das Lied ihn lebend kennt, muß es gleich nach der Schlacht gedichtet ſein. In beſtimmten Hindeutungen auf die frühe Verwaiſung Ludwigs und auf die Theilung des Reichs (zwiſchen ihm und ſeinem Bruder Karlmann 880) enthält es ganz treue hiſtoriſche Züge; ſelbſt zu dem pfäffiſchen Anſtrich des Liedes lag ein beſtimmter Anlaß in dem Ereigniß. Der junge Fürſt war mit den beutebeladenen Normannen, die über die Somme bis Beauvais vorgedrungen waren, ſiegreich zuſammengetroffen[121], dann aber waren die ſorgloſen Sieger, die ſich ihrer Tapferkeit Gottes uneingedenk überhoben, von den Normannen wieder überfallen worden, wo dann der König vom Pferde ſteigend die Flüchtigen zum Stehen brachte und einen entſcheidenden Sieg erfocht. Dieſe Umſtände gaben dem Liede ſeine ganz geiſtliche Färbung. Man vergleiche es mit dem angelſächſiſchen Liede über Athelſtans Sieg bei Brunaburg, welch ein Unterſchied heraustritt! Hier verſetzt der Dichter unmittelbar in die Schlacht, zwiſchen geſpaltete Schilde und geſtürzte Banner, mitten in den Sieg, welchen das Brüderpaar erficht, denen auch hier, wie dem Ludwig im deutſchen Geſange, von den Ahnen angeboren iſt, des Vaterlands tapfrer Schutz und Schirm zu ſein. In dem deutſchen Liede aber führt der Dichter

120) Ed. Docen. München 1813. Lachmann, specim. ling. franc. 1825. Hoffmanns Elnonensia. Gand 1837. 1845. Denkmäler N. XI. Ueberſetzt von Lucä bei Dümmler l. l. 2, 154.

121) Nach der einzigen ausführlichen Angabe über dieſe Schlacht in den Annal. Vedastin. Mon. 1, 516.

den Sieger als einen Gottesvaſallen auf dem Frankenthrone ein, dem der Himmel Unglück zur Prüfung ſendet, den Einfall der Normannen, der Heiden, um das Frankenvolk ſeiner Sünden zu mahnen. Chriſtus war erzürnt über die Verwirrung im Reiche; der Herr beruft ſeinen Auserwählten der die Heerfahne erhebt, ſeine Notſtallen tröſtet mit Gottes Rath und Hülfe, und den Siegern Lohn und Sorge für der Gefallenen Familien verſpricht. Er zieht aus, er ſieht die Normannen, Gott Lob, ruft er, er ſieht, was er begehrte; er reitet kühn, er ſingt ein heiliges Lied, Alle zuſammen ſingen Kyrie eleiſon. Nun erſt folgt in einer ſchönen und gehobenen Stelle eine kurze Beſchreibung der Schlacht ſelbſt, die das ganze angelſächſiſche Lied füllt; wo der Deutſche am Schluſſe fromm ein Siegestedeum anſtimmt, jubelt der Angelſachſe, daß Raben, Adlern und Wölfen auf dem Schlachtfelde ein Mahl bereitet ſei; wo der Deutſche ein Stoßgebet zum Schluß gibt, blickt jener ſtolz auf die Thaten der Ahnen zurück. Es fällt aus dieſen Gegenſätzen in die Augen, daß das deutſche Lied das Werk eines Geiſtlichen iſt; was ſeiner Volksmäßigkeit übrigens nichts benimmt. Es gibt, wie es vorliegt, eine vortreffliche Erläuterung zu dem Hergang bei jenen Schlachten auf dem Lechfelde oder bei Birthen, wo ganz dieſelben chriſtlichen Vorbereitungen erſchienen, Abendmahl, frommer Geſang, Kreuztragung, Litanei und Tedeum, wie ſie unſer Lied ungefähr ſchildert. Den Verfaſſer deſſelben hat man in dem berühmten Erfinder des diaphonen mehrſtimmigen Geſangs, dem Mönch Hucbald († 930) vermuthet, der mit dem beſungenen Könige in Beziehungen ſtand, Legenden ſchrieb und Lieder (cantilenas) dichtete, und um die Zeit der Schlacht in dem Kloſter St. Amand ſur l'Elnon lebte, woher die von ſeiner Hand geſchriebene Handſchrift des Liedes ſtammt [122]). Spätere Picardiſche Localſagen [123]) knüpften an dieſe

122) Vgl. Willems in Hoffmanns Elnonensia p. 16. Daß die Handſchrift eine Urſchrift ſei, wird allerdings beſtritten.

123) Hariulf, Chron. Centul. bei d'Achéry specil. Tom. II. Das Fragment einer Chanſon von Gormon und Yſembart iſt erhalten. Bei de Reiffenberg, Chronique de Phil. Mouskes. 2, 10.

Schlacht den Verrath eines verbannten Iſambart, der aus Rachſucht den Normannenkönig Garimund in das Land gezogen hätte.

---

2. Ottoniſche Zeit. Volksdichtungen in lateiniſcher Bearbeitung.

Das engere Verhältniß, in das wir unter den Karolingern die Geiſtlichkeit zu dem Volke treten ſahen, verſtärkte ſich um vieles unter der Herrſchaft der Ottonen und der erſten Salier. Der Name Deutſchlands ward in dieſem Zeitalter, das man unter Otto I und unter Heinrich III als das goldene pries, erſt geboren und ſeine Macht in den höchſten Glanz gerückt. Die Ludolfinger, mit den Geſchlechtern Karl's und Widukind's verwandt, waren von Haus aus wie beſtimmt, die vordem ſo verfeindeten Stämme der Franken und Sachſen zu verſöhnen: in chriſtlicher Geſinnung, ſo lange die Vorherrſchaft bei den Franken war; in politiſcher Weisheit, ſeit deren Uebergang auf die Sachſen, als deſſen Symbol die Uebertragung der Gebeine St. Veits aus Weſtfranken nach Korvei (836) galt. Durch Achtung der Selbſtändigkeit der einzelnen Stämme, durch Verleugnung des Beſtrebens nach einer förmlichen Stammesobherrſchaft verſtand der erſte Heinrich, dieſen Wandel in den Reichsverhältniſſen zu einem Segen zu machen, durch Zuführung friſcher geſunder Kräfte die inneren Schäden der letzten karolingiſchen Zeiten zu heilen und den äußeren Gefahren vorzubeugen zugleich. In dem Jahrhundert von dem erſten bis zu dem dritten Heinrich herrſchte und lebte unter ſieben Kaiſern keiner bis zu einem hinfälligen Alter; drei davon und die zwei thatkräftigen, mitregierenden Brüder Otto's I überlebten das Alter kräftiger Mannesjugend nicht; dieß allein giebt der Zeit einen reizenden Firniß von Jugendlichkeit und Friſche. Die Machtherrſchaft des erſten Otto, ſeine verwandtſchaftlichen Verbindungen mit dem griechiſchen Kaiſerhaus, ſeine diplomatiſchen Beziehungen zu dem Chalifat in Cordova, ſeine

kriegeriſchen und friedlichen Berührungen mit den Barbaren im Norden und Oſten, das Alles warf einen Glanz auf das Haus, der über alle Welt leuchtete, von dem die ſächſiſchen Schreiber der Zeit wie verzückt und geblendet ſind. Das Kaiſerthum Karl's des Großen wurde durch Otto I hergeſtellt und dauernder begründet; und wenn in dem ſchwärmeriſchen Otto III die chriſtlich univerſelle Kaiſeridee zu dem Beſtreben überſpannt ward, das Weltreich der Cäſaren mit dem Mittelpuncte Rom zu erneuen, ſo trat doch ſein Nachfolger Heinrich II in die deutſche, gut ſächſiſche Haltung zurück, in der auch die erſten Salier verharrten. Bei dieſen Fürſten allen war von dem Beiſpiele des nüchternen erſten Heinrich her, der die Gefahren des klerikalen Ehrgeizes genau durchſchaute, das reale Beſtreben nach Befeſtigung ihrer ſelbſtändigen Herſchergewalt durch keine ſchwächliche Nachgiebigkeit gegen die geiſtliche Macht beeinträchtigt, nicht unter dem bußfertigen Otto III, nicht unter dem „Mönchsvater" Heinrich II, noch unter dem demüthig religiöſen Heinrich III. Kirche und Geiſtlichkeit ſchien ſich um ſo williger unter den weltlichen Arm der Kaiſer zu fügen, je unbezweifelter und ächter deren kirchliche Denkart und fromme Geſinnung war. Wie kirchlich das weltliche Regiment gefärbt erſchien und wie ſehr es ſeine Antriebe von der Kirche empfing, mehr doch war das kirchliche Regiment weltlich gefärbt und erhielt ſeine Beſtimmungen durch die kaiſerliche Macht. Die Kaiſer ſahen ſich als die Häupter der Kirche an und galten unbeſtritten damals als die Häupter der Chriſtenheit; bei dem äußerſten Verfalle des Pabſtthums unter dem Uebermuth und der Uebermacht der römiſchen Factionen ſetzte Heinrich III fünf Deutſche nach einander auf den päbſtlichen Stuhl. Nie war der äußere Bund zwiſchen Kirche und Reichsgewalt ſo innig, nie aber auch die innere Durchdringung der geiſtlichen und weltlichen, der religiöſen und praktiſchen Kräfte in den Menſchen ſelbſt. Zwiſchen der fränkiſchen Zeit, wo die heidniſche Wildheit in den Maſſen, die geiſtige Rohheit ſelbſt in den höchſten Geſellſchaftsklaſſen noch wenig gebrochen war, und den ſpäteren Zeiten des mönchiſchen Ascetismus,

des kreuzritterlichen und theokratiſchen Fanatismus, bildete das Jahrhundert der Ottonen eine köſtliche Zwiſchenzeit, da das Chriſtenthum erſt eindrang in das Seelenleben der Deutſchen, da auf dem Grunde ihrer geiſtigen Unmündigkeit ein frommer Glaube alle die Tugenden der Einfalt, Unſchuld, Selbſtverleugnung erzeugte, die der ächten Religioſität ſegenvollſte Früchte ſind. Noch hätte damals Rom's Ehrgeiz keine welterſchütternden Spaltungen zwiſchen Kirche und Staat zu werfen vermocht. Im Schooße einer klerikalen Partei, die den Untergang des theokratiſchen Kaiſerthums Karl's beklagte, entſtanden damals ſchon (847—53) die berüchtigten pſeudoiſidoriſchen Decretalen[124]), die in einem fingirten älteſten Kirchenrechte die Ideen ausſtreuten, welche den römiſchen Abſolutismus in der Kirche begründen und die päbſtliche Weltmonarchie an die Stelle der kaiſerlichen rücken ſollten; doch waren die erſten Verſuche des kühnen Nikolaus (ſeit 863), dieſe gefälſchten Rechte thatſächlich geltend zu machen, nur vorübergehend und konnten der erſtarkten Kaiſermacht Otto's gegenüber keine ſyſtematiſche Fortſetzung finden. Noch gab es damals keine abenteuernden Kreuzzüge, die dieſen theokratiſchen Entwürfen in die Hände arbeiteten; wohl gab es an der Grenze die ſteten Kriege mit den heidniſchen Nordländern Ungarn nnd Slaven, die alle Stände und Klaſſen des Volkes zur Eintracht riefen, wo es dem Abt und dem Burgherren, dem Biſchof und Fürſten gleich galt um die Vertheidigung von Beſitz, von Vaterland und Glauben. Auf dieſer Unterlage eines großen Gemeinbedürfniſſes wurzelte jene innige Verkettung der geiſtlichen und weltlichen Kräfte unter den Ottonen, wo ſich die Stände wie durchkreuzten, der Ritter zum Mönch, der Mönch zum Ritter ward, wo der Kriegsmann in den ſtrengſten Andachtsübungen mit dem Geiſtlichen wetteiferte und dieſer mit jenem in Jagd und Baitze und fröhlichem Leben. Das trauliche Zuſammenwirken Otto's I mit ſeinem Bruder Erzbiſchof Brun von Köln iſt wie ein großes Bild und Symbol dieſer Zeiteigenthüm-

124) Nach der Zeitbeſtimmung des neueſten Herausgebers Hinſchius.

lichkeit. Beide ſah Bruns Biograph Ruotger als Einen gemeinſamen Herrſcher an; der Kirchenfürſt war zugleich ein Reichsverwalter, der Mann des Friedens auch ein Krieger in Waffen, ein „Samuel“ zugleich Prieſter und Soldat, der aber im Lager ſeine Bücher „wie die Bundeslade“ mit ſich führte. Von ſeiner Thätigkeit in Otto's Hofſchule und Kanzlei ging ein ganz neues Geſchlecht weltkundiger, in nationalem Geiſte wirkender Biſchöfe aus, die durch drei Menſchenalter hin die Stützen des inneren Friedens zwiſchen Kirche und Reich waren, wahrhafte Geiſtes- und Seelenfürſten in Schule und Kirche, und zugleich Landpfleger in ihren Sprengeln, im Nothfalle Kriegsgenoſſen der Fürſten. Kaiſer Otto, keinen Verlaß findend bei den weltlichen Vaſallen ſelbſt ſeines eigenen Hauſes, hatte begonnen ſeinen Halt an den Kirchenfürſten zu ſuchen; er hatte die Erzſtifter Köln, Mainz, Trier mit Verwandten beſetzt; dieß Verfahren, die Bisthümer mit verläſſigen Verwandten oder mit treuen Zöglingen der kaiſerlichen Kanzlei und Kapelle zu beſetzen, blieb die unverrückte Politik der Kaiſer bis zu Heinrich III. So ſchob Konrad II alle ſeine Verwandten in den geiſtlichen Stand und in die biſchöflichen Stellen; der Biſchof Gebhard gehörte darunter, der unter Heinrich III Pabſt (Victor II) war, und deſſen Vorgänger, der fromme mönchiſche Leo IX (Brun), war ein Verwandter des ſaliſchen Hauſes, kriegskundig in ſeiner Jugend und kriegsluſtig zu ſeinem Schaden noch als Pabſt. So ward der Episcopat reich an praktiſcher Erfahrung; die Kaiſer ſuchten und fanden ihre Diplomaten, Geſandten, Schatzmeiſter und Verwalter erledigter Reichslehen unter den Biſchöfen, die ſich der Gewalt der Herzoge mehr und mehr entzogen und in ihren Sprengeln dagegen ihre weltliche Herrſchaft auszudehnen begannen. In Oſtfranken war unter den Saliern ein Herzogthum in den Händen des Biſchofs von Würzburg, und in dem Erzſtift Bremen-Hamburg ſann der ehrgeizige Adalbert an der Grenze dieſer Zeiten (1045—72) auf eine weltliche Machtausdehnung und auf die Gründung eines nordiſchen Patriarchats, deſſen Beſitz er ſelbſt mit dem Pabſtſtuhl nicht tauſchen wollte. Denn dieſe

Gefahr freilich war mit dieser Gestaltung der Dinge verbunden, daß die deutschen Kirchenfürsten verweltlichten in einer blinden Besitzgier, oder in der Kriegslust der eisernen Zeit ganz aufgingen oder verbauerten und die natürliche Sitte und Bildung des Standes aus den Augen verloren. Unter den Verwandten des streng kirchlichen Heinrich II waren die Bischöfe von Eichstädt und Paderborn, Megingaud und Meinwerk, zwei grobschrötige Gesellen, die den physischen Gewalten der derbsten Weltkinder unterworfen waren; in dem Verkehre des Kaisers mit dem letzteren sieht man auf die seltsamste Mischung von Ascetismus und Sittenrohheit, von Kirchlichkeit und grober Neckerei durch, die selbst das Heiligste nicht schonte und das Profanste nicht scheute.[125]) Außerhalb Deutschlands machte die Verweltlichung des deutschen Klerus einen so befremdlichen Eindruck, daß die Herzensmeinung der französischen Geistlichen war — wie ihrer Einer dem Cäsarius von Heisterbach sagte —, daß alle deutschen Bischöfe, der Verbindung des weltlichen und geistlichen Schwertes wegen, der Hölle verfallen wären.

Die Rohheit einzelner Geistlichen dieser Zeit schloß nicht aus, daß in weiten Kreisen des so gehobenen Standes, in Folge eines neuen Aufschwungs der Dom- und Klosterschulen, seine praktische und kirchliche Wirksamkeit von einem ganz neuen Triebe nach Bildung und Gelehrsamkeit begleitet war. Das sächsische Fürstenhaus übte auch darauf im Großen und im Besondersten den außerordentlichsten Einfluß. Wenn die Wiederaufnahme der Kaiseridee durch Otto den Großen die stetige nationale Fortbildung des deutschen Volkskörpers wieder untergrub, für die Geistesbildung der Nation bot dieß Eintreten in weitere Weltverbindungen doch die großen Vorzüge und Vortheile, die Deutschland zu allen Zeiten an sich riß, wo es sich in ernsteren Wettkämpfen mit der Fremde um die allgemeineren Interessen der Menschheit regte. Seit Otto I, der nur zum Kriegs- und Jagd- und

125) S. Vita Meinwerci. Mon. XI, 104. cap. 186 f.

Reiterspiele erzogen war, wurden fast alle nachfolgenden Kaiser einer wissenschaftlichen Bildung theilhaft. Otto II wurde von Ekkehard II von St. Gallen unterrichtet; Otto III wurde als ein Wunder von Wissen bestaunt und von Hroswitha als ein zweiter Salomo gepriesen; er war von dem gelehrten und kunstreichen Sachsen Bernward erzogen und stand in enger Verbindung mit dem, seiner Gelehrsamkeit wegen sagenberühmten Auverner Gerbert (999 Pabst Sylvester II), durch dessen Einfluß er, der Sohn der griechischen Mutter, der griechisch-römischen Bildung bis zur Abwendung von deutschem Wesen zugekehrt war; Heinrich II wurde in seiner Jugend für den geistlichen Stand vorgebildet; der erste Salier Konrad II, ein Verwandter der Ottonen, war bildungslos; desto besser sorgte er für die Unterrichtung seines Sohnes Heinrich (III), den sein Erzieher Wipo zu einem „gelehrten Könige" machte. Der Sporn zu dem allen war auch in dieser Richtung der Vorgang des glänzenden Brüderpaares Otto und Brun gewesen. Die Hofschule Karls des Großen war durch sie wieder hergestellt worden. War der große Kaiser nicht zu stolz, noch im Alter lateinisch lesen zu lernen, so war **Brun** († 965) herablassend genug, an der Hofschule selber zu lehren; so einfach im Leben wie glänzend von Geburt, so kirchlich fromm wie weltlich und menschenkundig, den Demüthigen gegenüber sanft und gegen die Pflichtvergessenen heftig wie Keiner, so bewundernswerth durch seine glaubensstarke Heiligkeit wie durch seinen Drang nach Geistesbildung, bot dieser Mann den Zeitgenossen ein Lebensbild dar, das selbst den Neidern unanfechtbar war. Von ihm unmittelbar gingen die Anregungen einer völligen Erneuerung und Läuterung des geistig sittlichen Lebens in Oberlothringen aus, die dann nach Niederlothringen, dem austrasischen Belgien, überrückte, wo die Lütticher Schule eine Vermittlerin zwischen französischer und deutscher Bildung wurde. Wie hierhin so machte sich durch alle Klöster über ganz Deutschland hin der Aufschwung eines erhöhten geistigen Lebens bemerkbar. In den alemannischen Klöstern trieb der kräftig aufgewachsene Stamm der Gelehrsamkeit einen neuen

üppigen Schuß; in Baiern reihten sich unter Heinrich II die Klöster Altaich und St. Emmeram in die Reihe der wissenschaftlichen Pflanzstätten ein; das Bisthum Bamberg, die Stiftung dieses kinderlosen Kaisers 1007, ward ein neuer Vorposten für Verbreitung deutscher Cultur im Osten. In Sachsen eiferten die Klöster den vorausgegangenen Anfängen der annalistischen Geschichtschreibung nach und die ersten zeitgenössischen Geschichtschreiber tauchten aus dem neugeschulten Stamme auf: der Wituchind, der so stolz erfüllt war von Otto's Größe ohne von seiner Kaiserei etwas wissen zu wollen; der mit dem Fürstenhause verwandte Thietmar († 1019), dessen Chronik ein Abbild von der Weltbedeutung des Ottonischen Reiches dadurch geworden ist, daß er von seinem Merseburg aus den Blick nach allen Horizonten hin über die ganze Welt ausbreitete. Neben die Mönchsklöster stellten sich dann hier die Frauenklöster Gandersheim und Quedlinburg, die lebendigsten Zeugnisse von einer der köstlichsten Eigenthümlichkeiten dieser merkwürdigen Zeit: die nicht nur in den Laienkreisen das wüste Wohlgefallen an Bildungslosigkeit, in dem sich der deutsche Adel zu seiner Schande auszeichnete, in einzelnen Männern überwand, sondern selbst die Frauen in das neue Streben, mit frommer Sitte Geistesbildung und Weltklugheit zu vereinigen, hineinzog. Auch dazu ging das Beispiel ganz von dem Fürstenhause aus. Heinrich's I Gemahlin Mathilde, durch Gatten, Kinder und Enkel groß, eine Heilige im Leben, versenkte sich in ihren späteren Jahren immer tiefer in Wissenschaft und Kunst; Otto's I zweite Gemahlin Adelheid war eine Frau von großer Bildung Klugheit und Geschäftskunde: Beide wurden in ihrem Wittwenstande die Stifterinnen und Pflegerinnen von Klöstern, der Frauenklöster besonders, in welchen eine Reihe von Frauen aus dem kaiserlichen Hause thätig waren. In Quedlinburg war Mathildens Enkelin, Otto's I gleichnamige Tochter Mathilde, Aebtissin, und von Emmilde, einer Nichte Mathildens, erhielt hier der junge Thiemar seinen ersten Unterricht. Auch Otto's II Töchter Adelheid und Sophie waren Aebtissinnen, so auch Otto's I

Nichte Gerberge, von der die Nonne Hroswhita in Gandersheim ihren erſten Unterricht in den Klaſſikern erhielt. Gerberge's Schweſter Hedwig, Gemahlin Herzog Burchards von Schwaben, ſeit 973 verwittwet, hatte neben ihren Regentſchaftspflichten noch Zeit mit Ekkehard II von St. Gallen lateiniſche Poeten zu leſen und war, früher dem griechiſchen Kaiſer beſtimmt, des Griechiſchen kundig. So begreift man, daß Deutſchland in der Zeit der Ottonen das zerrüttete Weſtfranken und Italien und die verfallenden Angelſachſen an wiſſenſchaftlicher Bildung weit überholte.

Die gelehrte Bildung der fränkiſchen Geiſtlichen und ihrer fremden Lehrer hatte zu Karl's Zeit mit der Aufnahme der römiſchen Bildung und Sprache begonnen; um die Heranziehung des Volkes hatte man ſich damals wenig gekümmert; einen ſo einflußreichen Mann wie Alkuin ſchien die Volksſprache nicht im geringſten intereſſirt zu haben. Seit der Scheidung der weſt- und oſtfränkiſchen Völker war dieſe Rückſicht auf das Volk zugleich möglicher und dringlicher geworden. Von da an entſtanden jene Vulgardichtungen, die dem religiöſen Bedürfniſſe des Volkes zu dienen beſtimmt waren. Aber von einer ſelbſtändigen Geiſtesthätigkeit war dabei wenig zu Tag gekommen. Die Poeten nahmen ihre Stoffe aus den chriſtlichen Urkunden, ihre Formen von der Volksdichtung, aber ohne ſie, wie die angelſächſiſchen Poeten beſtrebt waren, mit einem eigenen dichteriſchen Geiſte auszufüllen. Was von klaſſiſcher Bildung in Otfrid und ſeinen Zeitgenoſſen geweſen war, amalgamirte ſich noch wenig mit dem heimiſch nationalen Geiſte. Dieß änderte ſich in den Zeiten der Ottonen. Dieſe Fürſten zeigten in ihren häuslichen und politiſchen Beziehungen zu Rom und Byzanz den Weg zu einer lebenvolleren Verſchmelzung der antiken und neuen, deutſchen Bildungselemente. Dieſe Verbindung iſt am anſchaulichſten vielleicht an den Werken der höheren Baukunſt zu machen. Karl der Große hatte kirchliche und weltliche Bauten nach römiſchen Vorbildern mechaniſch nachahmen und zu dem Ende alte Säulen und Bauſtücke aus Italien wegſchleppen laſſen; in den Domen

aber, die ſeit dem Ausgang der ſächſiſchen Kaiſer in Bamberg, Speier, Worms und Mainz entſtanden, iſt in die beibehaltenen römiſchen Formen durchaus die Idee eines deutſch chriſtlichen Tempels eingedrungen, der nach Geſchloſſenheit und Erhebung verlangte und weſentlich von dem Bedürfniſſe der Muſik beſtimmt war. Die ähnliche, oft noch ungeſchickte und rohe, bald aber geſchmeidige und flüſſige Miſchung der alten und neuen, fremden und heimiſchen Elemente iſt in den hiſtoriſchen und poetiſchen Werken des Zeitalters überall zu erkennen. Die Beſchäftigung mit der altklaſſiſchen Literatur hatte unter den Ottonen, ſchon durch die eifrige Zufuhr alter Handſchriften aus Italien, einen großen Aufſchwung genommen. Erzbiſchof Brun war in den römiſchen Autoren weit bewandert und ſelbſt des Griechiſchen kundig; die Bekanntſchaft jener fürſtlichen Frauen mit Virgil und Horaz, die Nachahmung des Terenz in der Feder der Hroswitha bezeugt, wie die alte Sprache und Literatur ſelbſt in die Laienkreiſe der höheren Geſellſchaft eindrang. Eine Urſache ſowohl wie eine Bewirkung dieſer neuen Erſcheinung war eben jene merkwürdige Durchdringung der nationalen und fremden Bildungselemente, heimiſcher Stoffe mit fremder Sprache und Form. In den Geſchichtswerken jener Franken Einhard und Nithard war in der Materie nichts zu finden, was nicht auch in einem Sueton hätte ſtehen können; den Widuchind aber hielt die Nachahmung des Salluſt und der Bibel nicht ab, die abenteuerlichſten ſächſiſchen Volksſagen in ſeine Geſchichte aufzunehmen. In die proſaiſche Geſchichtſchreibung ſchlingt ſich hier die poetiſche Materie hinein, ja ſelbſt die poetiſche Erfindung und Form. Die Geſchichtſchreiber dieſer Zeiten legen ihren Helden erfundene Reden in den Mund; ſie kleiden dieſe Reden wohl ſelbſt in Verſe; ſie lieben es ihre Proſa mit poetiſchen Citaten zu überfüllen, ihr einen höheren Schwung zu geben, ihre Perioden in rhythmiſchen und gereimten Cadenzen abfallen zu laſſen. Wie es in aller natürlichen Entwicklung jeder Volksſprache geſchieht, ſo geſchah es hier bei dieſer innigeren Aneignung der Fremdſprache, daß die poetiſche Rede früher

ausgebildet ward als die prosaische. Während in der Prosa der St. Gallener Mönche der Verfall des Lateins unter den letzten Karolingern noch lange bemerklich bleibt, die Sachsen noch langehin den Schulschweiß nicht verbergen können bevor im 11. Jh. Gewöhnung und Uebung nachhalf, so herrscht in den gleichzeitigen poetischen Versuchen eine ungleich größere Freiheit und Frische. Die Verknüpfung der poetischen Form und der alten Sprache mit volksthümlichen Stoffen, mit heimischen Dingen und Personen, mit alten Volkssagen und neuzeitlichen Ereignissen gab den Schwingen der Fremddichtung dieser Zeiten nothwendig eine noch stärkere Flugkraft. In dieser innerlichen Durchdringung der volksthümlich deutschen und weltbürgerlich antiken Cultureiemente haben diese Ottonischen Zeiten die schlagendsten Aehnlichkeiten mit dem Zeitalter der Reformation: beidemal ist sie ein Zeichen und Zeugniß von der Abhängigkeit unserer ganzen neueren Bildung von der altklassischen, aber auch von der selbständigen Aneignung und Verarbeitung des Fremden zum volksthümlichen Eigenthum. In der voraufgegangenen Periode unserer Literatur erscheint die fränkische Vulgardichtung, der Sprache wegen, unabhängiger national, die Lateindichtung dieser Ottonischen Periode, ihre Kehrseite, ist dem Geiste nach weit volksthümlicher und selbständiger. Jene Evangeliendichter behandelten in heimischer Sprache und Dichtungsform fremde Stoffe in römisch christlichem Geiste; die lateinischen Poeten des 10. Jhs. behandelten heimische Stoffe in fremder Sprache und Form, aber in ganz deutscher Gesinnung. Die deutsche Sprache schien vergessen zu werden in dem Maaße wie man deutsche Materien hervorzog. Wie zur Reformationszeit wandten sich die besten deutschen Herzen von der, in dieser Zeit noch ungebildeten, in jener wieder bildungslos gewordenen, im 10. Jh. noch bäurischen, im 16. Jh. verbauerten deutschen Sprache ab und dichteten lateinisch. Jene fränkischen Dichter wollten mit ihren christlichen Stoffen die deutsche Volkspoesie beseitigen und austilgen, diese Lateiner zogen sie hervor und kleideten sie, unschädlich für das Volk, eine Lust für die Gebil-

deten, in römiſche Verſe und Rhythmen. Dort hatte man vom Volke die Sprache und Form ſeiner Dichtung entlehnt, deren Inhalt man verſchmähte. Hier griff man gerade dieſe Stoffe der gegenwärtigen Volksgeſchichte oder alten Volksſage auf und verſchmähte das heimiſche Gewand.

Wir gehen raſch an einer geringen Anzahl kleinerer lateiniſcher Dichtungen vorüber, die uns aus der Zeit von der Mitte des 10. bis zur Mitte des 11. Jhs. erhalten ſind [126]; verglichen mit der Kirchen- und Gelegenheitspoeſie der alemanniſchen Mönche des 9. Jhs. fallen ſie auf durch die Vielſeitigkeit, in der ſie ſchon nach allen Richtungen hin die Wege beſchreiten, auf denen wir 150 J. ſpäter die Lateindichtung der Vaganten und die Vulgardichtung der ritterlichen Lyriker bewandert finden werden. Es ſind außer geiſtlichen Stücken, feſtlichen Gelegenheitsrhythmen und Lehrgedichten ernſt moraliſchen Inhalts, worin die geiſtlichen Poeten alſo mit ihres Standes würdigen Gegenſtänden beſchäftigt ſind, andere durch die man auf die Manier und den Geſchmack der vulgaren Spielleute durchblickt: Schnurren (modus Liebine: wie ein Schwäblein ein Kind, das ſeine Frau während ſeiner Abweſenheit in Folge eines Schluckes Alpenſchnees geboren haben will, an der Sonne zerſchmelzen läßt), Teufelsſpukgeſchichten (de Proterii filia), Lügenſchwänke, (modus florum: wie ein Schwabe einen König wider deſſen Willen reizt ihn Lügen zu ſtrafen; oder wie Erzb. Hariger von Mainz einen Gaukler, der in Himmel und Hölle verzückt geweſen ſein will, durchprügeln läßt;) und dann wieder Anderes, was ſchon ganz auf die ſpätere Minnedichtung vorbereitet: ein Lied von der Nachtigall (das ſich unter Fulbert von Chartres' Werken wiederfindet), ein Sommerlied, verliebte Frauenſeufzer beim Erwachen des Frühlings. Dieſer Gruppe von privaten Dichtungen liegt dann eine ſtärkere von anderen über öffentliche Dinge zur Seite. Es gab Dichtungen über größere

126) Hauptſächlich in einer Wolfenbüttler und einer Cambridger Hſ. Vgl. Denkmäler. N. XVIII—XXII. Fröhner, zur mittellat. Hofdichtung in Haupts Zeitſchrift 11, 1 und das von Jaffé Mitgetheilte ibid. 14, 449.

historische Zeitereignisse, die fast alle verloren sind: darunter mehrere von Wipo, dem Kaplan und Biographen Konrads II[127]), der fast alle Töne der damaligen Lateindichtung, der lyrisch-kirchlichen, panegyrischen, satirischen, didaktischen angegeben hat; und ein Epos Lamberts von Hersfeld über die Geschichte seiner Zeit: Werke, die wenn sie erhalten wären, der Form nach mehr metrischen, dem Inhalte nach mehr geschichtlichen als poetischen Werth ausweisen würden, wie der Panegyricus auf Otto I von Hroswitha, auf deren dramatische Dichtungen wir an anderer Stelle zurückkommen. Eine Anzahl höfischer Gelegenheitsgedichte beziehen sich auf besondere Anlässe an den kaiserlichen oder verschiedenen kirchenfürstlichen Höfen; es sind meist zu kirchlichem Gesange bestimmte Rhythmen z. Th. aus fremden Federn, die wir uns begnügen in der Note[128]) zu verzeichnen. In formeller Beziehung sind sie theilweise merkwürdig dadurch, daß in ihnen End- und Stabreime im Kampfe liegen, wo doch schon in Otfried's Zeit der Reim selbst in der Vulgardichtung eingebürgert war: ein auffallendes Symptom, wie in dieser Zeit selbst im Technischen das Neue und Heimische mit dem Antiken und Fremden verschmilzt. Unter diese Hofdichtungen hat man auch eine andere Reihe eingerechnet, die doch eines mehr geschichtlichen Inhalts sind. Darunter ist das älteste ein

127) Vgl. Pertz, über Wipo's Leben und Schriften. In den Abhh. der Berliner Akad. 1851. p. 215. Wattenbach p. 278 ff.

128) Ein Rhythmus zum Preise Gregor's V und Otto's III in Dümmler's Auxilius und Vulgarius. 1866. p. 57. Ein Rhythmus de obitu Ottonis III in Höfler's deutschen Päbsten 1, 331. Ein Hymnus auf den Tod Heriberts von Köln († 1021), ein Heiligenlob anderen Stils noch als das spätere Annolied. Zwei Klaggesänge auf den Tod Heinrichs II († 1024), der Eine in Grimm's und Schmellers lat. Gedd. des 10. u. 11. Jhs. p. 333., der andere in Haupts Zeitschrift 11, 10.,,wo auch ein Gesang auf die Kaiserwahl Konrads II 1027, (nach Otto von Freising von Hermann dem Lahmen) und ein Lied auf die Königskrönung Heinrichs III 1028. Ein Klaggesang auf Konrads II Tod 1039 von Wipo, dem W. Arndt (die Wahl Konrads II 1861) auch den alliterationsreichen Krönungsleich auf Heinrich III zuschreiben wollte: da er doch von den reimschallenden Dichtungen Wipo's sehr verschieden ist, der von der St. Galler Schule musikalisch angeregt war. Er ist Verfasser der ältesten in der Meßfeier noch üblichen Osterfequenz Victimae paschalis laudes.

Mischgedicht in halb deutschen halb lateinischen Versen (de Heinrico), das die zweite Versöhnung Otto's I mit seinem rebellischen Bruder Heinrich (Weihnachten 941) man könnte sagen in höfischer, d. h. mildernder, versöhnender Darstellung behandelt, wenn es nicht vielmehr die Hand eines Parteigängers Heinrich's verriethe. Recht eigentlich unhöfisch aber ist es, wie auf den sieglosen Otto II ein schielender Blick in dem Modus Ottinc geworfen wird, einer reimlosen Sequenz (zw. 986—96), über den Sieg am Lech. In den Anfangsversen blickt man auf einen älteren, zu Otto's Ehren bei einer Feuersgefahr entstandenen Gesang zurück, nach dessen Weise die Sequenz gebildet war; ebenso wie man in dem Schwanke, der die Ueberschrift Modus Liebinc führt, auf ein älteres Gedicht über einen Helden Liebo zurück sieht,[129] und in dem modus Carelmannine auf ein Gedicht über Karlmann, von dem sich noch eine zweite lateinische Nachbildung erhalten hat. Stücke dieser Art würden uns eine Brücke schlagen zu der sagengeschichtlichen Vulgardichtung, in die auch damals wie immer nicht wenige historische Gestalten Eingang gefunden haben: nur daß uns leider nichts von Allem, nur Zeugnisse darüber erhalten sind. Wir erinnern an die sagenhaften Geschichten von dem vollzogenen Verrath des Erzbischofs Hatto von Mainz an Adalbert von Babenberg (905), worüber noch zu Otto's von Freising Zeiten Lieder auf den Straßen gesungen wurden, und an seinen fehlgeschlagenen Verrath an Heinrich von Sachsen[130]; an die Fehden zwischen Konrad I und den schwäbischen Brüdern Erchanger und Berchtold und die darüber neu ausbrechenden Händel mit Heinrich von Sachsen; an Otto's I Kämpfe mit Eberhard von Franken und den darin verwickelten Grafen Konrad Kurzbold von Niederlahngau († 948), der bei Ekkehard IV[131] als ein

129) Den die Herausgeber der Denkmäler scharfsinnig in dem Ritter Liupo entdeckt haben, der nach der verderblichen Sarazenenschlacht Otto's II (982) den Kaiser aus den Händen griechischer Schiffer rettete. Thietmar 3, 12.

130) Widuchind 1, 22 erzählt die letztere Geschichte, die frühere findet sich nur in der Steinvelder Hs. Vgl. Giesebrecht, Gesch. der d. Kaiserzeit. ed. 3. 1, 179. 194.

131) Mon. 2, 104 ff.

Riesen- und Löwenschläger, ein Weiberfeind und Raufbold erscheint; an die sagenhaften Ueberlieferungen von Herzog Ernst von Schwaben.[132] Auch diese Dinge gingen damals in lateinische Bearbeitungen über. Das aus späterer Zeit uns erhaltene Gedicht von Herzog Ernst floß aus einer älteren lateinischen Quelle; Konrad von Würzburg dichtete seinen Otto den Rothen nach einer lateinischen Vorlage. Wie denn selbst die satirisch-scherzhaften Dichtungen der Spielleute, wie Salomon und Morolf, auf lateinische Quellen aus dieser Zeit zurückweisen, von welchen wir einiges Erhaltene aus der Thiersage später noch zu nennen haben.

Was uns aber bei weitem mehr als alle diese mannichfaltige Thätigkeit der gelehrten Lateindichter jener Zeiten fesselt, das ist ihre Beschäftigung mit der epischen Volksdichtung: die Uebersetzung des Gedichtes von Walther von Aquitanien[133] ist nächst dem Hildebrandliede der interessanteste Rest den wir aus ihr besitzen. Die ursprüngliche Arbeit von Ekkehard I von St. Gallen († 978) ist nicht erhalten,[134] der die Uebersetzung sei es nach einem gelesenen oder gehörten deutschen Gedichte, in seiner Jugend (920—40) nach der hergebrachten Sitte metrischer Exercitien als Schulübung schrieb, was nicht mit einem Seitenblicke auf den Werth des Gedichtes nachgesprochen werden muß. Denn obzwar in der Schule ist es mit offenbarer Liebe an der Sache gedichtet, und Jacob Grimm hat dieser Arbeit ihre Ehre gegeben. Ein Jahrhundert später wurde der gelehrte Ekkehard IV († um 1060), der Uebersetzer auch jenes Lobgesanges auf

132) Giesebrecht 2, 162. 236—38. 252—55. 264—66.

133) F. C. Fischer, de prima expeditione Attilae etc. Lips. 1780. Besser in J. Grimms und Schmellers lat. Gedd. des 10.—11. Jhs. Deutsch von Klemm und von San Marte. 1853.

134) In einem Prologe der Pariser und Brüsseler Hs. nennt sich ein Geraldus als Verfasser. S. J. Grimm a. a. O. p. 59 sqq. und v. Reiffenberg in den Bulletins de l'acad. royale de Bruxelles. t. V. p. 612 f. Die beiden zeitgenössischen St. Gallischen Mönche werden das Gedicht wohl in Gemeinschaft verfaßt, Geraldus vielleicht schon vor Eckehard IV daran gebessert haben. Vgl. A. Geyder, in Haupts Z. 9, 150 ff.

St. Gallus von Ratpert (oben S. 134), von Erzbischof Aribo von Mainz (1020—31) angegangen, das allzu Teutonisirende in der ursprünglichen Uebersetzung zu verbessern; ein Geschäft, zu dem der Mann — nach seinen eigenen Dichtereien zu schließen — sehr wenig geeignet war. Ob der uns erhaltene Text diese durch seine Hände gegangene Arbeit sei, ist ungewiß. Das Gedicht besingt, wie Walther, gleich Hagen als Geisel bei Attila gestellt, nachdem sich Hagen schon früher durch die Flucht entzogen, auch seinerseits mit seiner Jugendverlobten Hiltegund, als ihm Attila ein hunnisches Weib geben will, entflieht und auf seiner Flucht seine Braut und seine Schätze gegen die Anfälle Gunther's und zwölf seiner Mannen auf dem Wasgenstein (Framont in den Vogesen) behauptet. Es ist uns durch die Erhaltung dieser Dichtung gestattet, in einem klaren Beispiele die belehrendsten Blicke in das Verhältniß der alten Heroensage zu den Veränderungen zu werfen, die sie jetzt unter den Händen des mönchischen Lateiners, schon früher wohl unter den Händen deutscher Spielleute, und später durch die Zuthaten der kreuzritterlichen Zeiten erlitt. Die deutsche Heldenzeit ungetrübter noch von dem Ritterlichen als in den Nibelungen, rohe Kriegssitten, heidnische Anklänge, grausige Darstellung ohne viele Milderung durch christliche Sanftheit, ein ächtes Heroenzeitalter, in dem noch der Edle, wenn auch nicht eben mit Freude, sein Landgut baut sobald er Hausvater ist (V. 153), trit hier so bestimmt und so ganz entfernt von dem Anstrich der späteren Epen heraus, daß dies den ersten Herausgeber verführte, das Gedicht noch viel älter zu machen, als es ist. Aechte alte Züge der Dichtung nicht nur, sondern selbst der Geschichte versetzen uns in die Luft, die unsere ältesten Sagen durchweht haben muß. Die Geiselschaften edler Fürsten, wie sie hier begegnen, gehören während der ganzen Dauer der hunnisch-gothischen Bewegungen ganz allgemein zu den gewöhnlichsten physiognomischen Zügen der Zeit; ächt geschichtlich ist so auch der Attila als ruhender Tartarfürst. Aecht alt ist die zweideutige Rolle, die der schon zum Franken gewordene Gunther spielt, und das Verhältniß Walthers zu Hiltegunden, die er

entführt ohne eine Spur noch von dem romantisch Minniglichen der späteren Epen, aus angelobter Treue, dem Grundzuge der heroischen Ethik; ächt und alt auch die Entfernung von allen Wundern Zaubereien und Ungeheuern in der einfachen Handlung, die in einer Reihe von Zweikämpfen nur den Kriegsgeist der Heldenzeit athmet. Was dagegen die Züge der Bänkelsängerei schon zu verrathen scheint, das sind die riesenhaft übertriebenen Späße, die diese Kämpfe begleiten: als Walther von Randolf durch einen Schwerthieb um einige Haare gebracht wird und dafür den Gegner tödtet, ruft er ihm nach, für die Glatze nehme er ihm den Kopf (V. 979); als er am Ende mit Hagen und Gunther fertig geworden ist, so daß Er seine rechte Hand, Gunther einen Fuß und Hagen ein Auge eingebüßt hat, trinken sie einen Versöhnungstrank unter Scherzen über ihre Wunden: Hagen räth unter anderm dem Walther, einen ausgestopften Handschuh an der Rechten zu tragen. Dergleichen wäre in dem alten Hildebrandliede, auch wenn es von heiterstem Ausgange gewesen wäre, schwerlich vorgekommen. Was ferner dem Zeitalter des Uebersetzers schon näher liegt und spätere geistliche Zuthat ist, das ist jene naive Christlichkeit, die den fromm biederen Geist der Ottonenzeit und der in ihr entstandenen Geschichtswerke abspiegelt. Für eine mäßige Prahlerei, die ihm entfuhr, sinkt hier Walther sogleich von seinem Gewissen getroffen zu Boden und bittet in Demuth um Vergebung; nach glücklich bestandenem Kampfe betet er in frommem Danke. Zu diesem Allem bildet nun die formale Behandlung, das Eigenthum des Uebersetzers, den bestimmtesten Gegensatz. Sie ist ganz antik und nachgeahmt; der Dichter kennt und benutzt den Virgil und erinnert an Homer; er kennt den siebenhäutigen Stierschild, und den Pandarus und die alte Mythologie. Er weiß aus Homer den Hauch eines ächten heroischen Gedichts über sein unbeholfenes Latein zu gießen. In der Beschreibung seiner Einzelkämpfe, die weit vor denen im Rosengarten an Mannichfaltigkeit und Besonderheit vorausgehen, ist Alles voll Leben, voll Wechsel, voll Farbe aus den Alten, so wenig sie sklavisch benutzt sind.

So ist's auch mit seinen Bildern, die ausgeführt sind in Homers Weise, wie sie die spätern deutschen Dichter nicht kennen. Und wie glücklich weiß er dergleichen anzubringen! Im Anfange träumt es Hagen, daß er sich und den König im gefährlichen Kampfe mit einem Bären gesehen. Ganz überraschend ist nun, wie am Schluß, wo beide in den Kampf mit Walther gerathen, der Dichter, ohne auf den Traum zurückzuweisen, den angefallenen Walther in ausgemaltem Bilde mit einem numidischen von Hunden gehetzten Bären vergleicht. Wie sehr steht gegen diese anspruchlose reine Erzählung die gleiche Sage in jeder späteren Gestaltung zurück! Für uns ein stärkster Beweis, daß das Aeltere in der deutschen Volksdichtung nicht das formell Vollkommenere, aber dem Stoff nach das Einfachere und Gesundere gewesen ist. Nur die Bruchstücke des angelsächsischen Valdere aus dem 8. Jh.[135]) und die Gestalt, in der die Sage in den Nibelungen und im Biterolf durchblickt, ruhen auf derselben wahrscheinlich alemannischen Grundlage unseres lateinischen Gedichts. In der Thidrekssage ist Walther ein Schwestersohn Ermanrichs, und seine Verfolger sind Hunnen; diese wohl fränkische Veränderung der Sage liegt auch einem im ritterlichen Stile breitgetretenen österreichischen Gedichte von Walther und Hiltegunt aus dem 13. Jh. zu Grunde[136]); eine polnische Behandlung in Boguphals Chronik macht den Helden zu einem Polen und trägt in einem zweiten Theile auf die Heldin eine ganz fremde Schmutzgeschichte von frecher Untreue über[137]). In lateinischen Bearbeitungen nur wenig späterer Zeit ist die Atmosphäre, in die man versetzt wird, schon eine ganz veränderte. In der um Ein Jahrhundert spä-

135) Two leaves of king Waldere's lay. ed. G. Stephens. Lond. 1860. Haupts Zeitschrift 12, 265.

136) In der Frühlingsgabe (1839, Neue Titelausgabe: Schatzgräber 1842) von v. Karajan, und in Haupts Zeitschrift 2, 216. Neuere von Weinhold gefundene Bruchstücke in Haupts Z. S. 12, 281.

137) Zu der Liebrecht in Benfey's Orient und Occident 1, 125 eine indische Quelle nachgewiesen hat.

teren Chronik von Novaleſe [138]) ſpuken ſchon alle Geſchichten von ſolchen frommen Eiſenfreſſern, wie der Yſan der ſpätern Dichtung, und der Held ſtirbt da als Mönch; ein Zug, der wohl aus der Sage von Guillaume d'Orange auf Walther übertragen ward. In einer noch älteren lateiniſchen Bearbeitung der Sage in Diſtichen, welche das Chronicon von Novaleſe anführt, iſt er am Indus geweſen und hat den Weſten und Oſten berührt und erſchreckt.

Ein Gegenſtück von dem höchſten literariſchen Intereſſe hat ſich zu Waltharius gefunden in den Bruchſtücken des lateiniſchen Ruodlieb [139]), der von den Mönchen am Tegernſee im Anfang des 11. Jahrhunderts ausgegangen iſt. Wenn der Herausgeber auf den Verfaſſer dieſer merkwürdigen Dichtung richtig gerathen hat [140]), ſo feſſelt uns die Perſönlichkeit dieſes Poeten von Gewerbe, der ſich ſpät die prieſterlichen Weihen halb hat aufdrängen laſſen, eine Miſchung von Weltkind und Mönch, von gelehrtem Schulmann und fahrendem Spielmann, durch einen ähnlichen, für die eben jetzt ſich ändernden Zuſtände im Bereiche der Dichtung und ihrer Pfleger höchſt charakteriſtiſchen Zwieſpalt in ſeinem Leben, wie in ſeinem Gedichte; das in der kunſtvollen Schlingung einer reichen Kette von ſpannenden, auf verſtändige Welterfahrungen gegründeten Abenteuern einen bildungsreicheren Poeten ausweiſt als der Waltharius, obwohl Sprache Vers und Manier verderbter iſt und zwiſchen Verkünſtelung und anſetzender Rohheit inne ſteht; das höfiſche Verfeinerung mit einem köſtlichen Na-

138) Muratori SS. rer. ital. 2, 2.

139) In Grimms und Schmellers latein. Gedd. des 10.—11. Jahrh. und weitere Bruchſtücke in Haupts Zeitſchr. f. d. Alt. I. p. 401 ff. Vgl. Holland, Geſch. der altd. Dichtkunſt in Bayern. p. 51 ff.

140) Schmeller nimmt Froumund als Verfaſſer an, von dem ein Büchlein exiſtirt (cod. Teg. 1008), worin 40 kleinere Gedichte und verſchiedene Briefe, die meiſt gedruckt ſind in Mabillon analecta; Petz thes. anecd. n. f. Die Vermuthung beſtärkte Gieſebrecht 2, 614 durch Hinweiſung auf die Aehnlichkeiten zwiſchen der fürſtlichen Zuſammenkunft im dritten Bruchſtück des Ruodlieb und der Begegnung Heinrichs II mit König Robert von Frankreich 1023 an der Maas nach der Schilderung bei Radulfus Glaber. Hist. 3, 2.

turhauch frischer anschaulicher Darstellung, überall da wenigstens wo es sich um Gegenstände heimischer Sitten und Bräuche handelt, wundersam mischt. Der Inhalt ist dieser: Ein Edler (Ruodlieb) hat sich im treuen Dienst großer Herren nichts als Versprechungen und Feindschaften verdienen können, und begibt sich in die Fremde. Er kommt in ein Königreich, Africa!, wo ihn ein Waidmann an den Hof des Königs führt, den er anfangs durch seine Fischer- und Jägerkünste erstaunt, in dessen Dienst er sich dann kriegerisch auszeichnet. Das dritte Bruchstück erzählt uns eine Friedenstiftung zwischen diesem Könige und seinem Gegner. Nach der Rückreise erhält Ruodlieb einen Brief von Hause, der ihn zur Heimkehr bestimmt. Für seinen Abschied werden von dem König kostbare, genau wie von einem erfahrenen Goldkünstler geschilderte Geschenke vorbereitet, die der Scheidende auch, nichts ahnend, in zwei Brode eingebacken mit sich nimmt, obgleich er auf die Frage des Königs, ob er lieber Gold oder Weisheit wolle, wie Salomo entschieden hatte. Der König gibt ihm denn auch 12 Lehren mit, die nun im Verlaufe des Gedichts an dem Helden durch Erfahrung sollen geprüft werden. Unsere lückenhaften Reste lassen uns diese Abenteuer nur theilweise verfolgen, die wie das ganze Gedicht sehr ins Breite gegangen sein müssen. Nachdem der Held heimgekehrt ist, hören die Bruchstücke leider gerade da auf, wo die Erzählung eine neue unerwartete Wendung nimmt. Die Mutter träumt einen jener vorbedeutenden Träume, die der deutschen Sage eigenthümlich sind und Zeugniß von ihrer mythischen Einfachheit geben; er verheißt ihrem Sohn hohe Ehren. Im 17. Fragmente hat es Ruodlieb mit einem Zwerge zu thun, der ihm den Schatz zweier Könige, Vaters und und Sohns, Immunch und Hartunch verspricht. Hier scheint sich das Gedicht an die deutsche Heldensage anlehnen zu wollen, die auch (im Eggenlied) einen König Ruotlieb kennt. Im ganzen Inhalte erkennen wir den Charakter jener freier behandelten deutschen Sagen, wie wir sie demnächst im Herzog Ernst, König Ruother und ähnlichen Dichtungen werden kennen lernen, und die Kluft zwischen diesen und unserem

lateiniſchen Werke iſt weit nicht ſo groß, als zwiſchen dem Walther und den Nibelungen. Dies erklärt ſich aus dem Charakter der eigentlichen Heroenſage, die ſich den Geſchlechtern weiterhin mehr entrückte, während ſich dieſe, eine neuere Färbung tragenden Dichtungen weiterbildeten und dem romantiſchen Geſchmack, der nun mehr und mehr hereinbrach, beſſer entſprachen. Schon der kleine Zeitraum, der die Entſtehung des Walther und Ruodlieb trennt, mag erſtaunlich viel zu der Veränderung der zeitigen Geſchmacksrichtung in Deutſchland beigetragen haben, weil eben in dieſe Jahrzehnte der Haupteifer für die alte Literatur und der Hauptglanz der byzantiſirenden Ottonen fällt. Dies aber iſt ja das Hauptgepräge all dieſer Dichtungen, wie Ruother, Ernſt und unſeres Ruodlieb, die wechſelnd gelehrte und volksmäßige Behandlung erfahren haben, aus Erzählungen fahrender Leute lateiniſche Gedichte wurden und in der Miſchung alter und neuer Formen und vornehmer und niederer Dichtermanieren in die Hände von Spielmännern und Vorleſern zurückfielen: daß ſie Heimiſches und Fremdes, Altes und Neues, Gelehrtes und Volksthümliches, Mährchen und Züge der griechiſchen Romane, Erdichtung, Mythe und Geſchichte kraus mit einander vermiſchen. So hätten wir im Ruodlieb gegen den Schluß augenſcheinlich deutſche Sage vorgefunden, alles übrige aber könnte unmöglich je in dieſer Weiſe im Volke geweſen ſein, ja zum Theil ſchwerlich vor den Ottonenzeiten überhaupt beſtanden haben. Die ganze Redſeligkeit im Ruodlieb, die Bühne ohne beſtimmte Oertlichkeiten, ſogar faſt ohne alle Namen der handelnden Perſonen ſieht einer Erfindung und einem Erfinder ähnlich, wie denn auch in dem Gedichte keinerlei Quelle genannt wird. Die Beſchreibungen von Geſchenken, die Freude an Feſtlichkeiten, Mahlen, koſtbaren Gegenſtänden, Dienſtverhältniſſen, Geſandtſchaften, Reden verrathen uns einen Geiſtlichen, dem der Hof und höfiſche Umgebungen nicht fremd waren, wie ſie erſt ſeit den Ottonen in Deutſchland aufkamen. So ſcheinen wir am Ruodlieb ein koſtbares Denkmal zu haben, das uns errathen läßt, wie ſich eine gebildete höfiſche Dichtung nach dem Heraustrit

aus der heroischen Zeit aus sich selbst gestaltet haben möchte, wenn nicht die französischen Einwirkungen zugetreten wären. Hier haben wir in dem leoninischen Herameter gegen den reinen im Walther ungefähr das Verhältniß der höfischen kurzen Reimpaare zu dem langen epischen Verse der älteren Zeit; wir haben prunkende Hofverhältnisse gegen die einfachen und rohen im Walther; wir haben einen Helden, der die Harfe spielt und ritterlicher Künste voll ist gegen den Kriegsmann dort; gegen jenes nüchterne Liebesverhältniß haben wir hier eine Episode zwischen einem verliebten Paare, die vollkommen als ein Vorläufer jener naiv schalkhaften Scenen bei Heinrich von Veldeke erscheint, tändelnde Liebesspiele, sehr einschmeichelnd vorgetragen, den Charakter eines zierlichen, schnippischen, gewandten Mädchens, in dessen Munde die derben Späße bei der Verlobung noch etwas fremd und unpassend stehen; wir haben jene gelehrten Ostentationen, die später die ritterlichen Sänger von den geistlichen dieser Zeit überkamen. Jene Freude an fremden Sagen von Naturwundern, von denen später das Gedicht von Herzog Ernst voll ist, trit hier besonders stark heraus. Die Befreundung mit der Thierwelt, die Erzählung von ihren wunderbaren Eigenschaften und Kunstfähigkeiten, die uns hier begegnet, liegt auf Einer Linie mit den ersten Gestaltungen der Thiersage, die wir in diesen Zeiten von Belgien werden ausgehen sehen. Ein langes Fischverzeichniß, eine Vorschrift, wie der Luchsstein, wovon die Alten fabelten, von dem neidischen Thiere zu erhalten sei, die Beschreibung zweier abgerichteter Tanzbären, das vergnügte Verweilen unsers Dichters bei einem Staar, der das Vaterunser drollig nachspricht und bei einer Dohle, die den heimkehrenden Ruodlieb mit einem Willkomm begrüßt, dies Alles sind Dinge, die dem Stoffe nach fremden Beischmack haben, und die ihre Analogien am reichsten in jenen Spielmannsdichtungen wie St. Oswald und Herzog Ernst finden, zu welchen uns die erzählende Dichtung der nächstfolgenden Zeiten überführen wird.

Unſer Intereſſe an dieſen Latiniſirungen deutſcher Sagendichtung gipfelt in den Nachrichten, die uns vermuthen laſſen, es ſei in jenen Zeiten auch eine lateiniſche Aufzeichnung unſerer Nibelungen gemacht worden: kaum würde etwas Aufſchlußreicheres über die dunkele Geſchichte dieſer Dichtung gedacht werden können, als der Auffund eines ſolchen Werkes. Das Gedicht der Klage erzählt am Schluſſe: der Biſchof Pilgrin von Paſſau habe die Märe von den Nibelungen nach den Mittheilungen Swemmels des Fiedlers „mit lateiniſchen Buchſtaben" aufſchreiben laſſen; ein Schreiber Meiſter Konrad habe ſie „zu briefen" begonnen; ſeitdem habe man ſie oft „in deutſcher Zunge" gedichtet. Ein leichtfertiger Schreiber des 16. Jhs., der dieſe Stelle in einer — von ihm nicht verſtandenen — Nibelungenhandſchrift geleſen hatte, deutete ſie dahin: Pilgrin habe ein deutſches Gedicht über die Thaten der Avaren und Hunnen und ihre Beſiegung durch Otto anfertigen laſſen[141]; das wieder ein Anderer ſogar gefunden haben wollte[142]. Auf den Spuren dieſer werthloſen Notizen iſt noch neuerdings die Exiſtenz eines ſolchen umfaſſenden Dichtungswerkes angenommen worden[143], deſſen Stoff durch Pilgrin dem Meiſter Konrad beſchafft wäre, der ihn dann deutſch, nicht lateiniſch, beſungen hätte, und der kein anderer wäre als der Kürenberger, von dem wir einige Minnelieder beſitzen, die nur ſpäter, wie ſein Nibelungenlied auch, in die Sprache des 12. Jh. wären umgeſetzt worden. Bei dieſen Conjecturen ſpielte der polemiſche Eifer mit, den 20 Nibelungenliedern und dem Ordner Lachmanns einen einzigen Dichter eines großen cycliſchen Werkes gegenüberzuſtellen; ſo wie die angenommene Analogie zwiſchen dem deutſchen und dem indiſchen Epos, welches letztere gleichfalls aus

141) Bruschius, de Laureaco veteri et de Patavio Germanico. Basil. 1553.

142) Wigulens Hund (Metropol. Salisburg. 1, 201); der von dem Buch in Bruſchius' Worten ſpricht, das er 1575 in die Bibliothek des Herzogs Albert von Baiern als ein Geſchenk des Grafen Joachim von Ortenburg niedergelegt habe.

143) Holtzmann, Unterſuchungen über das Nibelungenlied. 1854.

einem umfassenden Werke in Theile zerfallen wäre. Der ganze Bau dieser Vermuthungen ist schon dadurch hinfällig geworden seit es so gut wie erwiesen ist[144], daß das Buch von den Hunnenthaten, das jene Antiquare des 16. Jhs. in der Hand gehabt haben wollten, nichts anderes war als die sog. zweite Münchner Nibelungenhandschrift Nr. 31. — Im Gegensatz zu diesen Ausspinnungen der Schlußstelle der Klage haben sie W. Grimm und Lachmann einfach für eine Erdichtung erklärt, wiewohl sich der erstere doch geneigt bekennen mußte, das Dasein eines lateinischen Nibelungengedichtes anzunehmen: was doch auch allzugut zu der ganzen literarischen Thätigkeit dieses Jahrhunderts stimmte. Nichts wäre natürlicher, als daß, so warm sich die St. Galler Mönche mehr als einmal der deutschen Walthersage annahmen, so auch in der österreichischen Grenzmark, wo die alte Hunnensage localisirt war, die Geistlichen sich schon um jene Zeit der Volksdichtung in der Art angenommen hätten, daß ein Mann in der Stellung Pilgrins die umlaufenden Sagen und Sänge des Volks, der Spielleute und Fiedler hätte zusammenstellen lassen, und daß diese lateinische Dichtung, aus zerstreuten deutschen Liedern gesammelt, wieder der Ausgangspunct neuer deutscher Dichtungen geworden sei. Daß die Zeit der Ottonen für das deutsche Epos eine Periode der Wiederaufnahme und Umgestaltung war, wird man aus vielen Gründen zu glauben geneigt. Nicht allein, weil der Durchgang der Sagendichtung durch eine lateinische Umformung in weitem Umfange eben in diesen Zeiten bezeugt und beurkundet vorliegt: nicht allein weil eine Reihe von geschichtlichen Figuren dieser Zeiten, wie der Bischof Pilgrin von Passau selbst (971—91), wie der Markgraf Gero von Sachsen († 965), vielleicht auch Markgraf Eccard von Meißen († 1002) in die Nibelungen eingeflochten sind; sondern weit mehr als aus allen diesen unterstützenden Gründen, weil die Einbrüche der Ungarn damals das Andenken an die alte Hunnensage auffrischten. Uralte Ver-

144) Zarncke in der Germania 1, 202.

hältniſſe ſchleuen ſich zu ernenen, als an der Scheide des 9. bis 10. Jahrhunderts ein ungariſches (hunniſches) Reich im Oſten, und im Weſten das burgundiſche hergeſtellt ward, das in engere Verhältniſſe zu Deutſchland kam; als Königs Rudolf II († 937) ſeinen Ruhm ausbreitete und mit den Ungarn zuſammenſtieß, die 924 tief in Burgund einbrachen, um an dem ermordeten König Berengar Rache zu nehmen. Solche Zeiten aber nehmen alte Sagen in beſondere Pflege, die von irgend etwas Entſprechendem in ihnen ſelbſt beſtimmter darauf hingewieſen werden. Mit jenen Heinrich I und Otto ferner, die die berühmten Hunnenſchlachten ſchlugen, fing die alte Heldenzeit Deutſchlands ganz an zu verſchwinden und ein neues Ritterthum aufzukommen; ſolche Zeiten aber, die einen früheren Zuſtand vollenden, pflegen dieſen Zuſtänden alsdann in der Dichtkunſt Denkmale zu ſetzen. Zu dem Allem treten noch weitere, nicht Beweiſe, aber doch Hinweiſe von einer großen Evidenz hinzu. Es iſt nachgewieſen [145]), daß Biſchof Pilgrin von Paſſau, zur Zeit als ſich die Ungarn vor Otto's Waffen beugten, ſein Bisthum von dem Erzſtift Salzburg abzulöſen und zur Metropole über die bekehrten oder noch zu bekehrenden Ungarn zu erheben ſtrebte; daß er zu dem Ende in Rom ſeine Verdienſte um die ungariſche Miſſion übertrieb und, wie ſchon andere ſeiner Amtsvorgänger thaten, ſein Paſſau mit dem alten Bisthum Lorch identificirte, das nach geſchmiedeten Urkunden von denſelben Apoſteln wie Rom gegründet ſein ſollte und dem man uralte Metropolitanrechte beilegte, deren Uebertragung auf Paſſau dann beanſprucht ward. Wie wohl fügte es ſich nun einem ſolchen Beſtreben ſolch eines Mannes ein, daß er die alten Hunnengeſänge habe ſammeln und für die gelehrte Welt zurichten laſſen durch einen ergebenen Schreiber, der ihn geradezu in die Sage verwebte, ihn zum Oheim der burgundiſchen Könige machte, von ihm der Nichte Kriemhilde die Bekehrung des Apoſtaten Etzel ans Herz legen ließ. Neben dieſer Erdichtung verliert dann auch

145) Dümmler, Piligrim von Paſſau. Leipzig 1854.

die weitere Erfindung von einem Markgrafen Rüdiger von Pechlarn alles Auffallende: das damals noch neue Verdienst der ersten Babenberger, die seit Markgraf Liutpold (unter Otto II) die Schützer der Ostmark gegen die Ungarn wurden, ward in diesem erdichteten österreichischen Nationalhelden verherrlicht, der später geradezu in verwandtschaftliche Beziehungen zu den Babenbergern gebracht wurde. Gegen einen solchen Eingriff in die Sage sträubt sich die eigensinnige Theorie, die alle Sagenüberlieferung wie gefeit und geheiligt in den alten Zeiten ansieht. Und doch beginnt gerade mit jenen Jahrhunderten die Epoche der keckſten und ruchbarſten Fictionen, die am frechſten sind, wo es am gründlichſten aufgedeckt ist, auf dem Gebiete der geistlichen Dinge, die am gesichertſten davor scheinen sollten: und gerade auf dem eigentlichen Gebiete der berechtigten Fiction will man die freie Erfindung, die Fälschung der Sage die eine reale Wahrheit nirgends beansprucht, nicht gelten lassen! Die vermuthbaren Einflüsse Pilgrins auf die Nibelungen erhalten noch eine besondere Glaublichkeit dadurch, daß ein Jahrhundert später in dem lateinischen Turpin eine ganz ähnliche Erfahrung gemacht ward, in welchem in ganz ähnlichen Zwecken geistlichen Ehrgeizes, zur Erhöhung der Kirche von St. Jago de Compostela, die älteſte und berühmteſte westfränkische Volkssage in die gelehrte Sprache gekleidet wurde; wie wieder ähnlich der steigende Glanz der Arthursage in dem nachfolgenden 12. Jahrhundert mit der Politik wälscher Häuptlinge zusammenhing.

---

3. Die Zeiten der salischen Kaiser. Geistliche Dichtung in Oesterreich.

Noch während der ganzen Zeit der fränkischen Kaiser blieb Wissenschaft, Kunst und alle Bildung der ausschließliche Besitz des geistlichen Standes. Und dies dauert bis zu der Zeit des epischen Rittergesangs fort, wo wir selbst dann noch unter den namhaften Poeten anfangs jenen Lambrecht und Konrad begegnen, die uns als

Pfaffen bezeichnet werden. In den dichterischen Werken dieser letzteren schlägt schon der Geist des Ritterthums durch, während in den lateinischen Dichtern unter den Ottonen noch der Rückblick auf die Heldendichtung unsers Volks gestattet war, während die karolingischen deutschdichtenden Geistlichen nur christliche Lehre und Mythe behandelt hatten. Nicht unwesentlich verschieden von den Richtungen dieser drei Gruppen ist die schriftthümliche Thätigkeit, die wir in der dazwischengelegenen Zeit der salischen Kaiser unter den Geistlichen vorherrschend finden. Auf das angeregte Jahrhundert der Ottonen folgte eine Zeit der Erschlaffung, da sich die geistigen Kräfte erst wieder sammelten, die nachher den glänzenden Aufschwung der staufischen Zeiten tragen sollten. In der Dichtung feierte, bis auf wenige merkwürdige Ausnahmen auf die wir zurückkommen, das 11. Jh., eine Zeit des Ungeschmacks und der Nüchternheit, zuletzt der politischen Zerrüttung, beinahe gänzlich. Schien doch selbst der Volksgesang damals wie verstummt. Einst, sagt die Quedlinburger Chronik im Anfang dieses Jhs., sangen die Bauern von Dietrich. Für die geschichtliche und skoptische Tagesdichtung im Volke finden sich im 11. Jh. nur geringe Zeugnisse. Auch die Lateindichtung der Geistlichen erlitt sehr charakteristische Veränderungen. Sie verkünstelte oder vernüchterte, wo sie nicht ganz verstummte. Es war schon auffallend genug, daß ein Musiker wie Wipo sie auf die Prosa der Zeitgeschichte anwandte; selbst diese Verwendung begegnet nachher in den Wirrnissen des Investiturstreits nur in Einer poetischen Erzählung des Sachsenkrieges wieder. Ueberall ist der Fleiß in den Klöstern, wo er noch ausdauert, auf Werke der Prosa, der Schule, der trocknen Gelehrsamkeit gerichtet; wo noch ausgezeichnete Männer schriftstellerisch thätig sind, sind sie dem Praktischen und Verstandesmäßigen zugekehrt, der Geschichte, der Zeitrechnung und Astronomie, der Mathematik und Mechanik. Es ist eine bewundernswürdige Thätigkeit, die der Neffe und Schüler des uns bekannten Ekkehard I, Notker III Labeo († 1022), im Anf. des 11. Jhs. in St. Gallen entfaltete, der, aller Wissenschaften der Zeit kundig und in vier Sprachen

bewandert, nach seinem eignen Zeugnisse (in einem Briefe an den Bischof Hugo II von Sitten) auch eine Anzahl altklassischer, biblischer und anderer Werke [146] ins Deutsche übersetzte oder übersetzend erklärte. Er hieß dieser Thätigkeit wegen unter seinen Genossen der Deutsche; aber er brauchte die Sprache nicht mehr zu jenen volks- und kunstfreundlichen Zwecken, wie die Ratpert und Ekkehard, sondern hauptsächlich zum Unterricht: so seine deutsche Schulschrift über Musik und seine umschreibende Uebersetzung der Psalmen, um deren Besitz sich die Kaiserin Gisela, Konrads II Gattin, bemühte. Man kehrt hier zu den volkssprachlichen Schulbeschäftigungen der karolingischen Geistlichen mit der Bibel zurück. Von einer alemannischen Uebersetzung der Evangelien, die wahrscheinlich in St. Gallen in diesen Zeiten der Nachblüte des Klosters entstand, sind Bruchstücke erhalten [147]; nächst diesem Hauptinhalte der h. Schrift zogen am meisten die Psalmen an, mit denen sich die St. Galler schon lang vor Notker beschäftigten. Ein poetisches Bruchstück aus dem 9. Jh. haben wir schon (oben S. 134) erwähnt; so sind auch Bruchstücke einer Interlinearübersetzung erhalten [148], wohl ein Jahrhundert älter als Notker, zu dessen Zeit sich auch im Kloster Weißenburg ein deutscher Psalter befand [149]. Notkers Schüler, der vielgenannte Ekkehard IV († um 1060) schließt sich eng an den Lehrer an in aller Weise seiner vielseitigen Gelehrsamkeit, der man es ansieht, wie die Zeit dem Verbande der Geistesbildung der Mönche mit dem Volksleben abgünstiger zu werden beginnt: seine lateinischen Gedichte sind Schulübungen in einem anderen Sinne als Ekkehards I Walther, seine Gelegenheitsgedichte [150] eitel

146) Das Nähere über Notker, der unsern Gegenstand nicht angeht, muß man bei Schubiger l. l. und bei Hattemer (Denkmale des Mittelalters 2, 1 ff.) nachsehen.

147) Germania 14, 440.

148) Ibid. 2, 102.

149) Kelle, Otfrid. 1, 21. Note.

150) In die uns die von Dümmler in Haupts Z. S. 14, 1 ff. mitgetheilten Proben einen Einblick gestatten.

Kunſtſtücke und Formſpielereien. Wie ſich dieſer Verfall der Lateindichtung ausbreitete, kann man ſporadiſch da und dort verfolgen. In Reichenau lebte der liebenswürdige Hermann der Lahme († 1054) aus einem ſchwäbiſchen Grafenhauſe, ein weltkundiger Mann, obgleich ein an den Tiſch gebannter Gelehrter, der neben dem gleich gelehrten Abte Berno († 1048) wirkend ſein Wiſſen über die exacten und moraliſchen Wiſſenſchaften erſtreckte; was unter den ihm zugeſchriebenen Poeſien ſicherlich ächt iſt, ſein Gedicht von den acht Hauptlaſtern [151], führt tändelnd in den ernſten Gegenſtand ein, den es formſpielend fortſetzt, als ob es ein Schatzkäſtlein antiker Versmaaße darſtellen ſollte. In dieſe Reihe fügt ſich auch die Thätigkeit des Franken Williram, der ſeine Schule noch in Fulda auf klaſſiſcher Grundlage gemacht hatte, dann aber nach dem Vorgange Lanfrancs dieſe Studien und Kenntniſſe in den Dienſt der kirchlichen Schriftſtellerei gab, da er dann als Schulvorſtand in Bamberg lateiniſche Gedichte über bibliſche Texte verfaßte, zuletzt als Abt in Ebersberg in Baiern (1048—85) eine ſymboliſche Auslegung des hohen Liedes (um 1065) ſchrieb [152], die er etwas ſpäter dem jungen König Heinrich IV widmete. Der Arbeit liegt eine lateiniſche Auslegung des Liedes von Remigius, einem Schüler des gelehrten Heinrich von Aurerre [153], zu Grunde, die Williram in genaueſtem Anſchluſſe umſchreibt, ohne allen Sinn für den poetiſchen Hauch der Dichtung. In dem Texte hielt er gleichſam die Reinſprache der Predigt feſt, während er in der Auslegung eine barbariſche Miſchung lateiniſcher und deutſcher Worte und Sätze, nicht wie die früheren St. Galler zu Zwecken des Unterrichts, ſondern um des Schmucks und gelehrten Prunks willen verwandte. Dieſe Sprachmengerei liegt in Notkers Proſa, in dieſer Auslegung Williams, dann wieder in geiſtlichen Hymnen dieſer Zeit in ſo verſchiedenen Ge-

151) Ed. Dümmler in Haupts Z. S. 13, 1 ff.

152) Ed. Hoffmann. Breslau 1827.

153) Ihm vindicirte die hist. lit. de la France 6, 99 ff. den Commentar, als deſſen Autor früher Biſchof Haimo von Halberſtadt galt.

genständen so verschiedenartig angewandt vor, daß sie wie eine Zersetzung jener geistigen Bindung fremder und nationaler Elemente in der Ottonenzeit in ihre materiellen Bestandtheile gemahnt; man hat sie mit den Sprachmischungen des 17. Jhs. verglichen[154]), an denen die höhere Gesellschaft dasselbe Vergnügen, wie damals die vornehme Welt der Geistlichkeit an diesen Verkünstelungen in Willirams Werke fand, dessen Erfolg für den Geschmack der Zeit noch bezeichnender ist als seine Entstehung: es ist unter allen althochdeutschen Werken in den meisten Abschriften erhalten; nach mehr als 100 Jahren wurde es, im Elsaß scheint es, mit einer neuen Erklärung ausgestattet, worin die Deutung des auf Christ und die Kirche mystisch bezogenen Verhältnisses Salomos zu seiner Liebsten schon enger auf die Mutter Gottes und die reine Seele übertragen ward[155]). Eine andere Seite der poetischen Unberathenheit dieser Zeiten ist die Anwendung der dichterischen Form auf wissenschaftliche Gegenstände, wie sie uns in den Bruchstücken einer oberdeutschen gereimten Weltbeschreibung nach einem Capitel der Encyclopädie des Isidor, den Etymologien, vorliegt, die mitten in der Zeit der wüthenden Kämpfe zwischen Kaiser- und Pabstthum entstanden scheint[156]). So wurde später (12. Jh.) auch eine christlich symbolisirte Naturbeschreibung der Thiere (Physiologus) nach der jüngeren von zwei Prosen, die wir in Handschriften des 11. und 12. Jhs. besitzen (Fundgruben 1, 16), in Verse gebracht. (In Karajans Sprachdenkmalen S. 73 ff.)

154) So W. Scherer in seinem Leben Willirams. Sitzungsberichte der k. k. Akad. 53, 197.

155) Das hohe Lied. Uebersetzt von Williram u. s. ed. Josef Haupt. Wien 1864. Wozu man vergleichen muß: Lit. Centralblatt 1864. N. 5. Germania 9, 352.

156) Unter dem Titel Merigarto in Hoffmanns Fundgruben 2, 1. 1837. Denkmäler N. XXXII. Der Dichter war (V. 49) nach Utrecht gekommen in urliuge fluhte, uuant wir zwêne piskoffe hêtan; was man wohl richtig auf den Bischofswechsel in Würzburg 1077—86 bezogen hat. In Utrecht lernte er einen Pfaffen Reginpert kennen, den man früher auf den gleichnamigen Bischof von Oldenburg in Wagrien † 1014 bezog; der Sprache nach weist das Gedicht aber mehr auf das Ende des Jahrhunderts.

Die Abziehung der Kloſtergeiſtlichen von der dreieinigen Bildung in der Ottonenzeit, dem Einleben in das klaſſiſche Alterthum, dem praktiſchen Weltleben und der Theilnahme an dem Treiben und Dichten des Volks, war durch eine große Revolution innerhalb des Mönchthums ſelber langeher vorbereitet. Im Jahre 910 war durch den Herzog Wilhelm den Frommen von Aquitanien die Benedictinerabtei Cluny gegründet und darin die ſtrenge Regel des erſten Ordensſtifters in einem ascetiſchen Gegenſatze gegen die Weltgeiſtlichkeit, gegen die Entſittlichung in den Klöſtern, gegen die klaſſiſchen Studien auf der Mönchsſchule, zum Zwecke einer fundamentalen Reform hergeſtellt worden. Die Verweltlichung im ſchlimmen Sinne hatte auch das Kloſterleben erreicht, wo Sittenzucht und Religioſität in dem Maaße verfallen waren, wie Habgier, Reichthum und Wohlleben zugenommen hatten; dagegen ging nun ein gewaltſamer Rückſchlag von Cluny und ſeinen zahlreichen Filialklöſtern aus, die an das Mutterkloſter in einer ſtrengen Unterordnung gekettet waren, wie ſie die Geſammtkirche, die bis dahin, in Frankreich zumal, nur in einem lockeren Verbande zu Rom ſtand, entbehrte. Dieſe Hierarchie ihres Ordens auf die geſammte Chriſtenheit zu übertragen, alle Kirchen unter die abſolute Gewalt des Pabſtes zu ſtellen, die Ideen der Iſidoriſchen Decretalen zu verwirklichen, der Prieſterehe, der Simonie, dem Verkauf geiſtlicher Stellen, ihrer Verweltlichung durch Pfründenhandel zu ſteuern, die Biſchofswahlen, die Inveſtitur, von dem Einfluß und der Verfügung der Laien, der Fürſten, zu befreien, das waren die großen Reformen, die die Cluniacenſer durchzuführen rangen; unter deren erfolgreicher Propaganda eine fromme Schwärmerei die Menſchen ergriff, die den ganzen Körper des 11. Jhs. mönchiſch, wie den des folgenden kreuzritterlich färbte; das Volk ſah dieſe ſtolzen Verächter aller weltlichen Dinge, die ſich als einen erwählten und höheren Theil an dem Körper Chriſti gebährdeten, mehr als Engel denn als Menſchen an. Die verhältnißmäßige Geſundheit der deutſchen Zuſtände hielt hier die Geiſtlichen der guten alten Zeit und Regel dieſen tumul-

tuarischen Weltverbesserern lange entfremdet; der St. Galler Ekkehard IV nannte sie geradezu Schismatiker und teufelsbesessene Neuerer; der gichtbrüchige Hermann in Reichenau erwehrte sich dieses neuen Geistes; und noch in der Zeit Heinrichs IV war Lambert von Hersfeld mächtig gepackt zwar durch die strenge Zucht der Clunischen Ordensleute, aber doch mismuthiger gegen die Unthaten der alten Mönche gestimmt, die diesen Neuerern gewonnenes Spiel gaben, als für die Thaten der Eiferer, die statt Verbesserung Umsturz predigten. Gleichwohl hatte unter Heinrich III die neue Schwärmerei auch in Deutschland Wurzel gefaßt; er hatte sich den Cluniacensern schon in Folge seiner aquitanischen Heirath mit Agnes von Poitiers genähert; es war ganz in ihrem mönchischen Geiste, daß er bei seiner Hochzeit alle Spielleute und Possenreißer wegjagte und daß er hernach bei der Taufe seines Sohnes den Abt Hugo von Cluny demüthig zum Pathen bat. Er meinte im Bunde mit der reformirten Kirche seine Kaiserstellung am wirksamsten zu befestigen, ohne die Macht einer gewaltigen Zeitströmung und die Gebrechlichkeit der einzelnen Menschenkraft richtig zu wägen. Nach drei Seiten hin fügten sich die Dinge so, daß dem starken Manne, Heinrich dem Schwarzen, wenn er länger gelebt hätte, selbst das Steuer zertrümmert wäre, das er so kräftig zu führen strebte. Der römische Stuhl, lange ein Spielzeug der Factionen, war durch Heinrich III selbst aus der tiefsten Erniedrigung herausgerissen worden. Seit es Leo IX (1049—54) auf der Synode von Reims (1050) gelungen war, das päbstliche Ansehen in Frankreich zu einer vorher unbekannten Geltung zu bringen, wurden die nachfolgenden Päbste alle von den kühnen Machtbestrebungen im Geiste jener Isidorischen Decretalen erfaßt, die sie nun in derselben Consequenz, wie seit einem Jahrhundert die deutschen Kaiser ihre Herrschergrundsätze, verfolgten. Mit dem Tode Heinrichs III (1056) mußte ein Mann wie Hildebrand, der, in der Schule von Cluny erwachsen, am deutschen und römischen Hofe in alle Geschäfte eingeweiht war und nach Leo IX, der noch sein Meister war, der Lenker von dessen fünf Nach-

folgern wurde, die Zeit gekommen sehen, wo die großen Entwürfe Nikolaus' I hinauszuführen waren. Denn in Deutschland selber arbeiteten jetzt die Verhältnisse dem römischen Ehrgeize in die Hände durch die Verschuldung der Kaiser selbst: die den Prachtbau ihrer Macht fundamentlos gelassen, seit sie von den weisen Wegen des ersten Heinrich abgewichen waren, und bei ihrem Ringen nach einer starken Hausmacht, in dem Ankampf gegen die mächtig empor- und widerstrebenden Herzoge, in dem steten Gegensatze nur von Fürst zu Fürst, von Person zu Person, jede Rücksicht auf die Volksstämme, ihre Selbständigkeit, ihre Eigenheiten und Interessen, einen uralten Blut- und Naturbestand in dem deutschen Volkskörper, aus den Augen gesetzt hatten. So hatte zuletzt noch Heinrich III durch seine straffe Spannung der Zügel alle deutschen Fürsten an dem kaiserlichen Regimente verekelt und in einen Widerstand getrieben, dem selbst Er nicht mehr gewachsen war. Im Augenblick seines Todes strebten die Fürsten, in gleich umsichtsloser und eigensüchtiger Weise freilich, nach ihrer alten Freiheit zurück: sie warfen zuerst (wie Adam von Bremen die Ereignisse summirte), unter dem Wettstreit, wer unter den Mächtigen der Mächtigste wäre, die Weiber- und Kinderherrschaft ab, dann traten sie in Waffen gegen den Kaiser selbst, dessen Widersacher, die Päbste, ihnen nun als die Schützer der Freiheit galten. Diese Auflehnung der Fürsten hätte an sich vielleicht wenig verfangen, wenn nicht die Völker selber wären ins Spiel gezogen worden. Der junge Heinrich IV aber regte einen längst entschlafenen Stammeshader ganz neu auf, als er das alte Landrecht der Sachsen gewaltsam zu unterdrücken begann: das warf das Volk selbst in die Arme der Aufrührer und der Reichsfeinde und vergiftete den alten Wettkampf zwischen Wahl- und Erbkaiserthum, zwischen Reichseinheit und Bundesreich, der noch heute neue Bürgerkriege schuf und neue erschaffen wird. Diese Wendung der Dinge ergriff man in Rom (und dieß ist die dritte der Zeitfügungen auf die wir hindeuteten,) mit der ganzen Entschiedenheit einer gewissen- und rücksichtslosen Staatskunst. Die Zeit war jetzt gekommen, wo über

ganz Frankreich und Italien hin das Volk mehr und mehr fanatisirt war für die Vorfechter der neuen Ideen, wo auch Deutschland in Hirschau sein eigenes Cluny erhalten hatte, von wo aus die Reform zunächst in die Schwarzwälder Klöster, und von da über Schwaben, Baiern, Franken bis Steiermark und Kärnten vordrang. Je weiter sich aber die Klöster der neuen Ordnung ausbreiteten, desto stärker wurde ihr Einfluß auf die Volksmassen. In diesem organisirten Körper von Agitatoren war eine furchtbare demokratische Macht gelegen, deren sich damals kein Fürst zu rühmen, um die sich keiner je bemüht hatte: wogegen der Mann, der 1072 den Pabststuhl als Gregor VII bestiegen hatte, alle Welt entsetzte durch die revolutionäre Weise, wie er in dem großen Kampfe um die Suprematie der Kirche die Völker aufwiegelte und von dem Treueid der Unterthanen entband. Als der Gegensatz zwischen Kaiser und Pabst (1076) aufs höchste getrieben war, zerbrach in Deutschland die stärkste Stütze, die sich die sächsischen Kaiser innerhalb der Kirche und gegen die weltlichen Rivalitäten im Reiche geschaffen hatten: die Bischöfe bewährten sich nicht mehr als die treukaiserlichen und ritterlichen Kirchenfürsten wie unter den Ottonen. Der Sieg blieb dem Pabstthum, obwohl die überschärfte Spitze bald wieder abbrach. Das päbstliche Universalreich war der Welt so wenig genehm wie das kaiserliche. Bei der Wiederholung des Bannstrahls gegen Heinrich IV schaarte sich ein Theil der Bischöfe wieder um den Kaiser, den sie doch nicht zu des Pabstes Dienstmann wollten herabsinken sehen; eine neue Opposition wurzelte ein, die unter den Staufen noch einmal eine neue Kraft gewann als die Kaisermacht wieder in dem Maaße erstarkte, wie die jüngste Unterlage des päbstlichen Einflusses inzwischen verwitterte. Als im 12. Jh. die Abtei Cluny dahin gedieh, daß der Bruder Salimbeni mit Entzücken rühmte, man hätte dort Pabst und Kaiser mit allem Gefolge herbergen können ohne nur Einen Mönch aus seiner Zelle zu nöthigen, hatte das menschliche Schicksal auch diese Congregation bereits erreicht: dasselbe Wohlleben, über dessen Anfechtung sie emporgekommen

waren, hatte sie selbst ergriffen, und das Volk wandte sich nun; von ihr ab, den armen Mönchen von Citeaux zu, die durch das Ansehen des h. Bernhard zu einer raschen Verbreitung gelangten.

In dem allgemeinen Schiffbruch aller Dinge während des Investiturstreites verwilderte in Deutschland das mühsam geschaffene Geistesleben plötzlich und all der Bildungsantrieb erstarb, der zuvor von den Dom- und Klosterschulen ausgegangen war. Innerhalb des weltlichen Adels war schon vor diesen Zerrüttungen die Schule, welche die großen Karl und Otto den Söhnen desselben aufgedrungen hatten, bereits wieder abgeschüttelt worden; daher jener Wipo den jungen Heinrich III in einer berühmten Stelle seines Tetralogus (1041) aufforderte seine Großen dazu anzuhalten, ihre Söhne in Wissenschaft und Gesetz unterrichten zu lassen, der Sitte folgend die Rom groß gemacht und welche die Italiener darum aufrecht erhalten hätten.[157] In der nachfolgenden Verwirrung aber ging auch in dem geistlichen Staude der frühere Bildungseifer aus. Von der Drangsal des Kriegs, von der erbitterten Unduldsamkeit der Parteiwuth blieb kein Sprengel verschont. Bei dem Ausbruch des furchtbaren inneren Haders nach der zweiten Bannung Heinrichs IV schürten die Mönche von Hirschau und seiner Colonien das Feuer des Aufruhrs in einem fanatischen Eifer. Diese Klöster wurden für die Empörer wie zu Werkstätten des Kriegs: im Elsaß, in Ebersheimmünster soll sich der Gegenkönig Rudolph seine Krone haben schmieden lassen. Hirschau war ein Asyl der geschlagenen Gregorianer, der gefährdeten Legaten, der vertriebenen Bischöfe der päbstlichen Seite. Von der Parteizerrissenheit der Welt- und Klostergeistlichkeit unter sich in den einzelnen Sprengeln sind die Klosterannalen voll; wo die Kriegsfurie selber hin drang, unterlagen ganze Landstriche der Verwüstung durch Feuer und Schwert. Mit Recht hat Stenzel[158] zur Vergegenwärtigung dieser Zustände

157) Mon. SS. 9, 251.

158) Gesch. Deutschlands unter den fränkischen Kaisern 1, 755.

nichts Lebendigeres geben zu können geglaubt, als die Erzählung des Abts Rodulf von St. Trond von den Schicksalen seines Klosters. Mit nichts anderem kann man diese Scenen des brutalen Soldaten- und Raubwesens und der Auflösung aller geselligen Bande vergleichen, als mit den ähnlichen Schilderungen aus dem dreißigjährigen Kriege. Zahllose Klöster kamen so in äußeren und inneren Verfall; gerade wo die Blüte der Bildung am glänzendsten gewesen war, in Alemannien, Baiern, Franken und Sachsen, raste die Zwietracht am ärgsten. Aller wissenschaftliche Betrieb ging unter diesem Elend nothwendig zurück, außer in zwei Richtungen, deren ausnahmsweise Pflege sich aus eben den besonderen Zeitverhältnissen erklärt, denen die Regel der allgemeinen Störung alles Bildungswesens zuzuschreiben ist. Der mönchische Zeitgeist war den Studien abgeneigt und daher ein Hemmniß; die innere Erweckung aber, die sittliche Strenge, das priesterliche Selbstgefühl, die Berührungen mit dem Volke, die in der Cluniacenser Bewegung lagen, waren lauter natürliche Anregungen zur Ausbildung der Vulgarpredigt, die sich im 11. Jh. über ganz Deutschland selbst noch mitten unter den Kriegswirren ausbreitete, deren Pflege auch nicht nothwendig eine tiefe wissenschaftliche Bildung bedingte. Hier und da hatte sich der Misbrauch öffentlicher Gemeindebeichte und Absolution, eine Art deutschen Gottesdienstes eingeschlichen; ganz allgemein aber läßt sich bemerken, daß, was in der Karolinger Zeit noch als vereinzelte Ausnahme steht, in diesem Jahrhundert eine charakteristische Zeiterscheinung wird: daß fast jedes bedeutende Kirchenhaupt, die Erzbischöfe Erchenbald und Bardo von Mainz (1031—51), Udo von Trier, Adalbert von Bremen, Godehard von Hildesheim als Volksprediger gerühmt, am nachdrücklichsten noch später Bischof Otto von Bamberg (seit 1102) seiner natürlichen volksverständlichen Beredsamkeit wegen ausgezeichnet wird, der zwar ein wissenschaftlich wenig gebildeter Mann war. Glaubten wir schon bei Otfrieds Dichtung die Anregung der Vulgarpredigt nicht ohne Einwirkung, so werden wir in dieser Zeit deutlich nachweisen können,

daß von ihr aus ganz unmittelbar ein neuer triebkräftiger Zweig geiſtlicher Dichtung aufſchoß.[159] Was wir an zweiter Stelle von dem allgemeinen Verfalle ausnehmen müſſen, iſt die Geſchichtſchreibung[160], die eben in der Zeit jener verbitterten, alle Herzen und Köpfe bewegenden Kämpfe mit Gewalt aus der klöſterlichen Befangenheit herausgeriſſen und in den Vorſchritt zu beurtheilender Behandlung und zu einem univerſalen Ueberblick der Geſchichte getrieben wurde. Die ruhigen Zellenbewohner, die ſich mit der Geſchichte befaßten, wurden zum erſtenmale genöthigt, den Gründen und Antrieben der Ereigniſſe nachzuſpüren: da ſie dann in den Aufruhr der Geiſter hineingeriſſen, in die ſchroffſten Parteigegenſätze auseinanderfielen. Die früher farbloſen Chroniken werden nun wie zu Denkwürdigkeiten, die z. Th. von einem feurigen Fanatismus durchzogen ſind: man ſieht dann die Mönche von Hirſchau den grundſätzlichen Vertheidigern der kaiſerlichen Rechte, man ſieht den ſächſiſchen Stammgeiſt dem fränkiſchen in gerader Fehde gegen einander über liegen. Die ruhig parteiloſe Haltung eines ausgezeichneten Mannes wie Adam von Bremen trit dann in ein um ſo glänzenderes Licht, je ſchwerer es den gewiſſenhaften Seelen und wahrheitſuchenden Geiſtern, wie den Lambert v. Hersfeld und Hugo von Flavigny ward, ſich in dem Ringkampf zweier nicht überall und geradehin berechtigter und unberechtigter Potenzen zu entſcheiden. In allen anderen Richtungen aber war die Wiſſenſchaft der Geiſtlichen, wie wir oben andeuteten, ſelbſt ſchon vor dem Ausbruch der großen inneren Unruhen im Rückgang begriffen. Ueber den Verfall der theologiſchen Studien hatte ſchon Williram laute Klage zu erheben; ſchon zu ſeiner Zeit ſtrömten eine Menge Deutſcher zu Lanfranc nach dem

159) Die wenigen uns erhaltenen Predigtreſte aus dieſer Zeit (Denkmäler N. 85—87) weiſen auf eine Weſſobrunner Sammlung des 11. Jhs. hin; dieß Kloſter würde ſich alſo als eine der Ausnahmsſtätten geiſtlich lit. Thätigkeit zu Ebersberg und Bamberg reihen. S. Fr. Keinz in den Sitzungsberichten der bair. Akad. der Wiſſ. 1. Mai 1869.

160) S. Wattenbach l. l. p. 296 ff.

Kloſter Bec. Die deutſchen Schulen fielen in Misachtung; die rheiniſchen ließ man noch etwa gelten und die lothringiſchen, deren Lehrer meiſt in Frankreich gebildet waren; ein Verwandter Willirams, der Biſchof Heribert von Eichſtädt (1021—42) verachtete ſeinen Scholaſticus Guntram, weil er nicht in Frankreich oder am Rhein ſeine Schule gemacht; ſeit dem 12. Jh. wimmeln die Beiſpiele von angeſehenen deutſchen Geiſtlichen, die ihre Studien in Frankreich betrieben. Es war ein Rückſchlag gegen die bildungsloſe Ascetik der Cluniacenſer geweſen, als im Laufe des 11. Jhs. Frankreich der Sitz aller theologiſchen Wiſſenſchaft und ſcholaſtiſchen Philoſophie ward. Zwei Italiener, die ſich auf der Höhe ihres Lebens und Ruhmes auf dem Stuhle von Canterbury folgten, Lanfranc von Pavia und Anſelm von Aoſta († 1109) hatten durch ihr Beſtreben nach einer wiſſenſchaftlichen Begründung der Kirchenlehre eine kampfreiche Bewegung in die Theologie gebracht, die — zunächſt durch die ſchon langeher eingeleiteten Streitigkeiten über die Abendmahlslehre, dann durch die Spaltung der neuen theologiſchen Scholaſtik in die Zweige des Nominalismus und Realismus, weiterhin durch den Gegenſatz Abälards, des ſchwärmeriſch verehrten Lehrers, zu dem h. Bernhard, der in der Zeit wie ein Prophet wirkte und galt, — in einer dauernden tiefwühlenden Gährung erhalten ward: dieſe neue franzöſiſche Wiſſenſchaft zog den ganzen Welttheil in ihre aufgeregten Strudel und drang alsbald nach Deutſchland ein und bis nach Oeſterreich vor. Der praktiſch gerichteten Myſtik des h. Bernhard zur Seite wuchs in dem Auguſtinerſtifte S. Victor bei Paris eine Schule wiſſenſchaftlicher Myſtik empor, die auf den Neuplatonismus der Werke des Pſeudo-Dionyſius Areopagita (5/6. Jh.) zurückgreifend dem Geiſte der mönchiſchen Beſchaulichkeit durch wiſſenſchaftliche Vertiefung neuen Anſtoß und Nahrung gab. Die Hauptſtütze dieſer neuen myſtiſchen Theologie, Hugo von St. Victor, aus dem gräflichen Hauſe Blankenburg, († 1140) fand in Deutſchland, wohl ſchon als Landsmann eine beſondere Beachtung: die Vorliebe für die myſtiſchen Deutungen der

biblischen und aller möglichen Thatsachen werden wir sofort alle geistliche Dichtung in Deutschland durchdringen sehen. Ein ganz unmittelbarer Ausbreiter aber der französischen Theologie war Honorius, Schulvorstand in Autun, († um 1140) von ungewisser Herkunft, ein kecker Verfechter der überspanntesten päpstlichen Prärogative, der (um 1115) nach Oesterreich, nach dem Donauthale übergewandert war.[161] Seine Schriftstellerei, wesentlich encyclopädistischer Art, war ganz auf gemeinverständliche Vermittlung der neuen theologischen Weisheit für die Ungelehrten gestellt, daher von großer Brauchbarkeit für die ungebildeten Geistlichen, von unmittelbarem Einfluß auf die Laienwelt. In einer Büchersammlung, die in der ersten Hälfte des 12. Jhs. nach Göttweig geschenkt ward, befand sich eine Reihe von Werken französischer Theologen und insbesondere von Honorius. Seine allverbreitete Predigtanthologie, speculum ecclesiae, fand noch im 12. Jh. im Kloster Benedictbeuren Nachahmung in einer ähnlichen deutschen Sammlung.[162] Was uns unmittelbar angeht: die Bekanntschaft mit seinen und verwandten Werken französischer Schule spricht aus einer ganzen Reihe von geistlichen Dichtungen, die wir seit dem 12. Jh. in Oesterreich vorfinden, wohin wir uns demnächst zu wenden haben.

In der allgemeinen Zerrüttung der deutschen Verhältnisse waren nur zwei abgelegene Gegenden als Zufluchtsstätten übrig geblieben, in welchen sich eine, nicht zufällige oder sporadische, sondern eine gesammelte Regsamkeit auf dem Gebiete der Dichtung offenbarte, die uns gradaus auf die großen bewegenden Gegensätze in den Zeitereignissen zurückführt. Die eine derselben war in Oesterreich im Donauthal und in Kärnten, wo sich eine Gruppe verwandter Seelen in einer verdich-

161) Vgl. über ihn Diemer's kleine Beiträge 4, 30. W. Scherer in der Zeitschrift für öster. Gymnas. 1868. p. 567 ff.

162) Speculum ecclesiae. Altdeutsch. ed. J. Kelle. München 1858. Bruchstücke noch einer zweiten Sammlung aus dem 12. Jh. in dem Münchner Cgm. 5248. N. 5.

teten Frömmigkeit auf bibliſche und religiöſe Dichtung warf, von der zerrütteten Außenwelt zurückgeſchreckt auf ein inneres Leben. Die andere Stelle iſt im Nordweſten, wo damals die Schulen von Lüttich, Lobbe und Gemblours die Ausländer durch die Vortrefflichkeit ihrer Lehrer anzogen. Der Gegenſatz der Geſinnung und der aus ihr gefloſſenen Dichtung der Mönche dieſer entgegengeſetzten Lande könnte nicht ſchärfer und intereſſanter ſein. Während ſich in den ſüdlichen Klöſtern Deutſchlands die Anhänger des Pabſtes ſammelten, waren dort in Belgien und am Niederrhein die beredteſten Vertheidiger des kaiſerlichen Anſehens. In Köln und Lüttich fand Heinrich IV noch vor ſeinem Ende in verzweifelter Lage warme Theilnahme und Hülfe; und in Flandern traten dann im 12. Jahrh. jene lateiniſchen Dichter der Fuchs- und Wolfſage auf, deren Einer mit einer ſo ungeheuren Heftigkeit gegen den römiſchen Stuhl eifert.

Wir betrachten zuerſt die Erſcheinungen im Südoſten, die ſich an den bisherigen Verlauf und Zuſtand unſerer Literatur am engſten anſchließen.

Wir haben ſchon bisher beobachten können, wie die Beſchäftigung der Kloſtergeiſtlichen mit der Sprache und Dichtung des Volkes ſich in den obern Landen von Weſten nach Oſten allmählich ausbreitete. Wir können einen neuen Schritt dieſer großen Bewegung, die Ueberwirkungen der geiſtlichen Dichtungen fränkiſcher Zeit und Heimat nach Oeſterreich, an Einem folgenreichen Ereigniſſe ganz greiflich verſinnlichen. Die Schule in Bamberg, der noch jungen Lieblingſtiftung Heinrichs II, hatte ſich bis zum Ausbruch der Bürgerkriege hin in tüchtigem Stande erhalten; nach der Lebensbeſchreibung des h. Anno, der hier gebildet war und hier lehrte, ging ſie um die Mitte des 11. Jhs. an religiöſer Zucht und wiſſenſchaftlichem Eifer allen andern in Deutſchland voraus. An dieſer Stätte finden wir nun eben um dieſe Zeit den Biſchof Gunther (1056—65) in der Rolle eines Pflegers deutſcher Dichtung, aber der Dichtung eines neuen zeitdienenden Geiſtes, in der man ganz lebendig auf die fromm fanatiſirte Epoche

der nahenden Kreuzzüge vorbereitet, mitten in die Zeit der Vorläufer der Kreuzzüge, der stets massenhafter anschwellenden Pilgerfahrten nach dem heiligen Grabe versetzt wird. Im Herbste 1064 führte Gunther einen solchen Pilgerzug von angeblich 7000 Menschen nach dem gelobten Lande, dem sich viele Kirchenhäupter Deutschlands und Frankreichs, viele Edle aus Baiern und Franken, selbst aus England anschlossen. Der Bischof war ein glänzender ritterlicher Herr nach der Sinnes- und Lebensweise der Kirchenfürsten Ottonischer Zeit; Lambert von Hersfeld zeichnet ihn an Körper- Geist- und Charaktereigenschaften aus; ein Brief des Probstes Hermann von Bamberg dagegen, (dessen Adresse und Gegenstand zwar nicht sicher sind, der aber doch mit großer Wahrscheinlichkeit auf Gunther bezogen wird)[163], klagt über die bejammernswerthen Sitten des Bischofs, der sich um Augustin und Gregor nichts kümmere, nur von Attila und dem Amelungen und dergl. Wundersabeln hören wolle; wie er sich denn auch in einem verderblichen Abenteuer des Zuges als ein Kernmann bewies, der durch einen Kraftschlag die Rettung aus einer dringenden Gefahr veranlaßte. Unter den Pilgern war ein Scholasticus Ezzo, der auf der Reise „ein Lied von den Wundern Christi in deutscher Sprache schrieb,“[164] das uns in einer (leider nicht zeitgenössischen) Aufzeichnung erhalten ist.[165] Nach der Einleitungsstrophe dieses Textes, die dem fertigen Gedichte von anderer Hand vorgesetzt wurde, hatte Bischof Gunther ein gut Lied durch seine Pfaffen verfertigen lassen, als dessen Schreiber auch hier Ezzo, ein Willo aber als Erfinder der Melodie genannt wird, welche die Wirkung übte, daß alle Hörer „sich zu möuchen“ eilten. Das letztere Zeugniß glaubte der erste

163) In Sudendorfs Registrum (Berlin 1851) 2, 10. N. 6. Vgl. die Emendationen in Haupts Z. S. 12, 311.

164) Nach der Vita Altmanni, ed. Wattenbach. Mon. t. XII.

165) Diemer, deutsche Gedichte des 11. und 12. Jhs. Wien 1849. p. 319 unter dem Titel: „die vier Evangelien“. In späterer Ausgabe nannte er das Lied: Ezzo's — Rede von dem rehten anegenge. Wien 1867. Denkmäler N. 31.

Herausgeber des Liedes, gewiß mit Unrecht,[166]) nicht auf das Ezzolied ſelbſt, ſondern auf eine andere gleichfalls erhaltene Dichtung beziehen zu müſſen, die er erſt „die Schöpfung", nachher lieber ein „Loblied auf die h. Dreieinigkeit" benannte.[167]) Wir miſchen uns nicht in den Zwiſt, weder über das Zeitverhältniß beider, in unvollkommenen Reimen durchgeführten Gedichte von einfachſter Sprache und Satzbildung, noch über ihre Form, ob beide ungleichſtrophige Leiche ſind, oder ob das Lied Ezzo's (mit Diemer) in 12zeilige oder (mit Schade) in 6zeilige Strophen abzutheilen ſei: uns iſt das Weſentliche der innere Zuſammenhang der zwei in demſelben Geiſte empfangenen Dichtungen. Von beiden iſt die namenloſe ſprachlich rein, ohne Beimiſchung lateiniſcher Worte wie in Ezzo's Lied, aber ſchwieriger, dunkler, ringend mit dem gedrungenen Ausdruck gedrängter und überall mit myſtiſchen Beziehungen getränkter Gedanken, die Arbeit eines gelehrt-vertiefteſten, ernſten, gehobenen Geiſtes, die in der ſinnvoll umriſſenen Sittenlehre der zweiten Hälfte gipfelt: Chriſti Kreuz auf uns zu nehmen, an dem wir Selbſtbeherrſchung, Gehorſam, Pflichterfüllung und Demuth lernen ſollen; den Kern aller Tugenden aber in der Liebe zu Gott zu ſehen, welche die Furcht (vor ſeiner Macht) und die Zuverſicht (zu ſeiner Gnade) vor ſein Angeſicht geleiten ſollen. Vorragender aber iſt das Lied von Ezzo, das von einer weitgreifenden geſchichtlichen Bedeutung ward: wie ein vereinzeltes aus der untergehenden Dichtung im innern Deutſchland verwehtes Samenkorn, aus dem in dem benachbarten Oeſterreich eine ganze Saat für unbeſtellte Felder gewonnen ward. Beide Geſänge ſtellen die Schöpfung und Erlöſung, Geburt und Wiedergeburt der Menſchheit, den erſten und zweiten Adam in jenen tiefſinnigen Gegenſatz, der das Band um das alte und neue Teſtament ſchlingt: durch die Vereinigung einer

166) Vgl. W. Scherer, in der Zeitſchrift für öſter. Gymnaſ. 1868. p. 735.

167) Diemer's deutſche Gedichte. p. 93. Denkmäler N.34., wo ſie als eine summa theologiae angeſehen und betitelt iſt.

gewissen ursprünglichen Frische in Erfassung und Deutung dieser Mysterien mit einer vorstechenden Fertigkeit in abgezogener Betrachtung schlagen beide Gedichte eine Brücke zwischen der geistig-religiösen Tiefe der Kirchenväter und unserer spätern Mystiker, von Augustin zu Eckard. Die symbolische Auslegung jener Thatsachen des alten und neuen Bundes, auch einzelne Gedanken, Bilder und Gleichnisse, wie die Vorstellungen von der Ausstattung des Menschen mit den verschiedenen Eigenschaften der Elemente, der Geschöpfe und des Schöpfers selbst, sind nicht Eigenthum der Dichter;[168] die letzteren begegnen vielfältig bei den theologischen Schreibern der Zeit, insbesondere bei Honorius von Autun, mit dem beide Lieder in den verwandten Stellen wohl aus einerlei älteren Quellen schöpfen; die ersteren gehen weit in die Zeiten über Augustin und Gregor, auf die älteren griechischen Kirchenväter Irenäus und Origenes zurück. Man muß aber vergleichen, was Williram mit dergleichen Sinnbildereien anfing, um seiner Gelehrsamkeit froh zu werden, und wie sie hier benutzt sind, um den Kern der christlichen Glaubens- und Sittenlehre daran zu knüpfen: dies scheint uns an selbstvergessenem religiösem Ernste selbst den Otfried so weit zu übertreffen, wie Otfried den Williram an Geschmack übertrifft. Beide zum Gesang bestimmte Lieder, wie schwerfällig ihre Sprache, wie gering von technischer Seite ihr Dichtungswerth sei, sind von einer durchaus neuen, in dem Zeitgeiste unmittelbar geborenen, von einer ganz ächten Empfindungsandacht durchdrungen. Es sind Reden, Predigten, aus der Prosa in Poesie emporgerückt: ein Uebergang, den man in Bamberg unmittelbar vor Ezzo wie unter der Loupe beobachten kann. Aus dem Dominicanerkloster in Bamberg stammt eine (Münchner) Handschrift des 11. Jhs., worin sich eine Rede findet,[169] welche die Herrlichkeit der

168) Wir verweisen darüber auf Diemer l. l. und Müllenhoff in den Denkmälern.

169) Himmel und Hölle. Zuerst in Haupts Z. S. 3, 443. Denkmäler N. 30.

himmliſchen Gottesburg und den Jammer des Höllenreichs ſchildert; den obwaltenden Streit zu ſchlichten, ob ſie ſchwunghafte Proſa oder reimloſe Poeſie ſei, wäre Schade: da das Stück eben wie es iſt jene Grenzberührung, jenen Uebergang nicht anſchaulicher, nicht grelflicher bezeichnen könnte. Wogegen Ezzo's Rede zum Liede, zur Dichtung, und zwar durch ſeinen epiſchen Kern, dem ſich Gebet, Erbauung und Lehre nur anfügt, zu einer Hymne in ächt altem Stile geworden iſt. Der Dichter will die rechte, eigentliche Schöpfung beſprechen, d. h. die Gnade (der geiſtigen Neuſchaffung), die uns in dem alten Bunde verkündet iſt, das geiſtige Verhältniß zwiſchen Schöpfung und Erlöſung. Er beginnt daher mit der Schöpfung und Ausſtattung des Menſchen, wie auch das andere Gedicht, mit dem Sündenfall und der Nacht, in die er die Menſchheit warf; er führt dann an den einzelnen Sternen vorüber, die zur Zeit des alten Bundes Licht warfen, zu dem Morgenſtern (Johannes dem Täufer) und der Sonne, die den Tag wiederbrachte. Chriſti Leben und Wunder werden kurz berührt: was Alles verkündet war in den Propheten und geiſtlich vorbedeutet in Abels Lamm, in Abrahams Opfer u. ſ. f.; die Erfüllung trat ein, als das hehre Oſterlamm geopfert ward, deſſen Tod das geiſtige Iſrael von Pharao's Joch erlöſte. Der Schluß geht dann bildreicher und kürzer als in dem andern Liede zu der Lehre über: im Vertrauen auf den guten Führer den Kampf mit dem Böſen um unſer Erbtheil zu kämpfen; auf dem Meere dieſer Welt zum Himmel, unſerer Heimat, zu ſteuern, das Kreuz zur Segelſtange, den Glauben zum Segel, die guten Werke zu Segeltauen, den heiligen Geiſt zum Fahrwind. Will man auch hier vergleichend den Werth des Gedichtes ſich anſchaulich machen, ſo muß man daneben eine ſpätere Behandlung deſſelben Gegenſtandes, ein Anegenge aus der Mitte des 12. Jhs. leſen:[170] wo an die Stelle des Hymnenſchwungs wieder Predigtton trit, Controverſen an die Stelle der Erbauung, wobei dann die Beziehungen

170) In Hahn's Gedichten des 12. und 13. Jhs. Quedl. 1840.

zwiſchen Schöpfung und Erlöſung kritiſch erwogen werden um Zweifel und Irrungen zu ſchlichten.

Wir deuteten an, daß Ezzo's Lied ſeine Hauptwirkungen in der Oſtmark gemacht, wo es in einer Gruppe öſterreichiſcher, dem Donauthale angehöriger Dichtungen, die ſich durch fränkiſche Sprachfärbung und eine ähnliche Sprachmiſchung kennzeichnen, viel gekannt und benutzt erſcheint. Dieſe Ueberwirkungen zu erklären, liegen äußerliche Anläſſe ganz nahe, wiewohl es an einer ſelbſtändigen Aufpflügung des Bodens für dergleichen Anſaat damals nirgends, und ſo auch hier im Oſten nicht fehlte. Man hat vermuthet, Ezzo ſelbſt ſei nach Melk gezogen worden; gewiß iſt, daß zwei ſeiner Pilgergenoſſen, ein Canonicus Konrad nach Göttweig kam, Kaplan Altmann zum Biſchof von Paſſau (1065—91) ernannt ward, wo er mit anderen Geſinnungsgenoſſen in dem Geiſte der exaltirten Frömmigkeit jener Zeit wirkte, die auch jene fränkiſchen Lieder athmen. Als der furchtbare Kampf zwiſchen Pabſt und Kaiſer auch dieſe Gegenden verwirrte, arbeiteten Altmann in Oeſterreich und Erzbiſchof Gebhard von Salzburg (1060—88) in Steiermark und Kärnten mitten in den Stürmen des Bürgerkriegs als unbeugſame Satelliten des Pabſtes auf eine Neubildung des kirchlichen und klöſterlichen Lebens hin; Stifte und Klöſter und darunter ſolche, die ſich ſofort durch einen regen Antheil an dem geiſtigen Aufſchwung hier betheiligten, wurden, (wie St. Lamprecht und Admont) neu gegründet[171]) oder in dem aſcetiſchen Geiſte der Zeit reformirt und von Gebhard im Jahre der Pabſtwahl Gregor's VII in Gurk ein beſonderes Bisthum für Kärnten 1072 geſtiftet. In dieſen Gegenden blühte nun die geiſtliche Dichtung auf, als ſie im Südweſten mehr erloſch. Die größere Ruhe, die dann ſeit dem Tode Gregor's (1085) hier im Oſten einzog, die Unterſtützung der

171) Ich zähle in der Ueberſicht im Anhang zu A. v. Müller's Regeſten (Wien 1850) neun ſolcher Stiftungen während Altmanns und Gebhards Amtsführung.

Babenberger und der Traungauer Ottokare in Steiermark förderten dies gehobene Leben; wie früher in dem ſächſiſchen Kaiſerhauſe, ſo begegnet man in dieſen Fürſtenfamilien nicht wenigen Perſonen beider Geſchlechter, die in den geiſtlichen Stand traten. Bis tief ins 12. Jh. dauerten die Reformen und Gründungen der Klöſter hier fort, in welchen die Handſchriften entſtanden, die uns dieſe literariſche Periode erſt neuerdings erhellt haben. In der Vorauer Handſchrift, aus der allein wir die beiden letztbeſprochenen geiſtlichen Lieder kennen, ſtehen, aus einer Sammlung mitteldeutſcher Stücke ſtammend, neben der Schöpfung drei weitere Dichtungen, das Lob Salomon's, die drei Jünglinge im Feuerofen, und Judith.[172] Im Salomo iſt am Schluſſe in ähnlicher Deutung wie in jenen Liedern, aber weit äußerlicher, Salomo und die Königin von Saba auf Gott und die Kirche bezogen; das Vorſchmeckende iſt die Einflechtung einer apokryphen Geſchichte (rabbiniſchen Urſprungs) von einem Drachen, der alle Brunnen austrank, bis er von Salomo berauſcht ihm die Mittel zur Förderung ſeines Tempelbaues angibt. In dieſem Auswuchs, wie in anderen Eigenheiten auch der beiden andern Gedichte, erkennt man, wie die Manier der Spielleute in die geiſtliche Dichtung eindringt; die Judith beſonders, die ohne „Bezeichnungen" iſt, klingt in der kurzen lebhaften, von der Bibel in Thatſachen und Namen frei abweichenden Erzählung ganz ſo, als ob ſie geradezu aus den Händen eines Spielmannes komme. Ganz unabhängig aber von allen dieſen in Oeſterreich eingetragenen Dichtungen iſt[173] eine ganz autochthone geiſtlich literariſche Bewegung in Kärnten, deren Erzeugniſſe ſich frei halten von den ſprachlichen Einwirkungen des Ezzoliedes, welchen man die ober- und niederöſterreichiſche Gruppe von Dichtungen ausgeſetzt findet. Das älteſte und weitaus bedeutſamſte der kärntniſchen

172) Diemer d. Gedd. p. 107. Denkmäler N. 35—37.

173) Nach W. Scherer, der dieſer Periode öſterreichiſcher Dichtung eine eindringende Forſchung gewidmet hat, und dem ich mich für ſeine freundlichen privaten Wegweiſungen in dieſem Abſchnitt dankbar verpflichtet bekenne.

Dichtwerke dieſer Zeit, eine poetiſche Paraphraſe der Geneſis und Exodus, iſt in ihrer urſprünglichen Geſtalt, in der ſie nicht um vieles jünger als das Ezzolied ſein wird, nicht erhalten[174]). Ob ſie als ein Sammelwerk von mehreren einander fortſetzenden Verfaſſern anzuſehen ſei, oder ob ſich die unverkennbaren Verſchiedenheiten der Theile (unter welchen der Anfang der Geneſis, Schöpfung und Sündenfall, in der freieren Weiſe der Aneignung und Behandlung des Stoffes dem letzten Theile, der Exodus, am nächſten ſteht,) aus der großen Verſchiedenartigkeit des bibliſchen Textes erklären, müſſen wir der beſonderen Unterſuchung zu entſcheiden überlaſſen. Uns feſſelt an dieſer Arbeit, wie ſie vorliegt, vor Allem dieß, daß ſie ganz unmittelbar, völlig wie Kriſt und Heliand, an die ähnlichen Dichtungen der Angelſachſen erinnert: Kädmons Geneſis und Exodus, in Aufnahme und Auslaſſung einzelner Theile zwar abweichend, bewegen ſich im Ganzen in demſelben Umfang (bis zu Pharao's Fall), und beginnen gleicherweiſe mit der Hierarchie der Engel, die auf Dionyſius Areopagita zurückleitet. Die bibliſchen Erzählungen ſind für das Verſtändniß des Volkes, wie wir für die Jugend zu thun pflegen, ausgehoben und behandelt, daher im Coſtume den Zeitvorſtellungen anbequemt wie in Kriſt und Heliand, auf mündlichen Vortrag berechnet, in den ſittlichen Nutzanwendungen der Geſchichte von Adam und Kain ganz von dem Tone der Predigt gefärbt. Mit Vorliebe ausgeführt iſt Alles was den kriegeriſchen Sinn der Zeit anmuthete wie Pharao's Zug; was in ſich anziehend war wie die Geſchichte Joſephs, die alle ſpäteren Umſchriften und Umarbeitungen wie unangetaſtet ließen; oder was eine Anlage zu humoriſtiſcher Behandlung bot, wie in den Plagen Aegyptens der Einbruch der Fröſche, der wie eine Landeseroberung durch einen Heerzug von Helden ohne alles Kriegszeug dargeſtellt wird: die Manier

174) Von den erhaltenen Umſchriften iſt die der Wiener Handſchrift (in Hoffmanns Fundgruben 2, 9.) die ältere; auch die jüngere aber in der Millſtädter Hſ. (Geneſis und Exodus. ed. Diemer. Wien 1862) fällt noch vor oder bald nach 1125.

der fahrenden Sänger spielt hier herein, wie in der Schilderung der Nachkommen Kains die altorientalische Wunderethnographie hereinbricht wie etwas später im Herzog Ernst. Der Paraphrast prunkt gern mit Gelehrsamkeit, wie gleich im Anfang bei der naturhistorischen Schilderung der Menschenschöpfung (nach Avitus de origine mundi); doch schreibt ihm dann die Rücksicht auf das Begriffsvermögen der Hörer die Weglassung aller der langen Geschlechtsregister (im ersten Buche Moses') vor, wie ihn die Rücksicht auf die Sittlichkeit bestimmt, alle anzüglichen Geschichten, wie die von Lot, von Juda und Thamar zu „überhüpfen." Was die Arbeit an die charakteristischen Zeittendenzen anknüpft, sind die gelegentlich eingestreuten symbolischen Beziehungen, von welchen Kädmon nichts weiß: der Segen Jacobs (1 Mos. 49) ist wesentlich in diesen Zwecken nach Isidors Commentar zur Genesis behandelt. — Der außerordentliche Erfolg dieses Werkes ist schon durch die frühen Umschriften angedeutet, die wir davon besitzen; eine in der Vorauer Handschrift (unvollständig) erhaltene, auf Reim- und Versbesserung gestellte Umarbeitung [175]), die die Erzählung kürzt aber bis zur Eroberung von Kanaan fortgeführt zu haben scheint, zeigt sie schon in den ersten Decennien des 12. Jhs. in die Donaulande vorgedrungen. In den letzten dem Originale fremden Theilen, den Geschichten von Moses (Diemer S. 32—69, 6.) und Bileam (ib. S. 72, 8—85, 3.) fröhnt ein neuer theologisch sehr gelehrter Fortsetzer dem Zuge nach mystischen Bezeichnungen mit übermäßiger Vorliebe. — Noch ist in der Vorauer Handschrift eine dem 12. Jh. angehörige, ausführliche Erzählung von Judith, ungewisser Herkunft, erhalten, die, ganz verschieden von dem älteren kürzeren Gedichte, der Bibel treu folgt mit vorschlagender Freude an den weiten Heereszügen der Nebukadnezar und Holofernes, die schon den Einfluß der Kreuzfahrerzeit und des weltlichen Epos verräth.

175) Unter dem Titel „die Bücher Mosis" in Diemers d. Gedd. p. 1. Die Geschichte Josephs, die der Herausgeber hier wegließ, trug er nach in den Sitzungsberichten der Wiener Akad. 1867. p. 636.

Dieſer ganze Kreis altteſtamentlicher Dichtungen ergänzt die neuteſtamentlichen des 9. Jhs. Auch die Stoffe dieſer Evangelienpoeſien aber, die Leben Jeſu, kehren jetzt in Oeſterreich wieder; nicht unvermittelt vielleicht, da wir auf ein Zwiſchenglied im außeröſterreichiſchen Deutſchland zurückblicken können, aber freilich nur in dürftigen Bruchſtücken[176]. Ein Leben Jeſu, aus der gleichen Zeit und Gegend wie die Vorauer Geneſis,[177] erzählt einfach nach den Evangelien, ohne Predigtſalbung, ohne lyriſchen Schwung, nur in den gemüthvollen Scenen (beim Nachtmahl, am Oelberg, bei der Kreuzigung) von einer wohlthuenden Innigkeit durchzogen, ohne ſittliche oder ſinnbildliche Beziehungen, nur daß mit Sorglichkeit auf die weiſſagenden Worte und Ereigniſſe im alten Teſtamente hingewieſen wird; Ezzo und der Kärntner Joſeph iſt von dem Dichter benutzt; der erſtere auch in einem kleinen Bruchſtück eines nicht viel jüngeren, aber weit geiſtiger behandelten Jeſulebens in einer Baumgartenberger (jetzt Linzer) Handſchrift[178]. Denn in dem trocknen Erzähltone duldeten dieſe Zeiten dieſe Stoffe nicht mehr, wo die kurzen philoſophiſch-ſymboliſchen Jeſuleben, die anegenge, die Dichtungen über das Verhältniß von Sündenfall und Erlöſung am beliebteſten waren: im Laufe des 12. Jhs. dichtete ein Meiſter Heinrich ſolch ein anegenge, auf das Konrad von Fuſſesbrunnen Bezug nimmt; ein etwas früher fallendes, deſſen Verfaſſer im Honorius von Autun wohl bewandert, auch wohl mit dem Prototyp dieſer Dichtungen, dem Ezzoliede, bekannt war,

176) Friedberger Chriſt und Antichriſt. Denkmäler N. 33. Der Zeit nach nahe zu Ezzo's Lied hinaufrückend.

177) Diemer d. Gedd. p. 229—276, 4. Aus einer jüngeren Görlitzer Hſ. in den Fundgruben I, 140, 13—190, 28. W. Scherer möchte zwei Gedichte, doch wohl von Einem Verfaſſer, unterſcheiden, das Eine ſchließend mit Fundgruben p. 152, 6, wo in der Vorauer Hſ. ein Blatt ausgefallen iſt.

178) Fundgruben 2, 139, unter dem Titel Joh. Baptiſta. — Noch ſpät im 13. Jh. dichtete in Oberſteiermark ein Gundacher von Judenburg ein Leben Jeſu ohne beſonderen Werth. S. Weinhold, über den Antheil Steiermarks an d. d. Dichtkunſt. Im Almanach der Wiener Akad. 1860.

haben wir ſchon oben (S. 179) erwähnt und kurz charakteriſirt; mit dem dann wieder ein weiteres Leben Jeſu verwandt iſt, in dem die geſchichtliche Erzählung wieder in anderer Weiſe durch Lehre, Predigt und Deutung breit gemacht wird.[179]) Wie man in den Ueberarbeitungen der Kärntner altteſtamentlichen Dichtungen den Drang nach innerer Erklärung und äußerer Erweiterung des Stoffes bemerken kann, ſo ähnlich in den Fortpflanzungen dieſer neuteſtamentlichen. Der Ueberarbeitung des Vorauer Lebens Jeſu in der Görlitzer Handſchrift ſind am Schluſſe drei Gedichte einer Frau Ava, am Anfang ein Gedicht von Johannes dem Täufer[180]) angefügt; ein Gegenſtand, den wir etwas ſpäter — in der Staufiſchen Zeit — noch einmal, in einem lebhaften volksthümlichen Tone von einem Kärntner Prieſter Adelbrecht behandelt finden, der ſich mit denſelben Worten einführt[181]), die ein Prieſter Arnold in ſeinem Loblied auf den h. Geiſt gebraucht[182]). Die ſieben Gaben, die wir dem h. Geiſte verdanken, werden aber dieſem Dichter ein Anlaß, mit Auslegung von allerhand, auch aſtronomiſcher, Gelehrſamkeit vielmehr ein Gedicht zum Preiſe der heiligen Siebenzahl zu ſchreiben, von deren myſtiſcher Deutung die Lateinſchreiber dieſer Zeiten voll ſind: das Ganze ſieht aus wie eine Compilation zuſammengereihter, interpolirter, überarbeiteter Stücke, aus denen man einen Lobpſalm[183]) ausgehoben hat; wie denn ähnliche uns erhaltene, wohl auch kärntniſche Poeſieſtücke, die ſich in derſelben Spielerei gefallen, ein Paternoſterleich und ein Gedicht von der Siebenzahl[184]) darin benutzt ſind. Derſelbe apokalyptiſche Zug findet

179) Ed. Pfeiffer in Haupts Z. S. 5, 17. — Ein kleines Bruchſtück eines mit lateiniſchen Bibelſtellen durchſchoſſenen Jeſulebens theilte Bartſch mit in der Germania 4, 245.

180) Fundgruben I, 130—140, 10.

181) S. Mone's Anzeiger 8, 53, wo die Bruchſtücke geſammelt ſind.

182) Diemer l. l. p. 333.

183) Denkmäler N. 45.

184) Ib. N. 43. 44.

ſich auch in einem Gedichte vom himmliſchen Jeruſalem, (Diemer p. 361) das eine Stelle der Offenbarung Johannes frei bearbeitet und dabei mit Vorliebe auf der Auslegung der Kräfte und myſtiſchen Bedeutung der Grundſteine des himmliſchen Jeruſalems (nach einer Proſaſchrift von Marobodus † 1123) verweilt. Von demſelben Hange ſind auch die vorerwähnten drei Gedichte der Frau Ava nicht frei [185]), die als Klausnerin in Göttweig lebte († 1127) wo ſie ſich mit den franzöſiſchen Theologen bekannt gemacht hatte; wie denn auch unter den (uns erhaltenen) Gebeten einer anderen Frau dieſer Gegenden das erſte eine freie Ueberſetzung aus den Ovationen Anſelms iſt (Diemer p. 379). Zwei jener Gedichte vom Antichriſt und vom jüngſten Gerichte leiten uns zu einer beſonderen Gruppe eschatologiſcher Dichtungen über, zu zwei Stoffen, deren poetiſche Geſtaltungen im 12. Jh. über alle Weit gehen: die Vorliebe für ſie hing mit der ſündbewußten Zerknirſchung jener Geſchlechter zuſammen, die von der Erwartung des Weltunterganges aufgeſchreckt waren. In dem Antichriſt der Frau Ava iſt die Weiſſagung nach der Offenbarung Johannis noch ſehr allgemein und ohne apokryphe Zuthaten ausgeführt; ein etwas jüngerer fränkiſcher Dichter, der arme Hartmann, hatte nach einigen Verſen (1626 ff.) ſeines Credo, auf das wir zurückkommen, vom Antichriſt geſchrieben: ſchwerlich iſt dieß der Entchriſt, der uns in einer Handſchrift des von Bamberg aus geſtifteten Kloſters Gleink erhalten iſt [186]). In ihm ſieht man ſchon, wie ſich die

185) Von den Gaben des h. Geiſtes (Diemer p. 276, 4.), vom Antichriſt (ib. p. 280 ff.) und vom jüngſten Gericht (ib. p. 283 ff.). Ihr ſchrieb man bisher auch das Vorauer Leben Jeſu zu, dem dieſe 3 Gedichte in der Vorauer wie in der Görlitzer Hſ. unmittelbar angehängt ſind, indem man die Schlußworte (Diemer p. 292) dizze buoch dihtôte zweier chinde muoter mit auf das Jeſuleben zurückbezog. Das ſeine Gewebe von Vermuthungen, mit dem Diemer erſt in ſeiner Ausgabe der Vorauer Hſ., und noch ſpäter in ſeinen kleinen Beiträgen zur älteren d. Spr. u. Lit. Wien 1856—58. Heft 3. 4. dieſe beiden Kinder Ava's auszumitteln ſuchte, wollen wir dem Leſer ſelbſt zu prüfen überlaſſen.

186) Fundgruben 2, 104.

einfachen Quellen der Offenbarung und der Kirchenväter (Lactanz und Auguſtin) mehr und mehr epiſch formten: es wird hier dem Gegenchriſt oder Endchriſt ſchon eine Gegengeſchichte, 30 Jahre Stillleben und drei Jahre ſeiner pſeudomeſſianiſchen Laufbahn gegeben. Ueber die Zeichen vor dem jüngſten Gerichte giebt es mehrere Gedichte des 12. Jhs.[187]; mehr vereinzelt ſteht das Bruchſtück einer Rede[188], die im Gegenſatz zu der üblichen ſchreckhaften Behandlung der letzten Dinge von der Burg des Himmelreichs eine glänzende, von gelehrten Abſchweifungen nicht freie Darſtellung entwirft. Im 13. Jh. traten dieſe Stoffe mehr zur Seite; ſie wurden dem weicheren Geſchlechte zu düſter und hart; im 14. Jh. kehrten ſie mit der Verwilderung der Zeiten wieder zurück.[189]

Dem milderen 13. Jahrhundert empfahl ſich mehr die fromme Beſchäftigung mit Maria, die gegen das ſtrenge letzte Gericht ein Schirm und Schutz war. Ihre Verehrung hatte ſchon unter Juſtinian begonnen und als ihr im 7. Jh. Bonifaz IV das Pantheon weihte, galt ſie bereits allgemein als die Fürſprecherin der Menſchen und ſtand ihnen als ſolche näher als Gott ſelbſt. Für ihren poetiſchen Cultus finden ſich mit die früheſten Belege wieder in Oeſterreich, obwohl er ſchon im Anfang des 12. Jhs. gleichmäßig über ganz Deutſchland ausgebreitet erſcheint. Ein Marienleich (aus Arnſtein an der Lahn) von einer „armen ſündigen", aber beleſenen und

187) Das älteſte darunter aus einer Hamburger Hſ. Fundgruben 2, 135. Ein anderes in Haupts Z. S. 1, 117. Vgl. E. Sommer, ib. 3, 325. O. Schade, Crescentia p. 42 ff. C. Michaelis in Herrigs Archiv 46, 33—60. (1870.)

188) Mitgetheilt in Haupts Z. S. 8, 145 von Schmeller, der den Verfaſſer oder Schreiber des Gedichts für einerlei Perſon hält mit dem Verf. der Windberger Pſalmenüberſetzung (1178), die Graff 1839 herausgab und zu der Schmeller (ib. p. 120.) einen Anhang lieferte.

189) Ein Antichriſt aus dieſer Zeit in Haupts Z. S. 6, 369. zu dem ſich die lat. Quelle aus dem 10. Jh. von Abt Adſo (in Alcuini opp. ed. Forban 2, 527.) gefunden, die ſich etwas ſpäter (vgl. Haupts Z. 10, 265) ein Albwinus angeeignet hat; aus ihr wird auch der Gleinker Entchriſt geſchöpft haben.

gebildeten Frau gedichtet[190], beginnt mit einer Verherrlichung der Jungfrau z. Th. nach den Verkündungen Jeſaias, beſingt dann ihre Ehren im himmliſchen Hof und ſchließt mit Anrufungen ihrer Hülfe. In Melk iſt um die Scheide des 11—12. Jhs. ein ſchönes, von Gleichniſſen auf die Jungfrau blühendes, aber einfaches Lied geſchrieben worden[191]; ihm reihen ſich ein (dem Moſes der Vorauer Hſ. angefügtes) Marienlob und zwei Marienſequenzen aus S. Lambrecht und Muri an[192]: aus allen ſieht man, wie den Poeten der Zeit die bilderreiche Beredſamkeit zuſtrömte, die ſie aus den nun ſchon hochangehäuften lateiniſchen Mariendichtungen aus dem Vollen ſchöpfen konnten. In dieſen und ähnlichen (uns nicht erhaltenen) Liedern und Leichen, für Einzel- und Volksgeſang beſtimmt, ſchien nun in dieſen Zeiten vollbracht zu werden, was einſt die idealen Zwecke Otfrieds waren: der Probſt Gerhoch von Reichersberg wenigſtens rühmt um 1147: es ſei jetzt ein neuer Frühling in dem Weinberg des Herrn angebrochen; neue Lieder zu Chriſti Lob erſchallten ſelbſt im Munde der Laien, in der Volksſprache, in der deutſchen beſonders, die für ſolche Geſänge vorzüglich geeignet ſei; ſo daß nun Niemand mehr ſchmutzige Lieder öffentlich zu ſingen wage[193]. Nicht alles freilich hielt ſich in dieſer Lyrik auf gleicher Höhe. Von einem niederrheiniſchen Prieſter, der das Lob der Maria „auch noch anders“ geſchrieben, beſitzen wir eine Reihe von Marienliedern aus dem Ende des 12. Jhs., deren poetiſchen Werth der Herausgeber ſelbſt[194] ihres engen Gedankenkreiſes und ihrer Eintönigkeit wegen nicht hoch anſchlagen

190) Denkmäler N. 38.

191) Ib. N. 39. Aus Pfeiffers Nachlaß in photographiſcher Nachbildung herausg. von J. Strobl. Wien 1870. 4°.

192) Denkmäler N. 40—42.

193) De corrupto ecclesiae statu. Pez, thesaur. 5, 794.

194) W. Grimm in Haupts Z. S. 10, 1. Aus derſelben Hannover'ſchen Hſ., aus der dieſe Lieder bekannt ſind, iſt auch eine kleine Dichtung „Unſerer Frauen-Klage“ (ib. 1, 34. und in O. Schade's Niederrhein. Gedd. p. 200.), die wir uns begnügen erwähnt zu haben.

mag. — Dieſen lyriſchen Marialiedern reihen ſich dann größere epiſche oder hymniſche Gedichte an über ihr Leben und ihre Himmelfahrt, an ſie wieder die verwandten Erzählungen von Chriſti Kindheit u. a.: ſie erweitern den Kreis der neuteſtamentlichen Dichtungen; ſie ergänzen den bibliſchen mit apokryphem Stoff und bereiten uns dadurch auf den Uebergang in die Legende vor, auf deren poetiſche Geſtaltung wir zurückkommen müſſen. Die Krone der uns erhaltenen Dichtungen dieſer Gruppe iſt das Marienleben von einem Prieſter Wernher (1172), das der Dichter ſelbſt[195]) bald eine Rede bald ein Lied, oder (nach der Vertheilung des Stoffes) drei Lieder von der Jungfrau nennt: es iſt in ſeiner alten ächten Faſſung nur in Bruchſtücken[196]), vollſtändig nur in zwei verſchiedenen noch dem 12. Jh. angehörigen Ueberarbeitungen erhalten, die das vorwiegend noch in Aſſonanzen und oft ungeregelten Verſen verfaßte Gedichte den ſpäteren verfeinerten Kunſtanforderungen anzunähern ſuchen[197]). Seine Quelle, das apokryphe Ev. Matthäi de nativitate Mariae, gibt der Dichter ſelber (V. 83 ff.) an; was nicht ausſchließt, daß er auch ſchon Verarbeitungen der betreffenden Ueberlieferungen vor ſich hatte, da er auch Züge aus dem ſog. Protevangelium Jacobi[198]) anführt; an der Aechtheit dieſer Quellen hat der Dichter nicht den geringſten Zweifel. Und dieſe naive Gläubigkeit durchzieht die ganze poetiſche Atmoſphäre der kindlichen Wunderwelt in der er uns athmen macht. Was die beſten der prieſterlichen Poeten dieſer Zeiten auszeichnet, Kenntniß,

195) Den man früher in einem Mönche Wernher von Tegernſee ſuchte, jetzt in einer Augsburger Urkunde von 1180 als Presbyter der Domkirche unſerer l. Frau in Augsburg ausgefunden zu haben glaubt. Vgl. Bartſch, Germ. 6, 117.

196) Docen Misc. 2, 104. (Vgl. Fr. Keinz in den Sitz. Ber. der Münchner Akad. vom 6. Nov. 1869. p. 295 ff.) Mone's Anz. IV, 156. Germ. 7, 305. Anzeiger des Germ. Muſeums 9, 112.

197) Die Eine jüngere (aus einer Berliner Hſ.) in den Fundgr. 2, 145.; die andere der urſprünglichen Faſſung nähere (aus einer Wiener Hſ.) in Feifalik, des Prieſters Wernher driu liet von der maget. Wien 1860.

198) Schade, liber de infantia Mariae et Christi salvatoris. Halis 1869.

ſchlichte Einfalt in Ton und Sprache, in der Geſinnung patriarchaliſcher Geiſt, in der poetiſchen Ausführung behagliche Fülle und ausgemalte Bilder wie ſie die ſpäteren Dichter nicht kennen, in der geſammten Behandlung jene Würde und Wärme, bei geſunder Verſtändigkeit jener kräftige gemüthvolle Ton der aus dem Herzen quillt, das kennzeichnet mehr als Jeden dieſen liebenswürdigen Sänger; ihm hatte noch die ſchale Lectüre der fremden Romane den Geſchmack nicht verdorben[199]. Noch bleiben hier die ſpäter ſo geläufigen, z. Th. ſo ſeltſamen Vorſtellungen von Maria's Verhältniß zur jungfräulichen Erde, der Menſchenerlöſung u. dgl. im Hintergrunde, wie es in einer epiſchen Dichtung billig iſt; die Anſicht von ihrer Fürſprache im Himmel trägt noch nichts ſo Misbräuchliches in ſich, wie ſpäter; die lyriſchen Erhebungen ſtehen am rechten Orte; die Gleichniſſe ſind weder ſo wunderlich noch ſo ſchwülſtig überladen, wie in den meiſten ſpäteren Mariagedichten, nicht ſelten eigenthümlich und nicht einmal in den Wiederholungen der Folgezeit zu finden. Wir würden in dem Gedichte einen ächten Hymnus beſitzen, wenn nur mehr Maas gehalten und der Eindruck nicht durch gedehnte Breite und durch die langen Reden und geiſtlichen Bezeichnungen geſchwächt wäre, die das Werk an die geiſtliche Literatur der jüngſtvergangenen Zeit anknüpfen. Ein älteres öſterreichiſches Lied von unſerer Frauen, von einem Meiſter Heinrich, iſt verloren, das Konrad von Fuſſesbrunnen (in Niederöſterreich) in ſeinem Gedichte von unſeres Herren Kindheit[200] erwähnt. Dieß Werkchen nennen wir hier nur um des gleichartigen Inhalts aus gleichartigen Quellen willen[201], da uns

199) Mit dem franzöſ. Marienleben von Wace (ed. Luzarche. Tours 1859) hat Wernhers Gedicht nichts zu thun. Wogegen Feifalik ein altböhmiſches Marienleben nach Wernher gearbeitet glaubt. Sitz. Berichte der Wiener Akad. 32, 300.

200) Herausgeg. in Hahns Gedd. des 12. u. 13. Jhs. p. 67. und von J. Feifalik. Wien 1859. Vgl. Bartſch, Germ. 5, 247. und A. Gompert, de tribus carminibus theotiscis Comment. inaugur. Halis Sax. 1861.

201) Die apokryphen lat. Evangelien de infantia Christi. Ein griechiſches

der Dichter (der in Urkunden von 1182—6 nachgewieſen iſt und ſeine Bekanntſchaft mit Hartmann von der Aue verräth, wie ihn wieder Rud. von Ems gekannt und ſelbſt nachgeahmt hat,) nach ſeiner Lebenszeit in den Anfang des 13. Jhs. vorrückt, wie nach der ganzen gefälligen, gewandten Darſtellung, die ſich in der Reimweiſe, in der Breite der Erzählung, in der Manier des Dialogs, der Beſchreibungen, der ſittlich kritiſchen Betrachtungen der höfiſchen Poeſie einreiht, obwohl ſie noch mehr von dem Geiſte der frommen älteren Zeit durchzogen iſt. Demſelben Dichter glaubte Wackernagel auch eine farbloſe Erzählung von Chriſti Tod und Auferſtehung, die Urſtende[202]), zuſchreiben zu ſollen, die Pfeiffer dagegen dem Konrad von Heimesfurt (im Rieß in Schwaben) zuwies, dem Verfaſſer eines trockenen und leeren Gedichtes von unſerer Frauen Hinfahrt[203]), das ſeinen apokryphen Gewährsmann ſelber nennt, den vom Evangeliſten Johannes eingeſetzten Biſchof „Milto von Sardonia" (Melito von Sardes[204]). Auch die Urſtende, die wie die Himmelfahrt in ihren Anklängen an Gottfr. von Strasburg eine noch etwas ſpätere Entſtehung als die Kindheit Jeſu verräth, nimmt ihren Stoff aus dem apokryphen Evangelium Nicodemi, das die ächten Evangelien mit legendariſchen Erzählungen von der Höllenfahrt und von Pilatus und Veronica ergänzt. Von dieſem Pſeudoevangelium Nicodemus ſelbſt,

---

Bruchſtück unter dem Namen des Apoſtels Thomas und ein reichhaltigeres lat. aus dem Arabiſchen überſetztes Stück bei Fabricius, l. l. Bekanntlich finden ſich ſchon im Koran einige der naiven Chriſtkindſagen, die nachher im Abendlande verbreitet waren.

202) Ed. Hahn l. l. p. 103. Daß Heimesfurt ihr Verfaſſer iſt, iſt jetzt durch das ihn nennende Akroſtichon nachgewieſen. Germ. 15, 157.

203) In Haupts Z. S. 8, 156.

204) Die lateiniſche Quelle (S. Melitonis episc. Sardensis de transitu virginis Mariae liber) iſt erhalten in zwei abweichenden Recenſionen, die beide (wie verſchiedene orientaliſche Bearbeitungen) auf ein altes griechiſches Original (4. Jh. oder noch älter) zurückgehen. Alle drei in Tischendorf, Apocalypses apocr. Lips. 1866. p. 95—136. Welchem der lat. Texte Heimesfurt, welchem ſpäter das deutſche Paſſional folgt ſ. ib. p. XXVIII.

aus dem auch in Frankreich André de Coutances in dieſer Zeit einen roman de la résurrection du Sauveur machte, hat ein mitteldeutſcher Dichter, wahrſcheinlich Heinrich Heſler [204a]), gegen Ende des 13. Jhs. eine poetiſche Bearbeitung gemacht, die in drei Handſchriften (in Görlitz, Stuttgart und Schwerin) und mehreren Bruchſtücken in verſchiedenartiger Behandlung erhalten iſt. Auch von der Pilatuslegende iſt das Bruchſtück von einer mitteldeutſchen Dichtung vom J. 1187 erhalten [205]): den Inhalt muß uns die lateiniſche Quelle des Dichters ergänzen, wohl das von Mone bekannt gemachte lateiniſche Werkchen, das wie auch eine ähnliche Legende von Judas kurz gefaßt und leichtfertig behandelt iſt, etwa wie die lateiniſchen Thiergedichte, von einem romfeindlichen Geiſtlichen, der auch von der Glaubwürdigkeit der Legende nicht ſehr gläubig zu denken ſcheint [206]). Der Form nach iſt dies Gedicht eines der erſten, wo nicht das erſte, das die Geſetze der Verskunſt des 13. Jhs. anwendet und die Reime in voller Reinheit durchführt: der Dichter bekämpft den, der die Ungefügigkeit der deutſchen Sprache behauptet, die ſich biegſam zeigen werde ſobald man ſie wie den Stahl auf dem Amboß bearbeiten wolle. — Mit dem Inhalte dieſer Dichtung aber ſtreifen wir in ein Gebiet über, das wir erſt ſpäter durchwandern wollen.

Was wir bisher betrachtet haben, beſchließt noch lange nicht die Gruppe der frommen Dichtungen, die durch den eigenthümlichen Geiſt der religiöſen Erweckung des 11. und 12. Jhs. zuſammengehalten ſind. Es lag nahe, daß neben den erzählenden und ſangbaren religiöſen Dichtungen auch lehrhafte Stücke entſtanden, daß ſich Beichte, Litanei, Bekenntniß und Predigt ebenſowohl wie die bibliſche Geſchichte in dichteriſches Gewand kleiden würden. Die Handlungen der religiöſen Sage ſind gerecht und fromm, die Helden ſind Heilige, die

204a) S. Pfeiffers Altdeutſches Uebungsbuch. Wien 1866. S. 1.
205) Maßmanns Gedichte des 12. Jhs. 1, 145.
206) Mone's Anzeiger 4, 425. Die Legende von Judas ebenda 7, 532.

Erzählung von ihrem Beiſpiele führte graden Weges in die Lehre hinüber. In dieſer Richtung bewegt ſich eine weitere Gruppe geiſtlicher Dichter und Dichtungen dieſer Zeiten. Der fränkiſche Dichter, den wir ſchon gelegentlich nannten, der „arme Hartmann", gibt uns in ſeiner Rede „vom Glauben"[207], die ſchon in die ſtaufiſche Zeit herabreicht, eine umſchreibende Predigt voll Latein und Gelehrſamkeit über die Glaubensformel, wo er die Legende zur Einſchärfung ſeiner Lehren benutzt, die überall im Geiſte der vorher beſprochenen Dichtungen von Uebermuth, Reichthum, Gewaltthat und weltlicher Ehre hinweg der Gottesfurcht und Rettung der Seele zuleiten. Dieſe gereimten „Reden" oder Predigten bilden durch die ganze Zeit des 12. Jhs. eine ganz förmliche poetiſche Gattung, in der man auch über den bibliſchen Stoff hinübergreift. Dieſer Art ſind einige Niederrheiniſche Stücke (einer ſchlechten Hannoverſchen Handſchrift), die man früher einem Pfaffen Wernher vom Niederrhein zuſchrieb[208], der ſich aber nur als den Verfaſſer Eines Gedichtes (von den vier Scheiben) nennt; in vier anderen, darunter die zwei Legenden von Veronica und Veſpaſianus, heißt der Dichter, wohl mit ſeinem wirklichen Bei- oder Geſchlechtsnamen[209], „der wilde Mann." Unter ſeinen conſonantiſch genau gereimten Stücken iſt eine Rede von der „Girheide", die ganz in dem Sinne des armen Hartmann das weltliche Treiben bekämpft und ſelbſt die geiſtliche Buße, die Vermönchung am Ende eines habgierigen Lebens verwirft. Dieſer Art iſt ferner die am Schluſſe der Bücher Moſis (Diemer p. 85, 4—90) angehängte „Wahrheit" (vor 1175), ein „Lied," in Wahrheit aber eine Warnungspredigt die den Himmel loben und den Teufel verleiden will. In einem vollen Gegenſatze zu dieſen mehr oder minder mönchiſch gefärbten Stücken liegt eine Reihe anderer, die mehr rein ſittliche Grundſätze welterfahrener Männer ausſprechen. So die Rede vom Recht

207) Maßmann l. l. p. 1 ff.
208) Wernher vom Niederrhein, ed. W. Grimm. Gött. 1839.
209) Vgl. Pfeiffer Germ. 1, 223.

und ein allegoriſches Gedicht, die Hochzeit, von einem kärntiſchen Weltgeiſtlichen[210]), der von der Ehe geſunde Begriffe hat und gegen die gebührlichen Freuden der Weltkinder nachſichtig iſt. So eine oberdeutſche Rede von der Mâze[211]), aus der ſtaufiſchen Zeit, die ohne pfäffiſchen und gelehrten Anſtrich Männern und Frauen die Vorzüge dieſer Mutter aller Tugenden aus ganz weltlichen Geſichtspuncten ans Herz legt. So die Rede des Thüringers Werner von Elmendorf (aus dem letzten Viertel des 12. Jhs.)[212]), die in der wiederholt ausgeſprochenen Abſicht, den Menſchen zu lehren was er zu ſeinen Ehren bedarf, eine Reihe nicht geiſtlicher ſondern weltlicher Vorſchriften enthält, die nicht aus der Bibel, ſondern aus einer Anzahl römiſcher Schriftſteller gezogen ſind, mit denen die Bibliothek des Probſtes von Heiligenſtadt, Dietrich von Elmendorf, wohl beſetzt geweſen ſein muß, welche der Dichter zu ſeiner Rede benutzte.

Nicht allein aber bei dieſen weltlich-gerichteten, auch bei unſeren geiſtlichen Dichtern iſt das Lehrgedicht ſogleich disciplinariſch, und hier und da ſatiriſch bitter, wie wir es ſpäter immer finden werden. Hartmann wendet ſeinen moraliſchen Eifer gegen die Ritterſchaft; er iſt ein Mann des geiſtlichen Standes, den er preiſt und rühmt; der „arme Knecht Heinrich" dagegen, von dem die Gedichte vom Pfaffenleben und „von des Todes Gehügede" ſind[213]), eifert mit erklärter Bitterkeit gegen die Geiſtlichen, wiewohl er Ritter und Frauen ebenſo wenig ſchont. Er nennt ſich ſelbſt einen Laien, deſſen anſchaulicher Lebendigkeit man anſieht daß er die Welt gekannt hat,

---

210) In Karajans d. Sprachdenkmalen.

211) Ed. Bartſch. Germ. 8, 97.

212) In Haupts Z. S. 4, 284.

213) Heinrich von Melk, ed. Rich. Heinzel. Berlin 1867. Vgl. W. Scherer in der Z. S. für öſterr. Gymnaſ. 1868. p. 564 ff. Einen in dem Gedichte erwähnten Erchenfried bezog Diemer (Kl. Beiträge Heft 3.) auf einen Prieſter dieſes Namens (1090—1120) in Göttweig; Heinzel nach Maßmanns u. Lachmanns Vorgang auf den Abt Erchenfried von Melk (1121—63.).

deſſen Kenntniß von dem Leben und den Freuden der Ritterſchaft, deſſen ſchonender Rückſicht gegen die Ritterfrauen, deſſen Rückſichtsloſigkeit gegen die Bürgerfrauen man abſehen will, daß er ein Mann des Adels war, der aber aus Weltverachtung oder aus bitteren Erfahrungen das geiſtliche Gelübde ablegte und dann als Laienbruder ſich ſeine theologiſche Bildung aneignete, die ihn mit einer Reihe von franzöſiſchen Theologen, beſonders aber mit Honorius von Autun bekannt ausweist. Der Dichter, der, in den Verſen noch ohne ſtrenge Regel, in den Reimen dagegen ſchon ein Streben nach größerer Reinheit zeigt, verbindet alte Kraft und neue Gewandtheit in den beiden Gedichten, die uns in ſocialem Sinne vortrefflich die Uebergangszeit bezeichnen, wo ſich die aufkommende ritterliche Bildung und Sitte mit der geiſtlichen kreuzt: in der Zeit, wo die ritterlich epiſche Dichtung eben erſt ihre Entwicklung recht beginnt, leiten ſie bereits die didaktiſche Satire und Sittendichtung ein, deren weitere Ausbildung nachher die Epik gleich in der Zeit ihrer höchſten Verfeinerung untergrub. Ein Mann von energiſchem Gefühlsſtande, dem es um Frömmigkeit Wahrheit und Zucht ein herber Ernſt iſt, zürnt der Dichter in der ungekünſtelten, oft ungeſtümen, von Entrüſtung beflügelten Beredſamkeit ſeiner geharniſchten Bußpredigt über den Frauenumgang der Pfaffen, über ihr üppiges Leben aus dem die Laien Argwohn nehmen. Wenn man das Himmelreich mit herrlicher Speiſe, mit wohlgeſträhltem Barte und hochgeſchornem Haare erwerben könnte, ſo wären ſie alle heilig. Durch ihr böſes Beiſpiel verleiteten ſie die Laien, der Blinde führe den Blinden in die Grube. Nächſtdem bezüchtigt er die Frauen der herrſchenden Laſter, die einhergehen in langen Gewanden, daß der Falten Nachwurf den Staub erregt, als ob das Reich bei ihrem hoffärtigen Gange deſto beſſer ſtehe, die mit fremder Farbe auf der Wange und mit gelbem Gebände über ihren Stand hinausſtreben. Unter den Rittern herrſchen die böſen Sitten, daß ſie den Armen nichts geben und in ihrer Unterhaltung nichts als buhleriſche Reden führen und ſich des Böſen rühmen, das ſie thun. Der

Dichter beſinnt ſich plötzlich, daß ihm dieſe Schilderung des „gemeinen Lebens“ zu breit gerathen iſt; er hält nun die Schrecken des Todes, der die Eitelkeiten dieſer Welt zerſtört, gegen die Herrlichkeiten des ritterlichen Lebens und Frauenverkehrs: überall blickt der Gedanke vanitatum vanitas hervor, der auch dem Pfaffen Lambrecht, dem Dichter des Alexanderliedes, die Hand führte. Strenger noch eifert Heinrich in dem (nur fragmentariſch erhaltenen) „Pfaffenleben“, auf das er in der Todescrinnerung V. 395 Bezug nimmt, empört von dem Mangel an Uebereinſtimmung zwiſchen Prieſterleben und Lehre, gegen die weltlichen Laſter der Geiſtlichkeit: faſt in dem Stile der bitterſten mönchiſchen Zeloten der Zeit, eines Peter Damiani oder Gerhoch von Reichersberg. Wegweiſend zu Weltentſagung und Abtödtung im ſtrengen Kloſterleben bekämpft er die Simonie und Habgier der Geiſtlichen, denen er ſelbſt Handarbeit und Gartenbau, wie die Goliarden es nannten: die Geſellſchaft von Ochs und Eſel, verargt. Beſonders heftig aber kehrt er ſich gegen die Unzucht der Männer, die mit verunreinigten Händen den Körper Chriſti im Meßopfer berühren, die ſich in höfiſchem Gebaren in den Frauendienſt der Ritter eindrängen und in deren Weiſe Becher reichen, auf weichen Polſtern manches Spiel beginnen, von Minne reden, davon ſie viel ſchreiben hören, und in dem Umgang mit wohlgethanen Weibern wohl gern die Laien verdrängten, da ſie doch keine um ſich dulden ſollten als Mutter oder Schweſter. Der Prieſter iſt nach dem Propheten ein Engel und ſoll auch engliſch lieben, ihm gebührt nicht die „Gemeinheit und Höfiſchkeit“ der Ritterſchaft, ſondern Keuſchheit, Wohlthun, Gaſtlichkeit, Schirm der Wittwen und Waiſen. An dem neuen Elemente der geſelligen Bildung, dem beginnenden Minnedienſte der Zeit, ſtößt ſich hier, ſieht man, die Sinnesart der Cluniacenſiſchen Asceten, die nicht nur aufs ſtrengſte den Cölibat predigten, ſondern wohl ſelbſt auf die Ehe überhaupt finſter blickten. Man laſſe nicht unbeachtet, daß der Eindrang des Frauenverkehrs und der Minne in Dichtung und Leben eben in die Zeit fiel, wo der Cölibat in der Geiſt-

lichkeit durchdrang. Sollte der Umgang mit dem weiblichen Geschlechte unter dem schlimmen Beispiele, das die Geistlichkeit hier zu geben gezwungen ward, nicht ganz ins Gemeine versinken, so war es wohl ein Segen, daß gerade jetzt die Ritterschaft den Frauen eine übertriebene Huldigung brachte und die Marienverehrung dem Geschlechte eine neue Heiligkeit lieh. Und sobald dieß geschah, so sieht man auch leicht, warum die Geistlichen dann nicht länger die Dichtung in Händen behalten konnten: Minnelieder und britische Liebesromane von Geistlichen bearbeitet zu lesen, wäre doch ein allzugroßes Aergerniß gewesen. Noch im 13. Jh. begegnet man einer längeren „Rede", der Warnung[214]), von einem Dichter, der sich seines früheren Weltsinnes abgethan, der in ähnlich entschlossener Weltverachtung wie Heinrich v. Melk von den Freuden dieses Lebens wegweist zu dem Glück dort oben, wo tausend Jahre wie Ein Tag sind, und gelegentlich einen strafenden Blick auf den Minnegesang von Sonnenschein, Sommerfreude, Blumen und Nachtigallen wirft, in denen man das Werk lobt, aber des Werkmeisters nicht gedenkt. — Wenn die zuletzt erwähnten Dichtungen alle ihre Spitzen gegen die lasterhafte Welt richten, so gibt es andere, in welchen sich die Dichter voll Sündergrimm und Selbstverachtung gegen sich selber kehren: der Art ist die Litanei[215]), von einem Heinrich, dem Diemer noch ein anderes Gedicht (fränkischen Ursprungs) zuschreibt, dem er in seiner Sammlung (p. 295) den Titel „Loblied auf Maria" gegeben. Der Verfasser dieses Stücks ruft aber nur im Anfang die Jungfrau um Hülfe und Fürsprache an, das Ganze ist wesentlich eines Laien offene Beichte vor Gott, in der er sich von der Wiege auf aller ärgsten Sünden beschuldigt. Dem Geist und Inhalt nach stimmt dies allerdings sehr

214) Haupts Z. S. 1, 438.

215) Fundgruben 2, 215. Eine erweiterte Recension bei Maßmann l. l. p. 43. Das Original gehört wohl nach Kärnten, die Umarbeitung nach Oesterreich. Für Columban ist darin, wie mich W. Scherer aufmerksam macht, Coloman zu setzen, auf den allein die legendarischen Züge passen.

gut zu der Litanei, dieß muß aber bei der offen getriebenen Freibeuterei in dieſen Dichterkreiſen nicht zur Annahme von einerlei Verfaſſer führen. So berührt ſich dieſe Beichte mit dem „verlorenen Sohn“ der Millſtädter Handſchrift[216], ein Gedicht das man (wie das Loblied auf Maria) beſſer als Bußgebet oder Sündenklage bezeichnet[217]. Dieſe Sündenklagen, aus der Büßerangſt dieſer Zeiten der Mönchsasceſe entſtanden, berühren ſich genau mit dem Cultus der Jungfrau und der Mariendichtung.

In der Hauptmaſſe der bisher beſprochenen Dichtungen befanden wir uns auf öſterreichiſchem Boden; nur gelegentlich wurden wir durch einige analoge Erſcheinungen in den Weſten Deutſchlands zurückgeführt. Manches aber von den öſterreichiſchen Erzeugniſſen hatte ſehr bald den Weg über die Grenze gefunden. Einzelne Theile der Vorauer und Lambrechter Handſchriften, Heinrichs Litanei u. A. erſcheinen noch im 12. Jh. am Rhein überarbeitet wieder; andere weltliche Dichtungen werden wir gleich nachher in Oeſterreich und am Rhein zugleich auftauchen ſehen. Am Niederrheine beſonders, am entgegengeſetzten nordweſtlichen Ende Deutſchlands, ſchien im Geiſtlichen und Weltlichen ein ähnlicher Dichtungstrieb in ganz gleicher Regſamkeit lebendig ſeit dem 12. Jh.: zu den öſterreichiſchen Mariendichtungen und poetiſchen Reden haben wir niederrheiniſche Seitenſtücke bemerkt; den oberdeutſchen Legenden werden wir ſofort eine ſelbſtändige niederrheiniſche Literatur zur Seite ſtellen können; den erſten öſterreichiſchen Minneſängern und Epikern folgen andere am Mittel- und Niederrhein auf dem Fuße; eine ganze Reihe der in jenen öſterreichiſchen Klöſtern erhaltenen Poeſien hat man ſogar verſucht, ihrer dialektiſchen Beſchaffenheit wegen gradezu dem Nieder-

216) In Karajans d. Sprachdenkmalen p. 45. Vgl. Bartſch, Germ. 7, 278. Diemer, Kl. Beiträge 5, 116.

217) Das in Haupts Z. S. 3, 518 gedruckte Fragment eines Gedichtes von St. Paul iſt ein Stück aus dieſem Bußgebet. Germ. 7, 280.

rheine zu vindiciren[218]). In einzelnen dieſer Werke iſt auch die dialektiſche Miſchung der Art, daß die Entſcheidung, ob Geburt oder Wohnort eines Schreibers mehr in ſeiner Schrift vorſchlägt, ohne beſondere Anhaltpuncte kaum zu treffen iſt. In dieſer Beziehung erſcheint das Schriftthum dieſer Zeit als ein genaues Abbild deſſen, was ſich im Leben ſelber geſtaltet haben mußte: die Menſchen ſelber miſchten ſich in einer vorher unbekannten Weiſe durch die maſſenhaften Wanderungen und Verſetzungen der Mönche ſeit den tumultuariſchen Bewegungen der Cluniacenſer, durch die gewaltſamen Vertreibungen und Umſiedlungen während der Bürgerkriege, durch die Anſammlungen und den Verkehr der Kreuzfahrer. Auf dieß Durcheinanderrütteln aller deutſchen Stämme läßt ſich zurückführen, was der ganzen Literatur der ſaliſchen und der anfänglichen ſtaufiſchen Periode den Stempel einer merkwürdigen Uebergangszeit aufdrückt. Das ideale Moment in dieſer Bewegung iſt das in den Dichtungsurkunden nun zuerſt auftauchende Bewußtſein des gemeinſamen nationalen Verbandes der Deutſchen: die Dichtung iſt und heißt nun nicht mehr eine ſächſiſche oder fränkiſche, ſondern der Dichter der Geneſis dankt dem h. Geiſte für die Gunſt, daß er die Freude ſeines Volkes „mit deutſchem Munde“ verkünden dürfe. In der althochdeutſchen Periode gab es nur Dialekte, wie ſie ſich im Kriſt und Heliand ſo ſcharf geſchieden gegenüber liegen; in dieſen Zeiten aber begann ſich unter der Miſchung, Reibung und Abſchleifung der Mundarten eine allgemeine Schriftſprache auszubilden, welche die mundartlichen Verſchiedenheiten zurückdrängend Schriftwerke erzeugte, die ſich mehr und mehr eigneten aus provinziellen Beſitzthümern deutſche Gemeingüter zu werden. Bei dieſem Prozeſſe erhielten die Dialekte der mitteldeutſchen Stämme (das „mittelſte Deutſch“, wie ſie in einer Ueberſetzung der Evangelien im 14. Jh. heißen,) im Geleite des Neufränkiſchen, des Mittelfränkiſchen, die überherrſchende Wirkung und entſcheidende Bedeutung.

218) O. Schade, Niederrheiniſche Gedichte des 14. u. 15. Jhs. 1854.

Dieſe Mundarten, im Lautſyſteme untereinander übereinſtimmend, vom Ober- und Niederdeutſchen gleichmäßig abweichend aber mehr zum Oberdeutſchen geneigt, waren naturgemäß beſtimmt und geeignet, zwiſchen dem Hoch- und Plattdeutſchen ein vermittelndes Bindeglied abzugeben: der binnendeutſche Vocalismus drängte ſich daher in der ſich umgeſtaltenden Sprache vor unter allmählicher Einführung des Umlauts, unter Zuſammenziehung älterer Doppellaute in lange Vocale oder Erweiterung langer Vocale in Diphthonge; die volltönigen, mannichfaltigen und dialektiſch verſchiedenen Flexionsvocale ſchwächten ſich in gleichmäßige tonloſe i und e ab. Dieſe Umwandlung vollzog ſich aus einleuchtenden Gründen langſamer in Alemannien, wo die Geiſtesbildung in dieſen Zeiten ſtockte; ſie vollzog ſich ſelbſtgewachſen, ohne Abſicht oder künſtliche Pflege, am früheſten in Oeſterreich, wo die neu aufblühenden Klöſter ſich aus allen Theilen Deutſchlands bevölkerten, über das ſich lange Zeiten hindurch die Pilger- und Kreuzzüge hinüber wälzten: ſo wurde dieß Land, und dieſe eben durchwanderte Literatur die Eſſe, in der das Metall der deutſchen Sprache ſo vorgeglüht wurde, daß dann in der ſtaufiſchen Periode ihre Ausſchmiedung zu der gemeinſamen, überraſchend reinen Schriftſprache des Mittelhochdeutſchen leicht war, in der das Mundartliche auf den landläufigen Vocalismus, auf die Wurzellaute, zurückgeſchränkt ward, in den abgeſchliffenen Beugungs- und Ableitungsſilben aber volle Gleichmäßigkeit eintrat. Daß dieſe Schriftſprache weſentlich auf mittelbinnendeutſcher Grundlage ruht, iſt eben ſo in der Natur der Dinge gegeben, wie daß es mitteldeutſche Stämme gibt, die in Temperament und Naturart die Gegenſätze der Flach- und Bergländer ausgleichen. Wie es denn eben ſo naturgemäß erſcheint, daß dieſe Gemeinſprache an den ſaliſchen und ſtaufiſchen Höfen vorzügliche Aufnahme und Förderung fand und ſo die Norm der höfiſchen Kunſt der nächſten Zeit ward, wie daß unſere heutige Schriftſprache bei ihrer ſpätern Neuumwandlung in den Reichstagen und kaiſerlichen Kanzleien einen beſonderen Anhalt fand. — Mit den angedeuteten

Veränderungen der Sprache hing dann die durchgreifende Umbildung der poetiſchen Technik, der Reim- und Verskunſt zuſammen. Im Althochdeutſchen beſaßen die Flexionsſilben den vollen Tongehalt um Reime tragen zu können; in den Dichtungen des letzten Viertels des 11. und des erſten Viertels des 12. Jhs. finden ſich nur noch ausnahmsweiſe ſolche volltönende Flexionen in den Reimen, um dann ſeit der Mitte des 12. Jhs. ſo gut wie ganz zu verſchwinden. Dem früher ausſchließlichen ſtumpfen Reime konnte nun erſt der klingende zur Seite treten, die Aſſonanz nun erſt dem regelrechten, zunächſt vocaliſch dann auch conſonantiſch gereinigten Reime mehr und mehr weichen, die poetiſche Sprache nun erſt, gegen den Verluſt koſtbarer Eigenſchaften freilich, den Gewinn geſchmeidiger weicherer Formen eintauſchen, die zu einer größeren Beweglichkeit für Erzählung und Lehre zu verwerthen waren. Indem ſich, der ſtrophiſchen Lyrik zur Seite, die kurzen reimgepaarten Verſe zum Erzählen und Vorleſen ausbildeten, war bei dieſem Uebergange lange Zeit hin das Abweichen von den ſtrengen Versgeſetzen, wie ſie ſich Otfried in ſeiner z. Th. dem Geſang beſtimmten Dichtung auferlegte, um ſo natürlicher, je weniger grade den geiſtlichen, ganz auf ihre Stoffe gerichteten Poeten die Form in Betracht kam: bis dann auch in dieſer Beziehung das Singen und Sagen der klaſſiſchen ſtaufiſchen Zeit zu einer hohen Vollendung der formalen Schönheit und Geſetzlichkeit hinführte. — Wie in dieſen techniſchen Dingen ſo ſtellt ſich auch in allen anderen Beziehungen, gegenſtändlich in den Stoffen und perſönlich in dem Stand und der Natur der Poeten, in der Dichtung dieſer Uebergangszeit eine innere Umwälzung dar, die von der althochdeutſchen zur mittelhochdeutſchen Periode unſerer poetiſchen Literatur hinüberführt. Die religiöſe Dichtung in Franken und Oeſterreich rückte uns in die bibliſche Sphäre der Vulgardichtung der karolingiſchen Zeiten zurück und hielt uns in dem trocknen Stile aller anfänglichen heiligen Kunſt feſt, die des Schmucks entbehren kann um ihres Inhalts willen. Die meiſten dieſer frommen Dichter ſind ſelber ihres Ungeſchickes geſtändig,

ſie vertrauen aber alle auf die Hülfe des h. Geiſtes, den ſie meiſt in einerlei Sinn oder Spruch (aperi labia mea) anrufen, ihren Geiſt zu berichten und ihren ungelehrten Mund zu füllen. So lehnen ſich auch alle an fremde Stoffe und ſind gleich abhängig von fremder Weisheit, wie es Otfried und der Dichter des Heliand waren. Aber eben ſo entſchieden, wie uns dieß Alles in jene Vergangenheit zurückweist, rücken uns ganz verſchiedene Züge, veränderte Verhältniſſe, gekreuzte Richtungen in die Zukunft vor. Die Poeten des 9. Jhs. hatten ihren bibliſchen Stoff noch in aller Reinheit erhalten; jetzt ſahen wir apokryphe Legenden bereits entſtellend hineindrängen. In Manieren und Materien ſetzt ſich jene Miſchung des Heterogenſten, die wir in der Lateindichtung der Ottonenzeit beginnen ſahen, jetzt in der Vulgardichtung fort: die Miſchung ſpielmänniſcher Vortragsweiſe mit der heiligen Erzählung, die Verbindung willkürlicher Zuſätze aus den Büchern und Köpfen der Mönche mit der bibliſchen Ueberlieferung nicht nur, ſondern auch das Eingreifen der Vorſtellungen und Sittenbegriffe gebildeter Laien in die religiöſe Sittenlehre. Wenn zwar die Dichter auch jetzt noch meiſt nur die Dollmetſcher fremder Schreiber ſind, wir ſahen doch auch nun Andere zum erſtenmale aus perſönlichen oder zeitbewegenden Antrieben mit eignen Schöpfungen auftreten in Sittenpredigten voll eigener aus ſelbſterlebter Erfahrung entſproſſener Gedanken und Grundſätze. Während bisher alle poetiſchen Denkmale an das Volksleben wie feſtgewachſen ſchienen und außer Otfried kein Name laut ward, wagen ſich jetzt ſchon einzelne Poeten, und ſelbſt Frauen darunter, mit ihren Namen hervor. Da und dort trit man ſchon aus den blos religiöſen Vorſtellungen heraus in Lehrdichtungen, die aus den Geſichtspuncten ganz weltlicher Sittenlehre entworfen ſind. Zum erſtenmale ſehen wir auch Laien der höhern Stände, nicht blos wandernde Spielleute neben den Geiſtlichen in die Dichtung eintreten, die uns die Thore öffnen zu der Zeit, da ſich die ritterlichen Kreiſe der ganzen Dichtungswelt bemächtigen ſollten. Die Ausbreitung der Dichtungen über das ganze deutſche Gebiet

hin ſchien uns dann weit der bedeutſamſte unter all den Charakterzügen dieſer Uebergangszeit zu ſein: Otfried wußte noch nach Jahrzehnten nichts von dem Heliand, der ihn ſo nahe hätte berühren müſſen; als der Minnegeſang angeſtimmt ward, wurde der Sang der lyriſchen Nachtigallen über ganz Deutſchland hin vernommen, und noch raſcher verbreiteten ſich die epiſchen Dichtungen fremder Herkunft, die ſeit den mächtigen Einflüſſen der Kreuzzüge, der gewaltigſten Triebfeder in der politiſchen und literariſchen Geſchichte des Mittelalters, in Maſſe aus den romaniſchen Ländern, aus Flandern Frankreich und England nach Deutſchland herüber kamen.

Ehe wir aber zu dieſen neuen Erſcheinungen übergehen, müſſen wir noch auf jene andere Richtung poetiſcher Thätigkeit in dem Nordweſten Deutſchlands zurückblicken, von der wir oben (S. 175) vorandeuteten, daß ſie in einem ſcharfen Gegenſatze zu der frommen Dichtung im Südoſten gelegen war. Wir haben dort angeführt, daß in dem Hader des Inveſtiturſtreits Heinrich IV am Niederrhein noch in ſeinen letzten Tagen den treueſten Anhang hatte. Biſchof Otbert von Lüttich ſtand zu ihm bis zuletzt; die niederlothringiſchen Herren, die Städte waren ihm günſtig und ergeben, die Lütticher Kirche und Schule hielt feſt bei der Sache der kaiſerlichen Autorität gegen die hierarchiſchen Tendenzen der Päbſte aus. Im Kloſter Gemblour war der Chroniſt Sigebert († 1112) mitten im entbranntеſten Kampf unerſchrocken gegen die römiſchen Unthaten der Bannflüche, der Eidentbindung, der Volksaufwiegelung aufgetreten, wie im Süden Frankreichs gleichzeitig im Kloſter Fleury Hugo von S. Maria that. Selbſt ein Legendenſchmied, wie der Franzoſe Jocundus, der den Maeſtrichtern (1088) die Geſchichte vom h. Servatius erzählte, ſprach wie ein Anhänger von den Saliern Heinrich III und IV, obwohl Er freilich in Hyperbeln von jedem Kaiſer ſprach, von dem er Sagen oder Sachen zum Vortheile ſeines Heiligen oder ſeiner Kirche zu berichten wußte. Wenn in den hiſtoriſchen Werken dieſer Mönche Männer reden, denen es ein heiliger Ernſt um Religion und Kirche

war, so wandlen neben ihnen oder folgen ihnen auf dem Fuße, jenseits der deutschen Reichsgrenzen aber in benachbarten und verwandten Stämmen, eine Reihe lateinischer in Flandern heimischer Poeten, die in einer leidenschaftlich parteisüchtigen Feindseligkeit gegen die Vermönchung des Zeitalters und die Ueberhebung des geistlichen Lebens zu Felde liegen. Dieß geschah in einer ganz tendentiären Behandlung einzelner Stoffe der Thiersage, mit denen wir auf einen noch unbetretenen Boden mittelalterlicher Kunstübung übergehen.

---

4. Reinhart Fuchs.

Diese Dichter der Thiersage gehen uns eigentlich nichts an, weil sie nicht auf deutschem Gebiete und nicht in deutscher Sprache dichteten. Wir müssen aber bei diesem ersten Anlasse in aller Ausführlichkeit auf sie eingehen, weil dieser Dichtungszweig, in dem sich einige der trefflichsten Dichtungen des Mittelalters bewegen, unter den niederdeutschen Stämmen seine innerlichste Pflege und größte Vollendung erhalten hat: was wir minder gründlich erkennen würden, wenn wir nicht auch die verwandten lateinischen, die nachbarlichen französischen Bearbeitungen der Thiersage mit in den Kreis unserer Betrachtung zögen. Die geschichtliche Betrachtung des Thierepos ist erst in unseren Zeiten möglich geworden, nachdem die älteren lateinischen Bearbeitungen durch Grimm und Mone, die französischen durch Méon, die altholländische durch Grimm und Willems bekannt gemacht wurden [219], und Jacob Grimm durch seine Abhandlung über das

---

219) Reinardus Vulpes, ed. Mone. Stuttg. u. Tübingen 1832. Le Roman du Renart, ed. Méon. Paris 1826. Dazu das Supplément von P. Chabaille. 1835. Jonckbloet, van den Vos Reinaerde. Groningen. 1856. Reinhart Fuchs. Von Jacob Grimm. Berlin 1834. Reinaert de Vos. ed. J. F. Willems. 1836. 1850. Dazu kann man noch die neue Auflage der Lübecker Ausgabe des niedersächsischen Reineke von Hoffmann von Fallersleben (Breslau 1834,

geſchichtliche Verhältniß, die Fortbildung, den Urſprung und das Weſen der Thierſage ein Feld ganz neuer Betrachtung geöffnet hat. Da der Fleiß der Forſcher um dieſe Gegenſtände fortwährend beſchäftigt iſt, und, wie Willems ſagte, die Fuchsjagd noch lange nicht zu Ende ſcheint, ſo werden wir hier ſtellenweiſe die Form des geſchichtlichen Vortrags mit einem kritiſchen tauſchen müſſen, indem wir den Anſichten jener Männer folgend unſere eigenen zu entwickeln ſuchen.

Die Quelle der Thierfabel, ſo zeigte J. Grimm, liegt in der Betrachtung der mannichfaltigen menſchenähnlichen Triebe und Fähigkeiten, Eigenſchaften und Leidenſchaften der Thiere, die dem Menſchen der urſprünglichen Geſellſchaft bedeutend genug ſein mußten, um ein engeres und vertraulicheres Band zwiſchen Menſch und Thier zu ſchlingen. „Wie ein Kind, die Kluft des Abſtands wenig fühlend, Thiere beinahe für ſeines Gleichen anſieht und als ſolche behandelt, ſo faßt auch das Alterthum ihren Unterſchied von den Menſchen ganz anders, als die ſpätere Zeit“: es glaubt an Verwandlungen der Thiere in Menſchen, der Menſchen in Thiere, an übernatürliche Kräfte und übermenſchliches Wiſſen der Thierwelt; es leiht ihr Kenntniß des Schickſals der Menſchen, und eigene oder menſchliche Sprache. „Wo aber ſolche und ähnliche Vorſtellungen (und ſie ſcheinen bei Völkern auf halber Bildungsſtufe am ſtärkſten und lebhafteſten) in dem Gemüthe des Menſchen wurzeln, da wird er gern dem Leben der Thiere einen breiteren Spielraum, einen tieferen Hintergrund geſtatten, und die Brücke ſchlagen, über welche ſie in das Gebiet menſchlicher Handlungen und Ereigniſſe eingelaſſen werden können.“ Demnach gründet ſich die Thierfabel „auf den ſicheren und dauerhaften Boden jedweder epiſchen Dichtung, auf unerdenkliche, langhingehaltene, zähe Ueberlieferung;“ ſie ſteht, wie alles Epos, in ſtetem Wachsthum und ſchmiegt ſich den veränderten Zeiten verändert an. Echte Thierfabeln

---

1852. und die neueſte von Lübben (Oldenb. 1867) nehmen, ſo hat man alles Material zuſammen.

zu erſinnen, hielt Grimm daher für widerſtrebend; alle Verſuche ſcheiterten, „weil das Gelingen gebunden ſei an einen unerfundenen und unerfindbaren Stoff, über den die Länge der Tradition gekommen ſein muß, ihn zu weihen und zu feſtigen.“

Bei dieſer Zuſammenfaſſung von Thierepos und Thierfabel aber müſſen wir ſogleich ſtille ſtehen. Die Brüder Grimm haben in Deutſchland zuerſt mit einem ganz neuen Nachdruck auf den Unterſchied von Volks- und Kunſtpoeſie aufmerkſam gemacht; ſie haben die volksmäßige Entſtehung unſerer großen Epen zu einem Dogma erhoben, das der Geſchichte der Dichtung bei uns eine Geſtalt gegeben, welche ſie bei den romaniſchen Völkern aus deutlich nachweisbaren Urſachen niemals annehmen wird. Die Volksmäßigkeit der Dichtung der verſchiedenen Nationen hat Grade der Völligkeit oder Mangelhaftigkeit je nach der Geſchichte, der Bildung und Stellung namentlich der untern Volksclaſſen in den Völkern; die ariſtokratiſchere Natur aller romaniſchen Poeſie wird auch die Geſchichtſchreiber derſelben allezeit in eine entſprechende Haltung nöthigen. Bei unſeren deutſchen Forſchern aber ward die Vorliebe für alle Volksdichtung, ward die Vorausſetzung volksthümlicher Unterlagen bei aller möglichen Dichtung allzu einſeitig übertrieben. Sie haben Volkslieder und Epen für ſehr werthvoll gehalten, über die mancher Andere anders urtheilen möchte; ſie haben oft auch Volksdichtung genannt, was doch nur ſehr uneigentlich ſo genannt werden kann. So hat Jacob Grimm auch in der Thierfabel volksmäßige Dichtung geſehen, ſchon weil er Thierfabel, Thierſage, Thierepos, Thiermärchen auf einerlei Stamm gewurzelt denkt.

Ein Stamm mag auch das Alles in der That getragen haben, und es wird eben der ſein, der vorhin bezeichnet wurde. Wenn aber Thierepos und Thierfabel in Einer Folge als Blüte und Frucht eines einzigen ungeimpften Zweiges dieſes Stammes angeſehen werden ſoll, ſo wiſſen wir dieſer Anſicht nicht zu folgen. Die Thierfabel iſt von dem Charakter des Thierepos, da wo dieſes am reinſten iſt, ganz

verſchieden; und nichts iſt vielleicht hier beweiſender, als das Gefühl jedes Unbefangenen, dem beim erſten Leſen unſeres Reineke die äſopiſchen Fabeln, die dort in den zweiten Theil Eingang fanden, als etwas Fremdes auffallen und beſchwerlich fallen werden. Die Thierfabel iſt naturgemäß das urſprüngliche Erzeugniß des alten Orients, der Wiege der Menſchheit; nirgends ſonſt iſt ſie wieder original erſchienen, und was in Deutſchland original in der Thierſage iſt, iſt keine Thierfabel. Die Wurzeln ihrer Anfänge ſchlug ſie von den Zeiten an, da die Menſchen zuerſt ſich der Kluft zwiſchen Thier und Menſch bewußt wurden. Der erſte Eindruck, den ein ſolches Beſinnen in dem Menſchen hervorrufen mußte, konnte kein anderer ſein, als der der Erkenntlichkeit für Hülfeleiſtung und Belehrung, die er von dem Thiere empfangen hatte, denn in dieſen Beziehungen lernte er die Thiere (die ſich an ihn anſchloſſen, und die anderen, welche jene befeindeten,) zuerſt kennen, er lernte Kriegs- und Hausſtand, Geſelligkeit und Regeln der Geſelligkeit von dem Thiere. Es gibt kein denkbares älteres Verhältniß zwiſchen Thier und Menſch als dieſes. Daher ſind überall die älteſten Sprichwörter jene, welche Zuſtände und Eigenſchaften der Thiere auf menſchliche anwenden, wo dann ſogleich ſichtbar iſt, wie natürlich ſich das Lehrhafte an die Beobachtung der Thierwelt anknüpft. Auch ſcheint das eigentlich und wahrhaft Volksthümliche in der Fabel gerade das abgelöſte Sprichwort, der Sittenſpruch zu ſein, der ſich aus ihrer Erzählung ergab, der ſich auf zahlloſen Zungen fortpflanzte, denen die belehrende Erzählung je fremd geblieben. Selbſt in den verkünſtelten Branchen des franzöſiſchen Renart läuft das Sprichwort der Erzählung ſtets wie ein Doppelgänger zur Seite. Durch jederlei Geſtalt der Thierdichtung geht daher dieſer Grundzug, ganz wie durch alle Volksſprichwörter, hindurch, daß die geſelligen Verhältniſſe und Tugenden oder Laſter ihren Mittelpunct bilden; daß die gemeine Weltklugheit, ohne jede Beziehung auf höhere ſittliche Grundſätze oder gar religiöſe Begriffe, die Seele ihrer Lehre iſt: daher ein Verſuch, wie er in den gesta Ro-

manorum gemacht ward, chriſtliche Moral aus der Fabel zu ziehen, nothwendig ſcheitern mußte. So ſcheint es ſich aus der bloßen Erfaſſung der erſten Beziehungen zwiſchen Menſch und Thier höchſt einfach und natürlich zu ergeben, daß die Lehre, und zwar eben dieſe Art Lehre das Urſprüngliche in der Fabel, und die Fabel das Urſprüngliche in der Thierſage ward. Die friedliche Fabel des Orients blickt auf den friedlichen Urſtand der Menſchheit, der in der Entwickelung des Menſchengeſchlechts als das Urſprüngliche gilt, zurück; die feindlichſten Thiere treffen ſich friedlich, die verſchiedenſten machen Bündniſſe miteinander; es iſt der Zuſtand da alles Gethier geduldig in Eine Arche ging; der Kriegsſtand ſpielt nur gelegentlich hinein; es handelt ſich daher nirgends in der Fabel um die Verhältniſſe von Klaſſen und Ständen im entwickelteren Staatsleben, ſondern nur um die von einzelnen zu einzelnen. Das Alles weiſt die Fabel in ihrer erſten Entſtehung in urſprüngliche Zeiten des Orients zurück, der eine bewegte Geſchichte öffentlichen Lebens nicht kannte, zur ſcharfen Beobachtung aller nahe liegenden Verhältniſſe aber und zu ſcharfſinniger Einkleidung, zu paraboliſcher Verſinnlichung derſelben von jeher hochbefähigt war. Zu ihrer letzten Ausbildung ſcheint es gleichwohl müſſe man eine Gegend und eine Zeit vermuthen, welcher ſchon höhere Begriffe von Menſchlichkeit eigen waren, als ſie der Orient im Alterthume beſaß; und die Heimat und das Zeitalter, das die Ueberlieferung dem Aeſop gibt, ſcheint hierzu gleich gut paſſend. In irgend einer volksmäßigeren Geſtalt mag ſie viel früher dageweſen ſein, und eine unmittelbarere Form und Entſtehung ſcheint auch die vortreffliche Fabel im Buche der Richter zu zeigen. Wer ihr aber die Geſtalt der äſopiſchen Fabel, in welcher der Lehrſpruch ihre Seele ward, gegeben, den darf man keck für den erſten klaſſiſchen Bildner derſelben ausgeben. Seit ſie dieſe Geſtalt annahm, erhielt dieſe kleine Schöpfung in ſich einen Werth, eine Dauer und Feſtigkeit, der faſt keine Zeit und keinerlei Entartung etwas Bedeutendes anhaben konnte. Es mußte daher Anſtoß erregen, daß Grimm von einer geſchwächten Form, von

Verdünnung der äsopischen Fabel sprach, und damit gerade jenen strengen inneren Zusammenhang, jene durchdringende und bindende Lehre meinte. Er nannte dies die Fabel nach den Epimythien zuschneiden; die Kürze nannte er den Tod der Fabel, in die Lessing ihre Seele setzte; in diesem Sinne verwarf er die Lokmanschen Fabeln, wie die Aesopischen; da doch alle Entfernung der Fabel von der Kürze dieser alten Muster zu erzählender Breite, von Phädrus bis auf Lafontaine und Gellert, stets als eine Entartung und das Rückschreiten zu der alten Einfalt als ein Zurückgehen auf das Alte und Aechte angesehen worden ist. Der strenge und trockene Vortrag ist überall ein Kennzeichen der Ursprünglichkeit und des Alters künstlerischer Formen. Die Ursprünglichkeit der Fabel als Gattung aber ist eben so natürlich und erweislich. Die Thierdichtung (das breiter erzählende Thiermährchen so wenig wie die Fabel) gibt nicht wie das eigentliche Epos das reine Bild einer bloßen Anschauung: zu dieser höheren reinsten Gattung der Poesie gehörten größere und edlere Gegenstände; sie gibt das allegorische Bild einer abgezogenen Betrachtung; sie muß daher in ihrem Entstehen lehrhaft gedacht werden, als Anfang einer niedern Kunst, einer Genredichtung, die sich dann im Thierepos in freierer Lebendigkeit ausbildete. Zeiten der ersten, aufkeimenden Theilnahme des unteren Volks an der Poesie, Zeiten der herrschenden Lehrdichtung haben denn auch immer die Fabel wieder gesucht, und in Deutschland ist dieß nicht allein im 12. und 13. Jh. sichtbar, wo dieselbe, nachdem sie lange schon in der gebildeten Welt und im Volke mündlichen Umlauf gehabt, nun auch ihre schriftthümliche Entwickelung beginnt und dieß im Geleite der didaktischen Poesie, welche die epische Ritterdichtung gleichsam verabschiedet; sondern es zeigte sich ebenso deutlich im 18. Jh., wo die Fabel wieder im engsten Verband mit der Lehrdichtung stand. Wie sie damals in einer Zeit der schöngeistigen Vielseitigkeit (die nur die Nothwendigkeit dunkel empfand zu einer alten Reinheit und Einfachheit zurückzukehren,) in den Wirrwarr einer von Fremdem überfluteten Literatur aus moderner Entstellung zu ihrer

alten schmucklosen Reinheit zurückstrebte, erprobte sich noch einmal die alte inwohnende Kraft der Fabel in der Weise, daß sie unter einer Masse von werdenden Dichtungen als das einzige Werthvolle dastand, daß sie in Breitingers Theorie als die vollkommenste Dichtungsart genannt ward. Als eine vollkommene Schöpfung, als eine Erfindung hat die Fabel von jeher die größten Köpfe gereizt: am meisten immer die, welche in der Dichtung ein verständiges Princip nicht vermissen wollen. Größere Dichter, wie Göthe und Schiller, hat sie als Gedicht kalt gelassen, Göthen nur einmal als historische Erscheinung angezogen. Nur solche Zeiten, welche die Dichtkunst zur Verstandessache machten, haben auch von je die Fabel begünstigt. Wäre das Epische in der Fabel ihr Ursprüngliches, so würde das gerade umgekehrt sein; das Epos seinerseits hat sich mit solchen Zeiten nie vertragen. Man kann daher nicht sagen, daß dies Lehrhafte und Verständige in der Fabel späterer Zusatz oder Zeichen von Ausartung sei. Wenn bei den Fabeldichtern neuerer Zeiten das lehrhafte wie das erzählende Element matt und flau ward, so lag das einfach in der widersprechenden Natur eines urzeitlichen Stoffes und der neuzeitlichen Poeten, die ihn wieder aufgriffen; ihre Versuche mußten unausbleiblich hinter der naiven Fabel Aesops so weit zurückbleiben, wie sie selbst von der Natur, von Einfachheit des Lebens, von Kunst der Beobachtung, von Schärfe der Sinne im Vergleiche zu dem Alterthum überhaupt zurückstanden.

Es gibt einen zweiten, selbstwüchsigen Zweig der Thierdichtung, das Thiermährchen, in Form und Haltung verschieden, in seinen Tendenzen doch wesentlich mit der Fabel verwandt. Die Freude an Thatsachen und Erzählung ist in ihm so vorschlagend, wie in der Fabel das Wohlgefallen an der Nutzanwendung, ohne daß es die lehrhafte Absicht darum ausschlösse; es will aber früher als durch sie durch Stoff und Vortrag wirken und bewegt sich daher in einer behaglichen epischen Breite. Es hat in Indien und Griechenland neben der Fabel bestanden, wenn es auch im Hintergrunde stand; in den

Anfängen der neueren Zeiten und der nordeuropäiſchen Völker war das Mährchen die vorherrſchende Gattung, obgleich man daneben (unter allen Zweigen des ſlaviſchen Volksſtammes z. B.) auch Fabeln aufgefunden hat. Dieſe Völkerſchaften können wir über die Zeiten des Kriegsſtandes, der den urſprünglichen Friedensſtand der Menſchheit verdrängte, nicht zurückverfolgen: daher hier in den Geſtaltungen der Thierſage alles Krieg und Kampf iſt; daher hier Alles in die Form der breiteren Erzählung vorſchiebt, denn mit Kampf und Krieg beginnt erſt Begebenheit und Geſchichte. Nicht zufrieden mit der Form erweiterter Erzählung ſtrebt das Thiermährchen auch aus der Vereinzelung heraus nach Zuſammenſchluß und weiterem Umfang. Die Fabel iſt ihrem Zwecke entſprechend allezeit einzeln geblieben; ſelbſt wo in den indiſchen Beiſpielſammlungen Thiergeſchichten von ſittlichen Bezweckungen zuſammengerückt ſind, traten ſie nicht in einen inneren Zuſammenhang; die Mährchen der germaniſchen Stämme aber rangen nach epiſcher Zuſammenfaſſung und Erweiterung. Wo dergleichen unter Griechen und Romanen der alten und neuen Zeiten auftauchte, geſchah es erſt ſpät, mehr in einem äſthetiſchen Gegenſatz zu Erſcheinungen der literariſchen Welt; unter den Germanen geſchah es frühe in ſittlich-politiſchen Tendenzen: daher hier in dem Thierepos der Durchblick auf eine ſtaatliche Exiſtenz und die inneren Kämpfe der Geſellſchaft geöffnet iſt. Für die Fabel und ihre Zwecke genügte eine geringere Vertrautheit des Menſchen mit dem Thiere; die verwickelteren Gegenſtände des Thierepos dagegen erforderten eine weit genauere naturgeſchichtliche Kenntniß des Thieres, eine Beobachtung „der Heimlichkeit der Thierwelt", die den alten Völkern und Zeiten überhaupt nicht eigen war. Das ganze Alterthum kennt keine ſo innige Freude an der Natur, wie ſie aus den Thierdichtungen der mittleren Zeiten herausſpricht. Es iſt ein kecker Ausſpruch von Grimm, daß ihn aus dieſen Dichtungen „Waldgeruch anwehe", aber es iſt ein Ausſpruch, deſſen Wahrheit Jeder nachempfinden wird, der dieſe Poeſien mit unverdorbenem Sinne aufnimmt. Von dieſem

Dufte iſt nichts in der Aeſopiſchen Fabel; aus ihr ſpricht vielmehr eine Kindlichkeit, welche die deutſche Thierſage nicht mehr erreicht, in der ſchon eine größere Kluft zwiſchen Thier und Menſch liegt, in der ſich der Menſch zu dem Thiere herabläßt, was nirgends fühlbarer iſt, als da wo in den franzöſiſchen Thierfabliaux den Thieren das entwickeltſte menſchliche Bewußtſein geliehen iſt. In den Fabeln iſt der Menſch noch gleichſam das lernende Kind, und für das lernende Kind ſind ſie fortwährend im Gebrauche. Wogegen die Thierepen über verwickeltere Probleme zu ſchon entwickelteren Geiſtesſinnen ſprechen; daher ſie noch dem reifen Alter eine tiefſinnige Weisheit entgegen bringen. Denn die lehrhafte Abſicht durchdringt alle Thierdichtung, ob Fabel oder Mährchen, wenn nicht in gleicher Weiſe ſo doch in gleichem Geiſte. Wo in die Geſchichtserzählungen der mittelaltrigen Chroniſten eine Thiergeſchichte, Fabel oder Mährchen, eingeflochten wird, geſchieht es immer, im Zwecke praktiſcher Nutzanwendung, im Hinweiſe auf die paraboliſche Bedeutung quid possit fabula; die Weltklugheit wendet in einem gegebenen Falle an, was die Weltklugheit aus anderen Fällen gelernt und für andere Fälle gelehrt hatte.

Man hat die germaniſche Thierſage ganz aus den Apologen der Alten herleiten wollen, die durch die lateiniſchen Verarbeitungen gelehrter Mönche durchgegangen in dem Mährchen der Neueren nur in veränderter Geſtalt wieder aufgetaucht ſeien [220]). Dieſer Anſicht muß man zugeben, daß die älteſten Thierbeiſpiele, die wir bei den germaniſchen Stämmen (ſchon bei Gregor, Fredegar, Aimoin und Fromund) erzählt, die wir in Lateindichtungen gelehrter Geiſtlicher [221]) zuerſt nachgebildet finden, äſopiſche Fabeln ſind; daß epiſche Züge aus ihnen, wie die Krankheit des Löwen und ihre vortheilſüchtige Hei-

220) Ch. Potvin, le Roman du Renard, mis en vers. 1861, in der Einleitung. — P. Paris, les aventures de Maitre Renart, mis en nouveau langage; suivies de nouvelles recherches sur le Roman du Renart. 1861.

221) Wie bei Paul Diaconus oder einem Zeitgenoſſen deſſelben. S. Haupts Z. S. 12, 459. 13, 319.

lung durch den Fuchs, in aller Breite in das deutſche Thierepos eingegangen ſind; man muß dann aber auch einwenden: daß die meiſten äſopiſchen Fabeln, die je ſpäter je zahlreicher in daſſelbe eingetragen wurden, um ſo fremdartiger darin ſtehen, je weniger ſie umgeſchaffen und anbequemt wurden; und daß zu dem großen Haupteyclus von den Kriegen zwiſchen Wolf und Fuchs, von dem Ringen roher Körperſtärke mit kluger Geiſteskraft, in Alterthum und Fremde ſich keine Quellen finden. Andere haben einen uralten Zuſammenhang des Oſtens und Weſtens ausgewittert, haben eine Abhängigkeit wie der griechiſchen Fabel ſo auch des germaniſchen Thiermährchens von indiſchen Ueberlieferungen behauptet, weil man in einzelnen Zügen[222] da und dort Aehnlichkeiten entdeckte. Ein allgemeiner Zuſammenhang zwiſchen indiſcher deutſcher und griechiſcher Thierſage kann ſicherlich nicht geleugnet, unmittelbare Rückbeziehungen können nur da angenommen werden, wo die allerbeſtimmteſten Handhaben gegeben ſind. Nachdem man bei Afrikanern und amerikaniſchen Indianern eigenſtändige Fabeln aufgefunden hat, iſt an keinem Gegenſtande ſo handgreiflich zu machen, was welterfahrene Männer allezeit verfechten werden, daß dergleichen ähnliche Erfindungen der menſchlichen Einbildungskraft, wie die gleichartigen Ziergebilde der plaſtiſchen Phantaſie unter den verſchiedenſten urſprünglichen Völkern, nicht auf der Gemeinſamkeit der Abſtammung oder uralten Verkehres, ſondern auf der gleichen Natur und Entwicklung des menſchlichen Geiſtes beruhen. Wenn man ſo allgemein ähnliche Dinge wie den (im Hitopadeſa) in eine Kufe mit blauer Farbe gefallenen Schakal und den (im Renart) gelbgefärbten Fuchs auf Eine Urſage zurückführen will, ſo ſträubt ſich aller geſunde Sinn dagegen, eben weil man dabei von geſchichtwidrigen Vorausſetzungen ausgeht, die alle Geſetze einer gleichartigen Ausbildung und Entwickelung der Völker und Menſchen ausſchließen

222) Z. B. Hitopadeſa cap. 3. fab. 7. mit dem franzöſiſchen Renart br. 21. 22.

würden. Es iſt derſelbe Gedanke, wie wenn man annahm, die ähnlichen Pflanzengeſtalten auf den Alpen und den Cordilleren müßten von Vögeln herrühren, die unverdauten Samen vertrugen; aber dieſer Gedanke war doch ein ſehr unverdauter.

Es kann nicht füglich beſtritten werden, daß der Kern des mitteialtrigen Epos, die Feindſchaft zwiſchen Wolf und Fuchs, ſehr alten deutſchen Urſprungs iſt; ſelbſt die, auf den deutſchen Geiſt gar leicht eiferſüchtigen franzöſiſchen Forſcher haben, wie die Originalität des Stoffes ſo auch das ganze deutſche Gepräge dieſer Sage nicht ableugnen mögen. Die bloßen Namen der beiden Haupthelden führen auf ferne Zeiten des Urſprungs und der Ueberlieferung dieſer Erzählungen zurück[223]). Die Art, wie das ſaliſche Geſetz die Benennung Fuchs als ein ſtrafbares Schimpfwort verfolgt, (wie ſpäter bei Guibert von Nogent[224]) zu Anfang des 12. Jhs., der Name Iſengrim als Scheltwort gebraucht wird,) ſcheint auf frühe volksthümliche Verbreitung zu deuten; als der lateiniſche Iſengrimus (Anf. 12. Jh.) geſchrieben wurde, konnte der mönchiſche Poet die ganze Einkleidung ſeines Gedichtes nur aus den Volksvorſtellungen ſchöpfen. Dieſe Vorſtellungen mögen die Franken ſchon auf galliſchen Boden mitgebracht haben; in ihren älteſten Sitzen dort, auf belgiſchem Boden, hat dieſer Sagenzweig ſeine beſte Zucht und Ausbildung erhalten. Daß in dem niederländiſchen Reinaert (V. 2247) der Fuchs ſein Leben erkauft durch Anzeige des Schatzes König Hermanrichs ſcheint eine frühe Localiſirung der Sage in Flandern zu verrathen: auf dieſen machtſüchtigen König führen die Miracula S. Bavonis ſchon im 10. Jh. das castrum Gandavum als ſeine Reichsburg zurück. Ob die erſten Sänger der Kämpfe zwiſchen Wolf und Fuchs Deutſche Flämingen oder Franzoſen waren, ſcheint uns des Streites wenig werth; welche Sprache ſie ſchrieben, ſie gehörten wie die älteſten lateiniſchen Dichter

223) J. Grimm l. l. Einl. p. CCXCIV. obgleich die Deutung des Namens Reginhart (aus dem Gothiſchen ragin = Rath) beſtritten iſt.

224) De vita sua 3, 8. Opp. ed. d'Achéry. Paris 1651.

der Thiersage dem dort heimischen, fränkisch niederländischen Volksstamme an, auf den die ganze Natur und Eigenheit dieser Dichtungen, wie ihre Geschichte zurückweist. Diese Dichtungsart konnte zu solcher Entfaltung nur in einem Volke gelangen, in dem ein unvertilgbarer Hang zum Stillleben und ein Sinn für die Dinge des niederen Menschenlebens obwaltete. Das Alterthum kannte in seinen Dichtungen, wie in seiner bildenden Kunst langehin nur den Bezug auf Heroen und Götter; sein Blick war stets aufwärts gerichtet. Das niedere Gebiet der Thierdichtung, der Fabel, überließ die alte Welt Sklaven und Fremdlingen (so Aesop und Lokman in der Sage); Sokrates zuerst liebte sich mit ihr zu beschäftigen, der die Griechen zuerst lehrte auf Geringere als auf ihres Gleichen zu blicken. Dagegen jene niederländischen Stämme haben diese niedere Poesie mit derselben Vorliebe gepflegt, wie sie später die niedere Malerei, Landschaft und Viehstücke, bevorzugt haben: beides liegt nebeneinander in einer engsten Parallele, und man darf im Reineke nur die Scenen lesen von dem verfolgten Wolfe oder Bären, oder zwischen der Katze und dem Priester, so wird man die vollkommensten und ächtesten niederländischen Gemälde vor sich glauben. Diese Art Malerei und Dichtung liegt dann, der Natur der Sache nach, wo sie dem Geiste treu bleibt dem sie entsprossen ist, in einem genauesten Bezuge zu der Bildung, dem praktischen und nüchternen Sinne der bürgerlichen Stände, zu politischem und religiösem Freiheitssinne, zu einer Gegenkehr wider alle einseitige Ueberhebung der Ansprüche und der Vorstellungsweisen einzelner, und zwar der höheren Stände und Lebensrichtungen. Es ist daher von einer überraschenden Aufklärung, daß diese Gedichte bei ihrem ersten Heraustreten aus dem Dunkel der Volksüberlieferung, bei ihrer ersten kunsthaften Bearbeitung durch gelehrte Dichter, in dem heftigsten Gegensatze gegen die ersten Ueberspannungen des Standes der Geistlichen und Mönche zu Felde liegen, der sich seit dem 10. Jh. über die anderen Schichten der Gesellschaft zu jener anmaßenden Zeitbeherrschung emporhob von der wir Kenntniß nahmen, und daß sie sich aus dem

ſchlichten Sinne des Volkes der ascetiſchen Verzerrung der menſchlichen Natur widerſetzen. Gleich durch dieſe erſte Beſtimmtheit ihrer Tendenzen erſcheinen dieſe Dichtungen ſchon in die entfernteſten Anfänge der deutſchen Reformation verwebt, wie denn auch ihre literariſchen Schickſale, ihre Verbreitung in Land und Volk, auf einerlei Linie mit den Geſchicken der Kirchenverbeſſerung liegen: man achte nur, wie dieſe Dichtung in Deutſchland allein ein geſichertes Fortleben erhielt, wogegen man in Frankreich trotz der ungeheuren Anſtrengungen, die dort für dieſen Dichtungszweig wie für die Reformation gemacht wurden, beides fallen ließ und die Früchte verſcherzte[225]).

Es iſt in die Augen fallend, daß in dem Kreiſe dieſer Dichtungen der Wolf in älterer Zeit die Hauptfigur iſt, und daß er ſpäter erſt von dem Fuchs verdrängt ward, der in den älteren Gedichten zum Theil eine ſchlechte Rolle, ſehr oft die des Bevortheilten ſpielt. Wäre es auch nicht ausdrücklich geſagt, ſo würde doch aus der ganzen anfänglichen Behandlung des Wolfs, wo er mehr für ſich auftrit und nur gelegentlich mit dem Fuchs wie mit jedem anderen Thiere in Berührung kommt, ſodann aus ſeinem erſt ſpäter ſchärfer gezeichneten beſonderen Verhältniſſe zu dem Fuchſe und aus dem letzten Vortreten des Reinhart nicht zu verkennen ſein, daß hier wie in einer zufälligen Perſonification erſt die Geiſtlichkeit und weiterhin die große bewaffnete Ritterſchaft und die ſpäteren ritterlichen Hofleute und Rechtsgelehrten erſcheinen, wie denn der Wolf ausdrücklich erſt ſtets als Mönch, dann als großer Vaſall, und der Fuchs zuletzt als Kanzler auftrit. Nicht, daß urſprünglich in den Thierſagen dieſe Bezüge ſogleich gelegen hätten. Allein die erſte Geſtaltung eines Thierſtaates konnte doch nicht anders, als ſie mußte das Bild dazu von dem wirklichen Staate nehmen; und ſo mag es wohl ſein, was Grimm aus anderen Urſachen und übrigens nach einem ausdrücklichen Zeugniß (p. LI.) behauptet,

225) Was Grimm p. XVI. über die örtliche Einſchränkung des Thierepos bemerkt, trifft hiergegen nicht den rechten Punct, und iſt überhaupt unbeſtimmt.

daß einſt, als noch nach einheimiſchen Rechten Könige waren, der Bär das Reich der Thiere beherrſchte, und daß erſt, nachdem das bibliſche Königthum die Vorſtellungen zu beherrſchen anfing, der habſüchtige, jähzornige, lenkſame, in anerkannter Majeſtät unthätige Löwe den Thron einnahm, der in allen Zügen jenen Königen des ernſten Epos entſpricht. Sobald ſich nun die Sage weiter ausbildete, ſobald man Ereigniſſe in der Sage mit dem wirklichen Leben verglich, ſo war es natürlich, daß man auch aus dem wirklichen Leben Züge in die Sage zurücktrug und das einmal erkannte Abbild deſſelben im Gedicht ſtets mehr aufhellte und beſtimmter zeichnete. So bemerkte Willems, daß man in den inneren Händeln von Flandern im 13. Jh. unter den Parteinamen der Blaufüße (einem Namen, den der Fuchs noch im Norden trägt) und der Iſengrimer die Stände der Bauern und des Adels verſtand. Da ferner dieſe Sagen ſehr frühe in die Hände von Geiſtlichen geriethen, die die lateiniſchen Fabeln kannten und mit alten Dichtern bekannt waren, ſo erhielten ſie gleich hier eine Geſtalt, in der es thöricht iſt, den Stoff für die Hauptſache gelten laſſen zu wollen. Wir ſagten bereits, daß das Aelteſte, was wir von erzählten oder geſchriebenen Thiergedichten in Deutſchland wiſſen, angewandte Fabeln waren. Noch aus der Zeit vor dem Ausbruch der großen Kämpfe zwiſchen Kirche und Reich beſitzen wir einen lateiniſchen Dialog in elegiſchen Verſen, einen Streit zwiſchen Schaf und Flachs, aus der Mitte des 11. Jhs., der wie die nächſt zu erwähnenden lateiniſchen Thiergedichte nach Flandern hinweiſt[226]; das Gedicht, nicht Fabel noch Mährchen, iſt eine eigene mönchiſche Erfindung, in der die Streitenden ſich im Selbſtlob ihrer eigenen Vorzüge, im Tadel der Gebrechen des Anderen ergehen in einem Wettkampfe, der von dieſen äußerlichen Dingen bis in die ſublimſten chriſtlichen Myſterien emporſteigt, zu dem Opfertode des Lammes, mit welcher Anführung das

226) Conflictus ovis et lini. In Haupts Z. S. 11, 215. Der Anonymus Mellicensis (cap. 91) ſchreibt das Gedicht ohne Grund dem Herrmann von Reichenau zu.

Schaf den Flachs verblüfft, der sich jedoch faßt und in einer bestimmten Parteinahme gegen die rohe sinnliche Transsubstantiationslehre die Bedeutung betont, die bei der steten Erneuerung jenes Opfertodes in der Messe das Linnentuch hat, das in frommer Scheu die Heiligthümer verdeckt. Das Schaf will den Streit den Mönchen zur Entscheidung geben, der Flachs dem Hofe; sie vereinen sich die Priester anzurufen, das Schaf mit der Clausel, daß man zuvor die Metropolitane berathe. Das Merkwürdigste ist für uns in diesem ganz originellen Thiergedichte die Anwendung auf kirchliche Dinge; das zeitlich Charakteristische die noch harmlose Mischung der heiteren Scherzform mit den heiligsten Dingen. Plumper als hier liegt sie in einem noch älteren lateinischen Gedichte eines lothringischen Verfassers, vielleicht noch aus dem 10. Jh., vor, der Ecbasis[227]), das schon die Thierfabel zu einer unbeholfenen Satire gegen den Mönchstand benutzt. Es behandelt dieselbe äsopische Erzählung, die auch unter den drei Fabeln des Paul Diaconus begegnet, von dem Arzt Fuchs, der den Löwen durch des Wolfes (bei Paul: des Bären) Haut rettet, den Grund der Feindschaft zwischen Wolf und Fuchs; die Hauptsache aber ist dem geistlichen Dichter die schlecht erfundene Einkleidung, in der er wahrscheinlich seine eigene Flucht aus dem Kloster unter der Fabel eines aus dem Stall entrinnenden Kalbes „per tropologiam“ erzählt. Den Wolf als Mönch darzustellen, ist, scheint es, diesen Zeiten schon ganz geläufig; schon in der Ecbasis erscheint er so, und auch im Luparius[228]), der ins 11. Jh. gesetzt wird, wird ihm die Krone geschoren. Diese Vorstellung mag damals unter den Geistlichen selbst harmlos gepflegt und genährt worden sein; dazu aber gehört noch eine Zeit wie die der Ottonen gewesen war, wo wir bei Weltlichen und Geistlichen Frömmigkeit und groben Muthwillen einträchtig Hand in Hand gehen sahen; wie dergleichen denn nach den großen Ringkämpfen der päbstlichen und kaiserlichen Gewalt im späte-

227) In den oft citirten lat. Ged. des 10. und 11. Jhs.

228) Grimm. p. 410. Von Marbodus? Endlicher codd. Vindob. I, 171.

ren Mittelalter wieder kehrte, in den Zeiten welche die tollſten und ausgelaſſenſten Späße und Verſpottung des Heiligen wieder geſtatteten. In der Zeit des gereizten Kampfes der weltlichen und geiſtlichen Macht verlor dieſe Traveſtie nothwendig ihre Unſchuld. Die lateiniſchen Thiergedichte des 12. Jhs., der Iſengrimus und der aus ihm entfloſſene Reinardus konnten daher dieſen argloſen Scherzton nicht mehr feſthalten. Ob ſchon in dem Bruchſtück Iſengrimus eine ſolche Schärfe der Satire gegen das Mönchthum gelegen war, wie im Reinardus, läßt ſich nicht ſagen, ſo lange man das Ganze nicht beſitzt; es läßt ſich indeß bezweifeln. Der Iſengrimus fällt in das erſte Jahrzehnt des 12. Jhs.; ſein Verfaſſer ſcheint ebenſowohl ein Geiſtlicher als der des Reinardus, jener aus Süd- dieſer aus Nordflandern. Er enthält nichts, was nicht auch der Reinardus, doch alles in viel größerer Kürze; das erſte Abenteuer dort iſt hier von 528 auf 1200 Verſe angewachſen. So wenig ſchon im Iſengrim die Sprache einfach, ſo redſelig, ſo mönchwitzig er ſchon iſt, ſo iſt doch hier der Gang der Erzählung mehr Hauptſache als dort, und einzelne Züge ſtechen gegen die Behandlung im Reinard vor, z. B. die wenigen Verſe (53 ff.), die den pulsfühlenden Arzt ganz vortrefflich ſchildern.

Dagegen iſt der Reinardus, aus der Mitte des 12. Jhs., wie jener in elegiſchen lateiniſchen Verſen, als Gedicht betrachtet ein unleidliches Machwerk. Der Titel iſt willkürlich und es ſollte billig wie jenes Iſengrimus heißen, denn dieſer iſt der alleinige Mittelpunct. Ueberall erſcheint er hier als Abt, überall in der hungrigen Dürftigkeit eines Bettelmönchs, in mönchiſcher Dummheit, Unwiſſenheit und Gefräßigkeit[229]). Die Handlung, die Erzählung wird zur Nebenſache; überall ſucht der geiſtliche Verfaſſer die ältere Quelle, auf die er in

229) Reinardus Vulpes ed. Mone I, 203. 1389. p. 115 und 203. Nach Grimm lat. Ged. p. XIX. hat Lachmann den Namen des Verfaſſers, Magiſter Nivardus, entdeckt. Vgl. Willems im belgiſchen Muſeum 1842. 4. Lieferung. p. 426 f.

einigen Stellen (wie 3, 1879) hinweiſt, zu benutzen zu Ausfällen auf die Habſucht der Geiſtlichkeit, auf die Ordensregeln, die Synoden, das verderbte Kloſterleben, auf Rom und ſeine geiſtliche Obergewalt (praecipue sidus celebrant, ope cujus, ubi omnes Defuerunt testes, est data Roma Petro) und ſeine Geldgier. „Ein bitterer Spott" ſagt Grimm, „iſt über den Verfall der Geiſtlichkeit ergoſſen und weder das Oberhaupt der Kirche, (perſönlich wird Eugen III in ſeinen Verhältniſſen zu Konrad und Roger mit feindſeligen Entſtellungen angegriffen) noch anderer hervorragender Biſchöfe, namentlich des Mannes, deſſen Ruhm damals Europa durchdrang, des h. Bernhards geſchont;" beſondere Rückſichten, meint Grimm, nähere Verhältniſſe ſeines Stiftes zu benachbarten Stiftern und zu Rom könnten dem Dichter den Mund geöffnet haben. Die Zeit aber, die Gegenden, welchen das Gedicht angehört, erklären uns die heftige Parteinahme gegen den päbſtlichen Stuhl und gegen die übereinander gehäuften asceticſchen Tendenzen von Cluny und Citeaux hinreichend. „Der Dichter war kein gottloſer Spötter, ſondern ein Mann, der fromme Geiſtliche ehrte, wie ſeine Lobpreiſung Walthers (Abt von Egmond) und Balduins (von Lisborn) zeigt, als deren Freund und Vertrauten er ſich darſtellt. Auch dieſes ſpricht für ſeinen geiſtlichen Stand. Und denkt man ſich ihn (die Aebte, die er lobt, ſind Benedictiner) als Benedictiner nach der alten Regel, dem die gewaltig umgreifende Neuerung der Ciſtercienſer zuwider war, ſo ſcheint ſeine Heftigkeit gegen deren Haupt, den h. Bernhardus, und den von ihm gepredigten Kreuzzug nicht unbegreiflich." So ſehr man übrigens in den allgemeinen Puncten ſeiner Satire mit dem Dichter übereinſtimmen, und wie gern man ſeine allzu eifrige Derbheit und die Parteiſucht ſeiner Perſonalſatiren und Panegyriken der Natur der Zeiten zu gut halten möchte, ſo ſcheint doch ein unſchöner Charakter in dem Poeten vorzublicken. Seine Scherze auf die Heiligen mögen als ächt volksmäßig hingehen, auch die Stiche auf die Kreuzfahrten mögen gut angewandt ſein; aber die Freiheit der Spottſucht geht doch ſtellen-

weise gar zu weit, wenn z. B. die Apostel einfältig gescholten werden, weil sie die Grundsätze einer frivolen Predigt (p. 190) nicht theilten; nirgends ist Maaß und Schonung; in dem Ausmalen schlüpfriger Stellen ist wo möglich noch weiter gegangen als in den französischen Thierschwänken. Es steigt eine Stufe zu tief, wenn hier, wie im Renart und im deutschen Reinhart, alle Streiche, die von Fuchs und Wolf verübt werden, aus Freßsucht fließen. Man sollte meinen, es leuchtet aus dieser Beredtsamkeit eine gewisse Schadenfreude manchmal, wenn es darauf ankommt, den Isengrim zu plagen und zu schinden. Wenn scholastische Philosophie, wenn Bekanntschaft mit antiken Dichtern, wenn gewandtes Latein und einzelne Beschreibungen einen Dichter machen, dann mag man den Verfasser des Reinardus loben. Allein diese breite Redseligkeit, dieses Haschen nach Phrasen und Antithesen, diese Sophistik, Wortspielerei und schale Witzelei, diese Vernichtung jedes guten Gedankens durch stete Wiederholung, diese gedehnten Reden zwischen Zwölf und Mittag die jeden Gang der Handlung stören, diese gerade Ironie, welche ermüdend das Laster preist und erhebt, das Alles zu bewältigen, durch den ungeheuersten Wortschwall die dünnsten Thatsachen festzuhalten und an ihnen sich zu vergnügen, dies ist mehr als man selbst einem Zeitgenossen des flandrischen Geistlichen zumuthen könnte. Wenn Grimm meinte, die beißende Satire habe die lange Unterdrückung und Vergessenheit des Gedichtes verschuldet, so könnte dieß eben so wohl durch die ganze Weise der Ausführung veranlaßt sein. Mone hatte bei Herausgabe des Reinardus eine ältere Quelle mehr erzählender Natur vermuthet; sie hat sich im Isengrimus gefunden. Geschichtliche Anspielungen auf frühere Begebenheiten leiteten dabei; und Mone hat mit dem Reinardus die Vermuthungen weiter verfolgt, die Eccard vorlängst[230]) über die historischen Beziehungen der Fuchslage aus-

230) Franc. Or. 1729. 2, 781 sq. 797—800. Mone's Entgegnungen gegen Grimm, Raynouard und einige Stellen unserer ersten Ausgabe s. Anzeiger VI, 28.

gesprochen. Diese geschichtliche Deutung hat bei J. Grimm und Raynouard Widersprüche, bei Andern wie bei Willems Beifall gefunden. Anspielungen auf geschichtliche Personen und Begebenheiten sind in der Thiersage immer als wahrscheinlich angenommen worden; den bestimmten Deutungen im Einzelnen beizutreten, kann man in der Geschichtschreibung, wo das Sichere und Gewisse gesucht wird, nicht wagen, ehe entscheidende Zeugnisse gefunden werden. Doch wird man der historischen Deutung des Kerns unserer Fuchssage geneigter werden, wenn man die Anwendung der Allegorie in den Poesien aller rohen Zeiten genauer beachtet, und in dem erneuten historischen Volksliede im 14.—15., ja selbst im 17. Jh. die durchweg entschiedene Neigung bemerkt, geschichtliche Verhältnisse und Personen in Thierallegorien zu kleiden; wozu nun das freilich geringe Beispiel in der Ecbasis hinzukommt, die dieser Tropologie ausdrücklich geständig ist.

Schon im 12. Jh. war eine alemannische Bearbeitung des Reinhart Fuchs von dem Elsasser Heinrich dem Glichesr (Gleisner) bekannt, die wir vollständig nur in einer Bearbeitung des 13. Jhs. kennen[231]). Vor nicht langen Jahren fand sich ein Bruchstück des alten Gedichtes[232]), das ungefähr ein Drittel der Dichtung umfaßt, und aus dessen Vergleichung sich ergab, daß der Ueberarbeiter dem Originale, das man um 1170 setzt, treu blieb und nur einige veraltete Ausdrücke tilgte. Das deutsche Gedicht, das der erste Dichter in einer Travestie des Titels der Nibelungen, die er auch sonst kennt, das Buch von Isengrims Noth nannte, ist aus dem Französischen übersetzt, nach einem verlorenen Originale, das (älter als das älteste in dem Roman du Renart) in den Anfang des 12. Jhs. zurückweisen würde. Es ist eine Zusammenreihung von 16 ursprünglich getrennten Erzählungen, darunter die fünf ersten Fabeln sind, in welchen der Fuchs durch andere Thiere geprellt wird; dann erst

231) Im Koloczaer Codex altd. Ged. Pesth 1817. Hergestellt von J. Grimm a. a. O.

232) J. Grimm, Sendschreiben an K. Lachmann. 1840.

beginnen die Kämpfe zwiſchen Fuchs und Wolf, in welchen der Liſt die rohe Kraft des Letzteren zum Opfer fällt, der anfangs als ein großer Herr eingeführt wird und dann um Küchenmeiſter zu werden ſich mönchen zu laſſen einwilligt. Die Erzählungen des Reinhart ſind einfacher, naiver, conciſer als die des erhaltenen Renart; Züge der Armuth und Albernheit entſtellen doch auch ihn ſchon, wie die franzöſiſchen Thierſchwänke überhaupt. Es iſt widrig, wie zu den Abenteuern der beiden Helden ſtets der Hunger den Anſtoß geben muß, wie in Beider Händeln die Unzucht des Fuchſes mit Dame Herſent den Mittelpunct bildet, wie die Schandthaten des Fuchſes, der Feinde und Wohlthäter verdirbt und zuletzt den König Löwen ſelber vergiftet, nutzlos vermehrt ſind, wie die Heiligen und ihre Legenden herein und herabgezogen werden: da wo die Mönche den todgeglaubten Wolf, den ſie nach der alten Regel geſchoren finden, als einen Heiligen betrachten oder wo die ſelige Henne als eine Heilige vor dem Angeſicht des Herrn erkannt wird, da der Haſe auf ihrem Grabe ſchlafend vom Fieber geneſt. Man ſieht wohl: wie alle die erhaltenen Branchen des franzöſiſchen Renart, ſo iſt auch dieſe älteſte, nur in deutſcher Ueberſetzung erhaltene, in der Manier des Fabliau's, des Schwanks behandelt.

Die Verbreitung und Ausdehnung des Renart in Frankreich iſt außerordentlich groß. Außer den beinahe 42,000 Verſen, welche der von Méon herausgegebene Roman du Renart enthält, hat man noch den Renart couronné (um 1252), den Renart bestourné von Rutebeuf, den neuen Renart von Jaquemars Giélée (um 1290), und den ſchmutzigen Renart contrefait aus dem 14. Jh., der, von faſt ebenſo großem Umfang wie der von Méon edirte Roman, noch elender ſein muß als das elendeſte was gedruckt iſt[233]). Eine ſolche Maſſe hat freilich Deutſchland nicht entgegenzuſetzen; wo dagegen der an-

233) Auszüge bei Legrand d'Auſſy, und in Tarbé's poètes du Champagne antér. au siècle de François I. Reims 1851.

fangs nur in einem Dialekte erschienene Reineke eine Verbreitung erhielt, die es beweist, daß der Deutschen größeres Interesse nur später kam aber länger ausdauerte als das der Franzosen, und daß es sich auf Eine einzige aber vortreffliche Bearbeitung beschränkte, während diese ewig nach Neuem trachtend schale Wiederholungen schufen und so zu einer ästhetischen Vollendung dieser Dichtung nicht gelangten. So charakteristisch ist diese Richtung der Franzosen, daß sie auch für die Ausgabe von Méon ein ganz entsprechendes unkritisches Verfahren an die Hand gab: aus zwölf Handschriften hat er seine 32 Branchen in willkürlicher Ordnung zusammengestellt, so daß ein einziger Faden die verschiedenen Zweige verbindet, die aus verschiedenen Zeiten und von sehr verschiedenem Werthe sind. Wenn Grimm (p. CXVI.) die nordfranzösischen Gedichte der Thiersage ergiebigste Ader nennt, so mag das gelten; er nannte sie aber auch ihre lauterste Quelle: die wir nur in dem niederländischen Reinaert finden können, obgleich er nach neueren Untersuchungen aus den trüben französischen Quellen abgeleitet ist. Wenn Paulin Paris die niederländischen und niederdeutschen Gestaltungen der Sage, weil sie das Gepräge des französischen Geistes nicht tragen, verächtlich in Schatten wirft, so giebt er selbst zugleich den Maasstab für seine Urtheils-Weise und Fähigkeit; daß sich Renart das Leben rettet durch die Kreuznahme, das dünkt ihn ein ächterer (weil französischer) dichterischer Zug, als daß Reinaert durch den Verrath des Schatzes König Hermanrichs entkommt, was er aegri somnia nennt!

Die neueren Untersuchungen, auf die wir uns berufen [233]), haben in dem Wirrsal der Ausgabe Méon eine Ordnung herzustellen gesucht: in dem Prologe und in den Branchen 5—7. 15. 1 (4—5) und 19, und wieder in 2—4. und 24. hat man zwei ursprünglich zusammengehörige Ganze gefunden. Von Verfassern nennt nur die

233) Jonckbloet, Étude sur le roman de Renart. Groningue 1863. Vgl. J. Grimm in den Gött. Gel. Anz. 1863. St. 35, die letzte Arbeit des unvergeßlichen Mannes.

Branche 28 einen Normannen Richard de Liſon (eine andere Hſ. Robert Grinan;) und in den Eingängen der Br. 1. 11. 20 iſt Pierre aus St. Cloud als der Dichter angegeben; nur daß ſich nach eben jenen neueſten Forſchungen die „literariſche Bagage" dieſes Mannes innerhalb des Renart bedeutend über dieſe ihm namentlich zugeſchriebenen Stücke hinaus erweitert[235]). Sie würde ſich hiernach über vier in dem Roman bei Méon bunt zerſtreute Thierdichtungen erſtrecken, deren beide erſt verfaßten und kürzeren, (Br. 25 und 29[a]), in welchen der Poet ſeiner in Wahrheit platten und unfeinen Erfindungen am meiſten froh iſt, ſich am weiteſten von den alten Ueberlieferungen entfernen; das dritte größere Werk vom Fuchſe würde ſich aus den Branchen 11. 9. 10. 30. 26. 20[b]. 19 und wahrſcheinlich einem Theile der 8. zuſammenſetzen; höchſt bezeichnend und alles ſagend iſt dann, daß Pierre nach ſeinem eignen Geſtändniſſe[236]) das Beſte des ganzen Stoffes, eben das was ſich der niederländiſche Dichter des Reinaert allein aushob, erſt zuletzt ausarbeitete, den Prozeß des Fuchſes, deſſen Inhalt jetzt in Br. 20[a]. 21—23 und 32 zerſtreut liegt[237]). Eine Reihe der Branchen, auch der Pierre'ſchen, berufen ſich auf ältere Schriften und Bücher, wie ſie z. Th. in den Quellen des deutſchen Reinhart nachgewieſen ſind; lägen ſie zur Vergleichung vor, ſo würde ſich in Pierre's Bearbeitungen im Einzelnen das Beſtreben zeigen, in Nachahmung der Ritterromane, in der virtuoſen Manier eines Creſtien von Troies, durch geſchmeidige Erzählkunſt dem ariſtokra-

235) Jonckbloet a. a. O. p. 338 f.

236) Ed. Méon. V. 9649.

Perroz, qui son engin et s'art
mist en vers fere de Renart
et d'Isengrin son chier conpere,
lessa le miez de sa matère,
quant il entr' oblia les plez
et le jugement qui fu fez
en la cort Noble le Lion.

237) Wir verhalten uns hier blos berichtend, da uns nicht obliegt, die Unordnung in dem franz. Renart in Ordnung zu verwandlen. W. Knorr (die 20. Branche des Roman du Renart etc. Entin 1864) kommt zu dem Ergebniß, daß Br. 19. 20[b]—26. 29. 24. 32 unter Benutzung anderer Branchen weſentlich nach 20[a] gearbeitet ſind.

tiſchen Geſchmack der vornehmen Leſer der Ritterepen auch in dieſer Genredichtung zu genügen, die ihrem Stoffe und ihren Zwecken nach jenen Kreiſen fern lagen; wie denn in Deutſchland bei keinem der höfiſchen Dichter der Thierſage Erwähnung geſchieht, ſogleich aber bei Thomaſin, der ſich aus den höfiſchen Aventiuren ſo viel nicht macht. In der Ausbildung der Manier des Fabliau, des Schwanks, in gewandter Sprache, in lebendiger Auffaſſung der kleinlebigen Welt der Thiere bewährt Pierre das natürliche Talent der Franzoſen in leichter freier frivoler Darſtellungskunſt. Dann aber verführt auch die redſelige, weitläufige Schreibweiſe dazu, daß dem Dichter Schwank und Schnurre um der bloßen Unterhaltung willen zur Hauptſache wird [238]), daß er den innern Sinn den die ganze Gattung in ſich barg und den Ton einer größeren eposartigen Dichtung gleichmäßig verfehlt. Er verfiel nicht gerade dem Fehler des anderen Poeten, der (im Eingang des großen Romans bei Méon) ſich glaubt über ſeinen Gegenſtand ſtellen und ſeine eigene Weisheit auslegen zu ſollen, indem er auf die Thorheit der Annahme einer vernünftigen Thierwelt hinweiſend den Hauptcharakteren eine ſittlich-ſinnbildliche Bedeutung gibt und damit der poetiſchen Täuſchung ſogleich ein Ende macht; wohl aber hat es jener Protagoniſt unter den franzöſiſchen Thierdichtern darin durchweg verſehen, daß er um der flachſten Späße willen ſeine Thiere äußerlich und innerlich weit zu ſehr vermenſchlicht, ſie als Herren und Barone in Kleidern und Waffen, beſport und beritten, aufführt und Schlachten liefern und Feſtungen belagern, dicht daneben aber ſie wieder in ihren kleinſten thieriſchen Eigenthümlichkeiten, den Hahn ſingend mit Einem geſchloſſenen Auge, die Katze mit ihrem Schwanze ſpielend erſcheinen läßt. Aus dieſem Verfahren, die Thiere in Werk und Weiſe den Menſchen gleichzu-

238) Br. 11 im Prolog:

Pierres, qui de Saint-Clotz fu nez,
s'est tant traveillez et penez
par proière de ses amis,
que il nos a en rime mis
une risée et un gabet
de Renart —

rücken, ſie in ſteten Verkehr mit Menſchen zu bringen, Menſchen betrügen und mishandlen zu machen, ergiebt ſich eine Häufung thörichter Erfindungen: äußerlich, wie in der breiten Schilderung der Belagerung von Maupertuis (Br. 20ᵇ); innerlich, in der durchgehenden Weiſe, wie hier, um den ritterlichen Leſern zu gefallen, bei jenen Berührungen der Thiere mit Menſchen, mit Bauern vorzugsweiſe, dieſe letzteren allein und immer übel mitgenommen (houcepigniez = houspillés) und der Schadenfreude Preis gegeben werden. Die Gegenkehr gegen das ascetiſche Treiben der Mönche und die Anmaßungen der Kirche ſahen wir in den urſprünglichſten Tendenzen des Thiergedichtes gelegen; die übertriebene Läſterlichkeit aber, wie bei Pierre und in dem ganzen Renart das Heilige verhöhnt, alles Religionsweſen überhaupt entwürdigt, Schwören und Fluchen unter allen Heiligennamen übertrieben wird, wie man nicht ſcheut jedes Heiligthum profaniren, die Hoſtien (Br. 9) von dem Fuchſe aufreſſen zu laſſen u. ſ., dieß geht weit über die Grenzen einer ſelbſt laxen Sittlichkeit, eines ſelbſt groben Geſchmackes hinaus. Von dieſer Seite her haben übrigens die Thiergedichte Pierre's von St. Cloud neuerdings eine ganz unerwartete Aufklärung erhalten, die für die geſchichtliche Bedeutung dieſes Dichtungszweiges, die wir hauptſächlich betonen, voller Aufſchluß iſt. Was den Ergebniſſen dieſer Forſchungen noch von Unſicherheit und Vermuthung anhängt, möchte man gern in Gewißheit erhoben ſehen; aber auch jetzt ſchon iſt der Kern derſelben ſo ſicher geſtellt, daß auf den Dichter, von dem man früher nichts als den Namen wußte, ein merkwürdiges biographiſches Licht gefallen iſt. Seine Dichtungen liegen nach mancherlei Anſpielungen in der Zeit Philipp Auguſts an der Scheide des 12. und 13. Jhs. Wenn (wie Jonckbloet will) die Br. 25 von ihm iſt, ſo war er Prieſter in la Croix en Brie, einer Gegend, auf die auch einige örtliche Anführungen in ſeinen Dichtungen hinweiſen. Um 1190 vertrieb der König die Prälaten ſeines Reiches aus ihren Sitzen und Einkünften, weil ſie ſich dem Interdicte des päbſtlichen Legaten ge-

fügt hatten: eine Maasregel, bei der möglicherweiſe ſein Rath, der Bruder Bernard, früher Prior von Grandmont, betheiligt war, von dem man glaubt, daß ihn Pierre unter dem Namen des Erzprieſters Bernard verſpottet habe, mit dem er zuletzt den Eſel beiegte, der in ſeinen früheren Dichtungen einen anderen Namen führte. Denn Pierre war wahrſcheinlich von jener Maasregel mitbetroffen und mag dann eine Weile in Artois, Flandern und der Normandie gelebt haben, den Gegenden, in welchen ſich vorzugsweiſe die Oertlichkeiten finden, die er gelegentlich erwähnt. Dorther mögen ſich auch die mancherlei deutſchen und angelſächſiſchen Worte erklären, die in ſeinen Thierſchwänken begegnen, welche er dort „auf Bitten ſeiner Freunde" (ſ. Note 238) verfaßte. Man fragt unwillkürlich, wer dieſe Freunde waren? Der Kaplan Philipp Auguſts, Wilhelm von Bretagne[239], erzählt von den Ketzereien der Anhänger Amalrichs von Chartres, welche die Sacramente des neuen Bundes für beendet in jenen Tagen erklärten, da die Zeit des h. Geiſtes begonnen habe, durch deſſen Gaben Jeder innerlich ohne äußere Handlungen ſelig werden könne. Die Tugend der Liebe hätten ſie in einem ſo weiten Sinne gefaßt, daß Wolluſt und Buhlerei in ihrem Namen gut geheißen wurde. Die freche Verſpottung der Sacramente bei Pierre, ſeine unverhüllte Sittenlehre in geſchlechtlichen Beziehungen, ſeine Vorliebe für die behaglichſte Behandlung der unzüchtigſten Scenen würde allein glaublich machen, daß Pierre einer ſolchen Secte angepaßt habe; man weiß zum Ueberfluß[240], daß der 60jährige Prieſter Petrus de Sancto Ciodovaldo unter der Anzahl der eingefangenen Ketzer war, deren ein Theil 1209 in Paris verbrannt wurden, während Petrus der Todesſtrafe dadurch entging, daß er ſich ſchon vor ſeiner Verhaftung zum Mönche gemacht hatte: Jonckbloet vermuthet, daß die Br. 24 des Renart, wo Bernard von Grandmont für das Leben des Fuchſes

239) Guillelmus Armoricus, de gestis Phil. Augusti. Im Recueil des hist. des Gaules et de la France. 17, 83.

240) Aus Cäſarius von Heiſterbach Dial. mirac. 5, 22.

bittet, der ſich mönchen werde, einen Stich auf dieſes Fuchsſtück Peters enthalte. So würde die Ketzerei jener Zeiten, die mit der ſteigenden Bigotterie und Unbildung in dem Körper der Geiſtlichkeit auftrat und Schritt hielt, und ſich damals weit über England und Frankreich, über Deutſchland und Böhmen ausbreitete, in einem Dichtungszweige der von Haus aus dazu angelegt war, es würde die Ketzerverfolgung in einem Dichter, der die gefährliche Seite dieſes Dichtungszweiges aufs äußerſte überſpannte, eine eigenthümliche Vertretung erhalten.

Wie ganz anders iſt dagegen, ſei es in ſittlicher oder religiöſer oder äſthetiſcher Beziehung Maas gehalten in dem niederländiſchen Reinaert[241]! Den erſten Theil dieſes Gedichtes (den Text der Comburger, jetzt Stuttgarter Hſ.) hielt Willems für ein Werk des 12. Jhs. und für original flämiſch. Beide Annahmen haben ſich unhaltbar erwieſen[242]: der Reinaert iſt nur eine allerdings ſehr freie und ſelbſtändige, ſtellenweiſe doch wörtliche Ueberſetzung der 20ª. Branche des franzöſiſchen Renart und nicht vor 1200—20 geſchrieben. Was gleichwohl an dieſem Werke original flämiſch iſt und bleibt, das iſt die Reinheit und der Geſchmack, die Freiheit und zugleich die Beſchränkung in der Behandlung des Stoffes, das Eigenartige in den Modificirungen und Motivirungen der Ueberlieferung, wodurch der Umarbeiter ſein Werk weit über die franzöſiſchen Thierſchwänke emporgehoben hat. Denn dieſe Arbeit hängt in ſich ſo feſt zuſammen, giebt eine ſo vollkommene Befriedigung, hat einen ſo entſchiedenen, bei jeder wiederholten Lectüre deutlicher hervortretenden Werth, erſchöpft ſo ſehr den Grundgedanken der ſämmtlichen Thierdichtung, daß nur Ein nicht geiſtloſer Nachahmer um die Scheide des 13. u. 14. Jhs. auf den Gedanken kam, dies urſprüngliche Gedicht, das ſchon vor 1280 von einem Balduinus in eine moraliſirende Para-

241) Ueberſetzt von Geyder. Breslau 1844.
242) Jonckbloet, Van den Vos Reinaerde Cap. VI. p. CXVII ff.

phrase (in lateinischen Versen) umgearbeitet war,[243]) mehr zu wiederholen als weiter zu führen in einer Fortsetzung, deren Stoff gleichfalls aus französischen Quellen entnommen ist.[244]) Aus diesem vereinten Werke, das man nach Grimms Bemerkung bald als aus Einer Feder geflossen ansah, erwuchs, nach dem Durchgang durch noch ein Mittelglied, der niedersächsische Reineke, dessen Verschiedenheiten, was den Stoff angeht, kaum anzuschlagen sind, und der dann der Schlußstein des Ganzen geblieben ist. In Deutschland erlebte er bis auf den heutigen Tag eine Menge von Auflagen; hochdeutsche Uebertragungen, und wieder aus ihnen geflossene lateinische Uebersetzungen wetteiferten, so sehr das Gedicht darin verlor; aus dem niederdeutschen ging es ins dänische, aus dem dänischen ins schwedische, aus schwedischen Versen in Prosa über, und es soll in isländischer Uebersetzung existiren. Ins Unendliche vervielfachte sich dieses Eine von Willem ausgegangene Gedicht! Der kühnste poetische Schöpfer der neuern Zeit hat es nicht unwerth seiner Muse geachtet, ihm neuhochdeutsche Sprache und klassische Form zu geben und er wagte es nicht, sich nur auf Schritte zu entfernen! An diesem alle Jahrhunderte und allen Zeit- und Nationalgeschmack überdauernden inneren Werth zergeht der Renart ganz eigentlich, der nicht einmal im Geschmack seiner Landsleute die späteren matten Nachäffungen verdrängen konnte!

Aber welch ein Werk ist auch dieser episch streng abgerundete Reinaert gegen die willkürliche Schwänkekette des Renart! Der niederländische Dichter kannte die wälschen und lateinischen Bücher und die

---

243) Reinardus vulpes. ed. Campbell. Hague 1859. ed. Guill. Knorr. Utini 1860.

244) Sein Werk ist der Text der von Willems sog. holländischen (brüsseler) Handschrift. Es wird wohl immer zweifelhaft bleiben, ob der Willem, der in dem verderbten Prologe als Verfasser, zugleich als Dichter eines „Madoc", eines wälschen Sagenstoffes scheint es, genannt wird, der Dichter des Originals oder der Umdichter sei. Willems suchte den Umarbeiter Willem in Willem Utenhove, einem Geistlichen von Aerdenburg in Flandern, der vor 1280 schrieb; in einem Wilhelmus physicus vermuthet ihn Serrure, Vaderlandsch museum 2, 251.

Digitized by Google

im Volke umgehenden Sagen, aber er wählte die Masse beherrschend aus ihr aus, was seine Dichtung zu einer poetisch abgeschlossenen Welt machte, in die sich vor Allem keine Thierfabeln einmischen, von denen die französischen Branchen überladen sind. Ueberall wo dies geschah, da ist der innere Gang gestört, weil diese vereinzelten Stücke in sich zu wenig epische Anlage haben, um sich ohne Zwang einzufügen; dazu trugen sie überall in den Dichter einen Hang zum Moralisiren oder Allegorisiren über. Nichts der Art ist hier in diesen ächten Thiermährchen. Indem der Dichter streng den Kreis der äußeren Zustände der Thiere festhält, bringt er keine Menschen ins Spiel, als wo sie, wie in der Wirklichkeit, ihre Feinde, die Raubthiere verfolgen; sie spielen im Gegentheil wie halb räthselhafte Wesen nur in der Ferne mit, und es ist nicht daran zu denken, daß sie in den Vordergrund träten oder mit den Thieren sich unterhielten und Händel mit ihnen abschlössen wie im Renart. Der Takt des ältesten Dichters hat, nicht in Bezug auf die Verbannung der Fabel, aber hinsichtlich dieses letzteren Punctes auch seinen Nachfolger und Fortsetzer entschieden bestimmt. Noch scheint uns aber diese Reinigung des Bodens bei weitem nicht das größte Verdienst des Dichters. In der Fabel und Parabel braucht auf Wahrscheinlichkeit nicht geachtet zu werden, wenn man den Thieren Tugenden und Einsichten aller Art beilegt. Die höchsten Sprüche der Weisheit, die gezogene Moral mag dort dem Thiere selbst in den Mund gelegt werden; das Schaf mag sich voll christlicher Selbstverleugnung zum Opfer darbieten. Aber in einer handelnden Welt konnte dies nicht geschehen; hier trennen sich die Gesetze einer epischen, zusammenhängenden Erzählung und eines fragmentarischen didaktischen Gedichtes. Auch fiel in der That *keinem* Poeten in dieser Gattung ein, die Thiere aus einem niederen Kreise von Bestrebungen heraustreten zu lassen; selbst die französischen und lateinischen haben keinem ihrer Geschöpfe edlere Handlungen geliehen oder höhere Beweggründe untergelegt. Nicht so, was das Intellectuelle angeht. Wie sollte man es auch einem Fabliauerzähler zumuthen, daß er, wo er

einmal einen theuren Witz hatte, ihn nicht ausbieten ſolle? wie konnte man alſo erwarten, daß er ſeine Thiere nicht jederlei Gedanken ſolle ausſprechen laſſen, die ſein eigenes Hirn erzeugte? Der Dichter des Reinaert dagegen hat es über ſich vermocht, ſich aus der Erzählung zu entfernen. Indem er uns allein mit dem Gange ſeiner Begebenheiten und dem Treiben ſeiner Thiere feſſelt, verſchmäht er mit ſinnbildernder, moraliſcher oder gelehrter Weisheit ſeine Leſer zu behelligen; mit dieſer verleugnenden Natur begabt, konnte er reiner das Weſen der Thierſage in ſich aufnehmen und ſo die rechte Form mit dem rechten Geiſte beleben. Er gab ſeinen Thieren all die menſchliche Einſicht, die zu jenem alltäglichen Leben gehört, welches die Sphäre der Thierdichtung überall bilden ſollte; eine Einſicht, welche Ueberlieferung, Gewohnheit und angeborner Inſtict von ſelbſt an die Hand geben. Er hütete ſich, ſeinen Thieren zu ihren Handlungen beſtimmte Beweggründe zu leihen. Gab er ihnen die vlehiſchen, welche der Verfaſſer des Reinardus ihnen beilegte, ſo fiel er ins Gemeine; gab er ihnen zufällige, äußere, ſo fiel er in das Willkürliche, Launenhafte und Schwankartige der Franzoſen; gab er ihnen grundſätzlich bewußte Schlechtigkeit, ſo war die milde Ironie kaum feſtzuhalten. Er ließ ihnen daher die thieriſchen, angeborenen Triebe, die auch in dem gewöhnlichen Menſchen die Quelle des Schlechten und Guten ſind. Der Fuchs geht hier nicht aus Feindſchaft gegen den Wolf auf deſſen Unglück, ſondern ohne andere Urſache als den Drang ſeiner ſchadenfrohen Natur auf den Schaden Aller aus; unter Umſtänden iſt er ein beichtender Sünder, unter Umſtänden ein ſündiger Beichtender; er ſcheint jetzt ein zärtlicher Gatte und Vater, und dann iſt er ein leichtſinniger Gatte und Sohn, der unter Umſtänden ſein Weib verglßt und die Gebeine ſeines Vaters läſtert; er nimmt einen Vortheil mit wo er kann, aber übt ſeine loſen Streiche nicht nur des Vortheils willen, ſondern aus Leichtſinn, ſelbſt wo ſie ſeine Gefahr vermehren. Dies ſcheint das wahre Bild des gemeinen Menſchen, der keine inneren Grundſätze kennt, und nicht einmal des gemeinen ſchlechten Men-

ſchen, ſondern des Menſchen, wie er gemeinhin ſein würde, wenn man ihm, was Verborgenheit und der Firniß der Welt, was die Schule oder Predigt von ſchönen Worten an ihm hängen ließ, abſtreifen könnte. Der Fuchs erſcheint dabei mit der Ueberlegenheit ſeines ſanguiniſchen Temperaments und ſeiner Gewandtheit mehr nach dem Schlechten geneigt, und iſt das thätige Princip in dieſem Kreiſe, der Wolf und die Anderen erſcheinen dann mit ihrer Beſchränktheit und Paſſivität im nothwendigen Nachtheil. Dies Alles iſt in der Welt der Menſchen leider nicht anders, und wenn gefühlvolle Leſer dies auf den erſten Augenblick nicht zugeben wollen, ſo mögen ſie beachten, ob ſie ſich nicht von Folgendem irre leiten laſſen. In der wirklichen Welt erſcheint einmal alle Verderbtheit in einem viel milderen Lichte, weil das Chriſtenthum die Kunſt allzugut verſtehen machte, die Blößen zu bedecken, und weil überhaupt das neuere getheilte Leben und die große Bevölkerung eine Oeffentlichkeit des Privatlebens nicht in der Art möglich macht wie im Alterthum; und dann empört alles Schlechte, das wir von Menſchen an Menſchen verübt ſehen, uns als Menſchen ſtärker, ſelbſt wenn wir gerne fähig wären unter Umſtänden das Nämliche zu thun, und in unſerer Leidenſchaft dünken wir uns dann beſſer als wir ſind. Allein hier in dieſer Thierwelt wird, wie Leſſing in Bezug auf die Fabel ſehr ſchön geſagt hat, unſere Leidenſchaft gar nicht oder wenig erregt, unſer Mitleid kommt nicht ins Spiel, unſer Abſcheu auch nicht, denn Jeder wird ſich ertappen, daß er für den Böſewicht Reinhart Partei nimmt: wie es uns auch leicht in der Geſchichte ſo ergeht, daß uns überlegene kräftige Charaktere feſſeln, die wir in der Gegenwart, wenn uns ihre Grauſamkeit näher treffen könnte, verabſcheuen würden. Wir finden alſo in unſerem Inneren den Grund, auf den dieſes ganze Gemälde gezogen iſt; wir nehmen den Eindruck, den es macht oder zu machen fähig iſt, darum ganz, und ganz ungetrübt auf. Hier tritt wieder von einer anderen Seite die Thorheit heraus, die in dem Einführen von Menſchen als mithandelnden Perſonen in die Thierſage liegt. Indem nun der Reinaert überall

mit unvergleichlichem Maße und Takte ſeine grundſatzloſen Geſchöpfe immer nur ſo handeln läßt, wie ſie nach ihren Trieben handeln können, indem er ſie nur in ſolche Lagen bringt, die dem angemeſſen ſind, ſo mußte er nothwendig auch ihre Intelligenz begrenzen und dem Ausdrucke und der Sprache einen paſſenden Charakter geben. Natürlich alſo fiel alles Vernünfteln, aller Witz, all das ſubtile, ſophiſtiſche Geſchwätz bei Lateinern und Franzoſen ganz weg; alles planmäßige Entwerfen, aller größere Ueberblick, alle Grundſätzlichkeit konnte nicht dienen. Es iſt daher ganz vortrefflich, daß die Thiere hier blos im Tone der täglichen Unterhaltung reden, aber ſtets dabei jene Wichtigkeit auf das Trivialſte legen, welche auch der Spießbürger nie abſtreift. Wo ſie ſich über Hunger und Durſt erheben, da ſind es Gemeinplätze, die ſie reden; und die Bedeutung derſelben hat man immer gefühlt, wenn auch nicht verſtanden, man hat ſie ausgezogen, mit geſperrten Lettern gedruckt, man hat in ihnen den Werth des Buches geſucht. Während jene Thiere der franzöſiſchen Gedichte häufig in ihrer Thierheit tölpelhaft ſich anſtellen, mehr als es die ihnen verliehene Weisheit geſtattet, ſo reden ſie hier — und ſo iſt es bei neun Zehnteln der gewöhnlichen Menſchen — immer viel geſcheidter, als ſie ſind und wiſſen. Es liegt über dem Richtigſten und Wahrſten, was ſie ſagen ein — ich weiß nicht was von dummtreuer Philiſterei, die nicht feiner geſchildert werden kann. Die Grenzen, die der Dichter der Intellectualität ſeiner Geſchöpfe ziehen mußte, waren gefährlich; leicht konnte die unerträglichſte Langeweile daraus folgen, allein er wußte ſich vortrefflich zu helfen, indem er ihnen eben jene Altklugheit lieh, die ſich ſo gut mit dieſen Grenzen vertrug. Hier haben es die Späteren verſehen. Der Dichter des Reinaert würde ſeinem Helden nicht leicht die Beichte in den Mund gegeben haben, in der Art wie ſie der zweite Theil im Reineke enthält, ſo vortrefflich ſie an und für ſich iſt, weil ſie viel zu ſehr auf völlige Bewußtheit im Handeln und Denken deutet. Auch iſt dieſe Beichte noch in Willem's Fortſetzung weit verſchieden von der Bearbeitung im Reineke. Göthe hat es darin verſehen, daß er dieſen

Fehler im Reineke noch weiter trieb; eben in jener Beichte redet zuweilen aus ſeinem Fuchs eine vornehme, achſelzuckende Weisheit, die immer noch auf etwas Tieferes und Geheimgehaltenes ſchließen läßt; obwohl man zugeben muß, daß der urſprüngliche Ton im Allgemeinen auch von Göthe bewahrt ward, was in ſeiner Zeit und Sprache gewiß ſehr ſchwer war. Denn das darf man nicht vergeſſen, daß die platte Volksſprache viel dazu beiträgt, jenen Charakter der Unterhaltung hervorzubringen; ſo wie es, objectiv betrachtet, unmöglich als Zufall angeſehen werden darf, daß ſich die niederdeutſche ſonſt in aller Dichtkunſt wenig hervorgetretene Mundart dieſes Gegenſtandes gerade mit ſo vieler Ueberlegenheit bemächtigte[245]). Dieſe bloße Beſonderheit des Dialektiſchen ſtellt, ſchon der äußeren Form nach, dieſe Genredichtung zu dem vornehmen Rittergedichte der Zeit in den größtmöglichen Gegenſatz, in dem uns dann die kleine und ausführende Manier der Darſtellung (das natürliche Ergebniß des Stoffes), gegen den prunkenden oder gleißenden Stil und Inhalt des ritterlichen Epos gehalten, überall feſtbannt. Gegen die weite und unbeſtimmte Bühne in dieſen Erzählungen menſchlicher Thaten, wo man beſtimmte Sitze erwarten ſollte, ſteht hier, wo man jede Unbeſtimmtheit gelten laſſen würde, oft die feſteſte Oertlichkeit; gegen die ſchale Flachheit jener Helden dieſe ſcharfgezeichneten Thierindividuen; dem pomphaften Weſen jener Ritterwelt gegenüber dieſe alltägliche Gemeinheit; ſtatt des hohen Kothurns der niedrige Soccus; ſtatt der träumeriſchen Sehnſucht dort das ver-

245) So daß man von allen ſpäteren Umarbeitungen nichts Beſſeres ſagen kann, als was Lauremberg vor langen Zeiten darüber geſagt hat:

Man hefft sich twar thomartert dat boek tho bringen
in hochdütsche spraek, men ydt wil gantz nicht klingen.
Idt klappet yegen dat original tho recken,
als wenn man plecht ein stücke vul holt tho brecken,
edder schmitt einen olden pott gigen de wand;
det maket, dewyl yuw ys unbekand
de natürlicke eigenschop dersülven rede,
welcke de angebahrne zierlichkeit bringt mede etc.

gnüglichſte Behagen hier. Wo dort Alles Wunder und Ueberraſchung iſt, fließt hier Alles in der ebenſten Gewöhnlichkeit; je mehr Edelmuth und Selbſtruhm dort, deſto mehr Schlechtigkeit und Selbſtruhm hier; je höher dort die Idee der Kreuzzüge geſteigert ward, deſto unverſchämter verſpottet man ſie hier; dort kennt man das gemeine Bedürfniß nicht, hier dreht ſich Alles um dies Eine; dort iſt die Liebe erhaben und ätherlſch, hier iſt ſie viehiſche Unzucht; und als ob ſich Alles vereinigen wolle, gegen jenes ſo oft mühſelige Stammeln der ritterlichen Poeten, hier dieſe gelöſte Zunge, dieſe Kraft der Darſtellung, dieſe reizende Leichtigkeit, dieſe ſtets dauernde Energie, wo dort oft über der langen und langweilligen Materie die Friſche ausgeht, die Sprache ſtockt und der Reim lahmt und Lücken füllt. In dem innerſten Puncte, der Zeichnung der Charaktere und der Begründung ihrer Handlungen ſteht dieſer durchgehende Gegenſatz auf der feinſten Spitze. In nicht wenigen der ritterlichen Romane werden wir, ganz entſprechend den geſchichtlichen Zügen jener Zeiten, die Unterlage einer völligen Grundſatzloſigkeit im Handeln finden. Wo dies in den Poeſien vorherrſcht, da bedingt es die völlige Werthloſigkeit derſelben. In den beſſeren epiſchen Gedichten ringt der ritterliche Dichter oder ſein Held allerdings zuweilen nach Grundſätzen und kann ſich dabei meiſt nicht zurechtfinden; es muß ſchon ein Gottfried von Strasburg ſein, der zu der Einſicht kommt, daß er, dem Charakter jener Stoffe nach, ſeinem Helden geradezu allen Grundſatz am beſten wegnimmt und ihn als Spielball von Geſchick, Zufall und Leidenſchaft ſchildert. Jene Gedichte zeigen alſo ein mühſames, meiſt fruchtloſes Ringen aus dem Gemeinen ins Hohe und Ideale; das Thierepos aber vergräbt ſich recht in den Mangel aller leitenden Grundſätze und weiß und ahnt deren keine. Dort iſt ewiger Wechſel von Lieb und Leid, und in das ſchönſte Glück iſt Bitterkeit von der Natur ſchon niedergelegt, aber hier geht Alles aufs luſtigſte her, und ſelbſt das Unglück wird nicht ſo ernſt empfunden; man trifft dort auf die Plagen und inneren Leiden, welche das höhere Streben im Menſchen immer mit ſich führt, hier

nur auf die ungeſtörtere Luſt, die den niederen Ständen trotz ihrer äußeren Geplagtheit weit mehr eigen iſt. Von jenen Ritterepen weg gehen wir aus Zweifel in Zweifel, hier fühlen wir uns innerlichſt erquickt und befriedigt. Der Reinaert ſteht gegen die ritterlichen Epen und Romane in demſelben graden Gegenſatze, wie Ariſtophanes gegen die griechiſchen Tragiker. Wie dieſer dem ernſten Drama und ſeinen heroiſchen Sitten des Alterthums die Gegenwart mit all ihrer Geſunkenheit im ſchneidendſten Widerſpiele entgegenſtellt, ſo dieſes Gedicht ein gemein menſchliches Treiben dem ſublimen der epiſchen Helden. Die Erhabenheit des alten Drama's zwang Alles, was ſich ihr entgegenſetzen wollte, ins Komiſche; anders war es hier, wo in den Epen keinerlei Erhabenheit zu finden iſt, weil immer die Gegenwart ſelbſt ihr Boden war, die ſie nur in einen übermenſchlichen Glanz ſtellen. Das Thierepos entzog daher dieſer nämlichen Gegenwart ſelbſt noch das Menſchliche, um ſie eben ſo eine große Stufe herabzuſetzen, wie ſie jene hinaufgerückt hatten. Ein mit ſo außerordentlichem Glück gewonnener Boden, ein darauf ſo feſt und ſicher gegründetes Gebäude mußte ſich von gleicher Dauer und Gediegenheit ausweiſen, wie die unſterblichen Werke des atheniſchen Komöden.

IV.

Uebergang zu der ritterlichen Poesie der staufischen Zeit.

1. Kreuzzüge.

Wir sind in der Besprechung einer Reihe von literarischen Erscheinungen bereits dem Zeitpuncte voraus geeilt, da die Kreuzzüge begannen den Mittelpunct der Weltereignisse zu bilden; es ist Zeit, daß wir unsere Aufmerksamkeit ihren Einwirkungen auf die Geistesbildung des Westens zuwenden, die das Eigenthümlichste und Zeiteigenste in dem Charakter der mittelaltrigen Dichtung erst hervorgerufen haben. Den Deutschen lagen die mächtigeren Impulse zu den Kriegsfahrten ins heilige Land am fernsten. Die Kriege mit dem Islam im Südwesten und im Süden hatten seit Karl Martell für sie die dringende Gefahr verloren; dazu waren sie in ihren Kämpfen mit den Heiden an ihren östlichen Grenzmarken in eigenen Kreuzzügen zu Hause beschäftigt. Sie theilten daher weder anfangs noch später die Schwärmerei der Franzosen für die Kriegszüge ins heilige Land. Schon dem Einfluß des mönchischen Fanatismus, welcher der kriegerischen Kreuzwuth vorausging, hatte man in Deutschland, sahen wir, nur langsam und widerstrebend nachgegeben; so zündeten auch die beispiellosen Wirkungen der Predigt des Glaubenskrieges in Clermont (1095) in Deutschland nicht; ja selbst der ungeheure Eindruck, den die Eroberung Jerusalems (1099) in der Welt machte, war in Deutschland von keinen Folgen, wo erst spät Konrad III von dem

h. Bernhard wie durch einen Ueberfall zum Kreuzzuge bewogen werden mußte. Nach ihm ließen sich seine großen Nachfolger bei ihren Kriegswallfahrten von ganz weltlichen Absichten leiten und die ganze Christenheit scandalisirte sich über die Art, wie Friedrich II diese heilige Sache behandelte. Am spätesten begannen, am frühesten endeten die Kreuzzüge in das gelobte Land bei den Deutschen. Sie waren wie ein Eindrang fremder Einflüsse, da zu der begeisternden Gemeinsamkeit der religiösen Ideen hier der Nachdruck der Interessen mangelte. So war auch der weitaus größte Theil der neuen Geisteserzeugnisse, die in dem Zeitalter der Kreuzzüge, getränkt von deren Einflüssen, Deutschland überschwemmten, fremde Zufuhr, Uebersetzungen lateinischer oder französischer Dichtungen. Aber eben dieß massige Uebergewicht der fremden Einwirkungen nöthigt uns um so mehr, einen Blick auf jene Erschütterungen dreier Welttheile zu werfen, um uns zunächst die allgemeine Natur ihrer Einflüsse auf die gesammte Literatur des Mittelalters zu erklären.

Bei diesem Versuche fühlen wir aufs neue, wie schwer es ist, selbst in so entfernten Zeiten so ungeheure Bewegungen und ihre Einwirkungen zu überblicken und in einer gedrängten Darstellung die Hauptpuncte so zu treffen, daß sich das Mannichfaltige und Viele, was nicht im Einzelnen berührt werden kann, von selbst darum anlegt und jede Beziehung und jedes Verhältniß sogleich verständlich werde. Die trefflichen Männer in Frankreich und Deutschland, die der Geschichte der Kreuzzüge neuerer Zeit die Arbeit eines großen Theils ihres Lebens gewidmet haben, suchten in verschiedener Weise die Wirkungen jener Welterschütterung auf das staatliche, gesellige und geistige Leben in Europa nachzuweisen; sie scheinen es aber darin versehen zu haben, daß sie in Raum und Zeit sich zu sehr beschränkten. Wenn die Geschichte der Kreuzfahrten nach ihren Ursachen und Folgen völlig übersehen werden soll, so muß nothwendig der ganze Kampf des Christen- und Heidenthums eingeschlossen werden; die Angriffe der Sarazenen auf den Süden Europa's halfen durch die nähere

Gefahr den Angriffskampf der Chriſtenheit mehr hervorrufen, als die Wallfahrten und die Bedrängung der Chriſten in Jeruſalem, woraus man die ganze Erſcheinung gewöhnlich herleitete. Erſt mußte das, was in Spanien und in Sicilien gegen die Mauren geſchah, die franzöſiſche Ritterſchaft erregt und geſpannt haben, ehe die Predigten eines Mönchs ſo ungeheure Begeiſterung erregen konnten. Von Spanien gehen dieſe Kämpfe zwiſchen Islam und Chriſtenthum aus und dort endigen ſie; dort ſchließen ſie ſich unmittelbar an die Entdeckung der neuen Wege nach Indien an, die eine natürliche Folge von dem geſtörten Handel in dem verlornen Oſten war. Nur dann, wenn man, wie Michaud zu furchtſam gethan hat, die Verbindung der Kreuzzüge mit dieſen geographiſchen Entdeckungen und den induſtriellen Verhältniſſen der neueren Zeit nachweiſt, iſt man im Stande, ihre Wirkungen und ihre Bedeutung im größeren Maße zu überſchlagen; gar wenn man ſich ſcheut, dieſe entfernteren Fortwirkungen überhaupt gelten zu laſſen, ſo muß der eigentliche Kern dieſer endloſen Bewegung unſeren Blicken ganz entgehen. Denn in der neueren Zeit hat nichts eine unmittelbare Wirkung. Der Raum und die Maſſe, die ſich im Raume dreht, iſt in dem neueren Europa zu groß, als daß ſelbſt die Geſchichte und das Schickſal ſie leicht bewegte und geſtaltete. So traten die eigentlichen Segnungen der Reformation, wie groß zwar ihre unmittelbaren Folgen für den Augenblick waren, erſt Jahrhunderte ſpäter hervor; und ſo würden wir die Vorſehung anklagen, wenn wir denken wollten, die furchtbaren Erſchütterungen der franzöſiſchen Revolution ſeien nichts als eine gräßliche Tragödie der Geſchichte geweſen, ohne weiteren Erfolg, als den wir innerhalb der Begebenheiten ſelbſt beobachten konnten. So iſts mit den Kreuzzügen. Was ſie in dem Zuſtand der Geſellſchaft im Einzelnen, in der nächſten Zeit änderten, war für einen Augenblick überraſchend und glänzend, allein nicht auf die Dauer; wenn man daher, beiſpielweiſe, die Vortheile und Nachtheile aufzählte, die ſie den einzelnen Ständen brachten, ſo machte man eine lange Rechnung, in der ſich Schaden und Nutzen vollkommen einander aufwogen. Auch wäre es wunder-

lich, wenn ſich die Geſchichte der Stände nicht überall auch da, wohin die Kreuzzüge wenig oder nicht drangen, im Weſentlichen ebenſo hätte geſtalten ſollen. Die Kreuzzüge ſind eine Revolution von ſo großem und allgemeinem Charakter, daß man in Nachweiſung beſonderer, einzelner Einflüſſe äußerſt vorſichtig ſein muß, um nicht mit Kleinlichkeiten ihre großen Züge zu entſtellen. Die Art, wie man ihre Einflüſſe auf die geiſtige Bildung zu berechnen pflegte, iſt hier bezeichnend genug: wenn man früher z. B. in der Dichtung der Troubadours und Minneſänger arabiſchen Einwirkungen nachſpähte, ſo hat man davon längſt zurückkommen müſſen; denn wer nur einmal erwogen hat, in welchen Verhältniſſen Chriſten und Mauren in Spanien ſtanden und wie hier trotz den Jahrhunderten der nächſten Berührungen der mauriſche Einfluß in aller Hinſicht unbedeutend blieb, dem mußte aller Zweifel ſchnell gelöſt ſein. Wir halten uns daher in unſerer Aufgabe durchweg von dem Feſthaften auf Einzelnheiten und Kleinigkeiten fern. Wir ſuchen die Quelle der Dichtung überall im Innern der Nationen, folgen ihren Veränderungen und forſchen äußerlich nach den Ereigniſſen, die zu der Anregung, Richtung und Entfaltung dieſer Veränderungen beitrugen. Auf dieſem Wege fanden wir, daß ſich die deutſche Dichtung bis dahin nach zwei Seiten, der nationalen und chriſtlichen, auseinander legte, welchen durch einzelne Männer, die der Geſchichte und Literatur des Alterthums kundig waren, — wie es in den großen Staatsverhältniſſen ähnlich geſchah — eine antike Wendung gegeben werden ſollte, die der volksthümlichen Entwickelung Eintrag that und Gefahr drohte. Dieſe Gefahr ward in Deutſchland zuerſt durch die fränkiſche Kaiſerzeit, welche die Bildung überhaupt ſtörte, unſchädlicher gemacht, durch die Kreuzzüge aber dergeſtalt aufgehoben, daß ſeitdem das antike Moment in der Geſchichte der Geiſtesbildung ganz beſeitigt wurde und erſt dann wieder Aufnahme fand, nachdem der volksthümliche Charakter gegründet und geſichert war. Die Kreuzzüge trugen das Weſentliche und Durchſchlagende dazu bei,

die Ideen der alten Welt abzuwerfen und den neuen chriſtlichen völlig weichen zu machen; ſie bilden das letzte und ſtärkſte Glied in den Uebergängen von der alten zur neuen Welt. Bis zu ihnen hatte das Griechiſche und Römiſche und mit ihm ein gewiſſes Maas von nüchterner Weltbetrachtung, das eine Frucht der vereint zuſammenwirkenden Geiſteskräfte der Menſchen war, nicht ganz aufgehört, das geiſtige Reich zu beherrſchen; von jetzt beginnt jene ſchrankenloſe und einſeitigere Herrſchaft der Phantaſie, des Gemüths und der Empfindung, welche den ſchärfſten Gegenſatz des Mittelalters gegen das Alterthum bildet. Die Art, wie durch ſie dieſer Uebergang vermittelt wird, iſt durchaus dem Zwecke ſelbſt entſprechend. Die Eigenthümlichkeit der neueren Zeit liegt in dem weiter geöffneten Geſichtskreiſe, in geſteigerten Bedürfniſſen des Körpers und des Geiſtes. Eine ſtrengere geſchichtliche Anſicht würde daher die Spuren der neuen Zeit und ihres Charakters ſchon in Alexanders Zeit ſuchen, wo die Räume der Welt, der innern und äußern, anfingen geöffnet zu werden; die entſchiedenere Vollendung des Charakters der neuern Welt aber würde man von der Zeit an herleiten, wo durch die Reformation und die Entdeckung der neuen Erdräume die Ausſicht auf die völlige Aufklärung der räumlichen und der geiſtigen Welt geöffnet war. Alle größeren Geſchichtsmomente zwiſchen beiden Zeitpuncten, die römiſche Weltherrſchaft, die germaniſche Völkerwanderung führten wie nun die Kreuzzüge ſtufenweiſe dieſem Ziele immer näher zu. Je mehr die Kreuzzüge den anfänglichen fanatiſch-religiöſen Charakter ablegten; je mehr ſie der Leitung der römiſchen Hierarchie in dem Maaße entwuchſen, wie die abſolute Königsgewalt ſich an die Stelle der Hierarchie ſchob und ihr unter anderen Sorgen auch die für den Kampf gegen die Heidenſchaft abnahm, was in Friedrich II, Ludwig dem Heiligen und Ferdinand dem Frommen immer deutlicher wird; je mehr ſie zu einem großen Kampfe für die individuelle Bildung des Weſtens gegen die generelle des Oſtens arteten, vollends ſeit der Wendung, welche die Kreuzpredigt in den Planen Marino Sanuti's erhielt, der auf neue Han-

delswege und auf die Sperre des Ostens seine Eroberungsentwürfe baute, trit ihre Bedeutung innerhalb der Strebungen für die Eröffnung der Welt immer stärker hervor. Auch ihre Bedeutung für die Erweiterung des seelischen Lebens, für die Erweckung und Erschließung eines reizbareren Phantasie- und Gemüthslebens, das von da an seine merkwürdige Zeitigung und Reife beginnt, liegt in derselben Richtung. In zwei ganz allgemeinen Puncten würden wir daher die Wirkungen der Kreuzzüge auf die Dichtung suchen, und zwar nicht äußerlich in den gegenständlichen Neuerungen, die mit den poetischen Stoffen vor sich gingen, sondern innerlich in den Veränderungen des Geistes in den dichtenden Persönlichkeiten.

Zuerst in der Erweiterung des Verkehrs und dadurch auch aller Geistesbildung. Bei der Eigenthümlichkeit, welche alle neuere Bildung durch ihre große Ausdehnung erhält, eine Eigenthümlichkeit, auf die man nicht oft genug zurückweisen kann, weil sie allein für tausend trostlose Erscheinungen in der neueren Geschichte Beruhigung, für tausend Dunkelheiten Aufklärung und Belehrung gibt, bei dieser Eigenthümlichkeit war immer jede erweiterte Berührung von Völkern und Völkern von dem bedeutendsten Einfluß auf die geistige Bildung und Thätigkeit. Darum schlug in der Völkerwanderung die volksthümliche epische Heldendichtung ihre Wurzel; darum entwickelte sich die Epik der romanischen Völker zuerst unter den Normannen, die in Berührung mit Bretagnern, Flamländern, Franzosen, Angelsachsen und Briten, dann auch mit Griechen, Sarazenen und Deutschen (in Italien), am frühesten und mächtigsten unter den lateinischen oder halb lateinischen Völkern geistig erregt waren; darum ward im Gefolge der säcularen Mischungen aller Nationalitäten das erschöpfte Italien seit dem 12. und 13. Jh., vollends aber nach der Zerstörung von Konstantinopel unter dem Zusammenfluß gebildeter Fremder von neuem der Sitz der Bildung; und darum steigt in der neuesten Zeit in ungeheueren Verhältnissen die Weite der Cultur unter dem Zusammensturz der geistigen und räumlichen Scheidewände zwischen den Völkern.

Man denke nun, wie jene Zeiten der Kreuzzüge in dieſer Art großartig wirken mußten! In den Heeren der erſten Kreuzfahrt drängten ſich, nach Fulcher, Franzoſen, Flamländer, Frieſen, Waliſer, Bretagner, Allobroger, Lothringer, Deutſche, Normannen, Schotten, Engländer, Aquitanier, Italier, Iberier, Dänen, Griechen und Armenier zuſammen! Die Schriftſteller bezeugen, daß unter der Maſſe dieſes Kreuzheeres, ganz im Gegenſatz zu den Führern, gutes Verſtändniß geherrſcht habe; die fromme Begeiſterung dieſer erſten Zeit vereinte die Nationen unter dem Zeichen und Namen der Chriſten und brachte die Stände einander näher. Was dann Großes durch dieſe vereinten Kräfte geſchah, feſſelte zu Hauſe alle Klaſſen des Volkes gleichmäßig. Hinfort konnten die bloßen lateiniſchen Nachrichten nicht mehr genügen; die Kreuzzüge regten den Gebrauch der Volksſprache an. Noch fürchtete jener limoſiniſche Guillem von Bechada (Grégoire des Tours), daß ſein (nicht erhaltenes) hiſtoriſches Gedicht von der Eroberung Jeruſalems (um 1120) wegen der Volksſprache, die er gebrauchte, verachtet werden würde, doch überwog der Wunſch, dem Volke ſein Werk verſtändlich zu machen. Je mehr die Theilnahme an den Thaten der Ritterſchaft wuchs, deſto ſchneller vollzog ſich die Ausbreitung der Volksſprache; je näher und höher plötzlich durch die Werke der Dichtung — denn nur in ſolchen verſuchte ſich vorerſt die Volksſprache — dem Ritterſtande ſeine eignen Thaten gerückt wurden, deſto näher auch die Bücher und alle Bildung überhaupt; denn in dem Weſen des Ritterthums ſelbſt waren die ganz innerlichen Momente wirkſam, die den Stand unausbleiblich in die geiſtige Thätigkeit hinein drängten. Man hat geſagt, die Kreuzzüge ſeien die Heroenzeit der chriſtlichen Völker; und dem würde ſo ſein, wenn Michaud Recht hätte, indem er behauptete, der Geiſt des Ritterthums läge in der Schätzung des Ruhmes: denn das Eigenthümliche der Heroenzeit iſt das Wettringen um den Preis der Kraft und des Ruhmes. Das Ritterthum aber charakteriſirt vielmehr das Handeln nach Grundſätzen; Ideen ſchließen ſeinen Orden zuſammen. Der Bezug des Ruhmes auf ein Etwas

außerhalb der That, die Wahl des Gegenstandes an welchem der Ruhm erstrebt wird, die Anerkennung eines Zweiten, eines Königs der Seele oder einer Königin des Herzens, für welche der Ruhm erstrebt wird, darin erst vollendet sich das Ritterthum. Daher ist die Verbannung der heldenmäßigen Selbstsucht durch höfische feinere Sitte oder durch christliche Uneigennützigkeit an dem ächtesten Rittersmann am erkennbarsten und die Beschränkung der Rohheit und Zügellosigkeit unterscheidet das Ritterthum von dem Heroengeschlechte durch und durch. So nun drängten in den Thaten und durch die Thaten der kreuzritterlichen Welt neue geistige Ideen neben die christlichen, welche bisher die Menschen allein bewegt hatten, in die höheren Kreise der Gesellschaft ein; die geistige Bildung wurde zunächst aus einer kirchlichen zu einer poetischen Bildung, die dann durch die Vermittlung der Volkssprache rasch zu einem Gemeingute ward. Die Pflege dieses neuen Bildungszweiges ward im Anfang zwischen Geistlichen und Laien getheilt, bald fiel sie ganz in die Hände des Ritterstandes herüber. Glänzende Helden der Kreuzzüge hatten das Schwert und die Laute geführt; nun drängte die Ritterschaft rasch die Geistlichkeit aus dem Alleinbesitz der Geistesbildung hinweg. Der Verkehr erleichterte auch den Laien die Erlernung der französischen, lateinischen und aller möglichen Sprachen, so daß nun nicht allein zahllose Uebersetzungen aus einer in die andere erscheinen, sondern auch Italiener und Deutsche in zwei Sprachen dichten konnten.

Durch den außerordentlichen Zusammenfluß von Menschen während der Kreuzzüge wurde aber nicht allein der äußere Verkehr befördert, die Kenntniß von Welt und Menschen erweitert, das Bildungsinteresse verbreitet, sondern auch neue Seiten der inneren Welt des Geistes und Gemüthes aufgedeckt. Je tiefere Wurzel das Christenthum schlug, desto mehr schliff sich die alte Rohheit der Geschlechter ab, früher schon durch den Geist der sinnigen Frömmigkeit in dem Ottonischen Zeitalter, dann noch eindringlicher seit der Ausbreitung des mönchischen Geistes im 11. Jahrhundert. Durch den eindrucks-

vollen Gottesdienſt, durch Kirchenmuſik und Geſang in großartig emporſtrebenden Kirchen wurden in den Seelen neue ahnungsvolle, ſehnſüchtige, innere Regungen geweckt, die den Blick des ſinnigeren Menſchen von den äußeren Werken und Thaten auf ſein Inneres riefen. Seitdem in Folge jener Ueberſpannung des ascetiſchen Fanatismus der Cluniſchen Mönche dies Rückziehen auf das Innere, die Abſagung der Welt, die ſündbewußte Zerknirſchung die Gemüther zu erſchüttern und zu beherrſchen begonnen, war es eine verbreitete Sitte geworden, daß namentlich in Frankreich viele Rittersleute nach einem Leben voll Kampf im Kloſter Abbuße thaten, und wie manchem jungen und lebenskräftigen Waffenmanne mochte nicht die Betrachtung eines ſolchen endlichen Ausgangs auch ſchon ſein früheres Leben verleidet und ihn von roher Wildheit entwöhnt haben. Dies half hinzu, die Ordensregeln des Ritterweſens ſo zu geſtalten, daß dem Waffenruhme ein höheres Ziel geſteckt wurde. Die bewaffneten Wallfahrten ſtellten gleich bei ihrer erſten Erſcheinung den Gegenſatz, der ſich im Stillen ſeit lange vorbereitet, zwiſchen der alten Waffenrohheit und einer neuen Frömmigkeit und religiöſen Demuth mit Einemmale aufs grellſte der Welt zur Schau. Der Abt Guibert bemerkt es ausdrücklich, Gott habe es durch die Kreuzzüge wohlmeinend für die Ritterſchaft ſo gefügt, daß die Kriegsleute, ſtatt bei ihrem Lebensende ihren Waffenrock mit der Kutte zu vertauſchen, nun in dieſen Zügen einen neuen Weg zum Seelenheil geöffnet erhielten, der es ihnen erlaubte, in ihrer ritterlichen Sitte und Ungebundenheit zu verharren. Es war das Mittel gefunden, jene widerſprechenden Züge auf lange Zeiten hin friedlich zu vereinigen. Das Kriegshandwerk empfing eine adelnde Weihe durch das Chriſtenthum, das ſeinen Thaten eine beſtimmte Richtung gab; im Blute zu baden und ſich des Blutbads zu freuen, ward wieder wie in der Heroenzeit verdienſtlich[246], wenn es

246) Tôte unt sêre frumten si willicliehen,
sie vâchten nâch dem gotes rîche, daz in dar umbe geheizen was.

nur Sarazenenblut war, das von dem Chriſtenſchwert vergoſſen ward. Daher war Niemand dieſer Ausweg ſo willkommen, als den Normannen, die noch ihren alten Sinn für See- und Raubfahrten dem Chriſtenthume nicht geopfert hatten. Nun bietet die ganze Geſchichte der Kreuzzüge und ihrer Zeit die ſonderbarſten Gegenſätze dicht nebeneinander. Bei der erſten Begeiſterung in Frankreich hörte Weglagerung und Brandſtiftung auf und machte der Verſöhnung und dem Frieden Platz; allein was hier geendet hatte, begann ſchon auf dem Wege nach Jeruſalem wieder. In den Heeren drängten ſich unter Einem Titel Mörder, Schuldner, von Druck und Hungersnoth Leidende neben fanatiſche Mönche und die frömmſten Seelen zuſammen. Das eintönigſte, oft ſo' lange von keiner großen Erſcheinung unterbrochene Leben ward plötzlich von einer heiligen Leidenſchaft aufgeſtört, die jede kleinere und engere Neigung und Empfindung verſchlang. Wurde nicht der Nationalhaß aufgegeben, die Vaterlandsliebe geopfert, die Bande zwiſchen Vater und Sohn, zwiſchen Mann und Gatte, zwiſchen Vaſall und Herr gelöſt? Räuber, Einſiedler, Weiber traten aus ihrer Verborgenheit, die Kinder aus ihrer Unmündigkeit; man ſah dieſe Wunder auf der Erde und andere am Himmel und in den Wolken, und die Gräber öffneten ſich und Karls des Großen Geiſt mahnte die Völker zum Kampf gegen die Ungläubigen. Ob man die Begeiſterung und den Zudrang zu den Zügen mehr der alten Frömmigkeit zuſchreiben ſoll, welche ſeit Jahrhunderten zu Pilgerfahrten nach Jeruſalem trieb, oder dem Geiſt der Wanderung und der Abenteuer, der von Einzelnen ſich gerade ſo auf größere Maſſen ausdehnte, wie bei jenen Wallfahrten auch, zweifelt man unſchlüſſig nach der beſonnenſten Forſchung. Aehnlich ſind wir bei den Eindrücken, die uns dieſe Geſchichten machen, ſtets getheilt: wir wiſſen nicht, ſollen

wa gescach imen in dirre werlt baz? want siu ellu laster an in erslûgen,
unt Christes ioch ûf in trûgen unz an ir ende etc.
Pfaffe Konrad.

wir bewundern oder schaudern, sollen wir die Grausamkeit verabscheuen oder die uneigennützige Aufopferung für einen frommen Gedanken preisen, sollen wir über jener Wütherei und Schlächterei bei der Eroberung von Jerusalem die Buße und das Tedeum, oder über diesem jene vergessen, sollen wir in jenen Eroberern die Tapferkeit und die Stärke ihres Armes bestaunen oder lächeln wenn sie sich die Knie wund beten; und vergebens suchen wir mit unseren Begriffen und Gefühlen den Eigennutz und den Edelmuth in einem Tancred zu vereinigen. Die christliche Vorliebe kann uns nicht blenden über die Aehnlichkeit in dem Fanatismus der streitenden Glaubensbekenner. Wir erkennen in den ersten christlichen Heeren die fromme Wuth der Muselmänner und in Gottfried den gottberufenen Kämpfer, den Helden im Bußkleide, den König im Gewand demüthiger Knechtschaft, wie in einem Omar. Daher bietet der erste Kreuzzug und das Reich Jerusalem so vielfältige Erinnerungen an die erste Verbreitung des Islam; denn mit Mahomet begann die gleiche neue Zeit für den Orient, wie durch die Kreuzzüge im Westen; und dort wie hier äußert sie sich sogleich im Umspannen ungeheuerer Räume und in der Bekämpfung der Religionsfeinde die sie darin hemmen, wodurch dann in den Karolingern der gleiche christliche Glaubensmuth und Eifer hervorgerufen ward, der sich von diesem Stamme aus über Europa breitete und den kaiserlichen Vorkämpfer Karl mit einer kreuzritterlichen und biblischen Heiligkeit umgab. So lange nun im Osten und Westen diese Kämpfe wirkliche Religionskämpfe waren, so lange war die Tapferkeit und der innere Drang heilig und vom Irdischen weggewandt. Allein die anfängliche Begeisterung war zu groß, als daß sie hätte dauern können; die Weltlichkeit schon zu vorgerückt, als daß sich nicht der Spott der Einen in den Fanatismus der Anderen hätte mischen sollen; die Hierarchie war schon in zu gefährlichem Kampfe mit dem Absolutismus, der sich im Anfange ins Heiligengewand zu kleiden wußte, als daß die religiösen Beweggründe fortwährend hätten die leitenden bleiben sollen. Nun glitt allmählich die

Ritterwelt in das Irdiſche herüber. Die Könige wollten, wie Friedrich II, bald das heilige Land beſitzen, nicht blos befreien; ſie wollten ritterlichen Ruhm erwerben, wie Richard, nicht chriſtlichen. Bald kam es den Kreuzfahrern auf die Gunſt ihrer Dame mehr an, als auf die der heiligen Jungfrau; ſie zogen geputzt und geſchmückt in das Morgenland, und vergebens hatte der heilige Bernhard gegen den Luxus der Ritterſchaft geeifert. Bereits waren die Frauen in den Turnieren zur Theilnahme an den Waffenthaten der Männer gekommen; ſo fromme Kriegszüge erregten ihre Begeiſterung; die Gräfin Adele von Blois ſchickte ihren Gatten, der vor der Eroberung Jeruſalems unter Gottfried nach Hauſe zurückkehrte, zurück und der Beſchämte fand nachher im tapferen Kampfe einen rühmlichen Tod. Der Cultus der Jungfrau Maria war unter den erſten Pilgerzügen zur Blüte gekommen, ſie galt als die Schützerin derſelben, und wo Kirchen entſtanden, entſtanden ſie ihr zu Ehren. Dies wirkte mit zu dem romantiſchen Frauendienſte, der nun den Gottesdienſt in den Hintergrund zu ſchieben begann, in den man ſich mit demſelben Feuer, mit derſelben Verſchwendung der Empfindung hineinſtürzte, wie zuvor in die religiöſen Bewegungen des Gemüths. Jenes chriſtliche Ritterthum zog ſich dann mehr und mehr aus dem Leben weg in die Wünſche und Ideale einzelner Frommer, und die ſchöne Innigkeit, welche der erſte Anflug der Begeiſterung im Ganzen, und nachher in den Urſprüngen der Johanniter- und Tempelorden zeigte, fand in der Dichtung Zuflucht, als ſie aus dem Leben verbannt ward.

Wie ſich nun unter dieſen Einflüſſen die Dichtung geſtalten mußte, werden wir im Einzelnen näher erfahren. Wir werden ſehen, daß das Altvolksthümliche, wie das rein Chriſtliche im einfach bibliſchen Geiſte, alsbald unter dem Eindrang neuer fremder Vorſtellungen Mühe hat ſich zu erhalten, auch das Antike werden wir ſeine reinere Geſtalt einer moderniſirten aufopfern ſehen. Den allgemeinen Wechſel und Uebergang werden wir, wie er in allen Lebensverhältniſſen Statt hatte, ſo auch in der Kunſt zum Theil ſehr überraſchend finden; nicht

allein von einem Charakter der Dichtung zum andern überhaupt, ſondern auch von einem Theil eines und deſſelben Gedichtes zum andern. Wir werden eine Zeitlang die Legende und bibliſch-chriſtliche Helden in dem Epos herrſchen und dann beide dem höfiſchen Ritterthume und der weltlichen Erzählung Raum geben ſehen. Jeder Veränderung im Leben werden wir eine ähnliche in der Dichtung entſprechen, und die letzte nur im Anfange der erſteren etwas abgetrennt folgen, bald aber mit ihr gleichen Schritt gehen ſehen, ein Beweis, daß die Dichter ſich des Zeitgeiſtes mit Bewußtſein bemächtigen. Daß die Dichtung unter der Fortdauer der Begebenheiten ſich dieſer ſelbſt bemeiſtern will, daran werden wir ſie noch entſchiedener ſcheitern ſehen, als das Volksepos an der Völkerwanderung. Im größeren Maß wiederholt ſich jetzt in Europa, was wir in Deutſchland bei unſerem Nationalepos geſehen haben. Erſt als man aus der Ferne die geſchloſſene Reihe der Ereigniſſe überblickte, gelang es, ſie in ein dichteriſches Bild zu bringen. Michaud klagte, daß uns das Mittelalter keine Ilias oder Odyſſee geſchaffen habe, weil ſonſt die Muſen ſich eine neue den Alten unbekannte Bahn gebrochen haben würden. Man mag an dieſem Ausſpruch des geiſtreichen Kenners als an einem neuen Beiſpiele lernen, wie die große ausgedehnte Bühne der Begebenheiten der neuen Welt nicht allein die handelnden Männer oft irrte, nicht allein die dichteriſchen Beobachter blendete, nein auch wie ſie noch nach Jahrhunderten den forſchenden Geſchichtſchreiber überwältigt. So weitläufig und viel ſich Michaud mit Taſſo beſchäftigt, ſo fällt ihm Arioſt nicht einmal ein! Und was fehlt Arioſt zu einem mittelalterlichen Homer und ſeiner Muſe zu einer vollkommenen Eigenthümlichkeit? Nichts, als was die neue Welt ihm und ihr ſo wenig bieten konnte, wie Griechenland dem Homer das, was im Arioſt original iſt, die plaſtiſche Sicherheit und Einfachheit. Wie ſich die Homeriſchen Gedichte erſt in Jahrhunderten vollendeten, ſo war es mit dem Epos Arioſts, das dem Geiſte nach die ganze Welt der mittelalterlichen Dichtung in ſich ſchließt. Die erzählende ritterliche Dichtung des romaniſchen Mittel-

alters bildet einen einzigen ungeheuren Cyclus, der ſich in den Epikern der Spanier und Italiener kunſtgemäß abſchließt. Sie ging von der Arthur- und Karlsſage aus, und kehrte im Arioſt dahin zurück; ſie begann mit Reiſeabenteuern und hörte in Camoens und Ercilla damit auf; ſie ergriff in der Zeit des Geſchehens die hiſtoriſchen Begebenheiten der Kreuzzüge und Taſſo nahm ſie wieder auf. Jedes große Ereigniß erhielt ſeine näheren volksmäßigen Geſänge und ſein entfernteres Kunſtgedicht: die Wegwendung von den Ideen der alten Welt und der Uebergang in die der neuen (denn ſelbſt dieſer rein geiſtigen Gegenſtände bemächtigte ſich die Dichtung des Mittelalters), die Rettung des Weſtens von den Sarazenen, der Angriff auf den Oſten, die Entdeckung der Seewege nach Indien und Amerika. Wenn Michaud fand, die Dichter des Mittelalters ſeien mittelmäßig, ſie hätten nicht das Anſehen des Genius gehabt, welches die Meinungen eines Jahrhunderts und ſelbſt ſpäterer Zeiten mit ſich reißt, ſo urtheilt er ſelbſt über ſeine franzöſiſchen Epen zu hart, obgleich es da am wahrſten ſein mag. Allein wie ſehr bewegte ein Wolfram ſeine Nation! und vollends die italieniſchen Klaſſiker! Wären nur die Verbindungen im Mittelalter ſo von den Umſtänden begünſtigt geweſen, wie einſt in Griechenland! hätte ſich nur die dichteriſche Form fort- und ausgebildet, wie ſich die Ideen wenigſtens mittheilten und entwickelten! Wir werden ſehen, daß ſich italiſche, franzöſiſche und deutſche Gedichte im Fortſpinnen eines und deſſelben Gedankens wie verabredet die Hände reichen, ohne ſich im geringſten anders bekannt oder verwandt zu ſein, als durch die Allgemeinheit der bewegenden Ideen, und ohne in der poetiſchen Verkörperung derſelben auch nur im geringſten ſich einander zu nähern oder zu unterſtützen.

2. Legenden. Kaiſerchronik.

Der Geiſt, der die Kreuzzüge hervorrief und vor ihnen zahlloſe Wanderer zu der friedlichen Pilgerfahrt nach Jeruſalem antrieb, ſpricht ſich in der Literatur des 11. und 12. Jahrhunderts am vollſten und unmittelbarſten in der Legende aus. Ehe die Kreuzfahrten zu feindlichen Eroberungszügen wurden, war von Tauſenden friedfertiger Pilger die gefahrvolle Reiſe, den Tod vor Augen, nur in der Abſicht gemacht worden, am heiligen Grabe zu beten; Unzählige hatten auf dem frommen Gange das Leben eingebüßt und rückten in die Reihen der heiligen Märtyrer in Maſſen ein; die von der abenteuerlichen, gewagten Unternehmung zurückkamen, ſtanden in doppelter Bewunderung und ſchwelgten im Reize zwei- und dreifach merkwürdiger Erinnerungen. Sie brachten die Kunde von dem Geſehenen und Erfahrenen zurück, auch die von mancherlei gehörten und geleſenen Dingen; ſie hatten ihre eigenen und die Reiſeabenteuer Anderer erlebt; andere Geſchichten aus anderen Zeiten, die älteſten Sagen von den Seltſamkeiten und Wundern der Fremde wurden aufgefriſcht, die Erzählungen der griechiſchen Dichtung und Geſchichte, Welt- und Naturkunde lebten auf zu neuer Verbreitung. Aber am nächſten lag doch jenen vereinzelten und friedlichen Pilgern die fromme Sage von den chriſtlichen Heiligen und Märtyrern der Vergangenheit, denen ſie ſich an Hingebung und Schickſalen am nächſten fühlen durften. Es waren darunter Prieſter, Gelehrte und beleſene Leute in großer Zahl geweſen; wohin ſie kamen, mochten ſie mit den geiſtlichen Hirten und Brüdern in den fremden Landen die chriſtliche Geſchichte der Heimat, die Legenden von den heiligen Thaten ihrer Landesgenoſſen am begierigſten austauſchen. Sie beſchafften und verbreiteten daher aus und nach aller Welt Enden den maſſenhaften Stoff der heiligen Sage, in der kein nationaler Unterſchied trennte, die in dem weltbürgerlichen Chriſtenreiche bald ein Allgemeingut ward. In der Legende berühren ſich daher

die entfernteſten Völker, die alten und neuen Sprachen, der Oſten und Weſten in ihren Ueberlieferungen in der mannichfaltigſten Weiſe. So finden ſich ſchon unter den früheſten in Deutſchland eingebürgerten Legenden die Ueberwirkungen griechiſcher Heiligenſagen; in der (bis ins 5. Jh. zurückreichenden) Legende von Mauritius und der thebäiſchen Legion iſt eine Uebertragung der Geſchichte eines griechiſchen h. Moritz, in der Sage von der Ortsheiligen Afra von Augsburg die Verwandlung eines h. Afer von Auguſta am Eufrat im Spiele. Die Sage von Joſaphat ging vom äußerſten Oſten durch alle Völker hindurch in alle Sprachen bis nach Norwegen über; ſo machten von dem äußerſten Weſten aus die Sagen von wälſchen und iriſchen Heiligen die Runde durch alle Länder des Feſtlands. Die Legenden breiteten ſich zuerſt unter den Geiſtlichen in lateiniſcher Proſa aus; Einzelne fanden dann frühe den Weg in die Volksſprache, die ſie zugleich in poetiſches Gewand kleidete. In dem erſten Jahrhundert der Kreuzzüge (im 12.), wo ſich die ganze Welt zu chriſtlichen Heldenthaten und zur Krone der Märtyrer drängte, geſchah dies in Maſſe, und die Legende ward allgemein und ſo auch in Deutſchland der Mittelpunct der dichteriſchen Literatur und Unterhaltung. Wenn Hartmann in dem Gedichte vom Glauben eine Reihe legendariſcher Erzählungen kurz berührt, ſo ſieht man, in welchem Maaße er die Bekanntſchaft damit in ſeinem Leſerkreiſe vorausſetzen darf. Bis in die Maſſe des Volkes und in ſeinen lebendigen Geſang drang die Heiligenſage herab, wie einſt die Heldenſage. Schon Ende des 7. Jhs. wiſſen die miracula S. Vulframni (Biſchofs von Sens) von einem Canonicus Thetbald von Vernon, der lateiniſche Geſten der Heiligen zu Liedern in der Volksſprache umwandelte[247]). Im 9. Jh. hörten wir (oben S 134) daß Ratpert von dem Ortsheiligen von St. Gallen ein deutſches Lied dichtete. So ſang man im 12. Jahrh. am Rheine Lieder vom heiligen Anno und noch in der Mitte des 14. Jahrhs. bezeugt Hermann von

247) Historiens de la France. XI, 477.

Fritzlar, daß die Blinden auf den Straßen von St. Nicolas' Zeichen und Wundern sangen.

Indem auf diese Weise in den poetischen Bearbeitungen der heiligen Geschichte, von Christus, seiner Familie und seinen Jüngern an bis auf den letzten Heiligen des Tages herab, ihre zerstreuten und einzelnen Stoffe einander näher gebracht wurden, rückten diese von selbst in einen einzigen Kreis von epischer, christlicher Sage zusammen. Für das Verständniß der Entwicklung aller epischen, auf Geschichte ruhenden Sagendichtung des Mittelalters ist der Ueberblick dieses Legendenkreises, der uns in seinem ganzen Umfange bekannt ist, außerordentlich lehrreich. Denn diese christliche Sage, wenn man ihre geschichtlichen Grundlagen und ihre dichterischen Umbildungen verfolgt, entwickelt sich, ganz wie die weltlichen Sagenkreise des mittelaltrigen Epos, von dem Wirklichen und Geschichtlichen aus zum Wunderbaren und Erdichteten, vom Einfachen zum Mannichfaltigen, vom Beschränkten zum Universellen; die Oertlichkeit und das Personal erweitert sich in derselben Weise, wie in aller heroischen und ritterlichen Sage auch, und es ist von dem Bekannteren und Vollständigeren hier auf den oft nur lückenhaft bekannten Gang der weltlichen Sagen ungezwungen überzuschließen. Wir haben hier in Christus den Mittelpunct, den Helden einer Ueberlieferung, an der man wenig innerlich zu ändern, der man nur äußerlich zuzusetzen wagte, ungefähr wie es mit Dietrich und Karl der Fall ist. Sobald dieser erste und ursprüngliche Stoff in der dichterischen Bearbeitung erschöpft war, ging man auf den verwandten des alten Testaments über, mit dem er Zusammenhang hatte oder erhielt. Dies würde sich der Zusammenfügung getrennter oder verwandter Sagen in den ritterlichen Sagenkreisen vergleichen. Hiernächst erweiterte man die Urquelle nach dürftigen Winken, die sie an die Hand gab, und hier fing das Apokryphe mit dem ersten Aufsprung der Sage zugleich an. Zwar von einigen der zwölf Jünger gab es geschichtliche Ueberlieferung; allein die Reihe sollte vervollständigt werden, und von wem die Geschichte schwieg,

von dem redete die Muthmaßung und Erfindung: alle Legenden von den Jüngern, die als Glaubensboten da und dort dem Chriſtenthum die erſten Glaubensſtätten bereitet haben ſollten, ſind nichts als Erdichtungen zu dem Zwecke, die Entſtehung einzelner Biſchofſitze auf Apoſtel oder Apoſtelſchüler zurückzuführen. Genau ſo finden wir einen Roland mit Karl, Hildebrand mit Dietrich, Hagen mit Gunther urſprünglich verbunden; das Meiſte aber, was von der Zwölfzahl verſammelter Pairs im Ganzen und Einzelnen gedichtet ward, iſt ſchon darum der Erdichtung verdächtig weil die Erfindungen ſo dürftig und einerlei ſind, und die Charaktere ſelbſt auf die Gruppe der Jünger zurückweiſen. Auch außer den Jüngern knüpfte man an jede Figur des neuen Teſtamentes neue Sagen an, die ſich oft genug als die eitelſte Erfindung verrathen und dennoch ungeheure Verbreitung, und in dieſem Sinne Volksmäßigkeit erlangten. Dieſer Art iſt das, was vom Antichriſt, von Pilatus, von Judas, von Maria erzählt ward; die Thatſachen, die Benennungen, die Handlungen, die man ihnen lieh, fließen aus Namenerklärungen, aus Nachahmungen und Entlehnungen, aus dem Streben zu ergänzen und auszufüllen. Die ganze Reihe der Legenden von den Heiligen und Märtyrern aus den römiſchen und ſpäteren Zeiten ſchließt ſich dann an jene älteren Stoffe an und iſt ſo außerhalb dieſes Verbandes gelegen, wie die Rittergedichte von ſei es erfundenen oder auch geſchichtlichen Helden ſpäterer Zeit außerhalb der alten Sagenkreiſe. Es iſt hinlänglich erwieſen, wie eine Menge Martyrologien die in der römiſchen Kaiſerzeit ſpielen, ohne Selbſtzeugniſſe über die Zeit ihrer Entſtehung, allmählich aus einem kleinen Kerne bloßer Namen in dem römiſchen Staatskalender entſtanden; wie ſich, unter der wachſenden Wunderſucht der Zeiten und unter der Vervielfältigung und Verpflanzung der Heiligenreſte, die Zahl der Heiligen und der Inhalt ihrer Lebensgeſchichten in ſteigender Maſſen- und Fabelhaftigkeit erweiterte und die Legendarien wie die Einzellegenden aus geringen Anfängen immer mehr anſchwollen zu ungeheurem Umfange. Endlich, nachdem der ganze epiſche Stoff

erſchöpft war, ging man auf die lehrhafte und lyriſche Behandlung der chriſtlichen Ueberlieferungen über.

Dieſen Verlauf, der ſich in der heiligen Erfindung im Allgemeinen darſtellt, kann man weniger vollſtändig, aber doch deutlich genug auch in unſerer deutſchen Poeſie allein verfolgen. Wir haben von den beiden Evangelienharmonien im 9. Jh. an bis zu den verſchiedenen Jeſuleben des 12. Jhs. den Kern der Chriſtusſage faſt ausſchließlich behandelt geſehen; die öſterreichiſche Dichtung des 11. Jhs. bearbeitete die altteſtamentliche Geſchichte in Beziehung auf ſie. Weiterhin ging man auf die Nebenfiguren des neuen Teſtamentes über; wir begegneten ſchon neben den erſten Beſchäftigungen mit dem dichteriſchen Preis der Maria Gedichten über den Täufer Johannes; wir haben oben (S. 198) vorübergehend ein Bußgebet erwähnt, das die Legende von St. Paul berührt; Bruchſtücke einer in Oeſterreich entſtandenen Legende von dem Apoſtel haben ſich erhalten[248], und daneben auch noch unbedeutende Fragmente eines (mitteldeutſchen) Andreas aus dem 12. Jh. gefunden[249]. Schon vor der Zeit der Abfaſſung dieſer Dichtungen aber hatte man bereits allgemein den weiteren Uebergang gemacht zu den Legenden der Märtyrer aus der römiſchen Kaiſerzeit, die dann in der ſogenannten Kaiſerchronik, einem dem Weſen nach legendariſchen, vor Mitte des 12. Jhs. entſtandenen Sammelwerke, in einer cycliſchen Gruppe vereinigt ſind. Schon vor ihrer Zuſammenſetzung waren in ähnlichen Werken, und ſchon mehrfach, dieſe legendariſchen, kirchengeſchichtlichen Stoffe zuſammengerückt worden. Es haben ſich (in zwei Handſchriften aus der Mitte des 12. Jhs.) zwei Fragmente[250] eins ſcheints niederfränkiſchen Werkes von ganz ähnlicher

248) Karajan l. l. p. 109 f.

249) Mitgetheilt von Lambel in Germ. 12, 76.

250) O. Schade, Fragmenta carminis theodisci veteris. Regimonti Pruss. 1866. Barack in der Germ. 12, 90. Das letztere Fragment iſt ſchon eine Erneuerung des älteren Textes in den erſteren, den der Herausgeber um die Scheide des 11/12. Jhs. ſetzt.

Anlage gefunden; ſo viel man über deſſen Inhalt rathen kann, würde es uns den Uebergang aus den apokryphen Anhängſeln der evangeliſchen Geſchichte in die ſpätere ſelbſtändige Legende vortrefflich verſinnlichen: es waren da die Geſchichten von Veronica und Pilatus, von Simon Magus, vom Tode der Maria nach Mileto verbunden mit den angrenzenden Legenden von dem Märtyrerthum der Apoſtel, von S. Lorenz, von der Auffindung des h. Kreuzes, wo dann gelegentlich eine Berührung mit der Kaiſerchronik in der Art durchblickt[251]), daß man auf eine gemeinſame Quelle ſchließen möchte. Dieſe Werke trugen ein Großes dazu bei, den Geſchmack an der Legende plötzlich über alle Gegenden Deutſchlands, durch alle Stände wie epidemiſch zu verbreiten. Nicht mehr blos die Geiſtlichen beſchäftigten ſich mit ihrer dichteriſchen Bearbeitung, ſondern bald auch die ritterlichen Poeten; nicht mehr blos die den Anfängen des Chriſtenthums naheſtehenden Heiligen waren der Gegenſtand der Erzählung, ſondern bald auch die ſpäteren aus den verſchiedenſten Zeiten und Orten; ja an der Spitze dieſer ganzen Gattung ſteht der Zeit nach die poetiſche Sage von einem jüngſten Nationalheiligen voran, dem h. Anno, den man aus der Geſchichte Heinrichs IV als einen ſehr weltlichen Mann kennt.

Von einzelnen der in der Kaiſerchronik enthaltenen Legenden nimmt man mit Fug an, daß ſie zuvor ſchon in abgetrennter Behandlung vorhanden waren: wir ſtellen vorgreifend ſie und alle übrigen, von der Kaiſerchronik unabhängigen Einzellegenden, die uns aus dem 11/12. Jh. erhalten ſind, überſichtlich zuſammen, um alsdann ungeſtört bei jenem Sammelwerke verweilen zu können, das uns mitten in den neuen Geiſt hineinverſetzt, der in Folge der An- und Aufregungen der Kreuzzüge alle Dichtung im 12. Jh. durchdrang. Unter den in die Kaiſerchronik aufgenommenen Legenden hebt ſich der h. Silveſter hervor mit deutlichem ſelbſtändigen Schluſſe, den ſich der

251) Vgl. z. B. Maßmann, Kaiſer-Chr. 11290 mit Schade V. 345 ff.

Verfasser der Kaiserchronik nachher wiederholend selber aneignete; und die h. Crescentia, deren Eigenständigkeit sich aus den Reimen darlegen läßt[252]). Aus der Reihe der in besonderen Behandlungen erhaltenen Legenden besitzen wir einzelne, wie die hh. Veit und Aegidius[253]) nur in Bruchstücken, denen nicht viel abzusehen ist, als daß sie ihre trockene Erzählung schon in ziemlich genaue Verse und Reime kleiden. Auch unter den vollständig erhaltenen verdient für unsere Zwecke nur weniges eine ausführliche Erwähnung. Die von Thatsachen entblößte Legende von dem Bischof St. Bonus[254]), und die eben so reizlose von St. Ulrich[255]), die nach dem Latein des Berno von Reichenau um 1200 von einem Albertus in deutsche Reime gebracht ist, begnügen wir uns erwähnt zu haben; so auch die Sage von Veronica und Vespasian[256]), in welcher der wilde Mann, den wir schon früher (S. 193) genannt haben, die Entstehungsgeschichte vom Tuch der Veronica erzählt, zu der er, um sie nicht allzu mager zu lassen, das Leben Jesu sammt den Weissagungen und Bezeichnungen im alten Testamente hinzuzieht. Die Marter der h. Margareta, eine der beliebtesten Legenden[257]), in Prosa und Versen in allen Sprachen verbreitet, ist uns in zwei Ueberlieferungen erhalten, die durch alterthümliche Färbung in das 12. Jh zurückweisen[258]). Dem

252) O. Schade stellt sie in seiner „Crescentia" (1853) als ein Gedicht in 6zeiligen Strophen her.

253) In Mone's Anzeiger 8, 53. Hoffmann's Fundgruben 1, 246.

254) In Haupt's Zeitschr. 1, 208.

255) Hsg. v. Schmeller. München 1844.

256) In W. Grimm, Wernher vom Niederrhein. 1839. Vgl. Haup'ts Zeitschr. 1, 423. In seiner „Sage von dem Ursprung der Christusbilder" 1844. verfolgt W. Grimm den Zusammenhang dieser der lateinischen Kirche angehörigen Legende mit der älteren griechischen, von historischen Verstößen freieren Sage von Abgarus. — Eine andere nach Mitteldeutschl. gehörige Veronica s. in Roth, Denkm. p. 103.

257) Nachweise über ihre Verbreitung bei Holland, die Legende der h. Marg. Altfranz. u. Deutsch. Hannover 1863.

258) Die Eine ist von Haupt (Z. S. 1, 151) in ihre muthmaßliche Gestalt hergestellt, die andere aus einer späten Prager Hs., (sie findet sich auch in einer Klosterneuburger Hs. Germ. 6, 376) von Bartsch (Germ. 4, 400) herausgegeben.

Inhalte nach gehört sie in einen Kreis von gleichartigen Frauenlegenden, die alle in der römischen Kaiserzeit, im Oriente spielen und sich um Werbungen heidnischer Machthaber drehen, die von den Christinnen verschmäht werden und sich durch Martern an ihnen rächen: die scheußlichen Foltern werden dann alle, bis es zur Schneide des Schwertes kommt, triumphirend überstanden von den dem himmlischen Bräutigam Verlobten, die selbst den Teufel überwinden und in ihren Leiden Schaaren von Heiden bekehren. So die h. Eulalia, die eine Sequenz des 9. Jhs. besingt, das älteste Denkmal der französischen Dichtung; so die h. Juliana, die von Kynewulf angelsächsisch verherrlicht ist; so die hh. Dorothea und Katharina, die in Deutschland nur in späteren Dichtungen des 13. und 14. Jhs. gefeiert vorliegen.

In einer von dem strengen Stile dieser kurzgefaßten Sagen sehr abweichenden Gestalt sind uns zwei breiter erzählte Legenden von dem h. Servatius aus dem 12. Jh. erhalten, der einst aus dem gottlosen Tongern auswandernd bei Maestricht starb und begraben wurde. Schon Gregor von Tours kannte eine Lebensbeschreibung von ihm, die auch Heriger von Lobbes (990—1007) in seinen Gesten der Tongerischen Bischöfe benutzte und die möglicherweise selbst noch dem Einen der beiden deutschen Dichter bekannt war. Das eigentlich Biographische ist in allen Erzählungen gleich dürftig; die Wundergeschichten haben beide deutsche Dichter aus Jocundus, einem wundersüchtigen Legendenschmiede, der (s. oben S. 203) um 1088 eine translatio S. Servatii[259]) verfaßte; diese lateinische Quelle ist uns nicht ohne Interesse, weil sie uns auf eine charakteristische Eigenheit der gleichzeitigen deutschen Annolegende vorbereitet durch die historische Confusion, in welcher der leichtfüßige Franzose nicht nur eine alte schon

---

Eine dritte niederrheinische Bearbeitung (bei O. Schade, Niederrh. Dichtungen) ruht auf Benutzung des von Bartsch herausgegebenen Gedichtes; vgl. Bartsch in Germ. 7, 268. Eine vierte von Wetzel, einem Freunde Rudolfs von Ems, ist neuerdings in Bruchstücken gefunden worden, welche Bartsch herausgeben wird.

259) Mon. SS. 12, 85.

von Heriger gegeißelte Fabel von der Verwandtſchaft des Heiligen, des Zeitgenoſſen Attila's, mit Chriſtus wieder aufwärmt, ſondern auch in ſeinen Streifzügen in die ſpätere Geſchichte die Sarazenenkämpfe Karl Martells auf Karl den Großen überträgt, die Händel, in welchen 923—29 die Karolinger in Frankreich den Capetingern weichen mußten, kraus durcheinanderwirrt und noch von Heinrich III erfundene Jugendgeſchichten erzählt. Die beiden aus dieſen lateiniſchen Quellen geſchöpften, der Zeit nach nahe beiſammen liegenden deutſchen Gedichte nun ſtehen in einem tiefen, für die innere Kataſtrophe, die unſere Dichtung jetzt eben erlitt, merkwürdigen Gegenſatze. Die Eine hochdeutſche [260]) iſt nicht vor 1180 von einem unbekannten Verfaſſer, die andere niederdeutſche [261]) von dem berühmten Altmeiſter der höfiſchen Poeſie, Heinrich von Veldeke, auf den wir zurückkommen, auf Bitten der Gräfin Agnes, ſeit 1171 Wittwe des Grafen Louis von Loz, gedichtet. Jene erſtere, obwol in den Reimen faſt durchweg rein, gehört doch in ihren regelloſeren Verſen, ihrer alterthümlichen Sprache, ihrer gedrungenen auf die Sache gehenden, bildreichen und daher anſchaulichen, geiſtkräftigen und daher eindringlichen Vortragsweiſe ganz dem friſchen Geiſte der Uebergangszeit an, in der wir uns bewegen; die andere lenkt unſere Blicke vorwärts auf die formgerechte, gewandte, flüſſige Erzählkunſt der höfiſchen Poeten, ohne ſich kaum irgendwo zu dem ſtellenweiſen Schwunge des hochdeutſchen Gedichtes zu erheben oder zu ſeiner Innigkeit zu vertiefen. Die Eine, ausgegangen von einem Geiſtlichen wahrſcheinlich, der ſeiner Unkunſt geſtändig ſich der Führung des göttlichen Geiſtes bedürftig bekennt, iſt durchaus geſund, ſchlicht, mit dem heiligen Gegenſtande faſt weltlich gebarend, während der ritterliche Dichter mit einer förmlichen Predigt über

260) In Haupts Z. S. 5, 75.

261) Ed. Bormans in den Annales de la société hist. et archéol. à Maestricht. II. 1858. Vgl. Bartſch, Germ. 5, 406—31. Die Frage, ob die Legende in Veldeke's Jugend oder Alter verfaßt ſei, erörtern wir ſpäter mit den übrigen Lebensverhältniſſen des Dichters.

Schlaf und Wachſamkeit der Seele beginnt und aus einem Geiſte ſündiger Bußbedürftigkeit ſchreibt, von dem bei dem andern keine Anwandlung iſt. Der weltliche Sänger erzählt die alberne Genealogie des Heiligen, deſſen Urgroßmutter die Schweſter von Chriſts Großmutter war, in aller Breite nach und glaubt ſelbſt die Reihenfolge der Maeſtrichter Biſchöfe aufzählen zu müſſen, der Geiſtliche läßt beides einfach weg. Wenn in ſolchen Puncten der weltliche geiſtlicher ausſieht als der Geiſtliche, ſo hat doch dieſer mehr ächte Scheu vor ſeinem Heiligen; während Veldeke dort, wo er erzählt, daß Heinrich III des Heiligen goldenes Haupt verfertigen ließ und dann die Goldſchmiede einkerkerte, weil in dem Bilde die Augen ungleich ſtanden, da ſich dann der heilige Altherr der Unſchuldigen annimmt, indem er dem Kaiſer erſcheint und ihn überzeugt, daß er in Wirklichkeit ſcheel war, dieß Geſchichtchen im wohlgefälligen Humore vorträgt, ſo behandelt es der Hochdeutſche ſchlecht und recht und mit Verſchweigung des Gebrechens ſeines Heiligen. Der „ungelehrte“ höfiſche Dichter verräth ſeine junkerliche Unwiſſenheit, indem er die ſchlimmen Zeitverſtöße und Perſonenwirren des Jocundus noch verſchlimmert; er läßt Attila und ſeine Hunnen durch Karlmann und ſeinen Sohn Pippin vernichten; er läßt, wo ſeine Quelle irrig den Sachſenherzog Heinrich (921) ein Bündniß mit K. Lothar ſtatt mit Karl dem Einfältigen ſchließen läßt, noch irriger den Enkel Karl's des Großen, Ludwig ſtatt Lothar figuriren; was Alles der hochdeutſche Dichter, der möglichſt bei der Sache bleibt, übergeht. Der ritterliche Poet verräth an zwei Stellen, wo er den Attila Bodelings Sohn nennt und nach ſeiner Bekehrung wieder ins Heidenthum zurückfallen läßt, daß er die deutſchen Heldendichtungen kannte, obwohl man ſonſt ſeiner Legende von ſeiner weltlichen Beleſenheit nichts anmerkt; der geiſtliche Dichter bekundet ſeine Kenntniß weltlicher Dichtung mehr in der Art, wie er dem factenarmen Stoffe aufhilft in der ausführlichen Beſchreibung der Belagerung von Tongern, in dem Gemälde der zweitägigen Schlacht mit den Sarazenen, die wie das Aehnliche im Annolied und Alexan-

der aus demſelben tapferen weltfreudigen Geiſte, ſelbſt nicht ohne eine Reminiſcenz an jene Dichtungen ſpricht. Das Gedicht des Hochdeutſchen hat nur den halben Umfang von Veldeke's, und iſt durch ſparſame Kürze doch reicher an Stoff; von den gelegentlichen politiſchen Beziehungen bei Jocundus, der Reichszerrüttung unter Heinrich IV, ſchweigen beide; einzelne Geſchichten aus dem zweiten miraculöſen Theile, die ſich auf namhafte Perſonen jüngerer Zeit beziehen, laſſen beide weg; im übrigen behält der Hochdeutſche mehr Raum für die Wunder, durch die S. Servatius ſeine Getreuen belohnt, die Schädiger ſeiner Kirche ſtraft: denn unſchicklich viele derſelben laufen darauf hinaus, daß der Heilige im Himmel ſich gar zu ſorglich jeder Antaſtung ſeines irdiſchen Beſitzes erwehrt: er läßt ſelbſt Bären gegen ſeine Beeinträchtiger los, wo ſich die Gerichte verſagen.

Die meiſten der Legenden, die wir genannt haben, zeigen auf lateiniſche Quellen zurück, die noch vor den Zeiten der Kreuzzüge entſtanden ſind; ihr Inhalt iſt überall wunderbar, wie es die Sache mit ſich bringt, aber dabei in den kürzeren, geiſtlicher und frömmer gehaltenen einfach, ja leer und dürr; die Erfindungen und Zuthaten ſind oft handgreiflich, aber beſcheiden, nicht ſelten kindlich und ſinnig. Nur in dem Servatius findet ſich etwas von dem Geiſte, der im Verlaufe der Kreuzfahrten die Menſchen ergriff, von der Freude an ungeheueren Waffenthaten, an ſeltſam übertriebenen Wunderwerken, an fremden, von Inhalt neuen, ſpannenden Mähren. Und auch die unter ſich verwandten Stoffe der hh. Albanus[262]) und Gregorius (zwei chriſtliche Oedipe, von welchen der erſtere, von einem Vater mit ſeiner Tochter erzeugt, ſeine Mutter heirathet, dann Vater und Mutter tödtet und doch heilig wird) ſind der Art, daß ſie weniger das re-

262) Das unbedeutende Bruchſtück einer niederrheiniſchen Dichtung über dieſen Heiligen in Lachmann's „niederrheiniſchen Dichtungen" 1836. 4. Die lat. Legende von Transmundus Abt in Clairveaux gab Haupt heraus in den Monatsberichten der Berliner Akad. 1860. p. 241. Albrecht von Eyb überſetzte ſie 1472. cf. Germ. 14, 300.

ligiöſe, als das pſychologiſche Intereſſe durch den aufregenden Stoff der Erzählung feſſeln. Im Laufe des 12. Jhs. aber, das in der wirklichen Welt die außerordentlichſten Wunder erlebte, ward nun die Einbildungskraft der Menſchen aus allen Schranken geriſſen und hinfort konnte nur das Ungewöhnlichſte in der Dichtung reizen, was die Werke des Tages an wunderbarer Neuheit möglichſt überbot. In dieſen Zeiten wuchſen daher die wundergeſättigten Berichte von Erhebungen von Heiligengebeinen maſſenhaft an, und die handgreiflichſten Betrüge, die dabei im Spiele waren, wurden nicht geſehen, die ſchamloſeſten Erfindungen gläubig hingenommen, die ſchonungsloſeſten Aufhüllungen von dergleichen Unfug nicht beachtet. Die Vorherrſchaft der Heiligendichtung erklärt ſich aus dieſen Hängen der Zeit, und nährte und ſteigerte ſie wieder. Jede noch ſo wider- und übernatürliche chriſtliche Sage ſchützte der diamantene Schild des religiöſen Glaubens, den z. B. Hartmann vor die wunderliche Legende von Gregorius hält, der 17 Jahre ohne Speiſe gelebt haben ſollte: der Dichter fälſcht deſſen Glauben, dem es nicht wahr dünkt, denn Gott ſei nichts unmöglich. Für die geſpannte Phantaſie jenes Geſchlechtes aber bedurfte es einer ſolchen Abwehr des Zweifels oder der nüchternen Betrachtung nicht einmal. Das Abenteuerlichſte und Wunderbarſte war der Zeit das Erwünſchteſte; neu erſtehende Sagen dieſes Charakters verbreiteten ſich mit Blitzesſchnelle. Im Jahre 1144 ward ein iriſcher Ritter Tundalus in einem todtähnlichen Schlafe durch Hölle und Himmel geführt, und vor Ende des Jahrhunderts haben wir in Deutſchland bereits zwei Gedichte über dieſe Viſion, die (nach der lateiniſchen Proſalegende) Gerhoch von Reichersberg aus dem Munde des Ritters ſelbſt ſollte niedergeſchrieben haben [263]. Die Sage ſcheint faſt nach den alten Erzählungen von Theſpeſius (bei Plutarch) ins Chriſtliche übergebildet und in die neuen Zeiten verlegt zu ſein; die Provenzalen erzählen in einer aus dem Lateiniſchen überſetzten Proſalegende

263) Greith, spicil. Vatic. 1838. p. 109 f. O. Schade, visio Tnugdali. 1869.

des 13. Jhs. die ähnliche Versetzung in die höllischen Regionen von dem Apostel Paulus. Der Priester Alber, von dem wir ein vollständiges Gedicht von Tundalus besitzen [264]), welches er auf Bitte eines Bruders Konrad in Winneberg verfertigt hat, giebt an, daß ein Mönch den Stoff der Legende von Rom nach Regensburg gebracht und ihn da niedergeschrieben habe, wie er ihn mündlich empfangen. Wir haben hier die Anfänge unserer christlichen Gestaltungen von Himmel und Hölle; der irische Ritter wird auf drei Tage leblos und seine Seele wird von einem Engel durch Hölle und Himmel geleitet. Einförmige Qualen und Freuden, nothdürftig gesteigert, begegnen den Wandernden auf ihrem Wege an den Mördern, Meineidigen, Hoffärtigen, Hurern, Räubern, Vielfräßen, üppigen Geistlichen und Ruchlosen vorüber bis zum Lucifer, und an den Lauen, den wenig Guten, den Wohlthätigen, Märtyrern, um die Kirche Verdienten vorbei bis zu den Zwölfboten und Weissagen. Aehnliche Visionen wie diese waren schon seit dem 8—9. Jahrhundert unter den Angelsachsen bekannt gewesen und von Beda erzählt worden; das Gleiche war einem Mönche Wettin in Reichenau († 824) geschehen und von Bischof Haito von Basel in Prosa, von Walafrid Strabo in Versen berichtet worden; im Servatius des Jocundus ist es ein brabantischer Ritter, der in sündhaftem Leben stirbt und nach einer Fahrt durch Himmel und Hölle durch die Gunst des Heiligen eine Lebensfrist zur Besserung erhält. In den noch minder erregten Zeiten und in der gelehrten Sprache war dergleichen im Verborgenen geblieben, jetzt wurde es so eifrig und wahllos verbreitet, daß es den weltlicher gesinnten Geistlichen selber zu viel ward, daß sich die Goliarden mit beißendem Spotte dagegen erhoben. Die Allegorie von dem Streit des Leibes und der Seele, die schon in einer angelsächsischen Handschrift des 10. Jhs. vorkommt [265]), knüpfte

264) In Hahn's Gedd. des 12. und 13. Jhs. — Die Bruchstücke des zweiten, niederrheinischen Tundalus bei Lachmann a. a. O.

265) Du Méril, poésies popul. latines. p. 218. Wright, poems of Walter Mapes. p. 321.

ſich im 12. Jh. an den Namen des heiligen Philibert und fand in lateiniſchen und franzöſiſchen Bearbeitungen ſchnelle Verbreitung[266]; ſie ging dann in alle Sprachen Europas, und ſo auch ins Deutſche (erſt im 14. Jh.) über, ein eben ſo beliebter als finſterer und mönchiſch behandelter Gegenſtand, der von dem verwandten Inhalte eines bretagniſchen Volksliedes, das in freundlich frommer Weiſe die Trennung von Leib und Seele als den rührenden Abſchied zweier lieber Freunde darſtellt, himmelweit übertroffen wird. Näher verwandt mit dem Tundalus, auch ſchon durch den Ort der Entſtehung, iſt die Sage von der Reiſe des heiligen Brandan (6. Jh.), deren Kunde zuerſt eine lateiniſche Proſaerzählung des 11. Jhs. und eine franzöſiſche Dichtung aus dem Anfang des 12. Jhs. in weiteren Kreiſen verbreitete. Auch in Deutſchland mag die Legende ſchon im 12. Jh. behandelt worden ſein; man vermuthete aus den ungenauen Reimen des älteren Textes eines niederländiſchen Brandan, den man (aber mit Unrecht) in das 12. Jh. ſetzte, daß er aus dem Hochdeutſchen entlehnt ſei[267]. Gewiß iſt, daß erſt in dieſem 12. Jh. dieſe Wunderreiſe nach dem irdiſchen Paradieſe, nach der Inſel der Seligen, nach der terra repromissionis begieriger ergriffen wurde, da die Kreuzfahrer ſelbſt von einem ſolchen Lande ſchwärmten; man ſuchte, wie noch ſpäter im 16. Jh. wieder, in der Wirklichkeit dieſe Inſel, die eine dunkle Erinnerung an die insulae fortunatae in dem Kopfe eines Mönchs geſtaltet hatte[268].

Die merkwürdige Veränderung, die das 12. Jh. in Geiſt und Geſchmack der Menſchen hervorzauberte, zeigt ſich noch an anderen Symptonen, als an dieſer Gläubigkeit für die unſinnigſten Wundergeſchichten. Als wir, mit den Zeiten der Völkerwanderung beſchäf-

266) S. Karajan's Frühlingsgabe. 1839.

267) Jonckbloet, geschiedenis der mnl. dichtkunst. 1, 413.

268) Aelter als die Légende latine de St. Brandaine aus dem 11. Jh., die Jubinal 1836 publicirte, wird wohl dieſe Sage überhaupt nicht ſein können. In dieſem Werkchen finden ſich auch die Thatſachen, auf die ſich obige Aeußerungen beziehen.

tigt, damals (wie jetzt wieder) fanden, daß die Dichtung Mühe hatte ſich den großen Begebenheiten in der wirklichen Welt gleichzuſtellen, beobachteten wir die Erſcheinung, daß die mächtig bewegte Einbildungskraft gleichſam das Bedürfniß empfand, die entfernteſten Zeiten und Räume und Menſchen zuſammenzurücken, um das Große und Merkwürdige möglichſt zu häufen. Dieſe ſelbe Erſcheinung kehrt jetzt in den ähnlichen Wanderzeiten der Kreuzzüge wieder. Die Legende ſchien ein Vorrecht zu dieſen Geſchichtswirren zu haben; wir ſind ihnen (oben S. 59) in Kynewulfs Elene wie im Servatius von Jocundus begegnet. In der letzten, der Zeit ihrer Abfaſſung nach erſten der einzelnen Legenden, die wir zu erwähnen haben, in dem Liede von dem heiligen Anno[269] werden ganz in gleicher Weiſe Perſonen, Zeiten und Räume verſchmolzen. Das Gedicht, deſſen Inhalt in die Kaiſerchronik aufgenommen iſt, galt lange Zeit als eine bloße Ablöſung aus derſelben. In der eigentlichen Lebensbeſchreibung ſtimmt es mit der lateiniſchen Legende[270], die ein Mönch von Siegburg unter Benutzung der Annalen Lamberts von Hersfeld um 1100 niederſchrieb, und die man für die biographiſche Quelle des Liedes hielt, das nach Lachmanns Meinung erſt 1183 zur Zeit der Erhebung der Gebeine des Heiligen gedichtet ſein ſollte. Die ſprachliche Beſchaffenheit des Liedes ſchiebt aber nach dem nun übereinſtimmenden Urtheile Aller ſeine Entſtehung um ein ganzes Jahrhundert zurück; und es iſt nach genauerer Vergleichung[271] dargethan, daß (von der Kaiſerchronik nicht zu reden) die Vita eher das Lied als Quelle benutzt als ihm zur Quelle gedient hat. Während das Lied nur Ein Wunder des Heiligen am Schluſſe erwähnt, das ſchon vor 1079 durch die Verhandlungen der Kölner Synode 1076—78 bekannt geworden war,

---

269) Ausgaben: von Roth, Leben des h. Anno. München 1847; von Bezzenberger, maere von Sente Annen. Quedlinburg 1848; von Joſ. Kehrein. Frankf. 1864.

270) Vita S. Annonis ed. Köpke. Mon. 11, 462.

271) Von Holtzmann. Germ, 2, 1.

iſt die Vita von Wundern angefüllt; feindlich eifernd gegen die, welche den Erzbiſchof nicht für einen Heiligen wollen gelten laſſen, iſt ſie ſichtlich in dem Zwecke geſchrieben auf ſeine Heiligſprechung hinzuwirken, in jenem ascetiſchen Geiſte, der über das weltliche Treiben des hochmüthig herrſchſüchtigen Mannes hinwegſah, weil er zuletzt papiſtiſch und vermöncht geworden war, als er ſein Kloſter Siegburg durch italieniſche Mönche aus Fructuaria nach der Weiſe von Cluny reformirt hatte. Dieſem mönchiſchen Geiſte der Vita verglichen ſcheint das Annolied, das ſeiner mitteldeutſchen Färbung nach auch nicht (wie jene) von Siegburg ausgegangen ſein wird, das von einem Dichter herrührt, der in heidniſchen Büchern, in weltlichen Geſchichten und Gedichten wohl beleſen [272] und mehr von einem patriotiſchen Geiſte durchdrungen war, noch mitten in der Zeit der Selbſtzerfleiſchung Deutſchlands geſchrieben zu ſein, die es in einer berühmten Stelle anklagt [273]. Der Dichter, den ſein Gegenſtand emporreißt, beginnt, ganz geleitet von den Lieblingsvorſtellungen jenes nicht viel älteren Ezzo, mit dem Sündenfall und der Schöpfung. Gottes Schöpfung war gut; Mond und Sonne und Sterne, Donner und Wind, und alle ſeine Werke wandeln ihren angewieſenen Pfad, nur die zwei edelſten Geſchöpfe nicht; Lucifer ſchied ſich von den Frommen und der Menſch ſank durch Verführung, bis ihn Chriſtus erlöſte. Seine Lehre breiteten die Apoſtel in alle Welt aus, auch die trojaniſchen Franken haben manchen Heiligen erhalten; beſonders in Köln ruhen ſo viele Märtyrer, die von St. Mauritius' Heere und die 11,000 Jungfrauen, dort auch Anno. Des Mannes Lob und der Preis der Stadt führt des

272) Die nachweisbaren ſeiner Quellen ſind zuſammengeſtellt von O. Carnuth. Germ. 14, 79 f.

273) Es bezeichnet Heinrich III als Kaiſer, nicht Heinrich IV, der erſt 1084 gekrönt ward. — Der Vermuthung Holtzmanns, daß der Dichter kein anderer als Lambert von Hersfeld ſei, wagen wir nicht beizutreten, da die Uebereinſtimmungen des Annoliedes mit der Sinnes- und Urtheilsweiſe und der Thatſachenkenntniß des Annaliſten ſich vollſtändig erklären, wenn ihn der Dichter mit einem gleichgerichteten Geiſte geleſen hatte.

Dichters Phantasie auf die Gründer der ersten Städte, auf Ninus und Semiramis und auf Babylon. Nun geht er auf den Traum Daniels über und auf die vier Weltreiche, auf die Löwin von Babylon, den Bären von Persien, auf den Leoparden, der den Alexander bedeutet, aus dessen Sagengeschichte er eine Episode von seinem indischen Zuge einflicht, auf den Eber der Römer. Dies führt ihn auf Cäsar, der mit den Schwaben kämpft und (wie Karl der Große) mit den Baiern, besonders mit den wankelmüthigen Sachsen zu thun hat, deren Stammsagen er aus Widuchind kennt. Hierauf bezwang Cäsar auch die Franken, seine alten Verwandten von Troja her; dann wendet er sich gegen Rom und Pompejus, mit dem er eine Schlacht schlägt, die der Dichter (Lucans Pharsalia benutzend) mit jener vortrefflichen Raschheit und Lebendigkeit schildert, die von unseren Dichtern des 13. Jhs. nur selten erreicht wird. Von da kommt das Lied auf Augustus, auf die Gründung von Köln durch Agrippa, auf die Geburt Christi, auf die Aussendung der Bekehrer der Franken, die das Land mit besserem Siege gewannen als Cäsar. Einer davon, Maternus, der von St. Peter aus Rom gesandt unterwegs gestorben aber vom Tode erweckt worden war, ward Bischof in Köln und sein dreiunddreißigster Nachfolger ist Anno. Nun erst ist der Panegyriker bei seinem Gegenstande, dem Preise des Heiligen angelangt, und es folgt was sich aus seinem Wandel und Leben unter Verschweigung seiner weltlichen Schatten zur Erleuchtung seines geistlichen Ruhmes, aus seinem Beispiele zur Nachahmung, aus seinen Wundern zur Verherrlichung sagen läßt.

Die weltgeschichtlichen Stellen, die wir hier mitausgezogen haben, sind aus dem Annolied in die Kaiserchronik übergegangen[274]). Dieses merkwürdige Werk, älter als viele der letztbesprochenen Dichtungen, haben wir bis hierhin zurückgeschoben, weil

274) Ausg. v. Maßmann. Quedl. 1849. 2 Thle. Den Vorauer Text hat Diemer herausgegeben. Wien 1849.

es am beſten den Uebergang verſinnlicht von den mehr erbauenden und belehrenden chriſtlichen Dichtungen zur weltlichen epiſchen Erzählung, indem es ſeinen chriſtlichen Inhalt an Geſchichtsſagen und Legenden knüpft, und, wie es ſich ſelbſt bezeichnet, zugleich ein „Gotteslied" und eine „Chronik" iſt. Urſprünglich ſcheint (nach Maßmann 3, 66 ff.) ein Königsbuch „alter è", eine Erzählung altteſtamentlicher Geſchichten dem Zeitbuche der chriſtlichen Geſchichten, das wir jetzt allein leſen, vorausgegangen zu ſein; dies würde das Werk in noch engere Verknüpfung mit der geiſtlichen Dichtung, insbeſondere der öſterreichiſchen im 11. und 12. Jahrhundert ſetzen. Das uns erhaltene Werk iſt nach 1141 vollendet, da die Kaiſerin Richenza, Lothars Gemahlin, die in dieſem Jahre ihr Leben beſchloß, als geſtorben darin erwähnt wird; es endigt mit einer Schlußrede bei Lothar's II Tode (Ende 1137), wo das Werk urſprünglich ſchloß, das dann, vielleicht von dem erſten Verfaſſer noch in einem Anhang bis 1147, dem Beginne von Konrads III Kreuzzuge, fortgeführt ward. Verſchiedene Handſchriften zeigen es dann ſchon im 12./13. Jahrh. verſchieden überarbeitet in allen Gegenden Deutſchlands verbreitet. Dann wurde es in einem ſpäteren Texte von 1250 reiner gereimt und fortgeſetzt bis zu Friedrich II, und dieſer Fortſetzung hängte ſich wieder ein Anhang bis zu Rudolph von Habsburg an; die Handſchriften dieſer jüngeren Bearbeitung ſind an Wolfram'ſchen Einflüſſen erkennbar. Der Inhalt ging dann in die gereimten Weltchroniken der Enenkel, Rudolph von Ems und Heinrich von München über und wirkte in frühen proſaiſchen Auflöſungen in andere Proſachroniken mannichfaltig fort; ſogar 1594 wurde von Chriſtoph von Tegernſee das Werk noch einmal umgereimt. Von wo es urſprünglich ausgegangen ſei, iſt ſtreitig; die älteſten Handſchriften, die Vorauer und Liebenberger, weiſen auf Oeſterreich und Kärnten; die Sprachformen nach Mitteldeutſchland, etwa auf einen Franken; Andere glauben den Dichter beſtimmt an dem Hofe Heinrichs des Stolzen von Baiern denken zu dürfen, wo der Pfaffe Konrad dichtete. In einzelnen Handſchriften, in der Heidelberger und ihren Verwandten

nahm das Werk niederrheinische Sprachformen an, deren Maßmann und Schade auch in dem Vorauer Texte einige nachgewiesen haben; beide wollten daraus, Maßmann ohnehin schon aus der Vorliebe des Dichters für Trier, auf einen niederrheinischen Verfasser schließen, obgleich er selbst es wahrscheinlich gemacht, daß diese Trierer Oertlichkeiten schon den Quellen der Kaiserchronik angehörten. Daß es solcher Quellen, selbst schon deutsche gab, haben wir bereits oben (S 256) bemerkt; die Texte der Kaiserchronik weisen auch ausdrücklich auf eine ältere deutsche Chronik zurück[275], die wieder ihrerseits aus lateinischen Quellen geschöpft haben wird, denen man stellenweise auf die Spur gekommen ist[276]. Das Werk nennt sich in der Ueberschrift der Vorauer Handschrift sehr richtig eine „Chronik von der Kaiser und Päbste Zeiten und viel mehr anderer Materie". Von den Päpsten ist übrigens trotz der geistlichen Haltung dieses Sammelwerkes heiliger Sage, kaum die Rede; desto bestimmter ordnet sich das fabelhafte Zeitbuch in den Rahmen einer Geschichte des christlich-römischen Reiches, in der Karl der Große als der Erneuerer der Kette der Zeiten aufgefaßt wird. In diesem geschichtlichen Theile nun ist alle alte und neue Geschichte aufs bunteste durcheinander geworfen, eben wie wir es in dem Annoliede fanden. Die Erzählung beginnt gerade mit den Kriegen Cäsars, die in jenes Lied übergingen. Dann wird unter Tiberius Jerusalem von Titus und Vespasian zerstört, und diese Zerstörung wird dann unter Vespasian noch einmal erwähnt. Unter Cajus stürzt sich Jovinus, ein anderer Marcus Curtius, zu Roß in einen Höllenschlund, der sich in Rom öffnet. Nach Nero regiert Tarquinius, und die Geschichte der Lucretia trägt sich mit gewissen Erweiterungen zu, die man in

275) Im Vorauer Text 15:
Ein buoch ist ze diute getihtet, daz uns rômisces rîches wol berihtet, geheizen ist iz cronica.

276) Maßmann nimmt eine durchgehende, einheitliche lateinische Grundlage an, die er in einer sagenhaften, auf deutschem Boden entstandenen gallica historia vermuthet, aus der auch die gesta Trevirorum des 12. Jh. schöpften, und von der er Bruchstücke nachgewiesen hat. 3, 296, 309 ff.

späteren Novellen wieder findet. Unter Otho und Vitellius spielt ein Odenatus die Rolle des Scävola. Unter Nerva ist mit Marc Aurel's ehernem Pferd auf dem Capitol die Anekdote von Phalaris' Ochsen verschmolzen. Die Reihe der Kaiser ist wunderlich verstellt und verrückt. Unter Commodus fallen die Kriege mit Alarich und ein Herzog von Meran trit dabei auf. Der Kaiser Gallien war der größte Arzt; des Boethius Leidensgenosse Symmachus ist hier Seneca. Der Pabst Leo ist Kaiser Karls Bruder. Von Etzius (Aetius) wird erzählt, was auf Narses trifft; er ruft den Otaker aus Steier ins italische Reich, der seinerseits von Dietrich von Meran geschlagen wird, u. s. f. Die Verwirrung könnte nicht größer und nicht gehäufter sein. Man weiß aus einzelnen Beispielen, (z. B. aus dem provenzalischen Gedichte von Boethius aus dem 10. Jahrh., das diesen Philosophen zur Zeit eines Kaisers Manlius Torquatus leben läßt), daß die römische Kaisergeschichte frühe in sagenhafte Gestalt verkehrt ward; in einem größeren Umfange aber zusammengestellt kann man die ähnlichen Verwirrungen nur in den reali di Francia wiedersuchen, die überhaupt das passendste Seitenstück der Kaiserchronik sind, mit der sie sich im Inhalt berühren und an rohem Geschmack, wie an wunderlicher Mischung von Geschichte, Legende und Mährchen genau übereinstimmen.

Unter der Einwirkung solcher Volksbücher mußte der Sinn für einfache geschichtliche Wahrheit mehr und mehr Gefahr leiden, wiewohl die Geschichtschreibung, wie in allen Epochen der großkaiserlichen Zeiten, auch jetzt noch in den Händen einzelner bevorzugter, von weltlichen Einflüssen erreichter Männer wie Ekkehard von Aura und Otto von Freising, in aufsteigender Fortbildung begriffen war. Eben so oft aber bemerkt man denn auch jetzt, wie in der Geschichtschreibung selbst der nüchterne Sinn, in dem sie unter den Karolingern begonnen hatte, dem Geiste wirrer Phantastik weicht, der dieß Jahrhundert charakterisirt. Bei uns in Deutschland war besonders Sachsen, wo im 13. Jh. auch die deutsche Heldensage in der äußer-

ſten Verwilderung erſcheint, eine Hauptbrutſtätte dieſer Miasmen, von welchen die geſunde Hiſtorie angeſteckt ward. Dort haben wir früher ſchon bei Widuchind und in der Quedlinburger Chronik die naive Geſchichtsſage die einfache ſynchroniſtiſche Geſchichtſchreibung durchdringen ſehen; dort entſtand um dieſe Zeit, unter Lothar II, eine nur aus geringen Auszügen bekannte Kaiſergeſchichte, auf deren ſagenhaften Inhalt uns die Pöhlder Annalen zurückſchließen laſſen, in welchen die Geſchichte der ſächſiſchen Kaiſer ſchon in ganz fabelhaftes Licht gerückt iſt; ſächſiſchen Urſprungs glaubt man den Gottfried von Viterbo, deſſen Pantheon (1190) bereits in gelehrter Sprache ein gelehrtes Seitenſtück von hiſtoriſcher Verwirrung zu der vulgaren Kaiſerchronik darſtellt, ohne Zuſammenhang mit ihr, aber angeſchloſſen an andere helmliſche und fremde Fabuliſten, wie die Pöhlder Annalen und Gottfried von Monmouth. Noch im Beginn der Kreuzzüge, deren Einflüſſe bei dieſen Ausartungen aller Kritik ſo ſehr ins Gewicht fallen, hatten ſich die erſten Geſchichtſchreiber derſelben, die Raoul de Caen, Fulcher, Gualter u. a. in ihren Berichten durch Treue und Wahrheit ausgezeichnet; aber das hatte nicht lange vorgehalten; bald traten an die Stelle jener Augenzeugen die aus der Ferne ſchreibenden Albert und Guibert, bei denen die Leichtgläubigkeit an alle Wunder und Legenden beginnt, obwohl ſie ſich gerade die Miene der vorſichtigen Sammler und Kritiker geben. Ganz ſo ſeltſam nun iſt es, daß auch unſer poetiſcher Chroniſt, der jene Zeitverſtöße, jenen Wirrwar geſchichtlicher Sagen in ſolcher Maſſe anhäuft, mitten in dieſem Geſchäfte gegen die Lügen anderer Dichter und im Beſonderen über die Zeitverſtöße in den deutſchen Liedern von Dietrich von Bern feindliche Ausfälle macht. Sein Lied beginnt gleich anfangs (Maßmann, 1, 3.) mit einer Ereiferung gegen Erdichtung und Lüge, die nach einer ſpäteren Stelle (ib. 2, 334) ausdrücklich gegen die Dietrichsſage gerichtet iſt, welche nun auch von lateiniſchen Geſchichtſchreibern, gleichzeitig von Ekkehard, nachher von Otto von Freiſing angefochten wurde, in deren Munde das einen Sinn hatte, den man bei dem kri-

tiſchen Poeten erſt ſuchen muß. Man könnte die Art und Weiſe, wie ſich in unſerem „Buch der Könige“ die Legendendichtung gegen die Unwahrheiten der weltlichen Sage aufwirft, indem ſie viel unverſchämtere Lügen an die Stelle ſetzt, aus der bloßen Launenhaftigkeit der Kritik erklären, der wir ſelbſt noch bei viel ſpäteren Dichtern oft und in wunderlichen Beiſpielen wieder begegnen werden; wie z. B. im Titurel über die Hornhaut Siegfried's gehöhnt wird, da doch hörnene Rieſen in dem Gedichte ſelber vorkommen. Doch aber hat die Polemik ſowohl dieſes Gedichtes, wie die der Kaiſerchronik, gegen die deutſche Heldenſage außer dem Grunde der Unmündigkeit der Kritik auch die weitere Urſache der Abneignng gegen ihren ganzen Geiſt noch mehr, als gegen ihren Inhalt. Das Intereſſe der Zeit ſuchte jetzt andere Wunderthaten und Abenteuer, als die der heroiſchen Dichtung waren; die Gegenwart fing an mit anderen Thaten, denen eine andere Bedeutung geliehen ward, nach einer veränderten Anſicht die Werke der alten Helden zu überbieten; man verſchmähte die Gegenſtände, die ſich den neuen Vorſtellungen nicht fügten und ſuchte andere hervor, die damit in Einklang zu bringen waren. Der chriſtliche Heroismus war die Bewunderung der Zeit, die Thaten und Werke, die der heilige Geiſt verrichtete; und dies iſt, zugleich im Allgemeinſten und aufs Pragmatiſchſte hergeleitet, der erſte Eingang eines geiſtigen Grundſatzes, die erſte Spur der Idee in den menſchlichen Handlungen, die nun die Sage erzählt. Nicht mehr der Trieb der Natur und die Ueberfülle der wirkenden Kräfte im Menſchen, nicht mehr die Nöthigung der äußeren Verhältniſſe bilden jetzt die Hebel der Thaten, wie im heroiſchen Zeitalter, ſondern die innere Stimme, der Ruf von Gott, der treibende Geiſt. So heißt es im Rolandslied, nicht der Kaiſer thue was er thue, ſondern Gott gebiete es ihm. So iſt in Hartmanns Glauben jede Legende als ein Beiſpiel der Wirkungen des heiligen Geiſtes erzählt; aus ihm handelten „zuerſt die Apoſtel des Herrn, die theuren Märtyrer“. Als ein anderer Apoſtel und Gottes Bote ward daher Karl jetzt in ihre Reihe geſtellt,

und die Triebfedern des heroischen Zeitalters, Habsucht und Gewaltthat (Gierigkeit und Hochmuth), wurden nun verpönt und verfolgt. Aus diesem Gesichtspunkte wurden nachher auch die Sagen von Alexander und Parzival behandelt, und es ist kein Wunder, daß inmitten dieser neuen Ansichten die deutsche Heldensage, die ihnen zum Trotze ausdauerte, fremd und übel angesehen stand.

In der Kaiserchronik und ihren einzelnen Bestandtheilen blickt man wie in eine Werkstätte des Geistes, wie in ein Lagerhaus des Verkehrs, wodurch die Sagendichtung des Mittelalters gestaltet und ausgebildet wurde [277]). Die vielfältigsten Anlässe und Eigenheiten der romantischen Sagenschöpfung und Entstehung liegen hier wie zur Schau offen; und nichts kann so sehr wie ihr Inhalt die Thätigkeit einer jugendlichen, frisch angeregten Phantasie charakterisiren, die sich in ebenso leichtfertiger als schwerfälliger Erfindungskraft an einer Menge von Stoffen geschichtlicher und dichterischer Ueberlieferung beschäftigt. In jenem Durcheinanderwerfen geschichtlicher Thatsachen und Namen, wo bald eine bekannte That auf einen bisher ungenannten Urheber gelegt, bald ein bekannter Held mit Anderer Thaten ausgestattet wird, zeigt sich die Keckheit sowohl wie die Dürftigkeit der Erfindung, der Eifer wie die Ungeschicklichkeit der Industrie, die den neuen Stoff der dichterischen Unterhaltung beschaffen sollte, am stärksten. So werden wir sehen, daß, wie hier die Sagengeschichte, bald auch die poetische Länderkunde der alten Welt neu erzählt, ihre Reisewunder an neue Persönlichkeiten angeknüpft wurden; so haben wir schon früher gesehen, wie die Völker der neuen Zeit sich den sagenhaften Ruhm der älteren anzueignen suchten, wie sich die keltischen Völker, wie sich die Franken trojanischen Ursprung beilegten, gleich den Römern. Mit diesen werthlosen Erfindungen hatten bisher nur die gelehrten lateinischen Chronisten der Völkereitelkeit geschmeichelt, im

277) Wir müssen auf Maßmann's dritten Band seiner Ausgabe der K. Chr. verweisen, wo vor- und rückwärts die früheren Spuren und die späteren ausgefahrenen Geleise der einzelnen Sagen mit umfassender Kunde verfolgt werden.

12. Jh. brachen sie in die Volksliteratur überall ein, und die Kaiserchronik und das Annolied wissen daher von der alten Verwandtschaft zwischen Franken und Römern, von der Herkunft der Sachsen aus der Heergenossenschaft Alexanders, von dem Ursprung der Baiern in Armenien zu erzählen. An die Fabeln dieser Art reihten sich andre über den Ursprung von Stämmen und Städten an, Erdichtungen, die auf Etymologien gegründet sind, auf die bald einfach-naive, bald wunderlich-abenteuerliche Erklärung und Herleitung vorgefundener Namen. Von solchen Geschichtchen gibt es Viele in der Kaiserchronik, wir führen in der Note [278]) nur Ein ergötzliches Beispiel an. Das Mittelalter, wie das Alterthum, hat kaum eine fruchtbarere Quelle der Sagenerfindung gehabt, als diese, und sie sprudelte in keiner Zeit so ergiebig, wie jetzt. Müßige Mönche beuteten diese Sagen aus, angeleitet von einem bloßen Namen, der dann für die Hörer und Leser die Beglaubigung gab. So kam es, wie v. Reiffenberg sagt, daß eine Reihe von Heiligen ihr Dasein einem bloßen Wortspiele zu danken haben. So kam es, daß jene anklingenden Namen der Schotten und Scythen, der Asen und Osen, der Dacier und Dänen, der Geten und Gothen, der Doppel-Iberer und Veneter, der Sennonen und Senonen so große Verwirrungen in der Geschichte selbst bis in die Gegenwart anstellen konnten! Völkernamen, welche aufs kühnste verbunden wurden nach der bloßen Lautähnlichkeit, welche die kindliche Einbildungskraft leicht zur Thätigkeit rief, da diese Verbindung der städtischen oder nationalen Eigenliebe, oder in unsern Tagen dem gelehrten Scharfsinne schmeichelte! Wer sollte es dem Verfasser dieses Werkes verdenken, wenn er in seinem Knabenalter sich mit Vorliebe mit dem großen

278) Nero verlangt von seinen Aerzten, daß sie ihn schwanger machen; sie geben ihm Getränke, es kommt die Zeit der Geburt und er gibt eine Kröte von sich. Maßmanns Ausg. 1, 327.

die Walhe sprungen ûf sâ,
sie riefen alle lâtâ ránâ;

daher der Name Lateran.

Corvinus von Ungarn oder gar mit St. Gervinus, dem frommen Wallfahrer, abgab? Nicht anders erklärt sich jener Zug im Mittelalter. Einen bedeutungsvoll klingenden Namen, ein sonderbares Wappen zu erklären, was konnte eine größere Aufforderung sein zur Erfindung und zur Erdichtung? Die Etymologie gibt dem Otfried Stoff für seine mystischen Betrachtungen, dem Cassiodor für seine Gelehrsamkeit, den Scholastikern für ihre Speculationen, und sie sollte den Dichtern keinen Stoff für Erzählungen gegeben haben! — Man ging von da einen Schritt weiter. Es gab nationale Sitten, über deren Ursprung man nachsann, was dann zu manchen ernsten und schnurrigen Geschichten den Fingerzeig gab. Der Art ist in der Kaiserchronik (neben anderen Einschaltungen, die man z. Th. strophisch hergestellt hat,) das Lied von dem Baiernherzog Adelger, dem von Kaiser Severus zum Schimpfe Kleid und Haar gestutzt wird; die Baiern thun es nach, um den Schimpf zur Sitte zu machen. Dies ist ein Volkswitz, wie wenn man in Griechenland die Sitte, nackt zu kämpfen, von einem dazu ausgesonnenen Mährchen herleitete. Auch diese Art von Erdichtungen geht durch das ganze Mittelalter hindurch und ward bis zum größten Stile getrieben. In Staat und Kirche gab es Einrichtungen und Gewohnheiten, die ein dunkles Herkommen gebildet hatte, die man sich also zu erklären suchte; nichts ward nun gewöhnlicher, als daß man Geschichte, Gebräuche, Sitten, Gesetze und Alles zurückconstruirte. In allen Verhältnissen des ganzen Mittelalters wie im Alterthume zeigt sich diese Art der Erdichtung am unverschämtesten. Ganze Urgeschichten der Völker liegen da, die nach einzelnen Zügen der späteren wirklichen Geschichte zusammengesetzt und im Laufe der Zeiten zum Theil aus dem trockensten Gerippe zum rundesten Körper geworden sind. Die Gesetze des Staats von Aragon sind auf diese Art zurückgetragen und in der Kirche stehen jene Decretalen des Pseudo-Isidor als eines der merkwürdigsten Beispiele, wie sich die Welt der Wirklichkeit Jahrhunderte lang in den furchtbarsten Kämpfen um die Grundsätze solcher Schriften drehte, die nur in sofern

nicht völlig willkürlich erfundene Dinge ſind, als ſie auf dem Geiſte der Zeiten ruhen, in denen ſie entſtanden oder entwickelt ſind. Genau ſo ergriff jetzt die Dichtung die herrſchenden Beſtrebungen der Zeit und trug ſie auf ältere Zeiten über, und die roheſten Anfänge hierzu ſahen wir in der ganzen Entwickelung des Volksepos, und ſehen ſie hier in der Kaiſerchronik im größeren Maßſtabe in gleicher roher Geſtalt in dem Uebertragen neuer Ereigniſſe und Thaten auf ältere Zeiten und Männer, neben der umgekehrten Verpflanzung älterer Sagen auf neue Verhältniſſe. Von da an ſteigt dies bis zu der Höhe, wo, wie im Parzival, die höchſten Ideen der Zeit erfaßt und im poetiſchen Körper ſinnlich gezeugt werden.

Zur Zeit der Ottonen hatte noch die heroiſche Seite der antiken Poeſie, Homer und Virgil, in der weltlichen Dichtung die Aufmerkſamkeit der lateiniſchen Dichter beſchäftigt und ihren Einfluß auf unſere Heroenpoeſie ausgeübt. Seitdem von da an das Ritterweſen ſich mehr und mehr ausgebildet hatte, ſeitdem durch Otto's II Gattin die Verbindung mit Byzanz häufiger geworden war, ſeitdem unter Otto III Hofton und Hofceremoniel von dorther nach Deutſchland gekommen war und nun der Uebergang zur Ständeſcheidung und Allem gemacht ward, was eine heroiſche Zeit zu geſelligerem Charakter umbildet, fand man mehr Geſchmack an dem, was das weſt- und oſtrömiſche Reich Neues darbot; und dies waren Umbildungen alter griechiſcher Sagen und Dichtungen in neuer Geſtalt, Verſchmelzung derſelben mit Orientaliſchem, Romane, Novellen und Geſchichtslegenden aus der römiſchen Kaiſerzeit, wie ſie, im Geſchmack der oben aus der Kaiſerchronik angeführten, noch heutzutage in Italien im Volke umgehen, und wie ſie damals in Deutſchland den Stoff der Unterhaltung lieferten, den vorher der Schwank, das Mährchen, das Lied des Volkes gewährt hatten. In Spuren zeigte uns ſchon das Annolied die neue Geſtaltung der Alexanderſage, die geiſtliche und weltliche kleine Erzählung aber nimmt in der Kaiſerchronik die breiteſte Stelle ein.

Seit undenklichen Zeiten herrschte in Griechenland und Italien der Geschmack an solchen Novellen. Jede Nation hatte in dieser Gattung etwas Eigenthümliches, und der Austausch dieser kleineren, faßlichen und belebten Stoffe war so leicht und mußte bei jedem Zusammentreffen verschiedener Nationen so lebhaft werden, daß wir deshalb in den Zeiten der Kreuzzüge im Osten und Westen solche Sammlungen von Novellen hervortreten sehen, die gewöhnlich in einen Rahmen gefaßt sind, welcher Erweiterung und Verengerung, Ausscheiden und Aufnehmen von Altem und Neuem, Nationalem und Fremdem leicht und bequem machte. Seit den Kreuzzügen und durch sie wurden diese kleinen Dichtungen und Geschichten Allgemeingut der ganzen Welt, in einer Weise, wovon wir uns schwer einen Begriff machen können, da bei uns die mündliche Ueberlieferung bis auf die Anekdote herabgekommen ist, in der wir aber noch ganz die gleiche schnelle Verbreitung und örtliche Verpflanzung beobachten können. Die ältesten Zeiten stellten hier ihre Erzeugnisse neben die neuesten und aus den größten Fernen trafen sie zusammen. Aus jenen milesischen und sybaritischen Mährchen der alten Welt, die zur Zeit von Roms Gesunkenheit mit den Heeren bis nach Asien und von dorther zurückgetragen wurden, ging vielleicht die bekannte Geschichte von der Matrone von Ephesus in alle Zeiten und Länder, war nach Duhalde in China bekannt und kommt im Petron, in den sieben weisen Meistern und in den Schwänken aller Nationen vor. Alle Reiseabenteuer und Wunder gehören in diese Reihe; die Erinnerungen an Homer, an Herodot und Plinius stoßen uns auf in deutschen Dichtern des 12. Jhs. wie in Tausend und Einer Nacht. Scandinavische Vorstellungen von Werwölfen erkennen sich in den Bisclaveret der armoricanischen Lais. Die Fabel des Orients vermischte sich so enge mit dem Thiermährchen der Germanen, daß sie kaum mehr zu trennen sind. In welcher Art der Hitopadesa, die Fabeln des Bidpai in Ost und West eine Sprache und eine Veränderung nach der anderen durchliefen, ist bekannt genug. Das lateinische Werk von Petrus Alphonsus de disciplina clericali

(Anf. 12. Jh.), des getauften Juden, der unter Alfons I in Aragonien schrieb, verpflanzte mit am frühesten arabische Fabeln und Erzählungen in den Westen, die dann in die Erzählungen der Königin von Navarra, in die Gesta Romanorum, in die späteren italischen Novellisten Eingang fanden. Am interessantesten aber sind die sieben weisen Meister (deren Ursprung bis nach Indien zurückführt) und die Gesta Romanorum, auf deren (späte) deutsche Bearbeitungen wir zurückkommen. In den sieben weisen Meistern treten Erzählungen aus der griechischen und römischen, der christlichen und moslemitischen Welt, aus den arabischen Nächten, aus Herodot, Petronius und Plautus, aus tartarischen und wälschen Quellen in die freundlichste Gesellschaft neben einander. Eben so sind in den Gesta Romanorum Fabeln aus Petrus Alphonsus und Kelilah und Dimnah, es sind mönchische Legenden und weltliche Novellen, Anekdoten aus dem klassischen Alterthume und Parabeln aus dem Orient neben einander gestellt. Persien, Indien, Arabien, Griechenland, Italien, alle Welt trug zu diesen Sammlungen bei, nur gerade das deutsche Mährchen und die wälschen Mabinogion, das Volksthümliche unserer nordischen Novellistik, ging so wenig darin ein, wie unser heroisches Volkepos in Ariost, der alle alten und neuen Schätze umfaßte und benutzte. Desto mehr ward umgekehrt bei uns das Ausländische mit großer Thätigkeit gesammelt, bearbeitet und gelesen, und dafür grade ist unsere Kaiserchronik ein frühes und merkwürdiges Zeugniß.

Die Kaiserchronik steht nämlich in der Reihe dieser für die ganze mittelalterliche Literatur so bedeutsamen Novellensammlungen; und es gibt ihr gerade das ein so hohes Interesse, daß sie neben Petrus Alphonsus' Werke zu den frühesten Versuchen dieser Art gehört. Nur die in Südfrankreich entstandene lateinische Sammlung [279] der Legenden von der heiligen Fides, die der Pfaffe Bernard veranstaltete und dem Bischof Fulbert von Chartres († 1026) widmete, und in die, ganz im Geiste

279) Fauriel, hist. de la poesie provençale 1, 435.

aller dieſer Sammlungen, auch gelegentlich ſchon ein weltlicher Roman eingeht, der auf den Grundzügen der Odyſſee aufgebaut iſt, thut es an Alter dem Petrus Alphonſus wie der Kaiſerchronik zuvor. Unſer deutſches Gedicht reiht an den Faden ihrer Kaiſerliſte alte klaſſiſche Erzählungen, vaterländiſche Sagen und Züge der Volksgeſchichte; ihr Hauptbeſtandtheil aber iſt die chriſtliche Novelle und Legende. Der geiſtliche Dichter, wiewohl er des Sinnes für die Weltlichkeiten des Frauen- und Ritterthums nicht entbehrt, breitet über den ganzen hiſtoriſchen Grund ſeiner Erzählung einen chriſtlich-kirchlichen Dunſtkreis; ganz weltliche Sagen, wie die von Curtius-Jovinus, erhalten eine Färbung und Bedeutung nach chriſtlich-ſittlichen Vorſtellungen; das weltliche römiſche Reich iſt von dem geiſtlichen, der Held von dem Heiligen, die Geſchichte iſt von der Legende verdunkelt. In dieſem legendariſchen Beſtandtheile der Kaiſerchronik ſtoßen wir nun auf jene vage Verknüpfung von Vorſtellungen und dichteriſchen Formen der antiken und chriſtlichen Welt, auf die wir oben hindeuteten; Alles was das ſpäte Alterthum der neuen Zeit am unmittelbarſten entgegen brachte, Allegorien, Parabeln, Apologe, Novellen, religiös-philoſophiſche Streitfragen finden wir in der Legende noch völlig erhalten. Auf eine bloße Vergleichung des Inhaltes der Kaiſerchronik mit dem Barlaam erkennt man ſofort den gleichen Geiſt und die ſcharfe Einwirkung dieſer Dichtung auf die Legenden des Weſtens. Auch haben die ähnlichen und noch älteren, griechiſchen und lateiniſchen, Quellen unmittelbaren Einfluß auf die Kaiſerchronik geübt. Die ſogenannten Clementiniſchen Recognitionen (Wiedererkennungen) aus dem 2. Jh. und die daran anſchließende Schrift von Marcellus de conflictu Simonis Petri et Simonis Magi liegen, nach Maßmann's Nachweiſungen, den Legenden von Simon, von Petrus und Paulus, und der Sage von Clemens zu Grunde, die den römiſchen Patriarchat zu verherrlichen und die Anweſenheit des Apoſtels Petrus in Rom zu dieſem Zwecke feſtzuſtellen beſtimmt war. Wenn wir in unſerer Chronik dieſen legendariſchen Roman von der Jugendgeſchichte des

Pabstes und Märtyrers Clemens und seiner Brüder lesen, so finden wir da alle jene Magier- und Wundergeschichten, die theologischen Disputationen, den halb scholastischen halb biblischen Stil, die Siege über den Unglauben und Zweifel, die Erörterungen der Fragen, Streitigkeiten und Irrlehren, welche die Kirche und die philosophischen Schulen in den ersten Jahrhunderten bewegten. Hier dreht sich ein langer Kampf um das allgemeine Räthsel, das die ersten Christen beschäftigte, wie sich das Böse auf der Welt mit Gottes Güte vertrage, wie sich das Glück und der Zufall zu Gottes Vorsehung, der freie Wille des Menschen zum Zwang des Schicksals verhalte; und geschickt ist die Fabel der Legende benutzt, den zweifelnden Faustinian zu überführen, indem die wunderlichen und zwecklosen Verschlingungen des Zufalls und der Willkür, die der Grund seiner Vertheidigung der „Wilsaelde", der gnostischen Lehre von der Gewalt der Sterne, sind, sich zuletzt, freilich sehr maschinenmäßig, in eine weise Fügung vorsehender Allweisheit und Allwissenheit auflösen und ihn dann überzeugen. Ganz ähnlich ist die Legende von Helena's Bekehrung und der Unterredung zwischen Heiden, Christen und Juden in Durazzo; so sind im Turpin, der in diesen Zeiten verfaßt ist, die Disputationen kein kleiner Gegenstand der Uebung selbst der Helden. Einfacher sind die Sagen von Tiberius' Krankheit und seiner Heilung durch Veronica, wo Vespasian die Stelle des Tiberius einnimmt; die Geschichte der Eroberung des h. Kreuzes durch Eraclius ist hier noch ohne den romanhaften Zusatz in dem Eraclius von Otte; dann die Geschichten vom Gaukler Simon, die Märtyrerlegenden von Petrus und Paulus, von dem Evangelisten Johannes, von Sixtus, Felicissimus, Agapet, Laurentius und Hippolyt, den Siebenschläfern und der allgemeinen Christenverfolgung u. s. w. Einen Werth der dichterischen Behandlung wird man in einem chronikartigen Buche wie dieses, selbst in den mit mehr Liebe behandelten Theilen, nicht suchen. Noch gilt es hier um den bloßen Stoff, der einfach entlehnt wird. Es kommt hinzu, daß dieser Werth blos in den Legenden der Chronik zu

ſuchen ſein müßte, und wie wenig dieſe ſelbſt unter den Händen geſchickter Dichter gedeihen, werden wir weiter unten beobachten können. Dort werden wir finden, daß die Legenden, welche nach der Abblüte der ritterlichen Dichtung entſtanden, in dem Maaße als ſie an kunſtmäßiger Behandlung und äußerer Form gewinnen, an Glaubenskraft und Naivetät einbüßen; und wenn man in den ungekünſtelten Erzeugniſſen dieſer Zeit des 12. Jhs. zuweilen nach etwas Gewandtheit und Beweglichkeit ſucht, ſo ſehnt man ſich dagegen dort bald wieder zu der ſchmuckloſen Einfalt der frommen Dichtung dieſer früheren Zeiten zurück.

---

3. Veränderungen in der deutſchen Volksdichtung.

Indem wir nun von dem Gebiete der heiligen Sage den Blick zur weltlichen epiſchen Dichtung zurückwenden, erinnern wir, daß wir in dem Kreiſe der legendariſchen Literatur bereits in der erſten Hälfte des 12. Jhs. faſt alle die größeren epiſchen Erſcheinungen angekündigt gefunden haben, die gleich in der nächſtfolgenden Zeit über alles andere hervorragen. Die Kaiſerchronik kennt ſchon Lieder von Karl dem Großen, wie ſie die fortlebenden Dietrichlieder kennt; das Annolied weiß ſchon von umgeſtalteten Sagen des Alterthums, von Alexanders Luft- und Meerfahrt auf dem Greifen und in der Waſſerglocke; in den Legenden von Brandan und Tundalus ſahen wir bereits die wunderlichen Legendenſtoffe aus jenen britiſchen Inſeln zu uns herüberdringen, die bald auch dem ritterlichen Epos eine ganz neue Quelle eröffnen ſollten. Dies ſind genau die Gegenſtände und Dichtungsgruppen, mit welchen wir uns zunächſt werden zu beſchäftigen haben. Wenn wir die ganze Reihe erſt überblicken, werden wir erkennen, wie dieſe Zeit mit derſelben Allumfaſſung, mit der ſie ſich die Legende aus aller Chriſtenheit aneignete, ſich auch der weltlichen

Dichtungsſtoffe bemächtigte, wo Chriſtenheit, Heidenſchaft und Alterthum zuſammenſteuern mußten, um das neugierige Geſchlecht zu befriedigen. Einzeln für ſich betrachtet ſtehen die Dichtungsgruppen, die wir bezeichnen, nach ihren Stoffen abgeſondert und in einer volksthümlich verſchiedenen Haltung; nur die deutſche Dietrichſage finden wir in dieſen Zeiten mit einem fremdartigen, obwohl volksthümlichen Beſtandtheile verwachſen. Dies ſtimmt auffallend zu dem Charakter aller übrigen heimatlich-deutſchen epiſchen Gedichte, die wir im 12. Jh. in einer weiteren Gruppe beſitzen, von der in der Kaiſerchronik wenig oder keine Andeutung iſt, obgleich ſie ihr und ihrem Inhalte vielfach nahe ſteht; am nächſten in jener Miſchung verſchiedenartiger Beſtandtheile, worin wir gerade die Hauptveränderung erblicken, die mit unſerer einheimiſchen (nicht überſetzten) Epik jetzt vorging, oder vielmehr ſchon ſeit dem lateiniſchen Gedichte von Ruodlieb im Werke war. Während die ältere deutſche Sage des Volks, ſoweit nicht gelehrte Geiſtliche die Hand darin hatten, weſentlich örtlich und national war oder höchſtens die Sagenſtoffe verwandter Stämme aneinander reihte, ſo werden wir finden, daß unter den heimatlichen Dichtungen des 12. Jhs., die wir in dieſem Abſchnitte zuſammenſtellen, der Herzog Ernſt ſich mit geographiſchen Sagen des Alterthums verbindet; daß im Ruother eine Anknüpfung deutſcher Sage an die karolingiſche, die Durchdringung alter Mähren mit dem kreuzritterlichen Geiſte und eine Verpflanzung derſelben auf den Boden des kreuzritterlichen Ruhmes Statt hat; daß im Salomon und Morolf ein Held des jüdiſchen Alterthums in deutſchen Dichtungselementen ſpielt; daß im Oswald und Orendel die deutſche Sage in die Legende übergeht und im Biterolf die Figuren der Dietrichſage ſich in den Abenteuern und Formen der britiſchen Romane bewegen. Ueberall werden wir auf dieſelbe Verwirrung der verſchiedenartigſten geſchichtlichen und poetiſchen, räumlichen und zeitlichen Elemente ſtoßen, die wir in der Kaiſerchronik betrachtet haben. Wir lernen eine Reihe von Dichtungen kennen, die von ſeltſamen Auswüchſen verunſtaltet ſind, von

Abenteuerlichkeiten, Erfindungen, Entstellungen, burleskem Vortrage und aller möglichen Rohheit und Verwilderung.

Diese Eigenheiten erklärt man, wenn man von den allgemeinen Zeiteinflüssen absieht, die wir betonen, im Besonderen auch aus der Natur der Dichter, von denen diese Werke ausgegangen sind. Seitdem der epische Gesang dem Volke mehr und mehr entzogen worden war, sahen wir im Waltharius und Ruodlieb, in der Thiersage, in der Kaiserchronik die Geistlichen fortwährend mit der epischen Dichtung beschäftigt; am Ende des 12. Jahrhs. sind sie aus dieser Thätigkeit von dem Ritterstande verdrängt, und der Hof, nicht mehr das Kloster, wird die Lieblingsstätte der Dichtkunst. Ehe diese Wendung aber eingetreten war, in derselben Uebergangszeit, die wir in so vielen anderen Beziehungen zu charakterisiren hatten, hatte sich zwischen jene beiden Stände, die sich eine Weile um die Pflege der Dichtung stritten, noch ein drittes Glied eingeschoben, eine Klasse von fahrenden Lohndichtern, welche die epische Kunst umhertrugen zu Burgen und Höfen, ungefähr wie die wandernden Truppen im vorigen Jahrhundert mit der Schauspielkunst fuhren, ehe sie feste Niederlassungen fand. Wir wissen leider nur Weniges, aus dürftigen Andeutungen, von den Verhältnissen dieser Klasse, die in Deutschland nicht als ein besonderer Stand, noch weniger als eine gesonderte Dichterschule angesehen werden darf. In Wales, wo der Sängerstand eine geschlossene Kaste war, waren auch die fahrenden Barden (clerwr) ein abgeschiedener Stand; in der Provence, wo das ritterliche Standesceremoniel bis zum kastenartigen ausgebildet war, sind sogar verschiedene Klassen der Jongleurs zu unterscheiden. Nach den Unterweisungen zwar eines Guirant von Calanson [280]) schien von allen Jongleurs ohne Unterschied verlangt zu werden, Allen Alles zu sein, alle möglichen Instrumente zu spielen, alle möglichen Erzählungen zu wissen, alle Gaukler-, Taschenspieler- und Seiltänzerkünste zu verstehen. In der Wirklichkeit aber erscheinen

280) Bartsch, Denkmäler der provenzal. Lit. 1856. p. 94.

ſie doch in ſehr geſonderten Stellungen auseinandergehalten. Sie waren theils im förmlichen Dienſte der Troubadours und ſangen deren Lieder, eine gering geachtete Klaſſe; oder ſie ſangen auch eigene Dichtungen und beſuchten als Schützlinge der Troubadours Höfe und Schlöſſer, eine empfohlene Klaſſe, aus der ſich Einzelne zu Troubadours emporſchwangen; oder ſie hielten ſich unabhängig von der Ritterſchaft und unterhielten ſingend, ſpielend, erzählend, zoten- und poſſenreiſſend, wie die Joculatoren von den römiſchen Zeiten her, das Volk in Städten und Dörfern; eine gehaßte Klaſſe, weil ſie durch Neuheit und würzige Behandlung ihrer Lais, Schwänke und Romane den Ritterdichtern eine gefährliche Concurrenz machten. Dies war noch mehr der Fall in Nordfrankreich, wo die erzählende Dichtung weit mehr als im Süden verbreitet war, ſo daß es, nach dem Sacriſtan von Clugny, in der Normandie allgemeiner Brauch werden konnte, daß jeder beherbergte Wanderer dem Wirth eine Geſchichte oder ein Lied vortrug; ſo daß hier nicht wenige Werke der Jongleurs ſich mit den beſten der Hofdichter um den Vorrang ſtreiten. Hier gibt es daher kaum einen Meneſtrel oder Trouvère, der nicht im bitterſten Groll gegen die Handwerkspoeten eiferte, die die Mähren verderbten und entſtellten und die durch ihr Erzählen ſich ihren Unterhalt erwarben. Solche Klagen der erzählenden Dichter, die dort überall und tauſendmal widerhallen, hört man in Deutſchland nicht; denn man weiß auch nicht, (wenngleich es in minder auffälliger Weiſe geſchehen ſein mochte,) daß bei uns die Fahrenden wie die franzöſiſchen Jongleurs auf Märkten vor den Volksmaſſen mit Leiern in zerriſſenen Futteralen erſchienen wären, wo ſie wie Seiltänzer die Sitze verkauft und bei ihrem Singen oder Leſen ſich des Zudrangs und Lärms zu erwehren gehabt hätten. Sie waren früher, da ſie nichts als heimatliche Schwänke oder Geſchichts- und Heldenſagen ſingend umhertrugen, im Volke verborgen geblieben. Wir glaubten ihre Hände durch die lateiniſche Umdichtung hindurch im Walther und Ruodlieb zu erkennen; im 11. Jahrh. hatten ſie ſchon Geſänge von Kudrun aus dem Norden

bis nach Baiern heraufgetragen, die nun neben den Dietrichliedern des Südens umliefen. Denn seit dem 11. Jh. mußten die Spielleute zahl- und einflußreicher geworden sein. Der große Wanderzug dieser Zeiten ergriff diese Gewerbsklasse um nichts weniger als Mönche und Ritter; wie sie sich von Süd nach Nord, von Nord nach Süden kreuzten, ist schon aus dem Ueberspielen der dialektischen Eigenheiten in ihren Dichtungen zu errathen. Unter dem allgemeinen Verderb alles Geisteslebens im 11. Jh. gingen die Ansätze der lateinischen Bildung, die man unter Karolingern und Ottonen in der höheren Laienwelt beobachten konnte, wieder gänzlich verloren; die Thatsachen bewähren es, in der Chronik von Ebersberg ist es ausdrücklich bezeugt: suchte man in diesen Ständen nun doch nach einer geistigen Unterhaltung, so war man ausschließlich an die Spielleute gewiesen. Nicht am wenigsten aber blühte ihr Waizen dadurch, daß die Dichtung — nun durch 3—4 Jahrhunderte in den Händen der Geistlichkeit — so gut wie ausschließlich religiösen Inhalts war: regte sich in der Laienwelt das Begehren nach einer Kunde von weltlichen Dingen, nach einer poetischen Erfassung und Verherrlichung der großen Bewegungen in der Zeit, — und dies Begehr mußte sich unter der Fortdauer der Kreuzzüge rasch bis zu einem Heißhunger steigern, — so fiel man wieder den fahrenden Leuten in die Hände. Kein Wunder denn, daß bei dem Uebergang der Dichtung aus dem geistlichen in den ritterlichen Stand die ersten Laiendichter bei den Spielmännern in die Schule zu gehen hatten, und daß die Spielleute selbst entgegenkommend in die höhere Gesellschaft hinaufschoben, daß sie nicht nur von Markt zu Markt umzogen, daß sie in die höheren Kreise, zu allen Hochzeiten, Festen und Turnieren drängten und von Schloß zu Burg, von geistlichen zu weltlichen Hofhaltungen umherwanderten, einen heiteren Tag oder Abend mit ihren neuesten Mähren oder Sängen zu bereiten, die sich nach Ort und Zeit und Menschen in Form und Inhalt anbequemen mußten. Ihre Werke werden hiernach, mehr als wir wissen, ein sehr verschiedenes Gepräge getragen haben. Wo sie mit dem Volke in Be-

rührung blieben, ſangen oder ſagten ſie wohl vorzugsweiſe ihre deutſchen Heldenſagen, wie die franzöſiſchen Jougleurs ihre karolingiſchen Chanſons oder Geſten: und dieß war der Volksdichtung kein Vortheil. Hatten dieſe Sagen in der karolingiſchen Zeit ſchon begonnen ſchriftlich aufgezeichnet und dadurch der feſteren Verdichtung und treueren Fortpflanzung näher gebracht zu werden, ſo war dieſer naturgemäße Weg der Ausbildung der vulgaren Volksdichtung in der Ottonenzeit durch die Latiniſirung dieſer nationalen Stoffe, nachher durch die Hinwendung aller Dichtung auf die chriſtlichen Stoffe unterbrochen werden: ſie waren daher wieder wie in Urzeiten der mündlichen Ueberlieferung dieſer bildungsloſen Poeten überlaſſen geblieben, bei denen die geſprochene Rede nun die muſikaliſch-lyriſche Feſſel ſprengte und der Willkür freien Spielraum öffnete, deren Wirkungen man in den unaufhörlichen Veränderungen der beliebteren franzöſiſchen Nationalgeſänge genau verfolgen, in Deutſchland nur errathen kann. Für die ritterlichen und höfiſchen Kreiſe mußten die Spielleute dann aber in dieſen Zeiten vor Allem nach fremdem, durch Neuheit und Seltſamkeit feſſelndem Erzählungsſtoff ausſehen. Sie waren die geeignetſten Träger jener Sagenmiſchung, die nun an der Mode, und nicht am wenigſten eben durch *ihre* Vermittlung an der Mode war, die auf ihren Wanderungen überall her willkommenen Stoff zuſammenleſen konnten. Irgendwie mußten ihre Erzählungen mit den Kreuzzügen und den Wundern des Morgenlandes in Beziehung gebracht werden, die nun vor Allem die Neugier ſpannten; im Beſonderen ſuchte dann der Erzähler wohl auch die Gunſt eines Geſchlechtes zu gewinnen, indem er ſeiner Ruhmſucht ſchmeichelte, Helden ſeines Namens erfand oder auf Namen des Hauſes die Thaten anderer Sagenhelden übertrug: ſo kam bei uns das Haus Andechs u. A., wie in Frankreich die Geſchlechter von Narbonne Toulouſe Vienne, zu dichteriſchen Ehren. Durchgehend ſchien in ihren erzählenden Stücken in ziemlicher Uebereinſtimmung die noch „dörperliche", unhöfiſche, bald dem rohen Mönchverkehr, bald der derben Volksweiſe entſprechende

Manier obgewaltet zu haben, die an carrikirten Übertreibungen und plumpen Späßen, und ganz äußerlich an den stehenden Formeln der Eingänge zu erkennen ist, an den Uebergängen und Pausen des mündlichen Vortrages, mit welchen sie die Aufmerksamkeit spannen wollen, oder die sie benutzen nach einem Trunke zu begehren. Sonst aber waren diese Dichter ihrem menschlichen Werthe nach, wie ihre Dichtungen nach Stoff und Gesinnung außerordentlich verschieden. Der Spruchdichter Spervogel, der Thierdichter Glicheser bezeichnen sich selbst als Spielleute; der Fahrende, der sich in dem Traugemundliede nach Werk und Weise befragen läßt, führt sich als einen Räthseldeuter ein; die Colmarer Annalen nennen den Freidank und den Konrad von Würzburg Spielleute, ohne Arg. Daher denn unsere Minnesinger guten Grund hatten, von den Fahrenden in Deutschland ohne den Geifer der französischen Dichter über die Jongleurs zu sprechen. Der volkssinnige deutsche Geist, der schon mitten in der Blüte des Ritterlebens, mitten in der Ritterdichtung selbst, sich für die geistig-sittliche Schätzung des Menschenwerths *gegen* die Standesunterscheidungen erhob, schien die Kunst allezeit als ein Gebiet anzusehen, auf dem nur das Talent adeln könne und in jedem Stande adeln müsse. Der Unterschied daher, den man damals zwischen fahrenden Spielleuten und höfischen Dichtern machte, die in ihren glänzendsten Vertretern in der That nicht anders denn als fahrende Lohndichter erscheinen, da sie von den milden Fürsten Bewirthung und Gaben, bewegliches Gut und unbewegliche Güter als Miethe und Lohn der Kunst ohne Anstand annahmen, ja nicht ohne Anspruch erwarteten und suchten, dieser Unterschied wird kein anderer gewesen sein, als den vordem der gebildete Schauspieler zwischen sich und dem Manne der wandernden Truppe machte, ein Unterschied, der von dem Kunstgenossen wichtig genommen wird, dem Dritten aber nur als Unterschied der Begabung, nicht des Standes auffällt. Wir müssen daher Männer aus allen Ständen, Geistliche, Bürgerliche, Adlige unter den Fahrenden der Zeiten des 12. Jhs. vermuthen. Ihre Namen und Herkunft haben sie in der

Regel nicht genannt, von ihren Personen ist daher nichts bekannt. Nur jener Archipoete Walther, der, wie wir unten sehen werden, nach der Mitte des Jahrhunderts mit seinen lateinischen Liedern unserem deutschen Minnegesang zur Seite ging, nennt und bekennt sich laut zu dem „Stande" der Vaganten und entwirft von seinem eigenen Leben wie von dem seiner „Secte" das ausgeführte und verführerische Bild jener epicureischen Armut, die ihre Sache auf nichts stellt, aber die sinnlichen Reize des Lebens wie aus der Fülle des Reichthums auszugenießen strebt. Man würde aber Unrecht thun, von ihm und seines Gleichen auf die Verhältnisse unserer deutschdichtenden Fahrenden irgend weit überzuschließen. Der Kirche und dem geistlichen Stande angehörig, hatte sich jener Walther durch sein ungeistliches Leben und kirchenfeindliches Dichten selbst ausgestoßen in den Stand einer Secte, den viele citramontane Geistliche im Jahrhundert Friedrichs I mit ihm theilten, und in Deutschland wie überall wurden diese fahrenden Kleriker, die „Familie" der Goliarden, von der Kirche noch im 13. Jahrhundert verfolgt; aber da so wenig wie im 12. Jahrh. hatten diese mit unsern laiischen Jongleurs irgend mehr gemein, als die Armut und das Lohnsuchen.

Wir haben oben schon in dem lateinischen Ruodlieb dreierlei Elemente unterschieden: am Schlusse die Spuren ächter deutscher Sage, am Anfang einen weiten Kriegszug in die Ferne, wie sie in den Dichtungen des 12. Jahrhunderts erst häufiger erscheinen, in der Mitte eine heimatliche Reise in einer allegorischen Einkleidung. Ganz die ähnliche willkürliche Mischung verschiedenartiger Dinge finden wir in diesen Zeiten im Herzog Ernst wieder, einer Geschichtssage, die wie kaum eine andere, den häufigen Erwähnungen und Benutzungen späterer Dichter zufolge, beliebt und verbreitet war. Ueber die verschiedenen Gestalten, in denen wir dieses Gedicht besitzen, haben Haupt[281]) und ganz neuerlich Bartsch[282]) manche frühere irrige An-

281) Zeitschrift 7, 253 ff.

282) Herzog Ernst. Ed. K. Bartsch. Wien 1869.

sichten berichtigt. Wir haben in einigen Prager Blättern[283]) Bruchstücke eines deutschen Gedichtes in niederrheinischer Mundart in noch ungenau gereimten oder nur assonirenden Versen, dessen Verfasser einer lateinischen Quelle folgte. Dies niederrheinische Gedicht, dessen Entstehung wegen einiger deutlichen Beziehungen auf die Kreuzfahrt Heinrichs des Löwen in das Jahr 1172 gesetzt wird, war wahrscheinlich das „deutsche Büchlein von Herzogen Ernsten", das sich Graf Berchtold III von Andechs in einem oft angeführten Briefe[284]) von dem Abt Ruprecht von Tegernsee († 1186) erbat. Zwei spätere dichterische Ueberarbeitungen suchten dann das ältere Gedicht in höfischeren Formen zu erneuern; sie sind beide ganz erhalten. Die ältere[285]) ist die trocknere, einfachere Arbeit eines wohl bairischen Dichters aus dem Ende des 12. Jahrhunderts, der, so weit es ihm gelingen will, die ungenauen Reime des alten Gedichts zu tilgen sucht, dem er dem Inhalt nach im Ganzen treulich gefolgt zu sein scheint. Die andere spätere, nach Bartschs Vermuthung das Werk eines mittelfränkischen Dichters, der bei seiner Behandlung des Stoffes in freierer Weise erweiternd verfuhr, fällt schon, entartet in Formen, im Stile geschmückt und anspruchvoll, in die absinkende Zeit der Ritterdichtung[286]), zwischen 1277 und 1285. Diesen deutschen Bearbeitungen reihen sich zwei lateinische an, die gleichfalls erhalten sind. Die eine, wohl noch ins 13. Jh. gehörig, in Prosa[287]), mit untermischten gereimten Hexametern und eingeschobenen Versen römischer Dichter, hält Haupt nach sorgsamer Vergleichung ebenfalls für eine freie Bearbeitung des äl-

283) Fundgruben I, 228. Germania 6, 350. Bartsch l. l. p. 1.

284) Bei Bernh. Pez cod. epist. 2, 13.

285) Bei Bartsch l. l. p. 13 ff.

286) In der Sammlung altdeutscher Gedichte von Von der Hagen und Büsching I. Ueber die Zeitbestimmung vgl. Jänicke in Haupts Z. 15, 156. Sie galt lange wegen einer misverstandenen Stelle V. 2473 für ein Werk Heinrichs von Veldeke, den der Bearbeiter vielmehr, eben so irrig, für den Dichter seiner Vorlage hielt.

287) Aus zwei Münchner Handschr. in Haupts Zeitschr. 7, 193. Die Lesarten der älteren Strasb. Hs. bei Bartsch p. XXXVII ff.

teren niederrheinischen Gedichtes, von einem geschmacklosen gelehrten Geistlichen, der es an Zuthaten von kirchlichem Anstrich nicht fehlen ließ. Die andere, in Hexametern, ist von einem Odo verfaßt[288]) und an den Erzbischof Albrecht von Magdeburg (1205—32) gerichtet. Diese letztere weicht durch Erweiterung und gelehrte Zuthaten in dem wunderhaften Theile des Gedichtes am weitesten ab, doch weist auch diese Bearbeitung, trotz ihren Freiheiten, auf die niederrheinische Quelle zurück, die wohl selbst noch auf das viel spätere „Bänkelsängerlied" von Herzog Ernst (wenn auch nicht unmittelbar) fortwirkte, das in alten Drucken vorhanden ist und von Kaspar von der Roen verkürzt wurde.

Was nun die verschiedenen Bestandtheile dieses Gedichtes betrifft, so herrscht in dem ersten an deutsche Geschichtsstoffe angelehnten Theile die ähnliche Verwirrung von Zeiten und Personen, wie in der Kaiserchronik. Es sind darin die Schicksale des schwäbischen Herzogs Ernst II († 1030), des unruhigen Stiefsohns Konrads II, und seines Freundes Wezilo (= Wernher) erzählt, so aber, daß mit ihm schon (da die Sage den Helden überall als Herzog von Baiern aufführt) ein älterer Ernst I von Baiern, Markgraf im Nordgau, verschmolzen scheint, der von Ludwig dem Deutschen seiner Würde 861 beraubt und verbannt worden war; daher Haupt vermuthete, es habe ein älteres Lied von diesem bairischen Ernst gegeben, das dann Züge aus dem Leben des schwäbischen in sich aufgenommen habe, wiewohl der Schauplatz der Sage Baiern blieb, wohin auch die Umarbeiter Leser und Kenner der Dichtung weisen. Dann hat man in der Sage auch wieder die Auflehnung Herzog Arnulfs von Baiern, des Stiefsohns Konrads I, und seines Oheims Erchanger von Schwaben gegen den Kaiser ausspüren wollen, deren im Volke besungene Kämpfe sich, wie in unserem Gedichte, viel um Regensburg bewegten. Viel bestimmtere

288) Ernestus seu carmen de varia Ernesti Bavariae ducis fortuna, autore Odone; in Martene thes. nov. anecd. t. III.

Züge des Gedichtes aber erkennen ſich, eben in dieſen Kämpfen in Baiern und um Regensburg, vor allem aber in dem Zerwürfniß Ernſt's mit dem Pfalzgrafen Heinrich, in den Verhältniſſen des Volkslieblings Ludolf, des Sohnes Otto's des Großen aus erſter Ehe († 957) zu ſeinem Vater und Oheim, da in dieſem Pfalzgrafen des Gedichtes der geſchichtliche Herzog Heinrich von Baiern, der Bruder Otto's I, der Gegenſtand von Ludolfs Neid und Eiferſucht, unverkennbar, und in dem königlichen Stiefvater der Gedichtsſage eben ſo deutlich Otto I gemeint iſt, der dann freilich wieder als Otto der Rothe bezeichnet wird und deſſen zweite Gemahlin Adelheid zur Mutter Herzog Ernſt's und zu einer Herzogin von Baiern gemacht iſt. So daß man nun annimmt [289]), die Geſchichte Ludolfs bilde die eigentliche Grundlage der Sage, deſſen Name nur von dem (im Volksgeſang des 11. Jhs. gefeierten) ſchwäbiſchen Ernſt verdrängt wäre, wie dieſer wieder ſpäter von dem Namen Heinrichs des Löwen verdrängt ward, deſſen ähnliche geſchichtliche Verhältniſſe zu Friedrich I, und namentlich ſeine durch die Spannung mit dem Kaiſer veranlaßte Kreuzfahrt, gleichfalls ſchon unmittelbare Einflüſſe auf die älteſte Geſtalt, in der wir die Ernſtſage kennen, geübt haben [290]). Dieſer trockene Stoff nun aber in dem geſchichtlichen Theile des Gedichtes, (wo wir nichts finden als einen Sohn (Ernſt), der ſeine Mutter (Adelheid) zu einer zweiten Heirath mit dem römiſchen Vogt (Otto) beſtimmt, der dann von Pfalzgraf Heinrich verleumdet ſeiner Lehen beraubt wird, dieſen nachher in Gegenwart des Kaiſers in Speier ermordet, dafür geächtet und bekriegt wird, zuletzt das Land räumen und das Kreuz nehmen muß), dieſer trockene Stoff war der Zeit nicht mehr abenteuerlich genug neben den eindringenden wunderbaren Fictionen der fremden Dichtungen dieſes Jahrhunderts. Den größeren Beifall fand jetzt gerade das Fremde, das ganz willkürlich an Herzog Ernſt

289) Bartſch l. l. und Dümmler in Haupts Z. S. 14, 265. 559.
290) Bartſch ib. p. CXXVII. ff.

geknüpft ward; dies verdrängte das frühere Volksthümliche aus ſeiner Stelle, und ward ſeinerſeits ſelbſt volksthümlich, wie es denn offenbar die Lieblingspartie aller Leſer und Dichter des Herzogs Ernſt und nicht am wenigſten noch des letzten Umarbeiters deſſelben geweſen iſt. Denn während in dem erſten Theile, außer der zarten Geſinnung, die ſich dort ausſpricht wo der Dichter in Perſon auftritt und urtheilend und fühlend ſeine Erzählung unterbricht, außer der frommen Einleitung, die ſo gegen die falſchen Gemüther gerichtet iſt wie Gottfrieds im Triſtan gegen die ſaueren, und außer der Stelle etwa wo Adelheid des Nachts für ihren Sohn den Kaiſer bittet, nichts in der Erzählung iſt, was für ihre Nüchternheit entſchädigte, ſo iſt im zweiten Theile eine anſchaulichere Darſtellung und es herrſcht der wohlthuende freundliche Ton des Mährchenerzählers, den man hier noch mehr als die ſpäteren gelehrten und buchmäßigen Dichter *reden* hört.

In dieſem zweiten Theile nun, der ſich allerdings ſehr wunderlich neben dem erſten ausnimmt, treffen wir auf die alten griechiſchen Vorſtellungen von den Ländern und Menſchen an den Weltenden, wie ſie im Laufe der Zeiten unter alexandriniſchen und morgenländiſchen Einflüſſen ſich geſtaltet haben. Der Kreuzfahrer Ernſt zieht nach Konſtantinopel, begiebt ſich dort zu Schiffe und wird vom Sturm nach Grippia (bei dem jüngſten Bearbeiter Kipria) verſchlagen. Dort findet er eine leerſtehende Burg voll Pracht, und geht mit ſeinem treuen Wetzel ſich die Stadt zu beſehen, wo beide in einem Pallaſt mit Garten, Waſſerleitung und Bad verweilen, deren Herrlichkeit im Stil des Feenmährchens geſchildert iſt; ſie baden ſich, gehen zur Ruhe und beim Aufſtehen hören ſie und ſehen ſie eine Schaar von Männern und Frauen mit Kranichhälſen zur Seite der Burg auf einer Aue reiten. Die Schnabelleute ziehen in die Burg ein mit einer geraubten Königstochter aus Indien, die der König gern zum Weibe haben wollte. Nachts ſuchen die beiden Abenteurer die Jungfrau zu befreien und tödten viele von dem „Schnabelvieh", ſie aber wird von ihren Entführern getödtet. Nach heftigem Kampfe mit den Land-

bewohnern fahren die Kreuzritter ab und ihr Schiff wird an den Magnetstein im Lebermeer geworfen, wo sie unter Trümmern festgehaltener Schiffe sich beichtend zum Tode bereiten; als nur noch sieben dem Hungertode und den Greifen, die ihre Genossen weggeraubt hatten, widerstanden, gibt Wetzel an, sie sollten sich gerüstet in frische Häute vernähen und als todt von den Greifen wegtragen lassen; bis auf Einen, den keiner vernähen kann, werden sie so erhalten. Nach einem kümmerlichen Leben im Walde, (dessen Schilderung, wie auch die launige Erzählung von den Kranichen und nicht wenige andere Stellen in der jüngeren Bearbeitung der humoristischen Manier Wolframs nachgeahmt ist,) kommen sie in das Land Arimaspi zu den Cyclopen mit Einem Auge und stehen ihnen gegen die Plattfüße bei; es folgen Kämpfe mit Langohren, mit Kranichen welche die Pygmäen bekriegten, mit den Riesen von Kanaan und mit dem König von Babylon, der den Beherrscher von Ubian oder Morland bedrängt; schließlich gelangen sie nach Jerusalem, wo sie ein Jahr lang mit den Heiden kämpfen. Worauf endlich, als der Ruf von seinen Thaten erschallt, Ernst heimkehrt und sich mit dem Kaiser versöhnt, in einer Scene, die an jene schon früh besungene (s. oben S. 149) Aussöhnung Heinrichs mit seinem Bruder Otto I erinnert.

Man sieht, hier kann man die ganze Geschichte der alten Wundergeographie verfolgen. Wir finden die Riesen in Palästina; wir finden Homers Cyclopen und Pygmäen, deren erstere zu Herodots Arimaspen überleiten; von Plattfüßen und Langohren wußten Megasthenes und Duris zu erzählen. In dem ältesten Gedichte waren diese Wundergestalten vielleicht noch zahlreicher; Ulrich von Eschenbach wenigstens führt in seinem Alexander mit Berufung auf das Buch vom Herzog Ernst ein Volk mit Hundeköpfen an, von denen unsere Ueberarbeitungen nichts wissen. Die Fabel vom Magnetberge, der das Eisenwerk der Schiffe auszieht, ist in Tausend und Einer Nacht zu finden und von orientalischem Ursprung, und die Sage vom Weg-

tragen durch Greiſe ſcheint eben dort zu Hauſe zu ſein[291]). Wie verbreitet alle dieſe einzelnen Sagen von Unmenſchen, vom Raube der Greifen, von dem Magnetberg und dem geronnenen (Leber-) Meere (unter welchem das Nordmeer, das finſtere Meer in der Kudrun, das Nebelmeer Adams von Bremen, das Thuliſche Eismeer der Alten zu verſtehen iſt) ſchon vor, in und nach der Zeit unſerer Ernſtſage waren, haben Grimm und die Herausgeber der Gedichte nachgewieſen[292]). Die griechiſchen Sagen von Troja und Alexander waren zu jenen Zeiten ſchon weit bekannt; aus Lambrechts Alexander iſt gewiß, daß auch die Reiſen des Apollonius von Tyrland, die ſo deutlich das Orientaliſche und Griechiſche einführen, in deutſchen Gedichten ſchon im 12. Jahrhundert geleſen wurden, obgleich wir davon nur eine viel ſpätere Dichtung übrig haben. Dieſe Länder- und Naturwunder, haben wir oben geſehen, beſchäftigten ſchon im 10—11. Jh. die Mönche und die Gelehrten, denen ſie hauptſächlich durch Iſidor's Encyclopädie entgegengebracht waren; ſie wurden ſchon damals in Vulgargedichten dem Volke mitgetheilt; in die Geneſis haben wir dergleichen eingegangen gefunden; ſie wurden allmählich wie die Legenden und Fabeln Allgemeingut der weſtlichen Welt.

Im Herzog Ernſt iſt geſchichtliche Volksſage mit verwandter Geſchichtsſage zuſammengeſchoben; die Helle der Zeit aber, in die ihre Entſtehung und Fortbildung fiel, machte ſchon, daß überall die Fugen ſichtbar und die verſchiedenen Materialien ſelbſt innerhalb der geſchichtlichen Sage abgelockert ſind. Dieſe Art von geſchichtswidriger Volksſage war ihrem Ende nahe; denn der heimatliche Geſichtskreis ward allmählich klar, die Helden des Tages kamen mit ihrem Ruhm in die Blätter der Geſchichte mehr als in den Mund der Dichtung. Das Vaterland konnte nicht mehr ein Land der Wunder und Dichtung bleiben, als Konſtantinopel und das heilige Grab alle Wunderſtätten

291) Vergl. die Stelle im Benjamin von Tudela, ed. Const. L'Empereur ab Oppyck. p. 111.

292) Grimm in den Heidelb. Jahrb. 1809.

verdunkelten, so wenig wie der Mönch jetzt noch der Pfleger der Dichtung bleiben konnte, da der Rittersmann das Heft der Weltbegebenheiten in der Hand hatte und die Thaten verrichtete, die ihn mit den Helden der Heroendichtung und der Märtyrerlegende zugleich wetteifern ließen. In diesen Sätzen liegt die Erklärung einer Reihe von Veränderungen, die jetzt mit der heimischen Sage plötzlich vorgingen. Sollte nun noch fernerhin ein ausgezeichneter Mann der Geschichte dichterisch verewigt werden, so rückten ihn die Fahrenden noch viel willkürlicher, als man es schon früher mit dem Bischof von Passau in den Nibelungen gethan hatte, wenigstens mit dem Namen in eine alte Sage an die Stelle eines alten Helden, wie es mit Heinrich dem Löwen geschah, wie es im Wigalois sichtbar ist. Oder man dichtete geradezu Geschichte, und besonders Kreuzfahrergeschichten, wie es in Frankreich so frühe geschah, und wie wir in Deutschland ein Beispiel an den Bruchstücken vom Grafen Rudolf haben[293], einem Gedichte, das um 1170—73 von einem deutschen, wohl thüringischen Rittersmann verfaßt ist, lebendige Gemälde aus den Zeiten der Kreuzzüge entwirft, und Züge aus dem Leben des Grafen Robert von Flandern, oder nach v. Sybel[294] aus dem des Hugo von

293) Grave Rudolf. Hsg. v. W. Grimm. 1828. Der Herausgeber sagt p. 26. „So viel sich aus den geretteten Stücken entnehmen läßt, gewährte das Gedicht eine lebendige Darstellung des Zustandes, in welchem Palästina nach Eroberung der Hauptstadt und Begründung des neuen Königreichs sich befand. Jerusalem selbst, der Sitz des christlichen Königs, die Kirche von einem Patriarchen versorgt, der beständige nur durch kurze Waffenruhe unterbrochene Krieg mit den Sarazenen, die Ankunft neuer Streiter aus dem Abendlande, die wallenden Krieger auf der Landstraße, der Zwist des Königs mit seinen stolzen Vasallen, die an sich unnatürliche durch die Verhältnisse herbeigeführte Verbindung dieser mit den heidnischen Fürsten, die Einmischung des griechischen Kaisers, die Pracht seines Hofes, selbst einzelne Sitten und Gebräuche, z. B. Stab und Becher des Pilgers oder Empfang der zurückkehrenden Sieger vor Jerusalem durch die Geistlichkeit, welche Loblieder singt und das heilige Kreuz trägt, wie bei der Ankunft König Konrads, das Alles sind lauter der geschichtlichen Wahrheit gemäße Züge." Aehnliches in der neuen durch hinzugekommene Fragmente vermehrten Ausgabe des Gedichtes. 1844. p. 40.

294) In Haupt's Zeitschr. 2, 235 ff.

Puiſet, aufnahm. Sollte ferner einer alten Sage, die durch das neue Intereſſe der Zeit in den Hintergrund geſtellt wurde, ein friſcher Glanz geliehen, ſollte ſie dem gegenwärtigen Geſchlecht wieder nahe geſtellt werden, ſo genügte leicht ſchon eine Veränderung des Orts, eine Verſetzung des Schauplatzes in das Morgenland; daher mußte Herzog Ernſt im 12. Jh. nothwendig ein Kreuzfahrer werden. Gab man dem Inhalt der alten heidniſchen Sage ein chriſtliches Intereſſe hinzu, ſo war es deſto beſſer. Dichtete gar der geiſtliche Krieger oder der kriegeriſche Geiſtliche ſelbſt, der im heiligen Lande geweſen war, hatte er etwas aus eigener Erfahrung hinzugethan was dem Hörer neu war, oder hatte er gar ſchon Beleſenheit und Kenntniß der neuen romaniſchen Poeſie, um ſein Gedicht dem Ton und Inhalt franzöſiſcher Dichtung anzupaſſen, ſo war Alles geleiſtet, was jetzt ein dichteriſches Erzeugniß empfehlen konnte. Das Gedicht von König Ruother[295], vereinigt all das was wir hier anführen; nur daß der Poet nicht die geringſte Gabe beſaß, die Beſtandtheile, die er zu miſchen unternahm, geſchickt zu verbinden.

Folgendes iſt in Kurzem der Entwurf dieſes Gedichtes. König Ruother in Bare läßt um die Tochter Konſtantins werben; ſeine Geſandten aber werden in den Kerker geworfen, wo ſie mit Beten und Weinen die Kühnheit der Werbung büßen müſſen. Auf Rath Berthers von Meran, des Vaters von ſieben der Boten, ſoll ein Heerzug Ruothers die muthmaßlich Enthaupteten rächen, eine Schaar Rieſen kommt zu Hülfe. Unter dem Namen Dietrich erſcheint Ruother, indem er ſich für einen durch König Ruother Geächteten ausgibt, in Konſtantinopel, wo ſeine Rieſen, darunter ein Widolt, der in Ketten geführt wird, und Asprian, der einen zahmen Löwen Konſtantins an die Wand wirft und tödtet, Aufſehen und außer dieſem auch anderen Unfug machen. Die junge Königin findet an Ruother-Dietrich Ge-

295) In der Sammlung von Büſching und von der Hagen; und in Maßmann's Gedd. d. 12. Jahrh. II. Fragmente einer neuen Hſ. in München. Sitz. Ber. 1869. II, 307.

fallen; er erhält Gelegenheit, ihr Geſchenke zu ſchicken, worunter auch ein Paar Schuhe, beide für einerlei Fuß, von denen einer daher nicht paſſen will, den er ihr dann ſelbſt, heimlich herbeigeholt, anzieht, wobei er ſich ihr als den Sender jener gefangenen Geſandten kund thut. Die noch zweifelnde Prinzeſſin erbittet darauf von ihrem Vater die Befreiung der Gefangenen auf drei Tage, ihr Ausgang aus dem Kerker iſt eine ſchöne Stelle, die zum Gefühl ſpricht. Sie erkennen Ruother an dem Spiele einiger Leiche, die er ihnen bei ihrer Ausſendung vorgeſpielt hatte und die ſie, wenn ſie dieſelben in Bedrängniß gerathen vernähmen, als die Ankündigung ſeiner Hülfe anſehen ſollten. Die Prinzeſſin überzeugt ſich nun, daß Dietrich Niemand anders als Ruother iſt, der dann die mit Liſt begonnene Werbung mit Liſt hinausführt. König Ymelot von Babylon erſcheint mit Heeresmacht vor Konſtantinopel. Mit der Hülfe Dietrichs und ſeiner Boten wird er geſchlagen; die Fremdlinge ſollen den Frauen den Sieg anſagen, trügen ſie aber mit der Nachricht einer Niederlage und flüchten die Gefangſteten auf ihre Schiffe. So gelangt Ruother mit der Braut nach Hauſe. Nun aber beginnt die Geſchichte wieder von vorne. Ein Spielmann, als Kaufmann ausgerüſtet, entführt aus Bare die junge Königin wieder und bringt ſie nach Konſtantinopel zurück. Ruother zieht als Pilger nach Konſtantinopel, und hört, daß König Ymelot, den er früher abgewehrt hatte, jetzt Konſtantinopel erobert habe und Ruothers Weib mit ſeinem Sohne zu vermählen gedenke. Dem Könige glückt's mit ſeinen Helden in dem Saale unter dem Tiſche ſich zu verſtecken; dem Konſtantin ahnt und ſchwant es, daß er nahe ſein müſſe; die Königin erfährt, daß er im Saale iſt, durch einen Ring, den er ihr unter dem Tiſche hervorreicht; vergnügt lacht ſie, und der Babylonierkönig iſt ſolch ein Mienen- und Seelenkenner, daß er daran gleich merkt, Ruother ſei im Saale. Nun geht's denn ans Kämpfen und Befreien.

Man ſieht, hier ſoll eine Erzählung erweitert werden, und ſie wird von einem Dichter erweitert, der ſchon die Sagen von Alexander

und Karl gelesen hat, der seinen Helden die nämlichen Reiche fast besitzen läßt, welche Roland (beim Pfaffen Konrad) für Karl erobert hat, der gern sein Lied dem Geschmack an der ausländischen Dichtung anpassen möchte, aber sehr wenig Geschick dazu mitbringt. Die Art, wie er den abgesponnenen Faden seiner Geschichte noch einmal abspinnt, ist ein Charakterzug, den jede unbeholfene Kunst und nicht am wenigsten die neue epische Dichtung der ritterlichen Kreise jener Tage an sich trägt. Man darf nur die kärlingischen und britischen Romane jener Zeiten aufschlagen, um überall zu finden, wie oft man sich da selbst wiederholt oder sich im Wiederholen Anderer gefällt. So könnte man selbst schon in den alten griechischen Romanen finden, falls man es Raub nennen will, wenn ein Dichter mit dem andern um die Wette Lieblingsgegenstände seiner Zeit und Umgebung behandelt, daß Jamblichus den Diogenes, Heliodor Beide und Achilles Tatius den Heliodor geplündert habe; ähnlich so ist es mit unserm Ruother. Er erinnert mit den Geschichten von gefährlichen Brautwerbungen und Entführungen an Ortnit und an Salomon und Morolf; mit der Gefangenschaft von Dienstmannen, die dem Lehnsherrn nahe geht, an Wolfdietrich. Als Hugdietrichs Brüder sich des Reichs anmaßen, gehen Wolfdietrich und Bechtung in das Schloß und lassen ihre Leute im Walde auf ihr Hornblasen warten; weiterhin verkleiden sie sich in Pilgrime, um nach den Gefangenen zu spähen, wobei wieder das Hornblasen verabredet wird. Diese Sagen, sieht man, kehren auf andere Weise im Ruother wieder. Ferner wollen die erlösten Dienstleute Konstantinopel niederbrennen, denen es Wolfdietrich vergebens widerräth; auch dies findet sich im Ruother wieder, wo aber die Ehrfurcht vor dem Heiligthume überwiegt[296]). Ein eigener Kern von alter eigentlicher Volkssage ist in dem Gedichte kaum zu vermuthen. Wäre uns das ältere Lied erhalten, auf das unsere erzählende Dichtung sich mehrfach (V. 412. 3477 u. a.) beruft[297]), so würden wir

296) So J. Grimm in Heidelb. Jahrb. 1809. p. 185.

297) O. Schade (Einleitung zu seinen Niederrheinischen Dichtungen) ver-

der ähnlichen, nur wahrſcheinlich anders localiſirten Fiction begegnen, wie ſie uns in der aus niederſächſiſchen Quellen entſtandenen Thidrekſage in ähnlicher Variation vorliegt: die man für eine ältere Sagengeſtalt nahm, obwohl auch ſie, wie die ganze Thidrekſage und wie unſer K. Ruother die Einflüſſe der franzöſiſchen Geſten verräth; die heroikomiſchen Figuren der halbthieriſchen Rieſen ſind dorther eingegangen, eine Lieblingsmaterie der kärlingiſchen Sagen, wo man ſich z. B. bei dem Robaſtre und den Grobſchmieden im Garin in ganz gleicher Geſellſchaft befindet. In der Thidrekſage iſt die Sage im Norden localiſirt wie im Ruother im Süden: die Werbung des Königs Oſantrix von Wilzenland um K. Milias' von Hunaland Tochter Oda, die wiederholte Einkerkerung ſeiner wiederholten Geſandtſchaften, ſeine Erſcheinung unter dem Namen Dietrich in Geſellſchaft ſeiner Rieſen iſt weſentlich gleich, nur daß hier Alles mit Gewalt betrieben wird, was im Ruother mit Liſt. Die Wiederholung der ähnlichen Geſchichte kehrt dort nicht unter den gleichen, aber unter anderen Perſonen wieder: Attila wirbt um Oſantrix' Tochter Erka (im Biterolf Helche, Oſerichs Tochter) vergebens, worauf Rüdiger von Bechlaren unter dem Namen Siegfried als ein Geächteter Attila's erſcheint und Erka mit Liſt entführt. Die Verſchiebung der Oertlichkeiten in beiden Sagengeſtalten zu erklären, hatte man ſich früher wunderbar gequält, weil man die Willkür der Dichtenden nicht ſo groß, die Volksthümlichkeit der Dichtungen nicht ſo gering denken wollte. In Bezug auf Ruother löste ſich die Sache einfach, ſeit Wilken in einer Beilage (II, 5) ſeiner Geſchichte der Kreuzzüge zeigte, daß auffallende Beziehungen Statt haben zwiſchen dem Inhalt des Gedichtes und den Zuſtänden des byzantiniſchen Hofes unter Alexius I († 1158), deſſen zahmen Lieblingslöwen z. B. die Kreuzfahrer in ihrem Zuſammenſtoße mit dem Hofe erwürgten. Dergleichen Züge

ſuchte an einem Sechstheil etwa unſeres in Reimpaaren verfaßten Ruother den ſtrophiſchen Bau herzuſtellen, der früher aller Spielmannsdichtung allgemein eigen geweſen ſein wird.

verrathen einen Dichter, der (auch nach ſeiner Kenntniß der Oertlichkeiten wie des Hippodromos) in Konſtantinopel geweſen war, bei dem man aus ſeiner Anrufung St. Gilles' Bekanntſchaft mit provenzaliſcher Ritterſchaft vorausſetzen muß, der wahrſcheinlich den Kreuzzug von 1147 mitgemacht hatte und ſein Gedicht nach den alterthümlichen Sprachformen, die darin noch begegnen, nicht viel ſpäter verfaßt haben wird. Wenn irgendwo, ſo liegt hier das Verfahren unſerer wandernden Poeten zu Tage. Seiner Sprache nach war der Dichter ein Niederrheiner; ſeinen Stoff mag er in erſter Geſtalt aus Nordoſten, dem Schauplatz der Oſerichſage, erhalten haben; umgeſtaltet hat er ihn in Tirol und Oberbaiern, wo es ihm nahelag, den Namen des Lombardenkönigs Rotharis zu dem ſeines Helden zu machen und jene Züge aus dem (in Tirol heimiſchen) Wolfdietrich zu entlehnen; wo auch ſeine Hörer- und Gönnerſchaft, das Haus Andechs, heimiſch war, das er in den Namen des Herzogs von Meran, der Amalger und Wolfrat von Tengelingen (Denklingen) und des Hademar von Dießen verherrlichte. Daß in dem Thatſächlichen der Theile, wo dieſe Namen ſpielen, bairiſche Sagenreſte eingegangen ſeien, wie Müllenhoff vermuthet, ſtellen wir dahin, ſind aber geneigter, darin ſo viel Willkür zu vermuthen, wie in der Anknüpfung Ruothers an das Geſchlecht Karls des Großen. Dieſelbe Kinderei, die in der Kaiſerchronik die etymologiſchen Sagenbildungen geſtaltet hat, dieſelbe dürftige Erfindungsgabe und große Erfindungsluſt hat auch dieſe Namenveränderungen, dieſe Einführung lebender Zeitgenoſſen veranlaßt.

Unter den verſchiedenen Anlehnungen des Ruother an andere Dichtungen deutſcher Herkunft fiel Von der Hagen beſonders die Annäherung an den Roman von Salomon und Morolf[298] auf, der

298) In der Sammlung von Von der Hagen und Büſching, in welcher Ausgabe die ſtrophiſche Abtheilung des Gedichtes unbezeichnet gelaſſen iſt. Vgl. die Einleitung der Herausgeber und J. Grimm in den Heidelb. Jahrb. 1809. Eſchenburg in Bragur III.

ähnliche Entführungen hin und her enthält und ganz in die Klaſſe dieſer Werke gehört, deren allgemeinen Inhalt Werbungen in die Ferne um niegeſehene Frauen, Weigerungen derſelben aus Uebermuth oder Stolz, Kreuz- und Kriegszüge und gewaltſame Brautfahrten bilden. In dieſem Gedichte gründet ſich der Aufbau epiſcher Erzählung auf eine uralte Ueberlieferung lehrhafter Sprüche. Der ſprichwörtliche Theil dieſer Dichtung hat eine lateiniſche Quelle; er ſetzt die derbe, unanſtändige, parodiſche Spruchweisheit des plebejiſchen Morolf gegen die erhabene des Salomo, ein volksthümliches Element gegen das hierarchiſche, und mit dieſer Eigenſchaft mußte er in der Zeit, wo ſich die lateiniſchen Dichter gegen die Kirche erhoben, großen Beifall finden. Die rohen und ſpäten Ueberarbeitungen des 15. Jhs., die wir von den deutſchen Gedichten haben, weiſen uns auf die Niederlande und auf die Zeit des 12. Jhs. zurück; ſchon Freidank kennt und erwähnt den Morolf[299]). Wenn uns die Contradictio Salomonis, die Pabſt Gelaſius im 5. Jh. ſchon als apokryphiſch verwarf, erhalten wäre, ſo würden wir, vorausgeſetzt daß ſie mit unſerem Werke Gemeinſchaft hat, auf ein hohes Alterthum dieſer Verkehrungen des Morolf zurückblicken. Für ihre Uebertragung ins Epiſche haben wir keine Uebergänge, obwohl ſie mehrfach ſtatt hatte, im italieniſchen Bertoldo ganz anders, als im deutſchen Morolf; der franzöſiſche Salomon und Marcoult enthält nichts als Rede und Gegenrede. Bei uns hat ſich ein Roman darauf gebaut, in welchem Salomo nicht wie dort der Judenkönig, ſondern chriſtlicher Monarch von Jeruſalem iſt und Morolf als ſein Bruder auftrit nicht als ſein Gumpelmann, und mehr die Rolle des getreuen Dienſtmannes, des jugendlichen Helden, eines liſtenreichen, durchtriebenen Ulyſſes ſpielt, als die des häßlichen, entſtellten Volksnarren, für den der Name (Marcolph) lange gangbar blieb; er entſpricht dem Zwerg Alberich im Ortnit,

299) Ausg. v. W. Grimm 81, 3. Salmôn witze lêrte,
Marolt daz verkêrte.

dem Raben im St. Oswald; die cyniſchen Derbheiten, die ihm geliehen ſind, ſtehen vereinzelt und geben dem Charakter nicht, wie in dem Spruchgedichte, ſeine Farbe. Gewiſſe Eigenheiten, wie der Ring mit der ſingenden Nachtigall, das verſenkbare Schiff u. dergl., erinnern an Züge der byzantiniſchen Romane; die Geſchichten von wiederholtem Weiberraub, die Verkleidungen, Entdeckungen, Entwiſchungen, Irrungen durch Zaubertränke und Zauberringe, die Gefährdungen und unverhofften Rettungen, Täuſchungen, eklen Entſtellungen in Kranke, die rohe Wiederholung der Geſchichte des Pharao in der des Princian, Alles erinnert bald an Ruother bald an Oswald, bald auch an ſpätere Gedichte ähnlichen Geſchmacks aus den Zeiten der Wiederverbauerung. Die Abenteuerlichkeit und Albernheit dieſer Klaſſe von Dichtern und Dichtungen ſpielt hier in den grellſten Farben; das Zotige und Schmutzige iſt ſehr arg; die Eigenheiten des Vortrags der Fahrenden treten ſtark hervor; ganz entſchieden iſt die Entfernung vom Ritterlichen und Höfiſchen; dabei iſt, wie auch im St. Oswald, das Chriſtliche und Religiöſe nicht allzu ehrfürchtig behandelt.

Wie ſich das Gedicht des 12. Jahrhunderts, das dieſer burlesken ſpäteren Ueberarbeitung zu Grunde liegt, zu dieſer verhalten haben möchte, läßt uns ungefähr die Vergleichung zweier verſchiedener Erzählungen von St. Oswalds Leben errathen, die wir beide nur in Ueberarbeitungen beſitzen, von welchen die Eine der Scheide des 14./15. Jhs. angehörig ſich auf ein früheres, doch wohl nicht über ein Jahrhundert älteres „Buch" beruft, das ſchon die rohen Züge des 14. Jhs. enthalten haben muß die in dem uns überlieferten Texte auffallen, die andere (erſt im 15. Jh. verfaßte) aber auf eine (wahrſcheinlich niederrheiniſche) Unterlage aus dem 12. Jh. ſchließen läßt[300]. Dem Inhalte nach erweitert der h. Oswald den Kreis der

300) Die eine herausgegeben von Ettmüller, Zürich 1835; die andere von Pfeiffer aus der Wiener Hſ. Hr. 3007 vom Jahre 1472 in Haupt's Zeitſchr. Bd. 2, 92 ff. Vgl. Zingerle, die Oswaldlegende und ihre Beziehung zur deutſchen

Brautwerbungssagen. Hat man im Herzog Ernst eine Geschichtssage an alte geographische Mythen geknüpft, im Ruother alte Sagenzüge an neue Geschichtsverhältnisse, so ist im Oswald der beliebte Stoff einer kriegerischen Brautfahrt an die Legende geknüpft, die wir in diesem Jahrhundert so mächtig fanden. Auch hier beobachten wir also das Zusammenstoßen bisher getrennter Dinge. Mone hat die Aehnlichkeiten dieses Gedichtes mit dem Ortnit hervorgehoben: die Werbung eines christlichen Königs um die Tochter eines heidnischen haben beide Gedichte mit einander gemein, und eben dieses Allgemeinste brachte auch die Geschichte des angelsächsischen Oswald († 642), der die Tochter des westsächsischen Königs Kynegil heirathete und sammt dem Vater taufte, dem Wanderdichter als eine Aufforderung entgegen, dies Verhältniß im neuen Gewand der Sage nach dem Zeitgeschmack darzustellen[301]). Die rohe Behandlung, der stellenweise neckische Ton gegen das Christliche in der späteren Bearbeitung, die in ihrer Vorlage schon einer jüngeren Gestalt der Sage folgt, die schnurrigen Züge der Erfindung ähneln sehr dem burlesken Stile des Salomon und Morolf. Oswald will auf Rath eines Pilgrims Warmund, dessen erste Rede an das Tragemundlied erinnert, die Tochter des Heiden Aaron heirathen, der alle Werber umbringt; die gefährliche Botschaft, die im Ortnit der Elfe Alberich bestellt, soll Oswalds Rabe übernehmen, der auf Gottes Gebot Redegabe empfängt, aus dem dann der heilige Geist spricht. Die Legende tritt hier gleichsam in die Thiersage, oder die Thiersage in die Legende; die Thierwelt erhält ihre Heiligen, die mit den Engeln Rollen spielen oder tauschen. Die

---

Mythologie. Stuttg. 1856; und über das streitige Alter der beiden Recensionen Bartsch, Germ. 5, 129. — Zwei in Handschriften des 15. Jhs. erhaltene Prosen (gedruckt bei Zingerle und in Haupt's Z. S. 13, 466) lassen beide auf verschiedene dichterische Vorlagen zurückblicken, von denen ungewiß bleibt, ob sie mit der älteren Quelle der Sage identisch waren oder nicht.

301) Das Martyrologium Beda's, und wahrscheinlich auch ein lateinisches Gedicht des 13. Jhs. von St. Oswald, das sich in der Bodleyana befindet, weiß nichts von dem Fabelinhalt der deutschen Dichtung.

gar zu kindliche Freude, die der Dichter an diesem Thiere hat, ist durchaus dem Aehnlichen im Ruodlieb und Herzog Ernst entsprechend. Dem Raben wird auf sein Begehr sein Gefieder mit Gold beschlagen und eine goldene Krone auf sein Haupt gesetzt. Auf der Reise ruht er einmal auf dem Meere aus und verzehrt einen Fisch, da wird er von Meerweibern gefangen, die Kurzweil mit ihm treiben wollen; er erbittet sich erst was zu essen, Käse und Brot, Braten und Wein, dann führt er die Meerweiber mit einer sehr einfachen List an, und entfliegt wieder auf seinen Felsen: unde liez dâ einen ungevüegen schal, daz ez hin wider in daz mer erhal! Der Rabe richtet nun in Aarons Burg sein Geschäft aus und soll sein Leben verlieren, die Königstochter aber erhält ihn und erklärt sich willig, Oswalds Gemahlin zu werden. Auf der Heimreise sendet das himmlische Kind einen heftigen Sturmwind, daß sich der Rabe wohl dreimal übergab. Der Ring der Fürstin fiel ihm ins Meer, er wendet sich an einen Einsiedler, der seit 30 Jahren auf einem Felsen im Meere lebt, auf dessen Gebet ein Fisch sofort den Ring wiederbringt. Oswald fragt den Heimgekehrten ungeduldig um Nachrichten, er begehrt aber erst zu essen und zu trinken, dann will er Weisheit mit ihm pflegen. Der König zieht mit einem Kreuzheer aus; erst vor Aarons Burg fällt ihm ein, daß er den Raben mitzunehmen vergessen, was eine Bedingung des Gelingens war! Gott schickt auf das demüthige Gebet des ganzen Heeres einen Engel an den Raben, der sich aber nicht sehr bereitwillig finden läßt, und wieder über Köche und Kellner klagt. Der Engel überlistet ihn aber und bringt's dahin, daß er fliegt. Oswald legt sich als Goldschmied vor die Burg, und nach langem vergeblichen Harren läßt er (ein Mittel der Ablenkung, das zunächst wohl aus französischen Gesten entlehnt ist) einen vergoldeten Hirsch laufen; während Aaron diesem nachsetzt, flieht die Tochter durch das Thor, das ihr ein Gebet öffnet, zu Oswald. Den Geflohenen setzt Aaron nach; sein ganzes Heer wird erschlagen, auf Oswalds Gebet steht es aber wieder lebendig auf. Sie werden getauft; nun haben

wir, sagen sie, den Tod überwunden, leben wir nun immer? Oswald eröffnet ihnen aber, daß sie noch alle dieses Jahr sterben würden, da wollen sie lieber gleich sterben. Noch ehe der Oswald der Wiener Handschrift veröffentlicht war, hatten wir gezweifelt, daß in älteren Gedichten der Witz und der Spott auf die Uebertreibungen der Legende so stark vorgeherrscht haben könnte. Wirklich fand es sich so, daß in der älteren Gestalt zwar die Aufforderung zu der komischen Ausführung der späteren Zeiten liegt, daß aber der ganze Ton viel ernster und naiver und dem strengen Geiste des 12. Jahrhunderts angemessener ist. Der Warmund des jüngeren Gedichtes heißt hier geradezu Tragemund und erscheint hier und im Orendel mit der stets wiederkehrenden Zahl 72 wie im Tragemundslied; die plumpen Wunder, die schnurrigsten Einfälle und Possen in den Geschichten des Raben wie seine Gefangenschaft bei den Meerfrauen, der Einsiedler auf dem Meerfels (für den ein Fischer Eise steht), der letzterwähnte Scherz über das ewige Leben der erweckten Todten sind hier nicht zu finden.

Das lange vorenthaltene Gedicht von Orendel[302] hat, wie einst 1512 bei der Ausstellung des Trierer Rocks die gedruckte Augsburger Ausgabe jenes Jahres[303] erschien, vor Jahren bei einem erneuten Reliquienscandal[304] die Speculation zum Druck gebracht. Das Gedicht steht in mehr als Einer Beziehung in engster Verwandtschaft mit dem von St. Oswald; mit dem es viele Einzelheiten sogar des Vortrags gemein hat. Wie dort ist der beliebte Stoff einer kreuzritterlichen Brautwerbefahrt Orendels nach der Königstochter Bride (Brigitte) an eine Legende, an die Sage von dem ungenähten h. Rock Christi, geknüpft: der nach Christs Tod in das Meer versenkt, nach 9 Jahren von dem Waller Tragemund wieder gefunden und der Flut

302) Aus dem Druck von 1512 und der einzigen Handschrift vom Jahr 1477 herausgegeben von Von der Hagen 1844; ohne triftige Gründe strophisch abgetheilt in Orendel und Bride. ed. Ettmüller. Zürich 1858. Uebers. von Simrock. Stuttg. 1845. Vgl. Germ. 5, 109.

303) Die werthvollste Gestalt, in der wir das Gedicht besitzen, die auf eine Quelle des 12. Jhs. in niederrheinischer Mundart durchblicken läßt.

304) Gildemeister u. v. Sybel, der heil. Rock zu Trier. Düsseldorf 1845.

wieder zurückgegeben wurde. Seiner Verherrlichung iſt das Gedicht gewidmet, deſſen Held — den das Heldenbuch Erendelle, den allererſten der Helden nennt — auf ſeiner Brautfahrt verſchlagen, im Dienſte des Fiſchers Eiſe, den wir eben in dem älteren St. Oswald fanden, den Rock in eines Fiſches Magen wiederfindet und dann mit ihm bekleidet die Heiden im Abend- und Morgenlande beſiegt und das h. Grab befreit. Wie die Trierer Legende ſonſt die Geſchichte des Rockes erzählt, hat unſer poetiſcher Orendel ſo wenig damit zu thun, wie unſer Oswald mit der ächten Legende dieſes Heiligen. Gleichwohl wird das Gedicht von den Moſelgegenden ausgegangen ſein, wo auch die Sage von St. Oswald ihre neue Geſtalt erhalten haben mag, nachdem der Oswaldcultus ſich im 12. Jh. aus England über Belgien ausgebreitet hatte und ſein Haupt in Echternach, in der Nähe von Trier, in Verehrung gekommen war. Die Erfindung iſt vag und in jeder Hinſicht ungefüge und roh. Die ſpätere Zeit hat es mit ihren grotesken Zuſätzen verſchont, es ſind vielmehr die Züge ſehr alter epiſcher Einfalt ſtehen geblieben, und die pſychologiſchen Aufgaben, die etwa ſichtbar werden, wie die Liebe der Frau Bride zu Orendel, ſind in der ungeſchickten plumpen und wortloſen Art behandelt, wie in den älteſten britiſchen Romanen und Mährchen. In den Rollen der beiden Hauptperſonen hat man [305]) Beziehungen auf die Königin Sibylle, Balduins IV Tochter, und ihren zweiten Gemahl Guido von Luſignan gefunden; aus den angedeuteten Zeitverhältniſſen ſchloß man, daß das urſprüngliche Gedicht um 1190 entſtanden ſei; es mag aber wie Ruother ſchon früher, bald nach dem zweiten Kreuzzuge geſchrieben ſein. Eine Kenntniß der Herrlichkeiten Konſtantinopels verräth ſich wie im Ruother. Am Hof dort in der kaiſerlichen Halle hatte ſchon der redſelige Liutprand (im 10. Jh.), die vergoldeten ehernen Vögel auf vergoldeten Bäumen, und dergleichen Löwen als Thronwächter geſehen und geſchildert, die durch eine

305) E. H. Meyer in Haupts Z. S. 12, 387.

Waſſer- und Luftmaſchinerie in Bewegung geſetzt ſangen und brüllten; dieſe Wunder waren das Entzücken unſerer ſpielmänniſchen und ritterlichen Erzähler: ſie begegnen wie in dieſen Legenden ſo in den verſchiedenſten Dichtungen des 13. Jhs., im Garel und im Krane, im Titurel, im Roſengarten, im Wolfdietrich wieder. Nichts war für die zeitdienenden Spielleute lebendiger, als dieſe blendenden Neuigkeiten aus der öſtlichen Welt. Daß ihnen die trüben Alterthümer der nordiſchen Mythenwelt ebenſo lebendig geweſen wären, daß ſie im Orendel den Oerwandil der nordiſchen Sage und in ſeinem Vater K. Eigel von Trier den nordiſchen Tell, Wielands Bruder Eigil, daß ſie in Gaudon (wie in der proſaiſchen Oswaldlegende der Heidenkönig Aaron heißt,) den Wodan und in Oswalds Raben den weisheitkundigen Raben Wodans beſungen hätten, das würden ſie, wenn man es ihnen damals, wie uns heute, geſagt hätte, gewiß mit tiefem Erſtaunen vernommen haben.

Alle dieſe ungeſtalten, ſchwankenden Dichtungen ſprechen aufs deutlichſte die Zeit aus, in der eine völlige Umwälzung mit den Stoffen und Formen der Dichtung wie mit dem dichtenden Stande vorgeht. Wie ſich die alte und neue Sprache, alter und neuer Versbau und Reimregel, hoch- und niederdeutſche Mundarten in den Dichtungen des 12. Jhs. ſtreiten, ſo auch im Inhalt Altes und Neues, Einheimiſches und Fremdes, Geſchichte und Sage. Und dieſen Verhältniſſen entſpricht es, daß, ſo lange die Dichtung noch nicht den inneren Mittelpunct hatte den die Minnedichtung erſt hinzugab, und ſo lange ſie noch keine feſte Stätte (an den Höfen) beſaß, das Ungewiſſe ihres Schickſals auch in den Ständen zu gewahren iſt, die ſie pflegen. Gerade wie zur Zeit nach der Abblüte der höfiſchen Dichtung eben dieſe ſelben Stoffe und Miſchungen und Unſicherheiten wieder eintreten, gerade wie dann gelehrte, höfiſche, fahrende Sänger ſich durchkreuzen, ſo war es in dieſer Zeit, deren Charakter wir in allen Theilen am Ende des 13. und im 14. Jahrhundert wieder finden werden. So erklärt ſich denn auch, daß das Volksmäßige in dieſen Gedichten

nur noch in Spuren erſcheint, verirrt, entſtellt unter den willkürlichſten Eingriffen der Einzelnen. Die kecken Eingriffe wagte man nur an ſolchen Stoffen, die urſprünglich nichts bedeuteten: was groß im Inhalt, feſtſtehend in der Ueberlieferung, geheiligt im Anſehn war, das gab ſich der Willkür nicht ſo hin. Der ähnliche Unterſchied, der dieſe neumodiſchen Erzählungen deutſcher Spielleute von der alten durch die Zeit gereiften Volksſage trennt, ſchied damals auch in Frankreich die provinziellen Vaſallenſagen von der älteren ächten Volksſage; im Formalen bei aller Breite dieſelbe Trockenheit und dieſelbe Jagd nach Witz, in den Stoffen dieſelben Aehnlichkeiten und Wiederholungen, dieſelbe Armuth im Erweitern und Fortſpinnen der Erzählung. Der nämliche Fall iſt mit dem britiſchen Epos. Alles was wir davon durch die Franzoſen überkamen, beruht auf einer ſpäteren größtentheils eben ſo gut erdichteten oder durch Erdichtung breit getretenen Sage, wie die ſpäteren Sagen des karolingiſchen Kreiſes. Das Geſchichtliche iſt in dieſen Abſtufungen der Sagen in ſtetem Sinken, die Erdichtung und das Wunderbare in ſtetem Wachſen; der würdevolle Ernſt fällt mit jenem und das Komiſche ſteigt mit dieſem; die Wirkung des Ganzen wechſelt mit der Wirkung der Theile; die alten Verhältniſſe werden von neuen verdrängt, größere von kleineren. Das Vaterland, das Chriſtenthum, der Heldengeiſt athmet in den britiſchen, den fränkiſchen, den deutſchen alten Sagen; das Ordensweſen, das Vaſallenweſen trit ſpäter an die Stelle und wird ſeinerſeits immer unwürdiger, und alle dieſe Veränderungen halten mit der Geſchichte ganz gleichen Gang. Wie jene älteren Epen ſich einſt an die Geſchichte gelehnt und dann von ihr entfernt hatten, ſo lehnen ſich dieſe Epen oft nur in bloßen Namen an jene älteren Gedichte und geben zuletzt auch dieſe Anknüpfung auf. Einzelne Dichter, welche die Sagen geſtalten, müſſen wir hier, der Armuth der Erfindung nach, überall annehmen; Erdichtung, Hinzudichtung, Umdichtung herrſcht überall vor; und daß die Namen der Dichter nicht bekannt ſind, kann als kein Grund hiergegen gelten, da in jeder aufkeimenden Periode der Kunſt die Namen im

Dunkel bleiben: Das volksmäßige in den Epen iſt nur gradweiſe unterſcheidbar und geſchichtlich beſtimmbar. Hiſtoriſche Anlehnung iſt die erſte Bedingung; lange ungeſtörte Entwickelung und Reife ohne zu viel eigene Zuthat der Kunſtſänger muß hinzukommen. Auf dieſe Weiſe blieben die Dietrich- und Siegfriedſagen verhältnißmäßig geſichert. Wäre der (wahrſcheinlich ſteiriſche) Dichter des Biterolf und Dietleib[306] einerlei Perſon mit dem der Klage, wie W. Grimm annahm und Lachmann billigte, ſo ſähe man, welche Scheu derſelbe Mann vor dem Einen Gegenſtande hatte, ſelbſt wenn es denkbar wäre, daß er das ganze Gedicht der Klage erſonnen hätte, und welchen Leichtſinn vor dem anderen, ſelbſt wenn er älteren Liedern dabei gefolgt wäre. Neuerdings indeſſen wird dieſe Annahme faſt allgemein bezweifelt; ja man will nun ſogar in der Dichtung zwei urſprüngliche Beſtandtheile (Biterolf, der mit V. 1968 ſchließt, und Dietleib) von verſchiedenen Dichtern unterſcheiden, die erſt der Bearbeiter, der dem Gedicht (Anf. des 13. Jhs.) die uns erhaltene Geſtalt gegeben[307], miteinander verknüpft habe. Uns feſſelt an dieſer Dichtung vor Allem, daß wir ſie ganz von dem Geiſte und der Manier der britiſchen Romane, die damals bereits nach Deutſchland eingedrungen waren, überherrſcht finden, durch die ſich der Dichter, nach unſerer Meinung, hat anreizen laſſen, den britiſchen Aventiuren eine ähnliche deutſche gegenüber zu ſtellen, wobei er dann ſeine — wie wir glauben — ganz willkürlich erfundene Mähre in einen geſchickt herausgegriffenen Zeitraum der deutſchen Sagengeſchichten einſchob, mit einer großen Kenntniß ihres geſammten In-

306) In den deutſchen Gedichten des Mittelalters von Büſching und Von der Hagen. 1820. II. Neuere Ausgabe im deutſchen Heldenbuch. Berlin 1866. I. von Oscar Jänicke.

307) Um 1210—15 nach Jänicke, der auch das ältere zu Grund liegende Buch oder Gedicht nicht über den Anfang des 13. Jhs. hinaufſetzt, das Holtzmann bis um 1150 zurückdatiren möchte;. die Wahrheit wird in der Mitte liegen; auch die erhaltene Geſtalt des Gedichtes gehört noch dem Ende des 12. Jhs. an. — Weinhold möchte die „faſt gelehrte" Compoſition in die zweite Hälfte des 13. Jhs. zurückweiſen, deren Helden doch (nicht füglich anders als, mittelbar oder unmittelbar, aus unſerm Gedichte) der Thidrekſage bekannt ſind, die der erſten Hälfte des 13. Jhs. angehört.

halts. Er bemächtigt sich der Züge der ächten heimischen Heldensage, er schließt Liebe und Frauendienst (obgleich Kenntniß und Einfluß des Minnegesanges stellenweise wohl zu bemerken ist) von dem thatsächlichen Stoffe noch aus, er versammelt — worauf er sich etwas zu Gute thut — alle zahllosen Helden der alten deutschen Sage mit allen möglichen neuen aus deutschen und slavischen Land- und Völkerschaften dazu, wie nicht viel später die nordische Thidrekssage in noch größerer Absichtlichkeit und Vollständigkeit that. Im Gegensatz zu dem tragischen Inhalt der Nibelungen bringt er die Amelungen mit den Burgunden in einen friedlich ausgehenden Wettkampf wie das Rosengartenlied; im Gegensatz zu dem wahrscheinlich tragischen Ende des Hildebrandliedes bringt er einen Sohn mit seinem Vater in einen friedlich ausgehenden Zweikampf. Der Aufbau der Geschichte ist aber ganz der der britischen Romane. Der Vater Biterolf (ein Name der in Deutschland vor Mitte des 12. Jhs. nicht vorkommt,) verläßt Weib und Kind in seiner Heimat Tolet, und geht als ein Unbekannter in Etzels Dienst, mit dem er gegen Preußen und Polen heerfährt; der Sohn Dietleib zieht 13 Jahr alt in täppischer Unbeholfenheit aus ihn zu suchen, wie das im Lanzelot, im Wigalois vorkommt. Die Thidrekssage kennt die beiden Helden; nur die Kriege in Preußen und Polen, die Ringkämpfe zwischen Amelungen und Burgunden, konnten dem Sammler nicht dienen, der in seinem Norden zwischen Deutschland und den Ostländern eigene Verhältnisse und für den Zusammenstoß Dietrichs mit Siegfried andere Sagenverbindungen hatte; er localisirte daher — entweder selbst oder nach Vermittlung eines sächsischen Sängers — die Geschichte in Dänemark und schob der Einen britischen Einkleidung, noch weit willkürlicher als der deutsche Dichter, eine andere unter. Der tölpelhafte Wildling Thetleif aus „Thummatorp" sucht nicht seinen Vater, sondern seinen Großvater; der Vater Biturulf unterrichtet ihn in ächt britischem Stile von einer Aventiure, die ihm auf seinem Wege begegnen werde. Er kommt in ein leeres Schloß, findet da auf einem Stuhle ein Horn,

auf dessen Klänge der Burgherr erscheint, mit dem er in Kampf geräth. Dem besiegten Burgherrn kommt seine Tochter siegreich zu Hülfe, die dann Nachts zu dem jungen Gaste kommt ihn zu begütigen; nicht in der Absicht, auf welche falsche Ausleger verfallen werden, sondern um ihn mit hübschen Reden zu erfreuen oder auch weil sie wußte, daß Zwei in Einem Bette minder von den Flöhen geplagt werden als Einer! So bänkelsängerisch ist der Ton des deutschen Erzählers nicht, der seinen Vortrag für einen höfischen Kreis bemißt, der überall in Namen und Dingen, im Gebrauche von Fremdworten, in Schilderungen (eines Turniers z. B., der neuen Ritterfitte, die erst unter Lothar dem Sachsen in Deutschland eingeführt ward, und dem Wolfhart des Dichters noch eine unbekannte Sache ist,) seine Kenntniß der höfischen Artusromane bekundet. Die Trockenheit der ältesten dieser Romane, die in Deutschland noch im 12. Jh. eingebürgert wurden, wie auch der Legenden die wir kennen lernten, ist hier einer breiten, aber leeren Redseligkeit gewichen; ein gewisser leichtsinniger, oft scherzhaft gefärbter Ton der Erzählung scheint noch den Spielmann zu verrathen, der sich aber in eine höhere Sphäre zu heben bemüht.

Ein ähnlich veredelter Tiroler Spielmann, einer der besseren „Sprecher, die herrliche Mären vor den Fürsten sagten," knüpfte fast gleichzeitig den Helden dieser Dichtung, Dietleib, an eine Zwerggeschichte von Laurin, in der wir außer dem Namen und der allgemeinen Bühne der Zwerg- und Bergmannswelt alten und festen Sagenstoff ebenso wenig vermuthen wie im Biterolf. Wir besitzen die Dichtung nur in späteren Ueberarbeitungen, aus welchen man versucht hat, die alte Unterlage, die Lachmann darin vermuthete, in die Gestalt herzustellen, die sie um die gemuthmaßte Zeit der Entstehung (zwischen 1195—1215) trug. Wir ziehen aber vor, später in der Geschichte der Abblüte deutscher Sagendichtung auf dieß Werkchen zurückzukommen. Dorthin schieben wir auch die Besprechung des in später Umgestaltung erhaltenen Gedichtes von Alpharts Tod zurück, aus

deren müßigen Einschiebseln und Erweiterungen es leichter war, den Kern eines alten (muthmaßlich um 1200 in Baiern entstandenen) Liedes herauszuschälen, auf das der überlieferte Text sich selber beruft.

---

4. Eindrang der französischen Dichtung. Alexanderlied vom Pfaffen Lambrecht.

Wollen wir uns rückschauend einnern, was nach dem Abschlusse des ersten Jahrtausends, eben zur Zeit der ersten Erfolge und der größten Aufregungen der Kreuzzüge, Stand und Ertrag unserer deutschen Dichtung war, so werden wir einer großen Dürftigkeit, und wenn nicht mächtige neue Anstöße wirksam wurden, selbst einer völligen Trost- und Aussichtslosigkeit geständig sein müssen. Ein Schatz von alten heroischen Gesängen mußte, nach allem früher Vorhergegangenen und später Erfolgten, fortwährend im Umlaufe sein, aber er schien wie verborgen in den unteren Volksklassen, und, in veralteten Formen umgetragen, ohne Wirkungskraft auf die veränderten Zeiten. Was die Handwerkssänger, die Spielleute, davon aufgriffen, das war in erster Linie, sahen wir, das örtlich Beschränkte oder sachlich Geringfügige, das sie ihren Zwecken anzubequemen keine Scheu tragen durften. In dem geistlichen Stande war die Dichtung wie im Dienste der Kirche; der dichtende Klerus in Oesterreich hatte für weltliche Stoffe keinen Sinn gezeigt; die Legende war von allen erdenklichen Stoffen der unergiebigste um ächte dichterische Kraft zu reizen oder zu reifen; ihr Gegensatz, das satirische Thiermährchen, war aus den Grenzlanden noch kaum zu uns herüber gelangt. Daß man sich in Deutschland aus Kraft des eigenen Bildungstriebes aus dieser Stagnation der dichterischen Erzeugung, ja des geistigen Lebens überhaupt, herausreißen werde, war nach dem ganzen Stande der Dinge zur Zeit der salischen Kaiser geradezu undenkbar. Der Vorrang, den

ſich unter den Ottonen die deutſche Bildung Hand in Hand mit der deutſchen Macht errungen hatte, war für lange Zeit unwiederbringlich verloren. Unter dem furchtbaren inneren Verfalle während des Haders zwiſchen Kirche und Reich gingen alle Glorien des Zeitalters, in allen Richtungen des äußeren und inneren Lebens, auf die romaniſchen Stämme über. Rom wurde das Centrum der univerſalchriſtlichen Beſtrebungen, wie es zuvor der deutſche Hof geweſen war. Die italieniſchen Städte und Univerſitäten erhoben ſich zu einer neuen Blüte. Das franzöſiſche Mönchthum gab den Ton an durch ganz Europa. Die franzöſiſche Theologie und Scholaſtik erſchuf im Wett- und Widerſtreite dagegen eine neue welterobernde Geiſtesmacht. Die normanniſchen Waffen in England und Italien verdunkelten die deutſchen; das zeitbeherrſchende Ereigniß; die Kreuzzüge hatten ihre erſten und ſtärkſten Stützen in dem Ritterthum des Weſtens, das, ſtark durch ſprachlich-nationalen, wie durch geographiſch-maritimen Zuſammenhang, dem großen wirkenden Leben am kräftigſten hingegeben, den gewaltigſten Antrieben des Zeitalters am nächſten ausgeſetzt war. Je mehr aber ſeit dem erſten glücklichen Kreuzzuge alles Thaten- und Geiſtesleben im Weſten in begeiſtertem Schwunge emporgeſchnellt war, und je theilnahmloſer ſich im Gegentheile Deutſchland dagegen verhielt, deſſen Kräfte, Wohlſtand und Bildung im Bürgerkriege vergeudet wurden, deſto natürlicher war es, daß in dieſen Zeiten franzöſiſches Bildungsweſen, Wiſſenſchaft, Kunſt und Sitte anfing zu uns einzuſtrömen wie in einen wüſten leeren Raum. In äußerlichen Dingen hatte dieß ſchon begonnen bei Gelegenheit der Vermählung Heinrichs III mit der franzöſiſchen Agnes von Poitiers (1043); wo der Abt Siegfried von Gorze (Dep. Moſel) bitterlich klagte über die ſchimpfliche Nachahmung anſtößiger und ſtutzerhafter franzöſiſcher Bartſchur und Kleidertracht, dergleichen unter den ſächſiſchen Heinrichen und Ottonen noch Niemandem wäre geſtattet worden. In innerlichen Beziehungen haben wir ſchon oben (S. 173) geſehen, wie die Geiſtlichen, ſeitdem die deutſchen Schulen zu Grunde gingen, ihre

Bildung in Frankreich ſuchten, wie die neue franzöſiſche Theologie alsbald bis nach Oeſterreich hin vordrang, wie ſie dort ſelbſt in die geiſtlichen und moraliſtiſchen Dichtungen von Klerikern und Laien überzuwirken begann. So haben wir auch in Bezug auf die weltliche Dichtung — etwas vorgreifend in die Zeiten — bemerken können, wie die deutſchen Spielleute im 12. Jh. mit franzöſiſchen Poeſien aus den kärlingiſchen und waliſiſchen Sagenkreiſen bekannt wurden. Aber von dieſem Stande aus wäre Deutſchland ſchwerlich eines Anderen, als der Uebertragung von bloßen dichteriſchen Manieren, als der Eintragung von Stoffen eines ſehr zweifelhaften Werthes theilhaftig geworden. Sollte uns vom Auslande her ein fruchtbringender Anſtoß gegeben werden, ſo kam es darauf an, daß uns großartige Gegenſtände von zeitgemäßen Ideen getragen zugeführt und auf einen friſchen zeugungsfähigen Boden verpflanzt wurden.

Dieſe große Wendung zu veranlaſſen, der Dichtung eine neue Pflegeſtätte und einen Stand von neuen Pflegern zu ſchaffen, ihr mit neuen Stoffen, volksthümlicher oder kunſthafter Erzeugung, belebende Nahrung zuzuführen, mit neuen Ideen einen neuen Geiſt einzuflößen, ihr in einem großen Volke, deſſen alte Sagendichtung ihrem chriſtlich-ritterlichen Inhalte nach zu einem bevorzugten Gefäße der epiſchen Dichtung des Zeitalters wie vorbeſtimmt war, eine neue Heimat zu gründen, in einer verbreiteten Sprache eine größere innere Ausbildung zu ſichern, dazu war der erſte Anſtoß in England gegeben worden, demſelben Lande, von wo aus ſchon früher für die erſten Anfänge unſerer deutſchen Cultur, für die Verbreitung des Chriſtenthums, für die geiſtige Erregung des erſt-gebildeten Standes, der Geiſtlichkeit, der erſte Grund gelegt worden war. Wir führten ſchon oben an, es ſei eine gemeingeſchichtliche Erfahrung, daß allem geiſtigen Leben nichts förderlicher iſt, als das Zuſammentreffen verſchiedener Nationalitäten auf einerlei Boden. Nirgends aber waren auffallender als in England in den erſten Jahrhunderten der neueren Zeit die verſchiedenſten Völkerſtämme, britiſche Eingeborne, Römer, Angelſachſen, Dänen,

zuletzt französirte Normannen — in sich schon ein wunderbar geglücktes Amalgam romanischer und germanischer Elemente — übereinandergelagert: das begünstigte hier eine raschere, heftigere Reibung der Geister, aus der, neben anderen mannichfaltigen Wirkungen, auch die zündungsfähigen Funken aufsprangen, durch welche sehr verschiedenartige, alte und neue Dichtungsstoffe flüssig geglüht wurden, um dann in dauerbare Formen gegossen auf die poetischen Bildungen des ganzen Mittelalters die stärksten Wirkungen fort zu üben. So ähnlich griffen hier auf dem musikalischen Gebiete alte walisische und schottische Volksüberlieferungen, die Einflüsse neurömischer Schule, die Sangluft der germanischen Stämme in einander, um früher als sonstwo die eigenthümliche Instrumentik, Melodik und Harmonik der neuen Zeit zusammenzubinden: die wälsche Rotte ging durch die ganze Welt noch lange nachdem Frankreich und Belgien die Stätte der kunstmäßigen Ausbildung der Musik geworden waren, wie die bretagnischen Melodien dann noch lange das Ziel der Bestrebungen romanischer Sänger und Setzer blieben. In gleicher Weise gingen die entscheidenden Antriebe zu der ganzen ritterlich romantischen Epik von England aus, obgleich an Ort und Stelle dort beide Künste, Musik und Epik, aus eigenen heimatlichen Kräften weder Blüte noch Frucht erleben sollten. Der Dichtung erwuchsen jene neuen Triebkräfte unmittelbar, obwohl langsam, aus dem Thatenleben der Normannen. Ihre Eroberungszüge hatten seit Karl und Otto zum erstenmale wieder die Welt auf die Großthaten einzelner Helden gespannt. Im Süden Europa's, wo die Sarazenen Fuß gefaßt hatten, waren normannische Kriegswanderer, Barone, die als erbloſe Nachgeborene oder als Unruhstifter, willig oder gezwungen, zu Wallfahrten — wie sich's fügte — oder zu Raubfahrten ausgezogen waren, in die Kämpfe mit den Sarazenen verwickelt worden; in Spanien hatten sie massenhaft unter aquitanischen Führern an der Seite der Christen (1062) gefochten; seit sie sich durch die Schlacht von Civitella (1053) zu Herren von Apulien und Calabrien gemacht, bekriegten sie die Araber in Sicilien; im Jahre 1066 hatte

Wilhelm der Eroberer die Angelsachsen mit seiner Ritterschaft niedergeworfen: sie wurde seitdem das glorreiche Vorbild aller Waffenaristokratie, wie der englische Hof durch Glanz und Freigebigkeit die Bewunderung von ganz Europa ward. Nichts war nun natürlicher, als daß gerade in diesem kriegs-frohen und glücklichen Stamme, seit er, aus seiner alten Isolirung im Norden herausgetreten, in dieser Weise in Frankreich und England, in Spanien und Italien, in Sicilien und Syrien mit aller Welt in Verbindung gekommen war und vollends seit sich nun in England ein neues Volks- und Staatswesen zu gesichertem Dasein herausrang, die Vulgardichtung einen mächtigen Aufflug nahm, die in eben diesem Volke in uraltem Brauche und von der lateinischen Sprache nie beeinträchtigt war. Auf die Herzoge der Normandie, die durch Verwandtschaft und Politik getrieben ihre Verbindungen mit den dänischen und norsischen Stammgenossen aufrecht hielten, war die Sitte der nordländischen Fürsten, ritterliche Skalden um sich zu haben, unmittelbar übergegangen. Die Schlacht von Hastings sollte ein Taillefer, der vielleicht nur ein waffenspielender Jongleur war, mit dem Sang des Rolandliedes eröffnet haben: war es eine bloße Sage, so war sie doch ganz der Sitte der Nordländer entsprungen: so hatte vor der Schlacht von Stiklestad (1030) unter Olaf dem Heiligen der Barde Thormod das Biarkamal gesungen. Auf dem Boden der Normandie hatte es die Natur der Verhältnisse mit sich gebracht, daß in dem Maaße wie sich die Normannen hier die französische Sprache aneigneten, französische Sänger sich mit den Skalden mischten und kreuzten, daß die nordischen Spottgesänge und Loblieder (Drapas) mit den Sirventes französischer Jongleurs vertauscht wurden: Louis d'Outremer, als er Richard, den Sohn Wilhelm Langschwerts, des Herzogthums berauben wollte, hatte schon französische Jongleurs von dem normannischen Hofe zu vertreiben. Der Tausch der Sprachen änderte also nichts bei den Fürsten der Normandie an ihrer fortgesetzten Pflege der Dichtung. Wechselnd mit dänischen, bretagnischen, französischen, flandrischen Frauen vermählt, in steten Beziehungen zu ihren

Landsleuten im Norden und Süden, waren diese Fürsten nothgedrungen sprachenkundig; die drei Richarde, die auf Wilhelm Langschwert folgten (943—1028), waren bildsame und gebildete Männer; Wilhelm der Eroberer war am französischen Hofe erzogen und brachte französische Sprache Bildung und Dichtung nach England hinüber. Unter ihm und seinen Nachfolgern trieb die langue d'oil hier im fremden Lande ihre erste literarische Blüte. Die älteste Vulgardichtung aus der Sage von Karl, über seine Reise nach dem Morgenlande, ist in normannisch-französischer Sprache verfaßt, und der berühmteste aller französisch-karolingischen Volksgesänge, werden wir sehen, das Rolandlied, wurde hier zuerst in eben dieser Sprache zu epischer Gestaltung ausgebildet. Demnächst aber glitt hier die erzählende Dichtung von der Freude an den Sagen der Vorzeit auf die helle Geschichte der Gegenwart über: die lateinische Geschichtschreibung räumte unter den Normannen der poetischen Vulgarchronik den Platz, die den Preis der Dichtung den „Gesten" der Helden des Tages zuwandte. Diese Verwebung der Poesie in die praktischen Interessen wirkte dann mit verdoppelter Macht zu dem doppelten Ergebniß hinzu, daß hier zuerst die Dichtung höfisch, der Hof noch kunstfreundlicher als zuvor ward und daß von dem Beispiele dieses Hofes aus fortan die Dichtung an den Höfen aller Welt eine ganz neue Wohn- und Pflanzstätte fand. Das alte, auf britischem Boden heimische Beispiel der walisischen, nicht selten selbst dichtenden Häuptlinge und ihre freigebige Belohnung der Musen war dabei von unmittelbarem Einflusse. Unter den Gliedern des normannischen Fürstenhauses wird Heinrich I, sonst zwar kein Mann der geistigen Gemächlichkeit, als der Dichter einiger Lieder genannt, wie auch sein Bruder Robert, der selbst kymrisch gedichtet haben soll; und Richard Löwenherz, den die Sage selbst poetisch verherrlichte, dichtete in nord- und südfranzösischer Sprache. Unter Heinrich I (1100—35) ward an dem englischen Hofe das erste glänzendere Beispiel gegeben, Dichter anzuziehen, zu ermuntern und zu unterstützen. Seine zweite Gemahlin Alix von Brabant ist die gefeierte Schützerin,

die 1122 Trouvères nach England rief, die Legende von St. Brandan dichten, den Bestiaire von Philipp von Than sich zueignen und von David ihren Gatten besingen ließ, von dem nachher Gaimar noch erzählen wollte, was David unterlassen hatte. So ward auch Heinrichs Krieg mit seinem gleichnamigen Sohne schon in einer gleichzeitigen Reimchronik von Jordan Fantosme in Tiraden besungen. In die Lebzeiten seines Enkels Heinrichs II (1154—89), der über einen großen Theil von Nord- und Südfrankreich gebot, dessen Hof der Sammelplatz nord- und südfranzösischer Trouvères und Troubadours war, den noch nachrühmend Raimon Vidal (13. Jh.) um die Gunst pries, die er und seine drei Söhne der Dichtung erwiesen, fällt dann der eigentliche Flor des normannisch-französischen Schriftthums, und von ihm hauptsächlich gingen die großen Ueberwirkungen aus, die der hier gegebene Anstoß in Nähe und Ferne ausüben sollte. Wir werden noch auf die Verhältnisse zurückkommen, unter welchen die Wace und Benoit de Sainte More ihre normannischen Reimchroniken zur Zeit und auf Betrieb dieses Königs schrieben; der erstere brachte daneben auch die fabelhafte Urgeschichte der Briten in normannische Verse und erschloß damit zugleich den wälschen Sagen und Fictionen von Arthur, die bald alle ritterliche Epik überherrschen sollten, die weiten Pforten des Festlandes; der letztere hüllte die alten Sagen von Troja und Aeneas in ein neu ritterliches Kleid und machte sie auf diese Weise umgangsfähig in der Welt der neuromantischen Poesie. Wie auf einen Zauberschlag schoß nun in Frankreich ein Wald von epischer Dichtung in ungeheurer Ueppigkeit auf. Zwar im Süden, werden wir sehen, gedieh in dem vielgetheilten Leben zahlloser kleiner Höfe wesentlich nur der lyrische Gesang; die hier auf dem Schauplatz der Thaten entstandenen rhapsodischen Volksgesänge von den Sarazenenkämpfen in Aquitanien und Spanien gingen, so viel man weiß, mit der Einen Ausnahme des Girart von Rossilho, in größere epische Gesten in provenzalischer Sprache nicht über; wiewohl mancherlei auch verloren sein mag, was hier, von heimischer oder fremder Her-

kunſt, gedichtet ſein mochte: die älteſte epiſche Dichtung eines größeren Zuges, der Alexander von Alberic von Beſançon, entſtand an der Grenzſcheide von Nord- und Südfrankreich. Aber die eigentliche Heimat der erzählenden Dichtkunſt in Frankreich war der Norden. Dorthin, zunächſt nach Belgien, wo die Namen der Grafen von Flandern und Brabant neben den Fürſten der Bretagne und Normandie unter den erſten Helden der Kreuzzüge vorangeſtanden hatten, ſchlug das am engliſchen Hofe gegebene Beiſpiel unmittelbar hinüber. Hier ſammelte der freigebige Philipp von Elſaß, Graf von Flandern (1168—91) die Blüte der franzöſiſchen Dichter um ſich, eben als Philipp Auguſt 1181 alle Jongleurs und Meneſtrels von ſeinem Hofe trieb; die Raoul von Houdenc, die Créſtien von Troies, der ihn in ſeinem Graale preiſend über den großen Alexander emporhob, fanden bei ihm Aufnahme und Unterſtützung. Neben Flandern nahm dann beſonders die Champagne lebendigen Antheil an der Förderung der neuen lyriſchen und epiſchen Kunſt: dort war Guiot von Provins geboren, der aus keiner Landſchaft eine ſo große Maſſe liberaler Gönner der Dichtung zu nennen hatte, und Créſtien von Troies, der große Meiſter der höfiſchen Kunſt, der um die Vollendung der poetiſchen Technik in Nordfrankreich daſſelbe Verdienſt hatte, um das in Deutſchland Heinrich von Veldeke geprieſen wurde. Er adelte mit ſeiner neuen Erzählkunſt die britiſchen Artusromane zur ſelben Zeit, da nun auch die karolingiſchen Volksſagen in zahlloſe Epopöen von ſtets wachſendem Umfange ausgebildet wurden: beide großen Gruppen drangen von da an mit unwiderſtehlicher Gewalt nach Deutſchland herüber und gewannen es hier in der Schätzung der ritterlichen Welt über die größtangelegten wetteifernden Epen heimatlichen Stoffes, während zugleich von Südfrankreich her der Frauendienſt und Minnegeſang der Troubadours ſich über Deutſchland ergoß, um von hier aus wieder unter Friedrich II nach Süditalien weiter verpflanzt zu werden. Wie hätte, bei dem Mangel einer irgend widerſtandfähigen Dichtung auf dem heimiſchen Boden, dem Eindrang einer zugleich ſo verdichteten

und vielſeitigen Maſſe fremder Dichtungsſtoffe widerſtanden werden ſollen?

Unerläßlich, wie dieſe Antriebe von außen für die Neubelebung der deutſchen Dichtung waren, ſo artete doch, nach dem Looſe aller menſchlichen Dinge, der Segen nur allzuraſch in ein ſchweres Unheil aus. Es war dies die Zeit, wo mit dem inneren Sinn und Geſchmack zugleich alle äußeren Sitten und Bräuche von franzöſiſchen Einwirkungen angeſteckt wurden. Der Ton der kleinen Höfe in Belgien wurde der maasgebende für die höheren Stände aller Lande; flämiſche und walloniſche Sitte war das Muſter alles feinen Benehmens, die Gegenſätze des Höfiſchen und Dörperlichen (courtois und vilain), die die Sittenregel der Zeit beherrſchten, wurden hierher entlehnt. Die Bräuche des ritterlichen Lebens verpflanzten ſich von da nach Deutſchland; Zeuge und Kleidungsſtücke, Tänze und Inſtrumente, Turnier- und Jagdbräuche drangen von dort zu uns herüber. Die franzöſiſche Sprache ſuchte uns in unſeren Grenzen auf; an den niederländiſchen Nachbarhöfen lehrte man ſie die Kinder von Jugend auf; ſchon 1156 eignete Gautier von Arras dem deutſchen Könige ein franzöſiſches Gedicht zu. Unglücklicherweiſe wurde das Beiſpiel des Geſchmacks an der franzöſiſchen Literatur damals, wie im 18. Jh. wieder durch Friedrich II, gerade von den großen Höfen aus zuerſt gegeben. Friedrichs I Gemahlin Beatrix von Burgund war in franzöſiſcher Bildung erwachſen, wie Heinrichs des Löwen Mathilde in normanniſcher; von dem großen Hohenſtaufen iſt es bekannt, daß er der provenzaliſchen Dichtung mit Vorliebe zugeneigt war; in dem welfiſchen Hauſe war Heinrichs des Löwen Vater der Erſte unter vielen nachfolgenden deutſchen Fürſten, die unſeren deutſchen Poeten franzöſiſche Handſchriften zum Ueberſetzen vermittelten. Im 18. Jh. hatte die Nation eigene Geiſteskraft genug gewonnen, um ihren Fürſten zum Trotze ihres eigenen Wegs zu gehen; ſo ſtand es aber entfernt nicht um die Bildung des geſonderten Adelskreiſes jener ungeſchulten Zeit. Das flaue Wohlgefallen an den ſchalſten Stoffen der

Arthurmährchen untergrub in kürzeſter Zeit allen geſunden und kernigen Geſchmack; der Minnegeſang der Troubadours pfropfte auf das heimiſch-deutſche Naturlied des Volks ein unverträgliches Reiß von romaniſchem Conceptenſtil und amatoriſcher Sophiſtik; die vollendete Technicalität, die nach den franzöſiſchen Vorbildern fortan das Grundgeſetz der höfiſchen Dichtung ward, gewann ein ſchädliches Uebergewicht über Geiſt und Stoff der Dichtung; die Sprache ſelbſt ward in dem Augenblick, da ſie ſich ihrer mundartlichen Beſonderheiten zu Gunſten einer gemeinſamen Schriftſprache abthat, von einem neuen Verderben heimgeſucht: eine Menge fremder Ausdrücke ging in die Arbeiten der oft ſehr ſprachunkundigen deutſchen Ueberſetzer über; auf ſo vielen eingetragenen Gegenſtänden und Bräuchen hafteten die fremden Benennungen; franzöſiſche Wörter und Sätze gingen in die Dichtungen gerade unſerer beſten Poeten, in Scherz oder Ernſt gebraucht, als Schmuck oder Entſtellung über. Schon dies allein war genug, den Werken der neuen höfiſchen Kunſt eine tiefeingreifende und volksthümliche Wirkung und Bedeutung von vorn herein abzuſchneiden: im großen Ganzen war ſie ihnen durch ihren ausſchließlichen Bezug auf die Eine ritterliche Kaſte benommen. Bis dahin haben wir in der Art und Weiſe unſerer Dichtung immer eine beſtimmte Beziehung zu dem großen öffentlichen Leben nachweiſen können, der Charakter ihrer jeweiligen Perioden war mit den gleichzeitigen dynaſtiſchen und Reichsverhältniſſen in einer inneren Uebereinſtimmung geweſen: dies hört eben zur Zeit ihrer höchſten Blüte in der glänzenden Epoche der Staufen auf. Die Geſchichtſchreibung, die Behandlung der Reichsgeſchichte, weiſt noch dieſe Wechſelbeziehungen zwiſchen äußerem und innerem Leben auf: in dem Buch der Zwei Reiche und den Friedericianiſchen Geſten von Otto von Freiſing, einem Manne, in dem ſich geiſtlicher Stand und fürſtliche Geburt, Askeſe und weltkundiges Urtheil ſtritten, ſpiegelt ſich noch einmal die Wucht des Kampfes zwiſchen den großen ringenden Gewalten der Zeit und das augenblickliche Uebergewicht der weltlichen Macht in treuem Bilde ab,

und die geſchichtliche Weisheit hält gleiche Höhe mit dem politiſchen Geiſte. Der Dichtung aber, und der epiſchen zumal, iſt durch die Ueberhäufung mit fremden Maſſen und Materien aller engere Bezug auf die heimiſchen nationalen Verhältniſſe völlig fremd. Denn ſelbſt in ſofern ſie, bald in einem idealeren bald in einem realeren Sinne, ein Spiegelbild des beſonderen ritterlichen Lebens darſtellt, iſt ſie von dem Geiſte der in Leben, Krieg und Bildung tonangebenden Ritterſchaft des romaniſchen Weſtens beſtimmt und trägt durchweg, ſelbſt wo ſich die deutſchen Gemüther der überſetzenden Dichter dawider ſträuben, eine fremde franzöſiſche Gewandung.

Wir haben uns bereits mit den letzt beſprochenen Dichtern und Dichtungen mehr und mehr den Höfen und der fürſtlichen und ritterlichen Geſellſchaft genähert, die durch die Kreuzzüge auf die Höhe der Zeitbildung gerückt wurde, für deren Geſchmack die Stoffe der Dichtung immer mehr berechnet werden mußten, wenn ſie noch zuſagen ſollten. Wir fanden die fahrenden Poeten ſchon zu dieſer Geſellſchaft hingewendet; im Grafen Rudolf war es ſchon ein ritterlicher Sänger, der die ritterlichen Thaten beſang; überall waren die Lieblingsgegenſtände der Erzählung jene chriſtlichen Wanderzüge und Kämpfe, die den geſchichtlichen Inhalt der Zeit abſpiegelten. Wie deutlich uns aber in den Dichtungen der rohen Spielleute dieſes äußere Abbild der Wirklichkeit entgegentrat, noch haben wir nichts darin finden können, was uns den inneren Sinn und Geiſt der großen Bewegungen der Zeit erſchloſſen, nichts was die innerliche Weihe angedeutet, die herrſchenden Ideen bezeichnet hätte, die den ruhmvoll ausgezeichneten Stand, oder doch die Beſten ſeiner Vertreter durchdrangen. Dieſen großen Schritt vorwärts machen wir jetzt, indem wir zur Betrachtung zweier Gedichte übergehen, die von Alexander und Karl dem Großen handeln, in welchen die Größe des Stoffs die Dichter oder Bearbeiter zu einer entſprechenden Tiefe der Auffaſſung und zu einer ſinnvollen Beziehung der dichteriſchen Ueberlieferung auf die innerſten Ideen der Zeit begeiſterte. Dieſe beiden Gedichte, die erſten die uns einen grö-

ßeren Geſichtskreis eröffnen und uns zugleich auf ächt dichterliſchen Boden verſetzen, ſind ihrem Inhalte und ihrem Geiſte nach ganz an die höfiſchen und ritterlichen Kreiſe gerichtet, das Eine iſt auch nachweislich in einem ſolchen entſtanden; die Dichter aber ſind weder Ritter, noch auch lalliſche Fahrende, ſondern Geiſtliche. Aber es ſind Geiſtliche, die noch das eiſerne Zeitalter der Ottonen verrathen oder das der Staufen voraus verkünden, da auch der Biſchof den Panzer trug; es ſind Geiſtliche der Kreuzfahrerzeiten, da auch der Ritter ein Mönch ward. Von dem Geiſte ihres Standes durchdrungen wie von dem Geiſte der Zeit, von den heiligen Kriegsthaten emporgehoben über die alltägliche Beſchäftigung ihres Amtes und die herkömmliche Enge des prieſterlichen Geſichtskreiſes, waren ſie gerade vorzüglich geeignet, in den vorüberfliehenden Ereigniſſen des Tages das Dauernde, in den Handlungen die Beweggründe zu bezeichnen, in dem Körper der Zeit ihren Geiſt zu erfaſſen. Hatten doch jene geiſtlichen Dichter die ganze äußere Geſchichte des alten Teſtamentes nur als ein Symbol betrachtet, und die Thatſachen als ein nicht beachtenswerthes Scheinwerk dem geiſtigen Sinne untergeordnet, der darin ausgedrückt ſein ſollte! Wie ſollten ſie nicht denſelben ſinnigen Geiſt in der Beurtheilung der Zeitgeſchichte walten laſſen und in der Auffaſſung der Gedichte, die zu ihr ein lebenvolles Verhältniß hatten! War doch der Eine jener geiſtlichen Dichter, der Pfaffe Lambrecht, der Dichter des Alexanderliedes, ganz von dem ſtreng chriſtlichen Sinne der fromm-vergeiſtigten Dichter des 11/12. Jhs. durchdrungen, als er ſeinen heidniſchen Helden beſang, ganz in den aſcetiſchen Gedanken von der Welt Eitelkeit verſenkt, als er den weltenſüchtigen Eroberer verherrlichte, deſſen Geſchichte er daher, wie ſchon ſeine franzöſiſche Vorlage gethan, ganz aus einem Geiſte des Widerſpruchs erzählte. War Karl der Große, der apoſtoliſche Gottesheld, das unmittelbare Muſterbild des chriſtlichen Rittersmannes, ſo ward Alexander dagegen aus dem Geſichtspunkte des Gegenſatzes betrachtet; und nur, inſofern ihm der Sage nach am Schluſſe ſeiner Laufbahn der höhere Sinn

aufging, der des chriſtlichen Kämpfers Laufbahn von vornherein beſtimmen ſollte, konnte auch Alexander einem Lambrecht ein ruhmwürdiges Gefäß zur Verherrlichung Chriſts und des Chriſtenthums ſcheinen. Und in dieſer Auffaſſung hätte Lambrecht die Worte nachgeſprochen, die in dem Prologe zu dem lateiniſchen Alexanderbuche des Erzprieſters Leo geſchrieben ſtehen: daß es allen Chriſten gut und nützlich ſei, die Kämpfe und Siege der großen Männer vor Chriſtus zu hören und zu kennen, wenngleich ſie noch Heiden waren.

Wir wiſſen aus Lambrechts Alexander, daß die Trojanergeſchichten ſchon vor ſeiner Zeit in Deutſchland in erneuten Gedichtsſagen bekannt waren; wir haben im Annoliede gefunden, daß damals auch die fabelhafte Geſchichte von Alexander ſchon in der Leute Munde war. Seit faſt anderthalbtauſend Jahren hatte ſich dieſe Sage gebildet und unter alle Völker verbreitet, hatte ſich an die Stelle der wahren Geſchichte gedrängt und die Welt mit der wunderbaren Erzählung nie geſchehener Dinge entzückt. Von ſeinem erſten Erſcheinen an hatte der beſtaunenswerthe Götterſohn nicht aufgehört, die Einbildungskraft der Dichter und die Darſtellungsgabe der Geſchichtſchreiber zu beſchäftigen. Kein Menſch der Erde, der ſich die Größe der Welt zu ſeinem Ziele ſteckte, hat ſo Ungeheures vollbracht; und iſt zwar dem glühenden Bewunderer des Achill kein Homer zu Theil geworden, ſo würde doch auch ſeine ungemeſſenſte Ruhmſucht befriedigt ſein, wenn ſie die Umwälzungen überſchaute, die im Reiche der Dichtung und Geſchichte ſeiner Wirkſamkeit folgten. Er hat im Oſten und Weſten die neue Welt eröffnet, und beide haben ſich um ſeine Geburt und um ſein Wirken in der Dichtung beneidet; ſie haben jedes Große an ihn geknüpft und die chriſtlichen und heidniſchen Dichter haben ihm ihre Paradieſe geöffnet. Noch ehe Chriſtus war, hat Alexander durch die Art, wie er die Vorurtheile ſeiner Griechen und Makedoner von einer Rangordnung der Menſchen, von Hellenismus und Barbarismus, thatſächlich brach und zerſtörte, den chriſtlichen Lehren von Menſchengleichheit den Weg gebahnt, und ohne die Schöpfung der griechiſchen

Bildung im Oſten hätte das Chriſtenthum nie Boden faſſen können. Ob es natürlicher war, daß er die Bewunderung ſeiner Griechen, der Gegenſtand des Neides im Morgenland, der Lieblingsheld des Mittelalters war, wer kann es entſcheiden? Gleich verſchuldet iſt ihm Aſien und Europa; und wie er die achäiſche Tapferkeit der homeriſchen Helden und die reine Hetärie der Mythenwelt verjüngte, wie er einen Weltkampf im Sinne der perſiſchen Erzähler bei Herodot kämpfte, wie er die Himmelsſtürmerei des Herakles und die lachende Culturſchöpfung des Dionyſos aus der Heldenzeit in die Gegenwart verſetzte, wie er ſich mit dem Glanz eines morgenländiſchen Herrſchers und dem Heiligenſchein eines Gottſohnes umgab, wie er die Grenzen des Landes und der See aufſuchte, ſo war das geeignet, die Bewunderung aller Zeiten in Anſpruch zu nehmen. Er that das Niegeſehene, was Wunder, wenn ſchon ſeine Zeitgenoſſen ihm ins Geſicht das Niehörte von ſeinen eigenen Thaten erzählten. Wären uns die vielen gleichzeitigen und zeitnächſten Geſchichtſchreiber Alexanders erhalten, ſo würde man in den redeprunkenden fabelhaft übertriebenen Werken der Klitarch, Oneſikrit und Hegeſias neben den ächten Aufzeichnungen der Eumenes, Diokles, Ptolemäus u. A. gleich im Beginn an der Seite des Stammes proſaiſcher Geſchichte die Wurzeln der poetiſchen Sage aufdecken können, deren Schößlingen man dann durch die Berichte der Pompejus Trogus und Curtius bis zum Pſeudokalliſthenes einigermaßen nachfolgen kann. Griechen und Barbaren, Abend- und Morgenländer, Sieger und Beſiegte wetteiferten den merkwürdigen Mann zu verherrlichen; der Nationalhaß ſuchte ſich mit der abgenöthigten Bewunderung auszuſöhnen: und ſo entſtanden jene jüdiſchen Sagen von ſeinem ehrenvollen Beſuche in Jeruſalem, die perſiſchen von ſeiner Dienſtbarkeit unter den perſiſchen Herrſchern, die ägyptiſchen die den zauberkundigen König Nectanebus zu ſeinem Vater machten. In den kühnſten Vorſtellungen und Erfindungen verbildlichte man den unerſättlichen Thaten- und Wiſſensdrang des Eroberers, ſeinen neugierigen Ehrgeiz die Grenzen der Welt zu erreichen.

Die Morgenländer rächten ſich für die Schmach der Beſiegung des Oſtens durch die Erdichtung der Unterwerfung des Weſtens: ehe er Perſien und Aegypten erobert, ſollte er Italien überzogen, Rom und Karthago unterworfen haben; in dem perſiſchen Gedichte des Ahmed el Kermanni, oder doch in einem proſaiſchen Alexanderromane, der ein Auszug daraus ſein ſoll, iſt die Straße von Gibraltar, der Durchſtich des Berges Calpe ſein Werk; mit karthagiſchen Seeleuten ſollte er eine zweite Welt entdeckt haben; in Kedrenos' Chronik (11. Jh.) kommt er bis zu den britiſchen Inſeln. Die Griechen ſelbſt hatten ihn im Weſten bis zu den Säulen des Herakles, im Oſten bis zu den Amazonen, zur nyſäiſchen Flur und dem heiligen Berg des Dionyſos vordringen laſſen; die alte wunderhafte Erd- und Völkerkunde der Herodot und Kteſias wurde hervorgeſucht; alle Ungethüme und Ungeheuer, die Miſch- und Misgeſchöpfe zwiſchen Menſch und Thier ſollte er aufgefunden haben. Nicht zufrieden hiermit rückte man die Grenzen ſeiner Entdeckungen endlich über die Grenzen der Erde ſelber hinaus: er ſollte im Luftſchiff das Reich der Vögel durchfliegen und im Meergrunde in der Taucherglocke Tribut von dem ſtummen Volke der Fiſche empfangen. Perſiſchen Urſprungs ſcheint die Sage von ſeinem Zuge nach der Quelle des Lebens[308]), die dann durch Juden und Chriſten umgebildet ward in die Mythe von ſeinem Vordringen zu dem Lande der Seligen, dem Paradieſe: eine Umbildung der griechiſchen Erzählung von dem ſündhaften Beſtreben, ſich in dem Zuge nach dem Heiligen Berge des Dionyſos dem Gotte gleichzuſtellen. Alle dieſe Vorſtellungen des Oſtens und Weſtens, die Ausgeburten der glühendſten Phantaſie, die von den mächtigſten Gegenſtänden erregt und auf die großartigſten Ideen gerichtet war, und dazu die Berichte der Geſchichtſchreiber, miſchten ſich im Laufe der Zeit wirr durcheinander.

---

308) Vgl. Heinemann Vogelstein, adnotationes quaedam ex litteris orientalibus petitae ad fabulas, quae de Alexandro M. circumferuntur. Vratisl. 1865.

Die älteſt-bekannte Zuſammenfaſſung dieſer Sagengeſchichten iſt der griechiſche Pſeudokalliſthenes[309], eine ägyptiſche Localſage zur Verherrlichung des Erbauers von Alexandria, die, in einem ſteten Zu- und Abfluß von Stoff und Inhalt raſtlos verändert, mächtig ausgebreitete Aeſte in allen Sprachen über alle Völker und Lande im Oſten und Weſten trieb. Drei Pariſer Handſchriften, aus welchen K. Müller das Werk herausgegeben hat, deſſen Entſtehung der gründlichſte Erforſcher dieſes Literaturzweiges[310] um das Jahr 200 ſetzt, weiſen ſchon drei verſchiedene Geſtaltungen aus: eine (Cod. 1711) der urſprünglich alexandriniſch-ägyptiſchen Faſſung der Sage am nächſten ſtehende, eine jüngere griechiſche (Cod. 1685) welche die öſtlich ägyptiſche Färbung tilgte und eben dadurch zur Verbreitung geeigneter, zur Vulgata wurde; und eine dritte (Cod. suppl. 113), die eine werthloſe Erweiterung der letzteren iſt. In den Anfängen des 4. Jhs. wurde die alexandriniſche Ueberlieferung, aber nicht mehr in ihrer älteſten Geſtalt, von Jul. Valerius ins Lateiniſche überſetzt, eine Arbeit, die bereits in einem itinerarium Alexandri, einem kurzen Abriſſe der Kriegszüge Alexanders nach Arrian (um 340—45) benutzt wurde[311], und die dann ſeit dem 9. Jh. in einem Auszuge, der das zu Grunde liegende Werk vergeſſen machte, über das ganze Abendland ging[312]. Seit dem 5. Jh. hatte dann zugleich die ägyptiſche Sage ihre Verzweigungen nach dem Oſten hingetrieben[313]. Eine arme-

309) Arriani Anabasis et Indica, ed. Dübner. Scriptorum de rebus Alexandri M. fragmenta collegit, Pseudo Callisthenis hist. fabulosam etc. edidit Carol. Müller. Par. 1846. Deutſch in Weismanns Ueberſetzung des Alexanderliedes vom Pfaffen Lambrecht. II.

310) Pseudocallisthenes. Von Jul. Zacher. Halle 1867.

311) Wie Zacher nachwies gegen K. Kluge, de Itinerario Alexandri M. Vratisl. 1861. Beide lat. Werke ſind gedruckt bei K. Müller l. l. — Ueber die Zeitbeſtimmung des Itin. vgl. Letronne, im Journal des Savans 1818. Jul. p. 304.

312) Der engliſche King Alisaundre (in H. Weber, metrical romances I.) oder ſeine franz. Quelle folgt dem erſten Theile dieſer epitome.

313) Vgl. Fr. Spiegel, die Alexanderſage bei den Orientalen. Leipzig 1851.

niſche Ueberſetzung (5. Jh.), die man dem Moſes von Chorene zuſchreibt, mag dem urſprünglichen alexandriniſchen Pſeudokalliſthenes am nächſten ſtehen[314]), und neben ihr eine neuerlich erſt bekannt gewordene, eben ſo alte ſyriſche Ueberſetzung[315]). Im 10. Jh. trieb die Sage nach beiden Welttheilen hin neue kräftige Schoſſe. Ein Neapolitaniſcher Erzprieſter Leo brachte aus Konſtantinopel (920—44) ein griechiſches, von der urſprünglichen Faſſung abweichendes Alexanderbuch mit, das er im Auftrage des Herzogs Johannes von Campanien ins Lateiniſche übertrug oder vielmehr frei umgeſtaltete. Sein Werk (historia Alexandri M. de proeliis), in einer Menge ſtets veränderter Abſchriften weit ausgebreitet, ward die Quelle aller ſpäteren abendländiſchen Alexandergeſchichten in Proſa und Poeſie; ja auch dem Orient wurde dieſe Geſtalt der griechiſchen Alexanderſage in hebräiſcher Sprache bekannt[316]), wo ſonſt alle die ſpäteren arabiſchen und perſiſchen Erzähler von Alexander, die Abul Faradſch, Abu Taher von Tarteſſus, die Firduſi, Maſudi, Niſami u. A. aus den alexandriniſch-ägyptiſchen oder verwandten Quellen ſchöpften. Dem Islam war Alexander im Koran als ein Prophet bezeichnet. Die Beziehung des Dhul Karnein, des Zweigehörnten (Sur. 18), auf Alexander wird zwar von arabiſchen Hiſtorikern wie Abulfeda und Makrizi ſelbſt, wie von neueren Orientaliſten[317]) beſtritten; doch kann unter ihm nicht wohl ein Anderer verſtanden ſein, als der ägyptiſirte Sohn des Ammon, der ſelbſt auf Münzen des Gottes Hörner trug, und von dem ganz im Sinne der Sage erzählt wird, daß er bis zum Auf- und Niedergang der Sonne gelangt ſei und dann im Norden einen Erzwall gegen Jagug und Magug errichtet habe; mit welchen Namen auch in dem gräciſirten Pſeudokalliſthenes zwei der barbariſchen Nordvölker

314) Padmuthiun Acheksandri Maketonazwin. I Wenedig 1842.

315) Zeitſchrift der deutſchen morgenl. Geſ. 8, 835. 9, 780.

316) Einverleibt in die jüdiſche Geſchichte von Josippon. Ins Lat. überſ. von J. Gagnier (Oxon. 1706).

317) Wie Redslob. Z. S. der Morgenl. Geſ. 9, 214. Vgl. Graf ib. 8, 442.

belegt werden, die Alexander durch die ehernen Kaspiſchen Thore abgeſperrt habe, eine Sage die ſchon im 1. Jh. dem Joſephus bekannt war.

Der erſte abendländiſche Vulgardichter der Alexanderſage, Alberich von Beſançon, deſſen Namen wir lange nur aus der deutſchen Ueberſetzung ſeines Liedes von dem Pfaffen Lambrecht kannten[318], nahm unter ſelbſtändiger Benutzung anderer Ueberlieferungen den Erzprieſter Leo zu ſeiner Hauptquelle. Von ſeinem Gedichte iſt nur ein kurzes Fragment bekannt[319]. Es iſt in aſſonirenden Verſen und in Tiraden abgefaßt wie die älteſten franzöſiſchen Nationalgeſten; es ſpricht wie die deutſche Ueberſetzung in dem Ton der vorhöfiſchen Dichtung, und athmet noch den Geiſt einer halbheroiſchen Zeit; die alterthümliche Sprache, eine Miſchung von nord- und ſüdfranzöſiſch, wie ſie ſich aus der Heimat des Dichters wohl erklärt, rückt es in das 11. Jh. zurück[320]. Die Vergleichung der wenigen Reſte überzeugt uns, daß Lambrecht Alberichs Werk unter unbedeutenden Abweichungen weſentlich nur überſetzte, daß daher der beſte Theil des Ruhmes, den ſich die Dichtung verdient, dem franzöſiſchen Poeten zufällt. Die Zwieſpältigkeit des Inhalts in dem Einen mehr hiſtoriſchen und dem anderen ganz romantiſchen Theile, die Einkleidung dieſes letzteren in Briefform, die ganze Folge der Begebenheiten in dem erſteren, iſt aus Leo's Werke entnommen; die poetiſche Ausführung der Schlachten und dergl. gehört natürlich nur den Vulgardichtern ſelbſt; Einzelnes wie die Schlacht am Granicus, die Belagerung von Tyrus, die kritiſche Bekämpfung entſtellender Fabeln, wie die Geſchichte von Alexanders Erzeugung durch Nectanebus, muß Alberich aus beſſeren

318) In Maßmanns Denkmälern deutſcher Spr. und Lit. 1828. Wiederholt in ſeinen Ged. des 12. Jhs. 1837. Die neueſte Ausgabe mit Ueberſetzung in: H. Weismann, Alexander vom Pfaffen Lambrecht. Frankf. 1850.

319) Paul Heyſe, Romaniſche Inedita. Berlin 1856. Bartſch, altfranz. Chreſtom. p. 25. Eine theilweiſe auf Alberich beruhende franzöſ. Bearbeitung, die auch des Dichters Namen Auberin le moine, nennt, exiſtirt in Venedig und Paris: Bartſch im Jahrb. f. roman. Lit. 11, 168.

320) Vgl. Holtzmann, Germ. 2, 29 ff. Bartſch ib. p. 449 ff. Nach Rochat ib. 1, 273 ſogar in das 10te.

hiſtoriſchen Quellen hinzugefügt haben. Der Urſprung anderer Stücke liegt noch im Dunkeln, wie die Erzählung von den Mädchenblumen [321]), die bei provenzaliſchen Dichtern wie Guillem de la Tor erwähnt, aber weder im Pſeudokalliſthenes noch bei Leo gefunden wird. Auch der Ausgang iſt verändert; die Umbildung der ungeſtalten Kalliſtheniſchen Sage von dem Aufſuchen der Quelle der Jugend in eine Fahrt nach dem Lande der Seligen iſt anderswoher, aus einer vereinzelt umgetragenen jüdiſchen Umgeſtaltung jener Sage in eine Reiſe in das Paradies [322]) (iter ad paradisum) eingeſchoben; wie denn die ganze chriſtliche Wendung am Schluſſe und die ſalomoniſche Färbung, die Alberichs Zuthat iſt, nichts mit den heidniſch gehaltenen älteren Quellen zu thun hat. In dieſe Schlußgeſchichte der kurzen Laufbahn des Götterrivalen, von dem verſuchten Eindrang in das Paradies, in dem ſich ſein titaniſches Beſtreben übergipfelt, hat ſich der größte Tiefſinn der Sage eingeniſtet [323]), in dem ſie Alberich und Lambrecht gefaßt und dargeſtellt haben, die daher dieſen letzten Theil mit Begierde ergriffen; gerade hier weicht Alles was ſonſt von Alexandergedichten in England, Frankreich, Spanien und Deutſchland bekannt iſt, mehr oder weniger von beiden ab, daher auch von dem ganzen Geiſte ihrer Dichtung nirgends ſonſt eine Ahnung iſt. Nicht lange vor dem Ende des 12. Jhs. erhielt die Sage eine ganz andere Geſtalt durch Walthers von Lille (von Chatillon) lateiniſche Bearbeitung [324]), die dem Curtius ſo genau folgt, daß man ſtellen-

321) Bei arabiſchen Geographen des Oſtens und Weſtens, bei Maſudi (10. Jh.) und Edriſi (12. Jh.) kommen ſie vor im äußerſten Oſten auf der Zauberinſel Vacvac.

322) Alexandri M. iter ad paradisum. ed. J. Zacher. Regim 1859. Es gibt eine talmudiſche Lesart dieſer Sage in Eiſenmengers Entdecktes Judenthum. Königsb. 1711. 2, 321.

323) Aehnlich ſo auch in einem anderwärts ausgebildeten Schlußtheile, in dem (in einer Leidener Hſ. des Pſeudokalliſthenes enthaltenen) Troſtbrief des ſterbenden Alexander an ſeine Mutter, der in den arabiſchen Weisheitslehren des Neſtorianiſchen Chriſten Honain ben Iſhak (809—73) weiter ausgeſponnen und von da in den Alexander des Spaniers Segura übergegangen iſt: ein Stück voll ächter Empfindung und edler Betrachtung.

324) Neueſte Ausgabe: Gualtheri Alexandreis ed. Mueldener. Lips. 1863.

weiſe deſſen Text aus ihr erläutern kann, und die ein ſolches Anſehen erhielt, daß man ſie in den Schulen den Klaſſikern vorzog; dies Werk nahm ſich in Deutſchland ſpäter Ulrich von Eſchenbach in ſeinem Alexandergedicht zum Führer und die nordiſche Alexanderſage des Biſchofs Brandur Jonsſon (1263—64) iſt eine Ueberſetzung davon. Ein vollſtändig erhaltenes franzöſiſches Alexanderlied (aus dem 12. Jh. aber jünger als unſer Lambrecht), das auch von einem Pfaffen Lambert li Cors begonnen und von Alexander von Bernay, mit dem Zunamen von Paris, fortgeſetzt ward[325]), folgt einer Variation der verbreitetſten lateiniſchen Quelle[326]); es iſt bei vielfach gemeinſamem Inhalte in Gang und Geiſt von dem des Lambrecht ganz verſchieden; die Veröffentlichung des breiten und peinlichen Werkes ſtellt den Werth des rohen, aber geiſtvollen Liedes unſeres deutſchen Dichters und ſeines Vorbildes erſt recht ins Licht. Mehr nach ſelbſtändiger Quellenwahl iſt das ſpaniſche Gedicht des Weltgeiſtlichen Juan Lorenzo Segura de Aſtorga verfaßt[327]), der die Arbeit des franzöſiſchen Lambert ſchon kannte. Der flandriſche Alexander, den man dem Jakob von Maerlant zuſchreibt, leitet ſich alsdann (nach Zacher) in zweiter oder dritter Linie aus dem Werke des J. Valerius, aus deſſen Epitomator und dem Vincentius von Beauvais her. Alle dieſe Alexandergedichte nun weichen gerade in den eigenthümlichen Schönheiten und der ſinnigen Auffaſſung der Sage von dem Werke Alberichs ab, das uns vollſtändig bis jetzt nur aus der deutſchen Ueberſetzung Lambrechts bekannt iſt, dem das Verdienſt des geiſtigen Verſtändniſſes — was auch ſonſt ſeine Abhängigkeit von Alberich ſei — auf alle Fälle ungeſchmälert bleibt. Dieſe Ueberſetzung iſt das Werk eines Dichters, auf den zwar

---

325) Herausgegeben von Michelant für den literariſchen Verein in Stuttgart 1846. Lambert le Court et Alexandre de Bernay, Alexandriade ed. Le Court de la Villethassez et Eugène Talbot. Par. 1861.

326) Dem Alexander de proeliis, oder vita, actus et obitus Alexandri, zuerſt in Utrecht 1473 gedruckt.

327) In der Colleccion de poesias Castellanas, von Sanchez. Madr. 1782.

Rudolf von Ems in ſeiner Alexandreis gewaltig hochmüthig herabſieht[328]), ohne daß er nur werth wäre, ihm die Schuhriemen zu löſen; Lambrecht ſteht vielmehr ſo hoch über Rudolf, wie deſſen Werk wieder den ſpäteren Alexander von Ulrich von Eſchenbach und dieſer den von Seifried übertrifft. Wäre uns ſelbſt die Alexandriade des Berchtold von Herboldsheim[329]) bekannt, die Rudolf von Ems ein geſchicktes und wohlgeſprochenes Werk nennt, und die Mähre, die Rudolf's Freund Biterolf[330]) (Alexander V. 15677) von dem Wundermanne gedichtet hatte, wir würden ſchwerlich etwas Beſſeres oder nur etwas Gleiches an ihnen beſitzen. Die damalige Zeit war überhaupt kaum fähig, ſich geiſtig höher zu erheben. Denn Lambrecht ſcheint an die größten Ideen zu reichen oder ſie vielmehr zu eröffnen, deren ſich damals Menſchen und Dichter bemächtigt, für die ſie ſich begeiſtert haben; und an wahrhaft dichteriſchem Genius dürfen ſich nur ganz Wenige neben ihn ſtellen, ſo ſchlicht und einfach, und ſelbſt roh und ungeſchlacht er ſich in formaler Hinſicht neben einem Wolfram oder Gottfried ausnimmt.

Es iſt von Lambrechts Gedichte[331]) ein Bruchſtück in der im 12. Jh. geſchriebenen Vorauer Handſchrift erhalten, das um eine große Stufe roher und herber, im Inhalt verkürzt, in Text und Namen entſtellter, in Vers und Reim urſprünglicher als die vollſtändigere Strasburg-Molsheimer Handſchrift (von 1187) iſt; beides ſind Abſchriften, in der Abſicht reinere Reime herzuſtellen unternommen, von

328) Er ſagt in ſeinem Alexander, V. 15673.

Ez hât ouch nâch den alten siten
stumpflich, niht wol besniten,
ein Lampreht getihtet,
von welsche in tiutsch berihtet.

329) Er war Dienſtmann Bertholds VI, des letzten Herzogs von Zähringen, der 1218 ſtarb. Vgl. Haupt's Zeitſchr. 6, 157.

330) Altdeutſches Muſeum I. p. 137 und 138.

331) Daß Lambrecht identiſch mit Lambert von Hersfeld ſei, wie Holtzmann Germ. 2, 29 aufſtellt, wagen wir ohne feſtere Beweisgründe ſo wenig mitzubehaupten, wie daß das Annolied eben dieſem Geſchichtſchreiber zuzuſchreiben ſei.

einem verlorenen älteren Texte, auf den man noch in manchen Reſten von Reimen auf den ſpäter tonloſen Endungen zurückblickt, und den man geneigt war, in Niederdeutſchland, in den Anfängen des 12. Jhs., wenn nicht ſelbſt am Ende des 11. entſtanden zu glauben; ſicher iſt nur, daß er der erſten Hälfte des 12. Jhs. angehört. Was wir im Folgenden über das Gedicht ſagen, kann ſich nur auf den vollſtändig erhaltenen Text [331a]) beziehen; wir reden aber davon wie von Lambrechts eigenem Werke, deſſen Stoff er in jedem Falle unverſehrt enthält. In dem Ueberſetzer ebenſowohl wie in dem franzöſiſchen Dichter erkennen wir bald einen Mann, der von dem herrlichſten Ernſt der Geſinnung erfüllt iſt. Er beginnt in einfachem Vortrage, ohne eine Einleitung der Art, wie ſie von Veldeke an Sitte geworden, ſeine Quelle zu nennen; er verſichert ihr treu zu folgen, und nirgends drängt er ſich, wie die ritterlichen Sänger der nächſten Zeit, mit ſeiner Perſönlichkeit läſtig in die Erzählung ein. Mit Salomons Buch vor Augen, dichtete ſein wälſcher Gewährsmann Alberich ſeinen Alexander, im Gedanken an der Welt Eitelkeit, und in dieſem Gedanken dichtet auch er [332]). Auf der Schwelle, beim Eintrit gewinnt die ſchlichte Art des Mannes und der Ton runder Geradheit, herzlicher Innigkeit und Kraft; die trockene Darſtellungsweiſe entſpricht dem: es iſt, als ob der Mann nichts gelten wolle durch ſich, ſondern nur durch ſeine Sache. Seine Trockenheit iſt übrigens weit verſchieden von der eines Zazichoven, ſogar von der der Nibelungen; Alles iſt dabei Wärme, Gefühl, innerer Drang und Fülle, und in den ſpätern Theilen des Gedichtes ſtrömt oft in wahrhaft melodiſchem Fluß ſeine Periode ungeſucht und ohne die mühſelige Künſtelei der Hofdichter. Ohne Zwang empfangen und ohne Verrenkung wiedergegeben, ſchließt

331a) Eine Umarbeitung iſt in einer Baſeler Hſ. erhalten: Wackernagel, die altd. Hſſ. in Baſel. S. 31.

332) V. 19:

Dô Älberîch daz liet irhûb, dô heter einen Salemônis mût,
in wilhem gedanken Salemôn saz, dô er rehte alsus sprah
vanitatum vanitas —
dar ane gedâchte meister Älberich,
den selben gedanc haben ouch ih.

ſich der rechte Ausdruck an ſeine kernigen und geſunden Gedanken, das lebendige Wort legt ſich um ſeine Vorſtellungen und für die Bilder ſeiner Phantaſie fällt ihm die verkörpernde Rede nicht ſelten wie mühlos zu. In allen Alexanderſagen, ſagten wir oben, ſind zwei Theile unterſchieden, welche die Geſchichte ſelbſt bedingte. Der erſte iſt einfach, geſchichtlich, ganz in den Grenzen der Wahrſcheinlichkeit gehalten, im letzten häufen ſich dann die Wunder der Ferne. Gleich vorn verſchmäht Lambrecht wie Alberich die ekle Fabel von Alexanders Geburt durch den Zauber des Nectanebus; die Zeichen aber, die ſie begleiten und den Traum der Olympias, der ihr vorausgeht, führt er an. Wenn auch er ſeines Alexanders Jugendjahre ſchildert, ſein Ausſehen, ſeine raſche Entwicklung, ſeine Jugendbeſchäftigungen, wie er reiten lernte und ſtreiten im Sturm und der Volksſchlacht, mit dem Schild ſich zu decken und die Lanze zu führen, wie er in Sprachen und Muſik unterrichtet ward, damit er von ſich ſelbſt den Sang erheben könne, wie er gelehrt ward zu Dinge zu ſitzen, Recht und Unrecht zu kennen und das Landrecht zu beſcheiden, wie er aus Wahrheitsliebe einem lügenhaften Lehrer den Hals bricht, wie er den Bucephalus bändigt u. ſ., ſo fällt gleich auf, wie geläufig noch dieſem Dichter alle Zuſtände des wirklichen Lebens ſind, wie gegenwärtig und lebendig er ſie zu machen weiß, eine Kunſt, die man bei den Anhängern der britiſchen Dichtungen vergebens ſucht. Die Jugendgeſchichte des Helden berichtet dann (hier trit das Vorauer Bruchſtück ergänzend ein), wie während ſeines Kriegszugs gegen Nicolaus von Cäſarea ſein Vater ſich von Olympias ſcheiden und mit einer Cleopatra verbinden wollte; die trotzige Einmiſchung Alexanders verhütet die Familienſchande. Nach einer neuen Ausfahrt hat er die Volksſchmach abzuwehren, daß den Boten des Darius Zins bezahlt werde. Und wieder nach einer letzten Abweſenheit hat er die Entführung ſeiner Mutter, die Verwundung ſeines Vaters durch Pauſanias zu rächen; er tödtet den verſchmähten Stiefvater. Nach Philipps Tode rüſtet er dann ſeinen Heer- und Schiffzug. Er erobert Sicilien, die Römer und Karthager unterwer-

ſen ſich ihm, er beſetzt Aegypten und Paläſtina; dann belagert er Tyrus. Welcher Dichter des 13. Jahrhunderts hätte ſolche Gemälde? Ein Schiffſturm, Anſtalten zum Bau von Sturmzeug, Herbeiſchaffen der Bäume vom Libanon, Belagerung und Erſtürmung — welcher Dichter des 13. Jahrhunderts hätte dergleichen zu ſchildern auch nur unternommen? Hier iſt die friſche Lebendigkeit jener Cäſarſchlacht im Annoliede, und die ſchönſte Anlage zu einer Beſonderheit der poetiſchen Darſtellung wird hier ſichtbar, deren faſt völligen Verluſt in der nächſten Zeit man bitter beklagen muß. Bei ſo viel Lebhaftigkeit ſolche ruhige Einfachheit; bei ſo ungeſtümer Kraft und oft ſelbſt einer gewiſſen Furchtbarkeit, die an das Altnordiſche erinnert, ſo viele Sinnigkeit; bei ſo viel Geſundheit dieſe ſchöne Frömmigkeit; bei ſo viel Friſche dieſe gleichmäßige Wärme — man würde ſich betroffen fragen, ob man ein deutſches Gedicht aus dem 12. Jahrhundert, das Gedicht eines Prieſters vor ſich hätte, wenn nicht die Naivetät, die Dürftigkeit des Ausdrucks und die große Einfalt der Sprache unſerer Wärme Einhalt thäte, obgleich man auch hier bewundern muß, daß die ſtehenden Redensarten des Volksgeſangs wie der Hofdichter, die Geſchwätzigkeit der letzteren und die ſtammelnde Rede des erſteren gleichmäßig mangeln. Von gleicher Anſchaulichkeit iſt die Schlacht am Granicus, die hier an den Euſrat verlegt iſt, der nächſte Gegenſtand von Bedeutung außer des Darius ſpöttiſchen Geſchenken an Alexander, zu dem die Erzählung übergeht, in der die geſchichtliche Ordnung der Begebenheiten vielfach umgekehrt iſt. In einem wunderlichen Durcheinander folgt Alexanders Zug nach Griechenland, wo ſeine Mutter Olympias krank lag; unterwegs ſein Kampf mit des Darius Herzog Amenta; nachher Rückkehr nach Aſien, Einnahme von Abdirus, Verbrennung von Theben, der Zug nach Corinth, Athen und Lakedämon, das nach einer Belagerung um Friede bittet. Dann Alexanders Bad und ſeine Krankheit, ſein Marſch über den Euſrat, ein Mordverſuch auf ihn, eine neue Schlacht, in der er kämpft „wie ein zorniger Bär, den die Hunde beſtehn, der ſeine Wuth kühlt an Allem was ſeine

Klauen erreichen," und wo er Darius' Weib und Mutter gefangen nimmt. Darius ſchreibt ihm in einem Briefe im Trotz der Verzweiflung und dankt ihm nicht die gute Behandlung; und von jetzt entſchädigen für die große Rüchternheit, die mitunter in dieſen Partien herrſchte, die ſchönſten Züge pſychologiſcher Beobachtung, die hier mit einem Bewußtſein von dem Dichter behandelt werden, und dabei ſich auf Seelenzuſtände beziehen, die unſeren Ritterſängern ganz fremd ſind. Alexander antwortet ihm zurück: um ſeiner eignen Mutter willen, aus Liebe zu der er allen Frauen gerne diene, habe er ſeine Gattin wohl behandelt, um ſeines Dankes willen habe er es nicht gethan; eine Wendung, die eine andere in dem ähnlich großen Sinne gedachte der lateiniſchen Quelle Leo's erſetzt, und eine ſo eigenthümlich deutſche, daß ſie Lambrechts Eigenthum ſein könnte. Nun folgt nach einigen unbedeutenden Vorgängen, nachdem Alexander verkleidet ins feindliche Lager gegangen, die dritte Schlacht gegen eine ungeheure Uebermacht, von der der Rückkehrende ſeinem Heere ſagt, „nicht ſchade ein Heer von Fliegen zweien wenigen Wespen." Die Heere nahen ſich wie brüllende Meere, die Geſchoſſe fliegen von beiden Seiten dicht wie der Schnee, die Heerhörner tönen, Alexander auf dem Bucephalus eröffnet den Streit und ermahnt ſeine Getreuen. Jetzt kamen ſie zuſammen: wer ſah je zwei ſo herrliche Schaaren? Da war mancher Mutter Kind, das zu Schaden kam; weit überdeckt ward das Feld mit Todten, ſie ſchlugen und ſtachen, daß die Schäfte zerbrachen, dann griffen die Recken zu den ſcharfen Schwertern und fochten mit Grimm. Alle Volksſchlachten und Stürme und Streite, die Darius bisher gefochten, vergleichen ſich dieſem nicht; daß je von ihm Zins verlangt ward, das reute Viele in der Fahrt, denn mancher Lebensfrohe ſchwamm hier im Blute. Der Sturm war grimmig und hart, mancher Helm und Panzer und Schild ward durchſtochen und zerhauen, und der gewaltige Perſer ſah jammernd ſeine Helden auf dem Wahlplatz beſtoſſen mit Blut, erdrückt und ertränkt, und er war der Erſte zur Flucht. Als die Kunde über Perſien

kam, ward großer Jammer. Mancher hatte seinen Freund, der Vater sein Kind, die Mutter den Sohn, die Verlobte den Geliebten zu beklagen. Die Jungen an den Straßen, wo sie zu Spiel versammelt waren, beweinten ihre Verwandten und Herren; die Kinder weinten der Spur nach und legten ihre Freude ab. Mond und Sonne verwandelten ihr Licht und wandten sich ab von dem Mord, der da geschehen war. Darius kam in seinen Saal, um ihn weinten klagend seine Leute, er warf sich auf den Estrich nieder und jammerte, daß er noch lebe, und klagte das wankende Glück an, das seine Herrlichkeit durch den Einen Mann zertrümmert hatte, das den Reichen zum Spiel hat und den, der fest saß, niederfällt. — Wohin kam diese Fülle an Gedanken, an Bildern, an menschlichen allgemeinen Gefühlen bei den späteren Dichtern? wohin dieser antike Sinn der Unparteilichkeit, mit dem dieser Mann von Misfallen an des Persers Hochmuth zum Mitleid mit seinem Unglück und seinem im Unglück sich veredelnden Charakter hinreißt, eben wie er auch weit entfernt ist von der blinden Bewunderung für seinen wunderbaren Helden? Wohin diese Theilnahme, diese Menschlichkeit, die das Auge auf Allem, auf allen Ständen, auf der ganzen Volksmasse hat und nicht blos an den Einen vergeudet, für den jene Sänger, wie sie gewöhnlich sind, einzig Herz zu haben scheinen? Darius schreibt jetzt Alexandern nachgiebig. Der Blick, den hier der Dichter wieder in die innere Natur thut, ist so vortrefflich wie der Ton, mit dem er den würdevollen Unglücklichen den früheren Ausdruck seines Uebermuthes in Demuth umwandeln läßt, so daß sein Selbstgefühl immer noch vorblickt. Er mahnt den Sieger, sich seines Glückes nicht zu überheben; er erinnert ihn an seine eigene Gewalt, und ob er wohl früher einem hätte glauben mögen, der ihm solch ein Geschick geweissagt? Nun gehe es ihm nahe, den Spott der Weiber dulden zu müssen! Dies sind in der That die Gesinnungen des ächtesten Alterthums; ihre Reinheit ist bewundernswerth; und möchten hier die lateinischen oder französischen Quellen unserem Lambrecht noch so vieles entgegen gebracht haben: daß er diese eigenthüm-

lichen, ſeiner Zeit ganz fremden Vorſtellungen und Züge ſo treu bewahrt, mit einer Wahrheit aufgefaßt und mit einer Sicherheit ausgeſprochen hat, die ein Zeugniß für ſein inneres Verſtändniß derſelben iſt, dies iſt nicht minder außerordentlich. Man muß nur beachten, wie ein Veldeke alles eigenthümlich Große im Virgil und ein Albrecht von Halberſtadt im Ovid bis auf die letzte Spur vertilgt und verlöſcht hat, um zu begreifen, welcher Kopf dazu gehörte, in jenen Zeiten dieſes Gedicht auch nur ſo zu überſetzen. Vor den weichen, zarten, ſchwimmenden Gefühlen dieſer Späteren muß jedes Große, jedes Einfache verſchwinden, jeder Laut der Natur verſtummen. Hier hallt er, falls er auch nicht frei hätte aus des Deutſchen Bruſt quellen können, doch voll darin nach. Wer der damaligen Dichter hätte den Sinn für jene erhabene Wendung in Alexanders Antwort gehabt: er wundere ſich, daß ihm Darius zur Zeit noch Anerbietungen mache, da er ſelbſt weit mehr zu geben habe als er. Nun gelte es Kampf um Alles oder Nichts! Und wenn hernach Darius an Porus um Hülfe ſchreibt, wenn er ihm ergriffen, innig, in Verzweiflung, mit erſchreckender Aufrichtigkeit ſeine ganze Noth vorhält, ſo iſt es vortrefflich, wie dabei der königliche Ton gehalten und der Herrſcherwürde nichts vergeben wird, und wenige der damaligen Poeten hätten ſo etwas nur nachmachen können, Wenn der Flehende dabei von dem Gedanken ausgeht, dem Porus ans Herz zu legen, daß der ächte Freund in der Noth geprüft werde, und er dazwiſchen denſelben Mann, zu deſſen großer Geſinnung er jetzt redet, im andern Augenblick mit dem Verſprechen von Sklavinnen und von Alexanders Waffen und Roß zu gewinnen ſucht, in der Angſt ja nichts zu verſäumen, was dieſer letzten Hülfe Hoffnung in ihm erhalten könnte, wer erſtaunt nicht über dieſe Seelenkenntniß und fragt ſich betroffen, ob ſelbſt dem Gottfried von Straßburg dergleichen ſo geläufig geweſen wäre? Als nachher Darius ermordet wird und Alexander bei dem Sterbenden erſcheint, beklagt er ihn im Ton der Männlichkeit. Alle Bearbeiter der Sage haben ſich hier gefallen, die edelmüthige Aeußerung Alexan-

ders, daß, wenn er ihn erhalten könne, er ihm sein Reich zurückgeben würde, auszumalen; hier wird sie kurz ausgestoßen, wie man so etwas spricht, dagegen fragt der Sieger hier ernstlich nach den Mördern und darin erkennt Lambrecht die königliche Gesinnung. Auf dem Zuge gegen Porus schon wollen Alexanders Leute nicht weiter; er spricht zu ihnen, und hier scheinen jene trefflichen Reden in Indien und in Babylon, die sich bei Arrian finden, verschmolzen zu sein. Welch eine jammervolle Gestalt haben diese Reden bei allen Bearbeitern der Alexandersage im Mittelalter, wo die Zwergnatur der träumerischen Dichter recht klar wird neben dem Riesen, der in des Lebens Mühen selbst den Zweck des Lebens setzt. Aber hier sind sie durchglüht noch von dem Geiste, der sie ursprünglich eingab, hier ist ganz der unruhige Strebsinn ohne Schwanken, hier das Selbstgefühl, der Trotz in dem Angesicht der Aufwiegler, die Verachtung der Heimwehmänner; hier ist es kein Räthsel, wenn diese Worte auch jene Wirkung hervorbringen, ähnlich wie sie die Geschichte schildert: daß die Getroffenen bleich und roth werden, ihre Schuld gestehen und nach wiedererlangter Huld aufspringen und singen und die Fahnen aufbinden. Wenn der Dichter hernach in Porus' Heer die Elephanten beschreibt, so spricht uns die Wahrheitsliebe und die Naivetät, mit der er zwischen Richtiges Fabelhaftes mischt, so rührend komisch an, wie im Herodot, wenn er Indiens und Arabiens Naturwunder aufdeckt. Die Schlacht mit Porus folgt. In dessen Aufmunterung an sein Heer spricht sich Vaterlandsliebe aus und Rachetrieb für Darius' Tod, und Sinn für Ruhm bei den Nachkommen und den Verwandten zu Hause. So menschliche, so gewöhnliche Leidenschaften, die sogar in einem kriegerischen Zeitalter die fast einzig herrschenden sein sollten, wo wären sie bei unseren späteren Sängern zu finden? Im Zweikampf schlägt Alexander den Porus; wenige höchst lebendige Verse, die wieder ihrer ganzen Färbung nach wesentlich deutschen Charakters sind: sie zuckten die Schwerter, sie sprangen zusammen, die Schwerter klangen an ihren Händen, da sie sich hieben wie die wilden Schweine, der Stahlschall

war groß, das Feuer blitzte überall, da ſie den Schildrand zerhieben — als ob man in das Hildebrandlied zurückverſetzt wäre, ſo einfach lebendig iſt die Schilderung. Jetzt erſt folgt der Volkskampf; mit Grimm ſtößt die Menge zuſammen, die grünen Wieſen röthen ſich, kein Helm beſteht vor Alexander, manche Furche füllt ſich roth mit Blut und es häufen ſich die Leichen. In ſo gleichmäßiger Kraft ſchildert der Dichter bis hierhin den Lauf von Alexanders Siegen, und in einer Lebendigkeit, wie ſie wohl andere Gedichte an einzelnen Stellen, nur dieſes aber in ſo ſtetem Zuge beſitzt. Es iſt der Eindruck einer kernfeſten Männernatur, den wir davon tragen, der uns hebt und kräftigt, während uns alle mittelaltrigen deutſchen Dichtungen faſt ohne Ausnahme erſchlaffen.

Von jetzt folgt ein zweiter, von dem bisherigen geſchichtlichen Theile ganz verſchiedener Abſchnitt in unſerem Gedichte; es folgt nach dem Zuge ins Land der Skythen der weitere Zug bis ans Ende der Welt und die gefahrvolle Rückkehr von da durch die Schreckniſſe der Wüſten und Wälder, was in dieſen Sagen der Hauptreiz für das Mittelalter war. Da Alexander zu den äußerſten Enden der Welt kommt, denkt er heim, an ſeine Mutter und an ſeinen Lehrer, und er ſchreibt ihnen einen Brief von Leid und Freud ſeiner Fahrten. Die Sehnſucht nach der Heimat, mit denen der Brief eingeleitet wird, der Ton der ſanften Wehmuth, der ſich über ihn breitet, iſt aufs innigſte empfunden und ausgedrückt. Auf einmal ſchweigt der kriegeriſche Sturm der Begebenheiten, und wir ſehen den griechiſchen Helden im Rückblick auf ſeine Thaten nachdenklich, am Ziel ſeiner Beſtrebungen weich wie den Achill nach Hektors Fall, den unbändigen Kriegsmann in ächthelleniſchem Heimweh geſchmolzen, und wie gerne läßt man hier die chriſtliche Liebe zu Mutter und Lehrer hineinſpielen, die ſich mit der antiken Liebe zum Vaterland ſo herzlich und innig berührt. Wir hören nun von den wunderbaren Geſchöpfen der fremden Natur, die der Held auf ſeinen Reiſen kennen gelernt habe, und es berührt uns wohlthätig, wenn wir durch allerhand Entſtellung und Fabel

doch die Wirklichkeit, wenn wir unter den sonderbaren Thiergestalten und Pflanzen das Rhinoceros, die Affen, die Palmen, den Asbest, die Kokosnüsse, die Schakals erkennen und merken, daß wir nicht ganz im Reich der Träume sind. Sie kommen an einen Wald, lösen ihre Rosse und gehen hinein. Wir fanden da, erzählt der Brief, manch schönes Mägdlein spielend auf grünem Klee zu hunderttausend und mehr. Sie spielten und sprangen, und wie sangen sie schön, daß durch den süßen Ton ich und meine Helden unser Herzeleid und alle Last und Ungemach vergaßen, das uns je geschah. Uns allen däuchte, daß uns für unser Leben Fülle und Freude genug gegeben sei. Da vergaßen wir Alle was uns Leides geschehen war bis an diesen Tag; mir dünkte, als ob mir Krankheit und Tod an diesem Orte nichts anhaben könne. Wie es mit den Frauen war, will ich euch sagen. Wenn der Sommer kam und es begann zu grünen und die edeln Blumen gingen auf, da waren diese herrlich zu schaun in der Pracht ihrer Farben, sie waren rund wie ein Ball und überall fest geschlossen: sie waren wunderbar groß und wenn sich die Blume oben erschloß, das merket in eurem Sinne, so waren darin Mägdlein ganz vollkommen, die da gingen und lebten und Menschensinn hatten und redeten, als ob sie etwa ein zwölfjähriges Alter hätten. So schön geschaffene Frauen an Leib und Antlitz, an blanken Armen und Händen sah ich nie; sie waren in Züchten fröhlich und lachten und sangen, daß ich so süße Stimme nie vernahm. Aber nur im Schatten konnten sie leben, in der Sonne vergingen sie sogleich. Der Wald erschallte von der Mägdlein und Vögel süßen Stimmen, wie mochte es wonniglicher sein, spät oder früh? Ihr Leibesgewand war ihnen angewachsen, roth und schneeweiß wie der Blumen war ihre Farbe. Da wir sie zu uns gehen sahen, zog es uns lockend zu ihnen. Ich sandte sogleich nach meinem Heere, sie schlugen ihr Gezelt auf in dem Wald, wir freuten uns mit Jubel der seltsamen Bräute, und hatten mehr Wonne, als je seit wir geboren waren. Weh, aber wie bald verloren wir das große Behagen. Drei Monate währte es und zwölf Tage, daß ich

und meine wackern Helden im grünen Walde und bei der schönen Aue weilten und mit den Frauen in Luſt und Freude lebten. Da geſchah uns großer Jammer, den ich nie ſattſam beklagen kann. Da die Zeit vollging, zerging unſere Freude; die Blumen gar verdarben, und hin ſtarben die ſchönen Frauen. Die Bäume ließen ihr Laub und die Brunnen ihr Fließen und die Vögel ihr Singen. Unfreude begann mein Herz zu zwingen mit mannichfaltigem Schmerze, da ich täglich die ſchönen Frauen ſterben, die Blumen verderben ſah. Da ſchied ich weg mit meinen Mannen mit ſchwermüthigem Herzen. — Wenn irgend etwas in Worten und Ausdrücken die naivſte Gläubigkeit einer ſchönen und reichen Phantaſie ausſpricht und doch bei der wunderbarſten Welt, die ſie öffnet, den geſündeſten Sinn bewahrt, ſo iſt es dieſe liebliche Erzählung, die an die Nymphäen der Natur und der Mythologie erinnert und, in der freilich gegen andere Theile des Gedichtes gehalten die Anmuth der Darſtellung außerordentlich vorſticht. Kaum iſt zu glauben, daß in Alberics trockenen Tiraden dieſer Fluß von reizender Erzählung zu finden war. Nach manchen anderen Abenteuern kommt Alexander an der Welt Ende, wo der Himmel ſich umdreht wie um die Achſe das Rad. Dann gelangt er zum Land der Candace, die ſchon früher ſich durch einen Maler ſein Bild verſchafft hatte. Ihr Sohn Candaulus kommt ins Heer und bittet den Ptolemäus um Hülfe, ein Feind habe ihm ſein Weib geſtohlen. Ptolemäus ſpielt auf Alexanders Geheiß die Rolle des Königs und er ſelbſt die des Antigonus. Sie unterſtützen den Prinzen, und kommen dann durch ein Land mit wunderbarem Gethier in den Feen-Palaſt der Candace, deſſen Herrlichkeit vortrefflich geſchildert wird. Es iſt eine zweite Kalypſo oder Kirke, in deren Bereich der Held kommt, und Wundergärten und blendende Kunſtwerke empfangen ihn. Candace erkennt ihn aus ihrem Bilde, ſie ſchreckt ihn, nun ſei er ihr Gefangener, der ſtolze Welteroberer. Zornig kehrt er ſich ab: wenn er ein Schwert hätte, würde er ſie zu Tode ſchlagen. Sie tröſtet ihn, um Candaulus willen wolle ſie ihn erhalten und wie Kirke verſöhnt ſie ihn nach der Gefahr;

mit Ruhe und der Unschuld des achäischen Sängers führt Lambrecht darüber weg, so unähnlich als möglich allen folgenden Dichtern. Wie die Kirke den Odysseus in die Unterwelt sendet, sein Schicksal zu erkunden, so auch Candace den Alexander zu einer Grotte in eine Gesellschaft von Göttern, die er um seinen Tod befragt, und deren Einer ihm so viel sagt, daß er in seiner Stadt Alexandria werde begraben werden. Nach wenigem Weiteren, was auf die Abreise von der Candace folgt, endet Alexanders Brief.

Es wird kaum etwas in der poetischen Literatur sein, was den Abenteuern des Odysseus so nahe kommt, wie diese Episode, wenn man nur von dem blühenden Vortrag des Griechen absieht, und den Anspruch auf die plastische Gruppirung des Homer gegen den auf ein romantisches Gemälde neuerer Dichtung hingibt. Die Farbe der Unschuld, der Ton der Einfalt, die eigne Mischung von wirklicher und wunderbarer Welt, der gleichsam historische oder wirkliche Boden, der hier den Wundern unterliegt und der diese Feenreiche fast von allem Aehnlichen im Mittelalter unterscheidet, dazu der Ton des entfernten Erzählers, die Sehnsucht nach der Heimat, dem Lande der Einfachheit und Alltäglichkeit trotz aller Wunder der Fremde, dies Alles berührt sich weit inniger, als die Züge, die in dem letzten Theile offenbar aus der Odyssee entlehnt sind. Dazu kommt die Wendung, die schon dem gräcisirten Pseudokallisthenes gehört, das Alles in einen Brief einzukleiden. Jeder verständige Dichter hat sich stets versucht gefühlt, die Wunder seiner poetischen Welt irgendwie nicht allein der Phantasie lieb, sondern auch dem Verstande ergreiflich zu machen. So hat Ariost Ironie eingemischt und in seiner Alcine die Allegorie angedeutet (wie sie Homer nahe gelegt hat in seiner Kirke); er lenkt oft vom dichterischen Genuß des Einzelnen ab, indem er den Verstand mit großen psychologischen Fragen beschäftigt. So, wenn uns in der Jugend ein liebgewonnenes Mährchen geschichtlich zu deuten gelingt, freut es uns doppelt, daß es in der Wirklichkeit bestehen kann, wie es in der Einbildung besteht. Indem aber Homer seinen Odysseus das

Unglaubliche erzählen läßt, ſchiebt er gleichſam die Verantwortung von ſich ab, und indem er in ſeiner ganzen übrigen Erzählung das Wunderbare vermeidet, gewinnt jener Wink des Alkinoos eine Bedeutung, der des Odyſſeus Erzählung mit dem Vortrag des Sängers vergleicht. Derſelbe Kunſtgriff iſt nun hier, man muß geſtehen in einer ſehr einfachen und bequemen Weiſe, in dieſer Briefform gebraucht. Nun mag Alexander ſelbſt für ſeine Erzählung einſtehen. Es iſt dem Verſtande eine Zuflucht gegeben; wir können den Dichter nicht unmittelbar fragen, wie ſich dies Alles der Wirklichkeit gegenüber verhalte; es iſt Ariſtoteles' Vorſchrift gewahrt, das Alterthümliche mit Berufung auf Andere lieber, als in eigner Perſon zu erzählen, um den Schein der Erzählung wunderbarer Dinge zu vermindern. Auch in Lambrechts übriger Darſtellung iſt das Wunderbare in ähnlichem Verhältniſſe vermieden und nur im Schluſſe nicht, wo es wieder heraustrit um dem epiſchen Plane des Gedichtes zu dienen, den der Dichter ſo ſchlicht ausführt, wie er in allem iſt, was er thut und ſagt.

Am Ende ſeiner Kämpfe mit Darius und Porus führt Lambrecht den Alexander zu den Skythen[333]). Sie beſchicken den König und laſſen ihm ſagen, bei ihnen ſei nichts zu holen und wenig Ruhm zu erjagen. Alexander gibt ihnen Friede und befragt ſie um ihre Lebensweiſe, ihre Sitten, ihre Begräbniſſe. Nichts, ſagen ſie, hätten ſie zu verlieren; Wohnung und Grab ſei ihnen allezeit zur Hand, ſie hätten nicht die eine noch das andere, im Leben und Tod hätten ſie den Troſt, daß ſie der Himmel bedecke. „Da fragte er ſie nicht weiter." Es iſt der Alexander, der vor der Tonne des Diogenes auch ihn bewundert und der von zwei Dingen nur Eines will, entweder die Welt verachten oder beſitzen. Der Skythe von Alexander aufgefordert, ihn um

333) Es iſt dies eine Variation einer auch geſondert umgetragenen Sage von Alexanders Verkehr mit den Brahmanen oder ſeinem Briefwechſel mit dem Brahmanenkönig Dindimus. Gedruckt in Palladius, de gentibus Indiae. ed. Ed. Bissaeus. Lond. 1688.

etwas zu bitten, verlangt von ihm, daß er sie unsterblich mache. Als Alexander sich mit seinem menschlichen Unvermögen entschuldigt, fragt ihn jener, warum er denn, da er ein Sterblicher sei wie sie, die Welt so in Bewegung setze und nicht Mäßigung lerne, die in allen Dingen gezieme? Auch in allen anderen Bearbeitungen der Alexandersage im Mittelalter wird dem Helden diese Frage gestellt und die guten christlichen Dichter lassen ihn dann beschämt wie einen armen Sünder abziehen; aber hier erhebt er sich in seiner ganzen Größe, der echte Sohn des hellenischen Volks, der die Beschaulichkeit und die Beschränkung *achten* kann aber nicht *üben*, der mönchischen Sinn *gewähren* läßt aber nicht *herrschen*, der von den Pflegern eines rückgezogenen bescheidenen, bedarflosen und regungslosen Lebens eine *Warnung* aber keine *Belehrung* annimmt, und er weist sie von sich mit den trefflichen Worten: Uns ist von der höchsten Gewalt eingepflanzt, zu üben, welche Kraft wir erhalten haben! Das Meer ist dem Winde gegeben, es aufzuwühlen! Dieweil ich Leben habe und meiner Sinne Meister bin, muß ich etwas beginnen, was mir wohl thut. Was sollte uns das Leben, wenn euren Sinn Alle theilten, die in der Welt sind? — Als nun aber der Eroberer an das Ende der Welt gelangt ist und alle die Drangsale überstanden hat, die sein Brief uns erzählte, jetzt dünkte ihm noch nicht der Macht genug zu sein, und er will auch das Paradies haben und Zins von den englischen Chören! „Hie muget ir tumpheit hören!“ ruft der Dichter; und doch! selbst jetzt versteht er, was die Sage mit dieser Geschichte will, innigst, oder er richtet sie sich zu seinen Zwecken zu; und obgleich in seinem Gedichte manchmal der gelehrte Geistliche herausstieht, der befangene Christ blickt an dieser gefährlichen Stelle nirgends heraus! Der Held hört den Rath der Alten und Jungen, jene rathen ihm ab, diese zu; der letzteren Rath däucht ihm gut. In Arbeit kam darum der tobende Wütherich, ruft der Dichter wieder, seine alte Kraft hervorrufend, der der Hölle gleich war, dem Abgrund, der nie gefüllt wird, der unersättlichen Höhle, die weder nun noch nie sprach: *Dies ist was*

ich nicht mag! Ein Zug unter den Schrecknissen der Hölle, durch Gewürme und scheußliche Thiere, unter Donner und Blitz führt das Heer zum Eufrat, in der lateinischen Quelle zum Ganges oder Phyſon, der aus dem Paradiese fließt, und sie sahen den Tod überall vor sich. Sie kommen endlich an eine Mauer und an ein Thor, schlagen und poltern daran, aber die Schaaren der Engel darin beachten sie nicht. Ein Alter endlich fragt sie, was sie wollten? Ihr Singen sollten die da inne lassen und Alexandern Zins bezahlen. Der Alte aber läßt den König zur Demuth und Bekehrung warnen und gibt den Kriegsleuten einen Stein mit. Den Helden trifft das Gewissen, und von der inneren Stimme nimmt er die Lehre an, die er von Müßiggängern nicht annehmen wollte. Den Stein deutet ihm ein alter Jude [334]; er zeigt ihm, daß er die Gabe habe, eine große Last aufzuwiegen, und doch seinerseits von einer Feder und ein bischen Erde aufgewogen werde. Er lehrt ihn, sich nicht thöricht zu überheben; in Gierigkeit und Unersättlichkeit liege die Hölle; sie mache Abends und Morgens in Sorgen leben, wie stets mehr zu erringen sei; der Gierige sei der nimmersatte Schlund der Hölle. Dem Stein gleiche der Mann, der wohl eine Last aufzuheben vermochte; doch sei es unweise gewesen, zu wähnen, daß das Paradies zu erfechten sei. Gott aber habe ihn besonders seine Wunder schauen lassen. Sterblich sei der Mensch und an Flüchtigkeit gleiche er der Feder, und mit Staub und Erde werde er gemischt, und diese seine Schwachheit wiege alle menschliche Wunderthaten wieder auf. Zu Gott solle er sich fürderhin wenden, der ihm Gnade und Weisheit, Ehre und Reichthum gegeben. Was helfe ihm alle seine Macht? gemischt zur Erde müsse er werden; an Güte soll er sein Gemüth kehren, daß, wenn ihn der Tod greife, Gott ihn aufnehme in sein Reich. — Alexander entließ den Alten in Ehre, und gedachte

334) Die Allegorie ist in dem lat. iter ad paradisum durchsichtiger. Der Stein ist dort einem menschlichen Auge ähnlich und wiegt, in dieser Gestalt ein Sinnbild des Lebens, eine Masse Goldes auf, dann aber wird er mit etwas Erde bedeckt und so von einer Feder aufgewogen.

ſeiner Lehre hinfort; er wandelte ſeine Sitte, er ehrte die Menſchen mehr als vorher, er pflegte guter Mäßigung, ließ Kampf und Habſucht ſinken und berichtete ſein Reich herrlich durch 12 Jahre. Seinen Tod erwähnt der Dichter nur mit einem Worte: „Da ward ihm vergeben.“ Von Allem, was er je beſaß, blieben ihm ſieben Fuß Erde, wie dem ärmſten Manne, der je zur Welt gekommen.

Wenn es wahr iſt, daß Alexander nicht ein Eroberer gemeiner Art war, daß ſeine rieſenhaften Plane in einem großen Verbande mit ſeines großen Lehrers Beſtrebungen ſtanden; wenn es wahr iſt, daß das Alterthum groß geworden iſt durch ſein Vertrauen auf menſchliche Kraft und im äußeren Leben, während die neuere chriſtliche Zeit groß ward durch das innere Leben, das ſie erſchloß; wenn es wahr iſt, daß das Alterthum aus eben jener Eigenſchaft in Selbſtſucht eben ſo leicht fallen mußte, wie die chriſtliche Zeit aus eben dieſer in Erſchlaffung und Thatloſigkeit; wenn es wahr iſt, daß Alexander den Uebergang von alter zu neuer Zeit, von jenem zu dieſem Charakter bahnte, ſo ſehen wir auf Einen Blick die ganze Größe dieſer Sagengeſtalt und des Gedichtes, das eben ſie ergriff. Es ſchildert den Charakter des Helden im erſten Theile ganz treu der Geſchichte und faßt ſein Wirken in dem erhabenſten Sinne auf; es ſchildert zugleich das Alterthum und ſeinen Geiſt aufs wahrſte und iſt auf eine wunderbare Weiſe zu eben der Zeit, wo am entſchiedenſten dies äußerlich Thatkräftige, dieſer jugendliche Trotz abgelegt werden ſollte, noch einmal wie zum Scheidegruß als ein Denkmal den erſtorbenen Ideen der alten Welt aufgepflanzt. Das Große, was der Dichter in ſeinem Werke dabei poſitiv thut, iſt durch die Größe, welche in dem liegt, was er vermeidet, aufgewogen. Wir würden zu weitläufig werden, wenn wir Alles, was die Alexanderſage gewöhnlich berichtete, neben den Inhalt dieſes Gedichtes ſtellen wollten, wir werden aber bei Ulrich von Eſchenbach, wo ſie bei uns in Deutſchland ihren höchſten Umfang erreicht hat, kurz hierauf zurückkommen und dort möge der Leſer vergleichen, wie hier mit einer meiſterhaften Sicherheit vermieden oder

verändert iſt, was in der gewöhnlichen Geſtalt der Sage lag und unſerem Dichter oder ſeinem Vorbilde meiſtens bekannt war. Mit dem ganzen Charakter der alten Welt, rüſtiger Thatkraft und Selbſtſucht, ſtimmte bisher der Charakter der germaniſchen Heldenzeit überein. Die Selbſtſucht und die Gierigkeit ſchilderte die Thierſage von Iſegrimm im zwölften Jahrhundert in ihrer thieriſchen Geſtalt; die ganze deutſche edlere Dichterſchaar zieht gegen ſie zu Felde und predigt gegen Geiz und Habgier Mäßigung, gegen Gewaltthat Milde. Darin liegt nichts Großes. Abſtellen und tadeln kann jeder, aber nicht jeder aufbauen. Es drohte die alte Rüſtigkeit draufzugehen unter der milden chriſtlichen Schwärmerei: Lambrecht ehrt alſo dieſe Kraftübung männlich, nur lenkt er ſie nach dem höheren Sinne der chriſtlichen Anſichten. Wir werden ſehen, daß ſich an den Grundgedanken dieſes Gedichtes Wolframs Parzival aufs engſte anſchließt. Auch Dante's Ideen liegen in der nämlichen Reihe mit Wolframs, und führen den Gedanken des Parzival eben ſo weiter, wie der Parzival den des Lambrecht. Dies beweiſt eine Verwandtſchaft dieſer Geiſter und die gemeinſame tiefe Eindringung der herrſchenden Ideen jener Zeiten in alle Länder und Völker. Den Zuſammenhang dieſer Dichtungen hier ſchon darzulegen, iſt noch nicht der Ort, wir kommen darauf bei dem Parzival zurück. Erſt dort werden wir die Bedeutung dieſes Alexandergedichts ganz überſehen.

---

5. Rolandlied vom Pfaffen Konrad.

Im Alexanderliede war das Bild des alten Heroenthums noch einmal in allem Glanze entworfen, das die ruhmvolle That um ihrer ſelbſt willen ſuchte und ehrte; in Karl dem Großen iſt ihm der chriſtliche Held entgegengeſetzt, der, wie wir ſchon oben ſagten, den beſtimmenden Grund zu ſeinen Thaten durch eine höhere Eingebung empfängt

und ſie zu Ehren Gottes und ſeiner Kirche verrichtet. Der Geiſt der Kreuzfahrten, der ſich unter den erſten Eroberern des heiligen Landes kund gab, liegt nirgends in der deutſchen Dichtung ſo unmittelbar und treu ausgeſprochen, wie in dem Gedichte des Pfaffen Konrad von Karls des Großen Thaten in Spanien, von Ganelons Verrath und der Roncevalſchlacht. Die Geſchichte ſelbſt hatte den mächtigen Frankenkönig zum erſten Muſterbilde aller Kreuzfahrer vor allen Kreuzfahrten geſtempelt; Dichtung und Sage thaten dann das ihrige eifrig hinzu. Die poetiſche Geſchichte des großen Kaiſers begann, wie bei Alexander, noch bei ſeinen Lebzeiten; ſeine Hofdichter beſangen ihn ſchon unter ſeinen Augen. Die Geſchichte von Pabſt Leo's Blendung und Zungenentreißung, die Karls Romfahrt und Kaiſerkrönung veranlaßt haben ſollte, wurde von Einhard in ſeiner Lebensgeſchichte Karls (cap. 28) verbreitet, die ſpäter ſelbſt der fabelnde Mönch von St. Gallen nicht einmal wiederholte; von Angilbert war ſie noch bei Karls Leben, mit Wiſſen des Hofes alſo, beſungen worden in dem (allein erhaltenen) dritten Buche eines epiſchen Gedichtes auf den Kaiſer, ſchon mit der Ausſchmückung, daß ein Wunder dem Papſte Geſicht und Sprache wiedergegeben. Um ſo weniger iſt es zu verwundern, wenn ſich Dichtung und Mythe, ſingend und ſagend, der Geſchichte Karls unmittelbar nach ſeinem Ableben bemächtigte. Der Kern der fortgepflanzten poetiſchen Karlſage iſt die Geſchichte von dem Hinterhalte und treuloſen Ueberfalle der Basken, der nach Einhard (cap. 9) den Truchſeß Eggihard, den Pfalzgrafen Anſelm und den Befehlshaber der britiſchen Marke Hruodland das Leben koſtete[335]; es iſt wohl möglich, daß dieſem Unfall in Ronceval (a. 778) ein ähn-

335) An dem geſchichtlichen Grund der Thatſache würde nichts geändert werden, wenn auch der Name Hruodlands, der in den auf deutſchem Boden befindlichen Handſchriften Einhards meiſt fehlt, in die auf romaniſchem Gebiete vorgefundenen eingeſchoben wäre. An den mythiſchen Auslegungen, die im Roland einen Sonnengott Hruodo, in Ganelon den Loke, in der Roncevalſchlacht den Untergang der nordiſchen Götter ſehen und in Rolands Horn Heimdall's Gjallarhorn hören, gehen wir ſelbſtverſtändlich mit Stillſchweigen vorüber.

liches früheres Ereigniß, die Niederlage der Burgunder durch die Basken im Thale Subola (la Saule in den Unterpyrenäen) unter König Dagobert I, eine erhöhte Bedeutung gab, wie die früheren Sarazenenschlachten bei Poitiers und Arles der dichtungsberühmten Schlacht auf Aliscans. Sechs bis sieben Jahrzehnte nach dem Ereigniß in Ronceval sagte der sog. Astronom im Leben Ludwigs des Frommen, er brauche die Namen der dort Gefallenen nicht zu nennen, da sie bekannt seien. Deutet dies auf fränkische Lieder schon in dieser Zeit hin, so läßt sich auf dergleichen auch aus der fortwährend nebenherlaufenden lateinischen Dichtung schließen. Es ist ein carmen de Pippini (Karls vor dem Vater gestorbenen Sohn) victoria avarica (a. 796) noch aus Karls Lebzeit, in einem volksthümlichen Latein, erhalten, dessen religiöse Färbung ganz an die vulgaren kärlingischen Dichtungen erinnert; so klingt auch der pomphafte Ton des französischen Rolandliedes oder der spanischen Romanze bereits in den antikisirenden Elegien des Ermoldus Nigellus auf Ludwig den Frommen (um 826) wieder, bei der Schilderung der Belagerung von Barcelona (799—801), in der auch der gefeierte Wilhelm von Toulouse schon eine Rolle spielt. Noch sicherer läßt uns das Bruchstück eines in Prosa aufgelösten lateinischen Gedichtes[336]), das sich gleichfalls um die Belagerung einer Heidenstadt in Spanien dreht, in dem karolingischen Sagenkreise ein merkwürdiges Seitenstück zu unserm Waltharius, durch die klassische Umkleidung auf Art und Inhalt der Chansons des 10. Jhs. durchblicken: die Gestalten der französischen Geste von Aimeri von Narbonne (13. Jh.), Aimeri's Sohn und Enkel, und der Heidenkönig Borel, der in der Chanson von der Schlacht von Aliscans eine Rolle spielt, treten darin auf. Im Geleite dieser Hindeutungen auf alte Volkslieder gehen dann die Zeugnisse und Berichte aus den mündlich umgetragenen Sagen von Kaiser Karl. Unter Herzog Gerold, seinem Schwager, der 799 im Kriege gegen die Hunnen fiel, hatte ein Krie-

336) Aus einer Haager Hs. in den Mon. SS. 3, 708.

ger Adalbert gedient, deſſen Sohn Werinbert in St. Gallen Lehrer war; der Vater hatte oft einem Knaben, der ſpäter Mönch in St. Gallen und Werinbert's Schüler wurde, von des Kaiſers Kriegsleben, ſein Sohn ihm von deſſen geiſtlichen Thaten und Verdienſten erzählt; aus dieſen Mittheilungen ſchrieb der Mönch 883, als Karl der Kahle St. Gallen beſuchte, auf deſſen Wunſch eine rohe Erzählung nieder[337], deren uns erhaltene Bruchſtücke leider abbrechen, ehe ſie die ſpaniſchen Kriege erreichen. Die ganze Geſchichte Karls iſt hier bereits in die Regionen des Wunderhaften und Poetiſchen hinübergerückt; der Langobardenkrieg iſt ganz fabelhaft geworden; in den Wendenkriegen (II, 2, 12) erſcheint ein Rieſe Eishere, der die Heiden wie Fröſche zu 7—8 an ſeine Lanze ſpießt; bei einem Thiergefechte, in dem ein Löwe einem Stier den Nacken beugt, ſchlägt Pippin allen beiden die Köpfe mit Einem Streiche ab; beſonders aber iſt in der perſönlichen Ausſtattung des Kaiſers das neuſtriſche Pathos der Volksgeſänge vollkommen zu erkennen: der die griechiſchen Geſandten ſtrahlend wie die Sonne empfängt, mit Gold und Steinen geſchmückt, wie von himmliſchen Heerſchaaren umgeben, unter Herzogen gleich Joſua und den alten Gotteshelden der Israeliten, ſo daß ſie mit verſetztem Athem vor ſeinem Glanze zu Boden fallen. Schon ſieht man hier, wo noch kein Gedanke an Kreuzzüge iſt, die Figur des gottgeſalbten Chriſtenhauptes völlig umriſſen, den man zu ſeiner Zeit ſchon mit Salomo verglich und mit Davids Namen benannte. In den Volksgeſängen der Aquitanier muß er von Anfang an in ſeinen Kämpfen mit den Heiden im Lichte eines bewaffneten Heilandes, ſeine Pairs im Glanze ritterlicher Apoſtel erſchienen ſein; alle Heiden, mit welchen der Kaiſer je zu thun gehabt, Avaren, Sachſen, Wiltzen, Basken und Lombarden wandelten ſich in der Sagendichtung in Sarazenen um. Wie dann die Zeiten der Pilgerfahrten nach Jeruſalem kamen, der Vorſpiele der Kreuzzüge, bequemte ſich die Sage von dem mächtigen Gottesſtreiter

337) Mon. 2, 726.

dieſem neuem Zuge des Zeitalters an, wozu die Geſchichte ſelber die Handhaben bot: der Patriarch von Jeruſalem war zu dem mächtigen Chriſtenherrſcher in wiederholte Beziehungen getreten, Harun al Raſchid hatte ihm das h. Grab untergeben; nach dem Mönche von St. Gallen (1, 26) ſollte auch den Kaiſer die Luſt ſchon angewandelt haben, die Schätze des Oſtens mit Byzanz zu theilen, „wenn nur nicht der kleine Abgrund (des Meeres) dazwiſchen wäre." Hundert Jahre ſpäter (um 1000) läßt ihn die Chronik des Mönches Benedict von St. Andreas am Berg Soracte dieſen Meeresgrund bereits überbrücken; er ſammelt eine Flotte „in Traverſus", läßt aber zugleich eine Brücke über die See ſchlagen, da er dann in Jeruſalem perſönlich von Harun die Gewalt über Chriſti Grab und Krippe empfängt. Wieder ein Jahrhundert ſpäter erzählte eine Legende (wahrſcheinlich von dem Kloſter St. Denis ausgegangen, wohin Karl der Kahle die Reliquien, die der große Karl von dem Patriarchen von Jeruſalem erhalten, aus Achen hatte übertragen laſſen), daß auch dieſe Reliquien der Kaiſer ſelbſt von einem wunderbaren Pilger- und Kriegszuge nach Jeruſalem und Konſtantinopel als Geſchenke des byzantiniſchen Kaiſers mitgebracht habe[338]). Dieſe Sage hat in der erſten Hälfte des 12. Jhs. ein Jongleur in einem anglonormanniſchen Gedichte von etwa 900 regelloſen aſſonirten Verſen nicht ſowohl in epiſchem Ernſt erzählt, als im Tone des Fabliau verſpottet[339]). Das kleine Werk ſteht unter den älteſten poetiſchen Urkunden aus dem karolingiſchen Sagenkreiſe in Frankreich ungefähr ebenſo poſſenreißend, wie in Deutſchland der K. Ruother, eben als dort und hier die Kerne der Nationalſagen, das Roland- und das Nibelungenlied in abſchlie-

338) Die älteſte Hſ. dieſer bald als geſchichtlich angeſehenen Legende iſt in der k. k. Bibl. in Paris die von St. Germain des Prés N. 1085.

339) Charlemagne, an anglonorman poem of the 12. century. Ed. Fr. Michel. Lond. 1836. — Vgl. P. Paris, notice sur la chanson de geste, intitulée le Voyage de Charlemagne à Jerusalem etc. in Eberts Jahrbuch für romaniſche und engliſche Lit. 1, 198.

ßende Gestalt gebildet waren oder wurden. Karl zieht, durch eine stachlichte Rede seiner Gattin auf Kaiser Hugo von Konstantinopel eifersüchtig gemacht, nach Jerusalem, wo er von dem Patriarchen jene gefeierten Reliquien von St. Denis erhält, die h. Nägel und die Dornenkrone nicht nur, von denen die lateinische Legende weiß, sondern auch den Bart St. Peters, die Milch Maria's und ihr h. Hemd u. A. In Konstantinopel zu Gast bei dem Kaiser gefällt sich Karl mit seinen Pairs, im Schlafsaal Abends um die Wette aufzuschneiden: Karl will einen doppelt gewaffneten Ritter mit Einem Hiebe, Helm, Halsberge und Pferdeharnisch durchhauen, Rolaud mit des Kaisers Horn alle Stadtthore umblasen, Olivier vermißt sich einer reckenhaften Liebeswaffenthat an des Kaisers Tochter, und selbst Turpin erbietet sich zu einem Kunstreiterstück. Hugo hatte sie belauschen lassen und droht ihnen den Tod, wenn sie nicht wahr machen was sie geprahlt; ein Engel, die gewöhnliche Maschinerie der kärlingischen Sagen, muß ihnen zu Hülfe kommen; der Himmel läßt sich zur Mitschuld an der Windbeutelei seiner Heiligen herab. — Noch, sieht man, weiß diese Legende nur von fern von einem eigentlichen Kriegs- und Eroberungszuge Karls nach dem h. Lande; seit aber die ersten Kreuzfahrer die Wunder des Tages verkündeten, sollte Karls Geist erstanden sein und zum Zuge gegen die Ungläubigen ermahnt haben; alsbald trug man sich mit Erzählungen von seiner Kreuzfahrt[340]; im ältesten Rolandliede ist bereits auf seine Eroberung Konstantinopels angespielt; die Vorstellung griff um sich, daß Er den ersten Kreuzzug gemacht und daß man auf Karls Straße nach dem h. Lande ziehe. Als im 12. Jh. die ersten Kreuzaventiuren in historischen Dichtungen besungen wurden, (deren zwei, die chansons d'Antioche und des chétifs man in jüngeren Umarbeitungen kennt), brauchte Form und Art der karolingischen Gesten nur geradezu darauf übertragen zu werden, da der

340) S. Wilken's Kreuzzüge I, erste Beilage, und Examen de la tradition hist. touchant le voyage de Charlemagne à Jerusalem in den Mém. de l'acad. des Inscriptions. 21, 149.

Geiſt ohnehin vollſtändig entſprach; dem Helden der Zeit, Gottfrid von Bouillon, lieh man dichtend die Geſtalt des großen Kaiſers und eine fabelhafte Geſchichte und Familie, die von Karl hergeleitet ward. Durch zwei Jahrhunderte, durch die ſich die Kämpfe um den Beſitz des heiligen Landes hinzogen, bildete ſich dann die franzöſiſche Epik aus dem Sagenkreiſe Karls und ſeiner Pairs zu jenem ungeheuren Umfang, und, in dem altächten Kerne deſſelben, in jenem zeitdienenden oder zeitbeherrſchenden fromm-kriegeriſchen Sinne dergeſtalt aus, daß der Held wie ein Gemeinbeſitz aller Welt ward, daß dieſe Dichtungen der Mittelpunct aller ritterlichen Epik wurden, in Geſchichte und Chronik übergingen, der Kunſt und allen Kunſtgewerben die beliebteſten Stoffe gaben und mit den wälſchen Arthurſagen weiterhin verbunden die höfiſchen Bildungskreiſe ganz Europa's erfüllten[341]).

Die fränkiſch-karolingiſchen Sagen haben den höheren Geiſt der Poeſie in den romaniſchen Völkern erſt geweckt und die epiſche Form in ein neues Daſein gerufen und dies weſentlich dadurch, daß ſie ihre Wurzeln in den chriſtlich-kriegeriſchen Geiſt ſchlugen, der durch Jahrhunderte die Schickſale der Welt beſtimmte. Wo in der deutſchen Heldenſage die Kämpfe an ſich, um den Vorzug der Waffen und die Stärke des Armes den Mittelpunct bildeten, traten in dem karolingiſchen Epos die Kämpfe um den Vorzug des Glaubens an die Stelle. Und wie ſich Frankreich in den Thatſachen der Geſchichte durch ſeinen warmen Antheil an den Kreuzzügen zum Vorfechter der Chriſtenheit machte, ſo erhielt ſeine Dichtung durch dieſe Aneignung der höchſten Zeitideen die Kraft, die Eroberung der poetiſchen Welt des Mittelalters zu machen. In Spanien, wo man früher eine nationale Feind-

341) Ueber den ganzen Cyclus iſt neuerdings durch die unter Gueſſards Leitung begonnene Ausgabe der Anciens poètes de la France. Paris 1859 ff. und durch verſchiedene, zu ſteigendem Umfang anwachſende literarhiſtoriſche Arbeiten, die ſie begleiten, weitere Ueberſicht und gründlichere Einſicht eröffnet: Ch. d'Héricault, essai sur l'origine de l'épopée franç. 1859. Gaston Paris, hist. poétique de Charlemagne. 1865. Léon Gautier, les épopées franc. 1865. Bis jetzt drei Bände. P. Meyer, Recherses sur l'épopée français. Paris 1867.

ſchaft gegen den Kaiſer hegte und in den Romanzen von Bernard del Carpio dieſen Volkshelden mit Marſil den Ruhm des Sieges in Roncesval theilen ließ, überwand der Glanz der Karlsſage mit der Zeit dieſen Gegenſatz dennoch. In Italien wurden im 14. Jh. die Geſänge von Roland, von Aspremont u. A. in einem italianiſirten Franzöſiſch eingeführt wie in ein verwandtes Volk; die Compilation der entrée en Espagne (14. Jh.) ward in franzöſiſcher Sprache von einem Italiener, Nicolaus von Padua, verfaßt; dann folgten ſeit den reali di francia (14. Jh.) die Aneignungen in italieniſcher Sprache; ſie gipfelten in den weltberühmten Dichtungen der Pulci und Bojardo, der Aretin und Arioſto, die in ihren Stoffen den franzöſiſchen Vorbildern durchweg verſchuldet ſind. So beginnt auch in England die Einbürgerung mit einer blos angliſirten Chanſon von Horn (ed. Fr. Michel,) worauf im 13./14. Jh. eine Anzahl einzelner Epopöen kärlingiſcher Sagen nachfolgten. In Norwegen ließ König Hakon der Alte (1217—63) eine Menge fremder Dichtungen, darunter eine Reihe karolingiſcher, vor Allem die große Karlamagnus-Saga (ed. Unger Chriſt. 1860) in isländiſche Proſa überſetzen, aus der ſie ſpäter ins Schwediſche und abgekürzt ins Däniſche überging[342]). Die Niederlande, werden wir ſpäter ſehen, wurden von treuen vlämiſchen Nachahmungen der franzöſiſchen Originaldichtungen dieſes Sagenkreiſes dermaßen überſchwemmt, daß man ſie ausnahmslos übertragen glauben möchte. Was Deutſchland angeht, ſo iſt die Frage aufgeworfen und ſtreitig beantwortet, von Franzoſen mitunter bejaht von Deutſchen verneint worden, ob nicht die älteſten Lieder über die Sarazenenkämpfe in Spanien und Aquitanien noch wie das Ludwigslied in Karls eigener fränkiſcher Sprache geſungen worden ſeien: äußerlich ſpricht dafür, daß die durchgreifende Sprachſcheidung erſt ſeit der Trennung der Reiche im 9. Jh. Statt fand, bei der in den berühmten, in

342) Vgl. G. Paris in der Bibl. de l'école des Chartes. Série V. tom. 5, 89. und VI, 1, 1.

Nithard's Geſchichtsbüchern aufbewahrten Eiden das weſtfränkiſch-romaniſche Idiom noch im erſten Keim der Entwickelung zur Nationalſprache erſcheint; innerlich, daß die älteſt erhaltenen franzöſiſchen Lieder ſelbſt, was auch die neueren franzöſiſchen Forſcher (z. Th. nach früher abweichender Meinung) nun alle zugeben, nach ihrem poetiſchen, ethiſchen, ethniſchen Geiſte, in Namen Sitten Recht und Kriegsweſen durchweg deutſch befunden werden. Aber was dergleichen beſtanden haben mochte, mußte auf franzöſiſchem wie deutſchem Boden frühe verſchollen ſein, wenn es auf dieſen je herübergeſchollen war. Im Norden mußten Karls Sachſenkriege, wie in Spanien ſeine dortigen Eroberungen, feindliche Eindrücke hinterlaſſen haben; in Neuſtrien haben ſich poetiſche Sagen von Guytequin in willkürlichen Erdichtungen fortgepflanzt[343]; auch in Deutſchland war die Sage thätig in dieſen Stoffen: das Leben der h. Mathilde (10. Jh.) erzählt, wie die ſächſiſchen Kriege durch einen Zweikampf Karls mit Witukind entſchieden worden ſeien; aber zur poetiſchen Fortbildung konnten dieſe Erinnerungen eines großen nationalen Zwieſpalts nicht reizen. Sonſt war der große Mann in Deutſchland, wie ſchon aus dem ſprichwörtlichen Andenken hervorgeht in dem ſein Recht und ſeine Herrſchaft blieb, in gutem Gedächtniſſe; vielerlei knüpfte ſich in der Ueberlieferung an ſeinen Namen an; fremdartige Dichtungen wie Ruother ſuchten genealogiſche Verbindungen mit ihm; jede gute Einrichtung, deren Urſprung im Dunkel lag, ward ihm zugeſchrieben, und von Karls Recht, Maaß, Lot und Buch ſang und erzählte die Dichtung. Jede alte und neue Lieblingsanekdote, wie in Karl und Elegaſt, wie in dem Meiſtergeſange von Karls Recht[344], in vielen Novellen und Fabliaux zu ſehen iſt, wurde auf ihn zurückgeführt. Aber das Alles blieb theils in mündlicher Ueberlieferung ſtecken, theils erſtickte es in vereinzelten zerſtreuten Dichtungen, ohne zu epiſcher Fülle

343) In der chanson des Saxons von Jean Bodel. ed. Fr. Michel 1839.
344) S. Docen im altd. Muſ. 2, 279. Grimm ebd. 226.

auszuwachſen. Die Kaiſerchronik enthält verſchiedene karolingiſche Sagenelemente und weiß auch (V. 15088) von „anderen Liedern“ über Karl, womit ſicherlich deutſche Dichtung, wenn nicht das Rolandlied vom Pfaffen Konrad ſelber gemeint iſt, das gleichzeitig mit ihr entſtand, wenn nicht von gleichem Orte ausgegangen iſt. Denn nun allerdings, gegen die Mitte des 12. Jhs., da die Kreuzbegeiſterung auch in Deutſchland eindrang, da man ſich den Zeiten näherte, wo Karls großer Nachahmer Friedrich I die Beſtrebungen ſeines Vorbildes wieder aufnahm und ihn 1164 durch den Gegenpabſt Paſchalis III heilig ſprechen ließ, nun da in Deutſchland ſchon die epiſche Dichtung, zuerſt in den bibliſchen Stoffen, in Aufnahme gekommen war, und Lambrecht die Alexanderſage in ihrer ſinnigſten Ueberlieferung eingeführt hatte, da man nun auch den Weg zur Ausgeſtaltung der heimiſchen Heldenſage betrat, nun wäre die franzöſiſche Karlſage unter aller Bedingung nach Deutſchland herübergedrungen, auch wenn Deutſchland nie eine Beziehung zu dem Heldenkaiſer gehabt hätte.

Die Sage von der Roncevalſchlacht ward in Frankreich frühe in den Geſängen der Jongleurs umgetragen; ſie erhielt dann im 11. Jh. in der lateiniſchen Proſa, die unter dem falſchen Namen Turpins, (Erzb. von Rheims im 8. Jh.) auftrat, und dann in dem franzöſiſchen Rolandlied ſchriftliche Abfaſſung. Beide Werke laſſen uns auf die Einflüſſe des Geiſtes der Zeiten, in denen ſie entſtanden ſind, durchblicken, und ziehen uns dadurch beſonders zur Vergleichung mit dem deutſchen Gedichte unſers Pfaffen Konrad an, deſſen Färbung von jedem der beiden fremden Werke verſchieden iſt. Die franzöſiſchen Forſcher ſind, wie ſehr auch ſonſt in Zwiſt verfallen, doch darin zum größeren Theile einig, daß ſie den älteſten Text des Rolandliedes ins 11. Jh. ſetzen[345]; die normanniſchen Sprachformen, der zehnſilbige aſſonirende Vers, der in Frankreich vor dem Alexandriner das älteſte

345) Gautier, der ihn einmal wie Diez und Magnin (Journal des Savans 1852. Sept.) in den Anfang des 12. Jh. ſetzt, ſchreibt doch 2, 390 wieder: Ende des 11. Jhs.

epiſche Maaß war, Alles begünſtigt dieſe Annahme. Unter den franzöſiſchen Herausgebern des Rolandliedes gefällt ſich daher Génin in dem Glauben, daß das Rolandlied, das Taillefer 1066 nach der Erzählung des roman de Rou von Wace vor der Schlacht bei Haſtings zur Ermuthigung der Normannen geſungen haben ſollte, nichts anderes geweſen ſei, als ein Theil des Gedichtes, das wir noch heute leſen. Génin ſuchte es ſogar wahrſcheinlich zu machen, daß der Dichter[346]) einerlei Perſon ſei mit Theroulde, dem Erzieher Wilhelms des Eroberers, dem Vater eines vielgenannten Abtes Theroulde von Peterborough, der zwei Jahre vor Urban's Kreuzpredigten ſtarb. Wahr iſt es, daß die älteſten Nachrichten von einem geſchriebenen franzöſiſchen Roncevallied auf Peterborough weiſen, daß die älteſte Handſchrift (nach Gueſſard aus dem 12. Jh.) in England (Oxford) ſich vorfindet[347]), daß ſich Turold ſchon durch ſeinen Preis der Tapferkeit der Normannen als ihren Landsmann verräth. Und wahr iſt ferner, daß das franzöſiſche Lied noch von einer zu weltlichen Färbung iſt, als daß es nicht vor den Kreuzzügen niedergeſchrieben ſein müßte. Ohne gehäufte Abenteuer, einheitlich mit Einem Gegenſtande (Rolands Tod durch Ganelons Verrath und die Rache an dem Verräther und an den Sarazenen) beſchäftigt, urſprünglich, einfältig, ohne mährchenhafte und phantaſtiſche Beſtandtheile, eine naive kunſt- und anſpruchloſe Naturdichtung ohne redneriſchen Schmuck iſt das Lied durch und durch kriegeriſch gefärbt, von den Leidenſchaften der Tapferkeit, der Grauſamkeit, Großmuth, Verrätherei und Rachſucht erfüllt, der Dichter, wie Alberich, von der ſchlichten Art der älteſten epiſchen Schule, auf die ein ſpäterer Ueberarbeiter der Chanſon von Ogier

346) Auf deſſen Spur der Schlußvers weist Ci falt la geste que Turoldus declinet, in dem Andere aber nur einen Abſchreiber genannt glauben.

347) Herausgeg. von Fr. Michel 1837; von F. Génin 1850; am beſten von Th. Müller, Göttingen 1851. 1863. Deutſch in A. Keller's Altfranz. Sagen. 1839. I. Von W. Hertz. Stuttg. 1862. Von den Ueberſetzungen ins Neufranzöſiſche iſt die vorzüglichſte die von Ad. d'Avril, Chanson du Roland. ed. 2. Paris 1866. in reimloſen zehnſilbigen Verſen.

ſtichelte: ſie hätten einen Schild zur Geige und ein Schwert zum Fidelbogen gehabt. Der durchgehende Stolz auf das „ſüße Frankreich“ ſpricht mehr vaterländiſchen als kreuzritterlichen Geiſt aus; obgleich die Helden durchweg von dem Muthe chriſtlicher Gottesritter durchdrungen erſcheinen, denen Turpin, wenn ſie fallen, die Krone der Märtyrer und den Sitz im Paradieſe verheißt. Entſchiedener tritt erſt in den ſpäteren franzöſiſchen Ueberarbeitungen der Chriſtenname an die Stelle des Frankennamens und der nationale Geiſt weicht dem religiöſen[348]). Selbſt in dem bombaſtiſchen Pſeudoturpin[349]), der die Rolandſage latiniſirte, ſteht der chriſtliche Kriegseifer noch ganz gegen Spanien und der Geiſt der eigentlichen Kreuzzüge iſt darin trotz aller bibliſchen Weisheit und theologiſchen Myſtik, die darin ausgelegt iſt, noch nicht zu finden; obgleich das Glück, das dies Buch gemacht hat, damit zuſammenhängt, daß es bald nach dem Ausbruch der Kreuzkriege erſchien und in einem gut geiſtlichen Sinne, vielleicht zu einem ſchlimm pfäffiſchen Zwecke geſchrieben war. In der berüchtigten Chronik hat die urſprüngliche erſte Unterlage[350]), die nur die erſten fünf Capitel umfaßt, zur Karlsſage noch kaum eine Beziehung; von ihren Helden allen iſt außer Karl nur Turpin, nur Einmal gelegentlich erwähnt[351]). Dieſer älteſte Kern des Buches iſt zu Ehren und zur Förderung der Pilgerfahrten zu St. Jago in Compoſtela von einem ſpaniſchen Geiſtlichen im 11. Jh. geſchrieben; denſelben Zweck hat auch die erweiterte Geſtalt, in der das Buch durch die Aufnahme der Volksdichtung von Karls ſpaniſchem Kriegszuge ſeine großen Erfolge

348) So in der von Bourdillon herausgegebenen, ihm eigen gehörigen jüngeren (ſog. Verſailler) Handſchrift, die er freilich (le poëme de Roncevaux, traduit du roman en français. 1840) für die älteſte erklärt. Ganz kürzlich hat auch Fr. Michel den jüngeren Text herausgegeben.

349) Ed. Ciampi. Flor. 1822. Und von de Reiffenberg im 2. Th. ſeiner Chronique de Phil. Mouskes. p. 489 ff.

350) Vgl. De Pseudo-Turpino disseruit Gaston Paris. Paris 1865.

351) Der Name Turpins iſt auch ſpäter in dem erweiterten Werke, in dem proſaiſchen Originale wie in der alten hexametriſchen Bearbeitung im Karolellus (ed. Merzdorf. Old. 1855) nur in der loſeſten Weiſe angeknüpft.

machte, die (vor 1121) von Vienne ausging[352]). Hier war Guy von Burgund bis 1119, wo er als Callxt II den päbſtlichen Stuhl beſtieg, Erzbiſchof; ſein Bruder Raimund war Graf von Galizien: daher ward die Erhöhung der Kirche von Compoſtela zur Familienpolitik dieſes Hauſes, die auch dem Pſeudoturpin ſeine Entſtehung gab. Calixt erhöhte 1121 St. Jago zur erzbiſchöflichen Metropole von Spanien; dieß Ereigniß ward in dem Buche vorbereitet: im 20. Cap. der Chronik läßt der Verfaſſer den Kaiſer Karl in St. Jago einen apoſtoliſchen Sitz errichten, das ganze ſpaniſche Land dieſer Kirche unterwerfen und jedem Haus in Spanien eine Abgabe an dieſelbe auflegen. Wir verweilen auf dieſer Entſtehungsgeſchichte der Turpinſchen Chronik darum ſo lange, weil die Analogie ſehr merkwürdig iſt, wie hier die eigenſüchtige Fürſorge eines mächtigen Kirchenfürſten den dichteriſchen Cultus des Helden der karolingiſchen Sage zur höchſten Blüte zu treiben geholfen hätte, genau ſo, wie zum Frommen ſeiner Kirche ein deutſcher Biſchof die Fortbildung der Nibelungenſage in ſeine Pflege genommen hatte, oder wie, ungefähr gleichzeitig, die Politik wallfiſcher Häuptlinge dazu mithalf, den Namen Arthurs zu erhöhtem Glanze zu treiben.

Wie dem aber ſei, das Rolandlied unſeres Pfaffen Konrad[353]) hat weder den pfäffiſchen Anſtrich des lateiniſchen Turpin, noch den vaterländiſch-fränkiſchen des franzöſiſchen Liedes von Theroulde: es iſt ganz durchglüht von dem Geiſte der Kreuzzüge; es iſt zu der Zeit gedichtet, da die dauernde Begründung des Königreichs Jeruſalem die begeiſterte Theilnahme der ganzen Chriſtenwelt dem h. Lande zukehrte. Der Dichter überſetzte ſein Werk aus dem Franzöſiſchen erſt ins Lateiniſche, dann ins Deutſche; aus gelegentlichen Misverſtändniſſen erkennt man, daß er wie die meiſten auch unſerer ſpäteren Ueberſetzerdichter des Franzöſiſchen nicht gründlich kundig

352) Eine zweite Ueberarbeitung ging ſpäter 1165—83 von St. Denis aus mit neuen Einſchaltungen im Intereſſe dieſes Kloſters.

353) Ruolandes liet. ed. W. Grimm. 1838.

war: er machte an einer Stelle aus einem schattengewährenden Baume aiglenter Adler (aigles), die abgerichtet waren Schatten zu machen. Er schrieb sein Buch im Dienste des „Herzogs Heinrich", der ihm das französische Original auf Wunsch seiner Gemahlin, „eines reichen Königes Kind", verschaffte. Diesen Herzog, von dem Konrad spricht wie der Annalist Saxo von Kaiser Lothar und dessen glücklichen Friedenszeiten, dem er allen Sieg, alle Ehren und Tugenden zuschreibt, den er mit David zu vergleichen mehr als jeden andern würdig findet und dem er das Verdienst der Heidenbekehrung angeerbt nennt (V. 4623 ff.), bezog man früher auf Heinrich den Löwen; es ist nun [354]) die herrschende Ansicht, daß Herzog Heinrich der Stolze von Baiern der Dienstherr Konrads war und daß sein Werk vor dessen Tode 1139 und sicherlich wohl auch vor seiner Belehnung mit Sachsen 1137 gedichtet ist. Die Sprache des Gedichts fügt sich dieser Ansicht eben so wohl wie die Charakteristik seines Veranlassers. Von einem bairischen Herzog läßt sich der Ruhm der überkommenen Heidenbekehrung verstehen. Die Bezeichnung „eines reichen Königes Kind" paßt auf Lothars Erbtochter Gertrude, mit der sich Heinrich der Stolze 1127 vermählte, vollkommen; die Benennung des Kaisers als König muß nicht stören, auch Helmold nennt ihn so noch nach seiner Krönung. Der Herzog hatte im Reiche unter Lothar die höchste Würde und Macht; im Inneren Friede zu erhalten und Ordnung, war er (was zu Konrads Preise seiner Treue wohl stimmt) seines Schwiegervaters verläßigste Hülfe, der in ihm den Erben des Reiches und gleichsam seinen Sohn sah [355]); auch die Betonung seiner Sieghaftigkeit begreift sich, wenn man sie in der Zeit geschrieben denkt, da Lothar mit Heinrichs Hülfe den Widerstand seiner starken Gegner, der Staufen, brach. Nach diesem Siege stellte Innocenz II 1136 den Kaiser, von dem er wußte daß er Heinrich zu seinem Nachfolger

354) Nach O. Schade's Vorgang in Veterum Monumentorum theotiscorum decas. Vimar. 1860. p. 63 ff.

355) Vgl. Jaffé's Lothar p. 119.

wünſchte, in einem Briefe mit David zuſammen, mahnend auf deſſen Wegen fortzuwandeln, damit er ein Davidiſches Kaiſerthum und ein Salomoniſches Königthum erlange: damit wäre man ſelbſt dem auffallendſten Preiſe Konrads, der Vergleichung Heinrichs mit David, nahe genug gekommen.

Das Verhältniß von Konrads Werke zu ſeiner Quelle iſt nicht beſtimmt anzugeben. Seine Ueberſetzung nähert ſich dem Texte der Oxforder Handſchrift am meiſten; in der That aber iſt keiner der erhaltenen älteren Texte ſeine unmittelbare Vorlage, wie wohl ſich ſtellenweiſe ſolche Annäherungen finden [356], die ſich zur Textkritik der franzöſiſchen Dichtungen brauchbar erweiſen. Von den Zugaben der ſpäteren franzöſiſchen Ueberarbeitungen iſt bei Konrad, ein weiterer Beweis für ſein Alter, nichts zu finden. Daß keine von allen Geſtaltungen der Dichtung der anderen völlig gleicht, beweiſt die volksmäßige Verbreitung, wie die mannichfaltige dichteriſche Umgeſtaltung der Sage. Die franzöſiſchen Chanſons ſind in jenen gleichreimigen oder vielmehr gleich aſſonirenden, in Verszahl ungleichen Strophen oder Tiraden (in der alten Sprache „Verſe" oder Koppeln, laisses, genannt) verfaßt, die den leichtreimenden romaniſchen Sprachen ſo nahe lagen, daß ſie ſich ſchon in lateiniſchen Gedichten des 3. Jh. einſtellten; es iſt eine Form, die dem urſprünglichen muſikaliſchen Vortrage, wie der rhapſodiſchen Entſtehung dieſer Geſänge gleich gerecht iſt. Monin [357] und Fauriel haben in der Zuſammenſtellung dieſer Tiraden auf viele Wiederholungen und Veränderungen einzelner Situationen aufmerkſam gemacht, die es deutlich zeigen, wie die Abweichungen verſchiedener Lieder Eingang fanden, wo man dann das Aeltere und Einfachere unterſcheiden kann. Man hat eine Strophe (vom Tod der ſchönen Aude) ausgefunden, die ohne Vorbereitung in dem Vorausgegangenen, ohne Beziehungen zu dem Folgenden, ein ganz

356) Vgl. in Müller's Ausgabe zu V. 202.

357) Dissertation sur le roman de Roncevaux. 1832.

ſelbſtändiges Ganzes bildet. Mehrmals wiederholen ſich gewiſſe Couplets unter kleinen Veränderungen des Inhalts, was Fauriel für Einſchiebungen, P. Paris für Varianten zur Wahl des Vortragenden hielt; es ſind wohl nur urſprünglich verſchiedene, in der mündlichen Ueberlieferung variirte Geſänge, deren Zuſammenſtellung man bei der Compoſition der größeren Geſte zu epiſcher Wirkung wohlgeeignet fand. Selbſt in unſerem Konrad iſt an einzelnen Stellen das Romanzenartige noch ſo deutlich, daß die rhapſodiſche Geſtalt auch in ihm noch durchſcheint.

Das fränkiſche Epos ruhte auf einer großen geſchichtlichen Grundlage; bei Konrad aber iſt es nichts Nationales mehr, um das es ſich handelt, ſondern ein Allgemeines; es ſind keine Stämme, die handelnd ſich gegenüber erſcheinen, ſondern Religionsſecten; es iſt nicht mehr das einfache Leben ſelbſt, was aus dem einfachen Gang der Verhältniſſe die Thaten und Handlungen der Menſchen entſtehen läßt; die einfache kriegeriſche Färbung des franzöſiſchen Rolandliedes iſt in eine kreuzritterliche umgewandelt; es iſt Gott, der hier ſeinen Menſchen zu handeln vorſchreibt; es iſt eine göttliche Maſchinerie an der Stelle der Verwickelungen, die ſich bei den Griechen die Menſchen ſelbſt auch gegen das Schickſal ſchaffen, es ſind Ideen, welche die Handlungen der Menſchen beſtimmen, den Trieb leiten, die Leidenſchaft mäßigen und das Wollen über das Thun ſtellen. Das Reich des Gedankens, der ſittlichen Geſinnung, des religiöſen Glaubens beginnt ſich hier zu öffnen, und jene Dichtkunſt, die mit göttlicher Unparteilichkeit ihren Glanz über Feinde und Freunde breitet, die jeder Geſtalt des Lebens befreundet iſt und ſich der vollkommenſten Menſchlichkeit mehr freut, als der halben Göttlichkeit, trit in den Hintergrund. Und gerade dies, was dieſe Gedichte jenen Zeiten ſo werthvoll machte, das raubte ihnen den allgemeineren Werth, den die Nibelungen gegen die Karlsſage behaupten. Was dieſe an Geſchloſſenheit, an gleichem Guß, an gehaltenem Ton vor jenen voraus hat, das überbieten jene an weitem Intereſſe und an großartiger Wirkung.

Es koſtet nur einen Blick, um einzuſehen, wie ganz aus Einem Geiſte entſproſſen das Rolandlied von Konrad iſt, und wie das, was der letzte Dichter hier hinzuthun durfte, durchaus von dieſem ſiegreichen, jeder Willkür widerſtrebenden Charakter der Zeit beſtimmt und eingeſchränkt werden mußte. Fand ſich der lateiniſche Dichter des Walther von Aquitanien verſucht, der deutſchen Sage die Haltung des antiken heroiſchen Epos aufzudrücken, ſo entlieh jetzt Konrad oder ſein unmittelbarer Vorgänger Stil und Vortrag aus dem alten Teſtamente; es trit in das epiſche Gedicht der prophetiſche und andächtige Schwung der Pſalmen.

Das Gedicht beginnt mit einem kurzen Anruf an Gott, daß er dem Dichter verleihen möge, Wahrheit zu künden von Kaiſer Karl, wie er durch ſeine Siege über die Heidenſchaft das Gottesreich gewann. Da der Gottesdienſtmann vernahm, wie in Spanien ſündliche Abgötterei herrſchend war, nahm er ſich den Zuſtand der Heiden zu Herzen, und ein Engel des Herrn erſcheint ſeinem fleiſchlichen Auge und beruft ihn im Namen Gottes zu dem Werke der Heidenbekehrung. Der Kaiſer verſammelt die zwölf weiſen und tugendlichen Pfleger ſeines Heeres, die reinen und keuſchen Helden, die ihren Leib feil trugen um ihrer Seele willen, die nichts mehr begehrten, als für Gott zu ſterben und das Himmelreich mit dem Märtyrerthum zu erlangen. Der Kaiſer hält ihnen eine Rede, in der er ihnen ſeinen Entſchluß mittheilt, die Heidenſchaft zu zerſtören und die Chriſtenheit zu mehren. Es iſt der Ton der Bibel in dem er predigt, daß ihrem Dienſt für Gott und ihrem Tode für Gott die königliche Krone in der Märtyrer Chor bereitet ſei, die wie der Morgenſtern leuchtet. Die Großen erklären ſich bereit, Freie und Eigne ſtrömen zuſammen und zeichnen ſich mit Kreuzen. Der Kaiſer ermahnt die Verſammelten im Stile des bewaffneten Propheten, auch der Erzbiſchof Turpin redet in Davids Sprüchen zu ihnen, einer der Zwölfe, „die nicht Feuer noch Schwert fürchten, die Gott gewährt hat weß ſie an ihn begehrten, dieweil ſie hier lebten; die als Märtyrer geſtorben zum Himmel

emporgestiegen sind, wo sie nun fröhlich leben mögen als Rathgeber; das haben sie um Gott verdient, daß sie fürder sorgenlos leben". Dem frommen Kreuzheer wird der Stolz der Heiden entgegengesetzt, „die großen Uebermuth führten, wie stets der Unselige thut." In ihrem Rathe wird jedoch beschlossen, Friedensboten an Karl zu senden und sich dem Christenthume zu fügen. Diese Gesandten, als sie ins Christenland herabstiegen, finden ein Paradies voll Freuden, die Felder glänzend wie golden, in einem Baumgarten wilde Thiere im Gefecht, und die Frohnkämpen spielend mit Saitenspiel, Gesang und Waffen, und Frauen im Schmuck der Gewande und des Geschmeides. Salomon allein konnte sich mit Karl vergleichen. Wie die Boten ihm nahen, erkennen sie ihn, da er am Schachbret sitzt, ohne Fragen, am Glanze seiner Augen, deren Feuer sie so wenig ertragen konnten, wie die Mittagssonne. Jedes Wort, das zu seinem Preise gesagt wird (23, 5 ff.), stempelt ihn hier, wie auch die ganz übereinstimmende Ansicht in der Kaiserchronik, zum Apostel und Propheten. Die Gesandten bringen ihr Anliegen an, der Kaiser ist geneigt um des Zeichens der Palme willen, das sie führen, wie der Heiland da er in Jerusalem einzog, ihre Anträge anzunehmen; im Rathe der Zwölfe aber ist Zwiespalt darüber, Turpin widerräth, der alte Bischof Johannes hat Lust zum Apostel- und Märtyreramt. Bei diesen Berathungen sieht man in dem deutschen Texte auf die Wiederholungen doppelter Lieder durch, obwohl das, was hier unter Abweichungen wiederkehrt, wohl verknüpft ist. Der altehrwürdige Johannes mit seinen grauen Locken, der auf Krücken lehnt, räth Gesandte an Marsils Hof zu schicken, die sich von dessen wahren Absichten unterrichten sollen. Roland, Olivier, Turpin erbieten sich sogleich und werden abgewiesen, ganz in dem selbstherrschenden Tone des gestrengen Kaisers, der von seinem plötzlich aufbrausenden Unwillen keine Rechenschaft gibt, der seinen Willen errathen haben will, der schon alle Anlage zu jenen ritterlichen Launen hat, die in den spanischen Romanzen so ins Extrem getrieben sind. Das Auffallende, das Feierliche und

Pomphafte iſt überall geſucht, um den Helden allezeit in einem ungewöhnlichen Lichte zu zeigen; darum ſind ihm jene feurigen Augen geliehen, jenes tiefſinnige Senken des Hauptes, jenes Streichen des Bartes, jenes Runzeln der Brauen u. dergl. mehr, auch an Stellen, wo nichts Weſentliches dieſe theatraliſchen Manieren erfordert. Roland ſchlägt dann ſeinen Stiefvater Ganelon vor, zu deſſen eigenem Verdruß, Karl ſtimmt dazu, und überreicht ihm den Handſchuh, den dieſer zu Aller Unwillen fallen läßt. Der Charakter des Ganelon iſt, wie der des Keye in den Arthurſagen, das Meiſterſtück in dieſem Gedichte, in dem überhaupt noch alle Geſtalten jene volksmäßige, plaſtiſche Feſtigkeit haben, die durch lange Zeiten durchdauerte und die verſchiedenſten Nachahmer, ſo Uhland in ſeinen Romanzen wie Calderon in ſeinen Dramen, nicht fehl gehen ließ. Angſt, Zaghaftigkeit, Scham, Groll und der aus allem dieſem entſpringende Verrath, den er auf ſeiner verhaßten Geſandtſchaft mit Marſil gegen Roland anzettelt, iſt in langer Erzählung mit ächt epiſcher Ausführlichkeit und großer pſychologiſcher Wahrheit gezeichnet. Ueberraſchend iſt dabei der ächt heroiſche Zug, der auch in Homers Helden begegnet, daß es mehr die von der Einbildung vorgeſpiegelte Gefahr iſt, die Ganelon furchtſam und feige macht; als er an Marſils Hof ſeine Botſchaft beſtellt und dieſer zornig mit dem Stabe nach ihm ſchlägt, greift er ans Schwert und zeigt ſich als tüchtiger Rittersmann, und wie er dann wieder vor den König beſchieden wird, finden ihn die Herren und Fürſten, die nach ihm gehen, unter einem Baume mit ſo ſcheugebietendem Antlitz, daß ſie nie einen furchtbareren Mann geſehen. Dieſer ganze Vorfall erklärt auf eine vortreffliche Art die Verſöhnung Marſils mit ihm, die Geſchenke, mit denen er ihn nun überhäuft, und den Verrath, der nun geſponnen wird; das Benehmen Ganelon's aber zeigt ihn, wie Homer's Paris, auch in ſeiner Verworfenheit noch als einen Helden. Sein Verrath wird mit dem des Judas verglichen, der den Heiland opferte; verkaufte Judas ihn allein um wenige Pfennige, ſo verkaufte Ganelon viele herrliche Chriſten um eine große Laſt

Goldes; der Teufel bethörte ihn, ſeinem Haſſe und der Beſtechung nachzugeben, und der in der äußeren Erſcheinung herrliche Mann ward gleich dem Baume, der außen grün und innen verdorrt, außen voll und innen hohl und wurmſtichig iſt; er ward der Verräther, von dem David ſagt: er hat ſeine Zunge gewetzt und meine Feinde auf mich gehetzet (78, 11). Ganelon kommt dann zurück, bringt von Marſil eine täuſchende Botſchaft, und das Land Hiſpanien ſoll ihm um ſeiner Verdienſte willen verliehen werden, allein er lehnt dieſe Ehre und Würde auf Roland heimtückiſch ab. In der Nacht hat Karl ſchwere und ahnungsvolle Träume für ſeinen theuern Neffen; doch wird Roland zum König von Hiſpanien gekrönt. Ueberall erſcheint auch dieſer wie ein Frohnbote, wie Karls auserwähltes Rüſtzeug. Engel haben ihm ſein wunderbares Horn und ſein Schwert verliehen, und als bei ſeiner Belehnung ſeine Lanze dreimal in einen Stein eindringt, ward offenbar, daß er mit Gottes Gnade behaftet ſei. Wie Kreuzheiden ziehen Roland und ſeine Geſellen nach Spanien ab, um keines anderen Gewinnes willen, als um Gottes Liebe. Hier nun treffen ſie auf das heidniſche Heer, das ihnen in Folge von Ganelons Verrätherei den Untergang bereiten ſoll. Die Helden erheben ſich zu Gott mit Pſalmen und Singen, mit Beichte und Glauben, mit thränenden Augen und großer Demuth, ſie labten die Seele mit dem heiligen Brode und Blute zum ewigen Leben und rüſteten ſich froh wie die Bräutigame, ächte Gotteskinder, die die Welt verſchmähten, die das reine Opfer brachten, als ſie das Kreuz nahmen und zum Tode eilten, um das Gottesreich zu erkaufen. Jetzt, wo die Heidenfürſten nach einander auftreten, um dem Marſil ihre Dienſte gegen Roland anzubieten, und von ihm ihren Beſcheid erhalten, hört man wieder den Vortrag der Romanze und gewahrt die lockere Verbindung; und ebenſo ſtehen die folgenden Kämpfe außer allem ſtrengeren Verband unter einander. Jedesmal wo eine Schaar Mauren und Chriſten, wo ein heidniſcher Fürſt einem der Paladine entgegengeſtellt wird, wird wie in Aeſchylos Sieben vor Theben gegeneinandergeſetzt

die fromme Demuth des Einen und die Hoffahrt des Andern, und der Sieg deſſen, der um Seele und Himmelreich ſtreitet über den, der um Ehre und Irdiſches kämpft, eingeleitet. Die Heldenſprache der Nibelungen und des Lambrecht klingt häufig in dieſer Schlachtbeſchreibung an; Alles athmet noch jene alte Kraft und Männlichkeit, und es ſteht dem ritterlichen Geprahl und dem altnordiſchen Kernſpaß dieſer Helden wohl an, wenn ihnen aus der Bibel manche Ausdrücke geliehen ſind, wenn Roland die Feinde zu ſeinem Fußſchemel machen will und dergleichen. Es fehlt nicht an Beredtſamkeit bei aller Einfalt, denn man ſieht dem Dichter die Begeiſterung ab, mit der er an der Sache hängt. Man merkt, daß er nicht aus Büchern fremde Zuſtände ſchildert; man hört, daß eine Zeit redet von Thaten, von denen ſie erfüllt iſt, und von Geſinnungen und Empfindungen, die minder Räthſel waren, als jene dunkeln Liebesgefühle, für die das eigne Innere langſam eine Sprache erſchaffen mußte, während für jene frommen und heiligen Gedanken der Pſalm und die Evangelien den einfachſten, den treueſten, den ewig gültigen Ausdruck liehen. Im wüthendſten Kampfe mit den Heiden ſchmilzt nun die chriſtliche Schaar und Roland weigert ſich nicht länger ſein Horn zu blaſen, was er vorher zu thun verſchmäht hatte. Auf Tagesweite hört Karl den Nothruf, ahnt ſeine Bedeutung, läßt Ganelon binden und reitet zu Hülfe. Oliver wird ſchwer verwundet, eine Zeit lang kämpft er noch, dann vergehen ihm die Augen, er unterſcheidet nichts mehr, hört nur noch Roland neben ſich und ſagt ihm Lebewohl. Eine herrliche und ergreifende Stelle, die nur durch die folgenden Uebertreibungen wieder wirkungslos gemacht wird. Roland übernimmt der Schmerz, er ändert die Farbe und läßt das Haupt auf den Sattel ſinken; nur Turpin's Noth weckt ihn wieder; die Kraft dieſer Kämpfer iſt wie die eines Samſon rieſenmäßig übertrieben. Nach einander fallen denn auch die letzten, und Roland. Da er von der Welt ſchied, ward am Himmel ein Licht, und ein Erdbeben folgte mit Donner und Himmelzeichen, die Winde fällten die Bäume, der Sonne Licht erloſch und

der Tag ward finster wie die Nacht, die Sterne gingen auf, Schiffe gingen unter, Thürme und Paläste stürzten ein, und es schien als ob das jüngste Gericht hereinbrechen wolle. Ein späterer Umarbeiter Konrads, der Stricker, der hier schon klügelt, wie doch diese Geschichte des Falles der Christen bei so allgemeinem Mord erhalten und erzählt sei, bemüht hier einen Engel, von dem die Kunde herrühre, eine Maschinerie, die in den fränkischen Volkssagen so oft wiederkehrt. Karl naht jetzt mit seinem Heere, ein Engel erscheint und ermuthigt ihn, im Mutterleibe schon sei er zu Gottes Dienstmann bestellt gewesen, alle Rechte bei dem obersten Throne erwarteten ihn, und alle seine Genossen hießen nicht der Welt Kinder, sondern Söhne des obersten Herren. Zugleich geschieht ihm Josua's Wunder (wie auch im Turpin die Mauern von Pampeluna auf sein Gebot einstürzen): die Sonne wird aufgehalten, ein Wunder, das der heilige Kaiser im Roman Galien schon selbst verrichten kann. Es folgt endlich das Gericht über Ganelon und eine große Schlacht gegen die Heiden, die Paligan und Marsil das Leben kostet; dann Karls Klage über Rolands Tod, die Vielen so nahe geht, daß sie todt niederfielen. Bei Bestattung der Todten geschehen Wunder, Wunder auf ihren Gräbern. Auch Rolands Alda (Aude) stirbt vor Gram unter des Kaisers Händen.

Konrads Werk hat, scheint es, eine Geschichte gehabt. Der Umarbeitung desselben durch den Stricker werden wir später noch erwähnen. Man hat aber vermuthet, er selber könnte eine bessernde Hand an seine erste Arbeit gelegt und dabei schon die jüngeren französischen Texte des Rolandgesangs benutzt haben, die ihm dann dienen mußten, seine Erzählung zu verdeutlichen, zu vervollständigen, namentlich gegen das Ende hin zu erweitern. Auf die Existenz einer solchen noch im 12. Jh. vorgenommenen Umarbeitung seines Werkes läßt der Karlmeinet, eine deutsche Compilation von Karlssagen aus dem 14. Jh., die wir später noch zu erwähnen haben, zurückblicken, und dieß zwar durch eine nochmalige Ueberarbeitung hindurch, in der ein Niederrheiner im Anfang des 13. Jhs. die frühere in reinere

Reime gebracht hätte[358]). Aus den Bestandtheilen eben dieses Sammelwerkes erkennt man dann ferner, daß im 12. Jh. bereits eine ganze Anzahl französischer Dichtungen des karolingischen Sagenkreises in Deutschland, und zwar durch Niederdeutsche, in Folge der natürlichen Vermittlung durch die Niederlande, eingebürgert waren. Namentlich waren verschiedene Erzählungen von Karls Jugend verbreitet, die schon für Einhart ein Gegenstand vollkommener Unkenntniß war, wo also die Erfindung den breitesten Raum hatte sich niederzulassen. Thomasin erwähnt 1215 Karls Jugendgeliebte Galjena, d. h. er kannte ein Gedicht, und wohl ein deutsches Gedicht, von Karls Jugendaufenthalt in Spanien unter dem Namen Meinet, vielleicht das alte Märe, auf das sich später auch der Stricker in seiner Umarbeitung des Rolandliedes beruft, da wo er die Geschichte von den verrätherischen Anschlägen der zwei Stiefbrüder Rapot und Wineman auf den jungen Karl erzählt, die einfachste und älteste Lesart der Mährchen aus Karls Jugend, die ganz verschieden ist von der ausgesponnenen Geschichte der Verräthereien Hoderichs und Hanfraits (Heudry und Reinfroy), die sich in dem Karlmeinet vorfindet. Die Quelle dieser Erzählung im Karlmeinet ist eine rohe französische Dichtung, die in niederländische, oder eher in niederrheinische Grenzsprache übersetzt wurde, und dies, nach den Resten ungenauer Reime und alter Sprachformen zu schließen, die noch in der Umarbeitung des Sammlers des Karlmeinet zu erkennen sind, noch im 12. Jh. In derselben Compilation findet sich als zweite Brauche eine Dichtung von Morant und Galie, die ursprünglichste Gestalt scheints der vielvariirten Sage von der angeschuldigten Untreue der Gemahlin Karls, Galiene = Sibille, die ein niederrheinischer Dichter aus Veldeke's Schule, in dessen reinerer Reimweise und seinem kunstgerechten Brechen der Verse um 1190—1210 nach einem französischen Lai übersetzte[359]). Und noch eine dritte

358) Ueber diesen und die nächstfolgenden Puncte müssen wir auf die scharfsichtige Analyse in K. Bartsch, über Karlmeinet. Nürnb. 1861. verweisen.

359) Bruchstücke dieses Gedichtes in seiner ursprünglichen Gestalt sind erhal-

Episode im Karlmeinet, deren Inhalt sonst nirgends begegnet, läßt auf einen älteren niederrheinischen Uebersetzer eines französischen Originales zurückschließen: ihr Mittelpunkt ist Magdalie, König Marsalis' Tochter, um die K. Ospinel von Babilon wirbt und in die sich Roland seiner Braut vergessen vergafft.

Unter allen diesen frühesten deutschen Aneignungen französischer Karlssagen im 12. Jh. würden wir wohl als die merkwürdigste eine sehr alte niederrheinische Uebersetzung der Geste von Wilhelm von Orense schätzen, wenn sie uns in mehr als ganz dürftigen Bruchstücken erhalten wäre [360]. Auf die Entstehung und die geschichtlichen Grundlagen der französischen Gesänge von dem „großen Streit" auf Aliscans, in dem Wilhelm und Rennewart den Tod Viviens und Milons zu rächen und acht gefangene Edle zu befreien hatten, werden wir zurückkommen, wenn wir von Wolfram von Eschenbach reden, der diese Geste, aber schon aus jüngeren durch rhetorischen und theologischen Apparat entstellten Verarbeitungen, übersetzt hat; wogegen jene Vor-Wolframsche Uebertragung von höchster Alterthümlichkeit, straffer kriegerisch ist und aus einfacherer älterer Quelle stammt als selbst das älteste, uns erhaltene, französische Original, das an Werth, an Alter und Ursprünglichkeit sich dicht an das Rolandlied anreiht [361]. Die Bruchstücke beginnen mit der Erzählung von der Feigheit der „Franzosen" (in den späteren Umarbeitungen „Burgunder"), die vor der Schlacht nach Hause zurück wollen; die langen rednerischen und statistischen Stellen, die sich in den uns zugänglichen französischen Texten wie bei Wolfram zwischen dieser Episode und der Befreiung Bertrans und der sieben gefangenen Kinder finden, kennen sie gar nicht, so wenig wie die Heerschauen und die allgemeinen Schlachtbeschreibungen

---

ten; s. Lachmann, über drei Bruchstücke niederrheinischer Gedichte. In den Abhh. der Berliner Akad. 1836. p. 159 ff.

360) In K. Roth, Denkmäler der deutschen Sprache. München 1840. p. 79 ff.

361) Diese älteste Redaction ist noch ungedruckt, nur bei Gautier (t. 3) ausgezogen. Ein von Jonckbloet herausgegebener Text ist jüngere Ueberarbeitung.

die dort breiten Raum einnehmen; sie verweilen mehr auf den „Sonderstreiten", in welchen der riesige Rennewart zunächst jene Gefangenen befreit. Die Schilderung, wie diese Befreiten, nach Pferden gierig um mitzukämpfen, trostlos sind über Rennewarts ungeheure Schläge mit denen er immer Mann und Roß zusammenschmettert, bis sie ihn mühsam bewegen mit seiner Stange (tinel) zu stoßen (férer en boutant) statt zu schlagen, ist in den französischen Texten eine vollkommene Possenscene im ächtesten Jongleurstile durchgeführt, wozu in den weit volksthümlicheren deutschen Bruchstücken kaum die Anlage gegeben ist. Im weiteren Verfolge der Zweikämpfe Rennewarts (mit Margot, Enorre — Hurupe im deutschen — mit Borel und seinen 14 Söhnen, mit dem tigerhaften Zwerg Agrapart, mit dem Riesen Crucados, mit Walgrape seinem ältesten Bruder, der bei Wolfram fehlt, (obgleich eben dieser Kampf für den fanatischen Proselyten Rennewart der charakteristischste ist, der diesen seinen Bruder tödtet und nach dem Blute seines Vaters lechzt,) in diesen Kämpfen stimmen die deutschen Fragmente mit dem ältesten französischen Texte; weiterhin aber scheint es, so weit man aus den Lücken und Verstümmlungen urtheilen kann, daß die Zahl derselben in ihrer Vorlage noch nicht so weit (bis zu eilf) ausgedehnt war. Auch in dieser Beziehung blickt man auf eine ältere Ueberlieferung durch, auf deren Beschaffenheit man mit voller Sicherheit schließen kann bei der vollkommenen Treue, mit welcher der deutsche Poet gleich Lambrecht in seiner Uebersetzung verfährt. Wo uns ausnahmsweise einmal eine Vergleichung gestattet ist[362], sieht man daß sie von Vers zu Vers ganz wörtlich ist, um

362) In dem Auszug aus dem ältesten französischen Texte bei Gautier ist die Stelle über das Land Arcaise angeführt:

Desous l'abisme ou desoivre li vent,
illuec dist-on ke Lucifer descent.
outre cest regne n'a home abitement,
fors Sagitaire et Noirons ensement;
onqes n'i ot I seul grain de forment.
d'espises vivent et d'odour de pieument.

den Preis freilich von sehr roh gebauten und roh gereimten oder vielmehr roh — und oft selbst kaum — assonirten Versen, die gleichwohl stellenweise zu unternehmen scheinen, in gehäuften Assonanzen die Tiraden der Franzosen nachzuahmen: wie man denn auch in Lambrechts Alexander durch die (von O. Schade, decas p. 48) darin nachgewiesenen sechszeiligen, zwar reimpaarigen Strophen, die dem Sinne nach auffallend abschließen, auf den Gedanken geräth, ob nicht auch diese eine Nachbildung von Alberichs Couplets sein sollten. Die weit getriebene Treue der Fragmente läßt sich auch in der, gegen Wolframs Weise sehr abstechenden, unverdeutschten Wiedergabe der Namen erkennen: sie schreiben Desramé wo Wolfram Terramer, Guizart statt Witschart, Baudin statt Baldewin, und würden sich nicht gestattet haben aus Beuves de Comarcis einen Buben von C. zu machen, noch auch umgekehrt den Wilhelm miter coerten nase französirt Ehfurneiz (au court nez) zu lassen.

---

6. Nibelungen und Kudrun.

Bald nach der Zeit, da die Alexander- und Karlsagen aus französischen Quellen in deutsche Sprache übergingen, bildete sich im Osten Deutschlands nun auch, unter der Theilnahme die sich diesen aus-

---

Par dechà est li grans arbres ki sent,
II fois en l'an par rajonissement.

Die Uebersetzung der Bruchstücke ist diese:

Boben daz apgrunde, dar de winde wassen,
dar sait men, daz Lucifer jngie.
Uber daz conkeriche ist keine wonnonge
dane wilde tyere, serpent unt luitoun (=lutins).
hie en woehs ain corne van forment,
van spesie leuen si unt van rouche, van piument;
hie, dese site, ist der grosse baume,
der clubet II warue jn de jar umbe sich ze vernuwen.

ländiſchen Dichtungen zuwandte, die einheimiſche Heldenſage zu einem großen epiſchen Gedichte aus und reihte ſich ebenbürtig und überbürtig an jene fremden Erwerbungen als ein eigenes Beſitzthum an. Es galt bisher für ausgemacht, daß unſere Nibelungen die Geſtalt in der wir ſie leſen erſt im Anfang des 13. Jhs. erhalten hätten; erneuerte Forſchungen haben wahrſcheinlich zu machen geſucht, daß dieſe letzte Ausgeſtaltung derſelben wohl um zwei Jahrzehnte früher ſchon Statt fand, und zwar auf Grundlage älterer Abfaſſungen, davon die urſprüngliche bis um oder vor die Mitte des 12. Jhs. zurückführe, gegen die Zeit hin in der das Rolandlied überſetzt ward. Was für dieſe Zeitbeſtimmungen von vorn herein einnimmt, iſt einmal die Zuſammenordnung, in die ſich die Kerne unſerer mittelaltrigen epiſchen Dichtungen vor Entfaltung des Minnegeſangs aneinanderfügen würden, und dann der ganze Ton, die Stumpfheit und Schwerfälligkeit des poetiſchen Stiles in dem Nibelungenliede, die ſich natürlich ausnimmt an der Seite der einfältigen Kunſt der Lambrecht und Konrad, während ſie zu der flüſſigen Sprach- und Versgewandtheit der ritterlichen Dichtungen im Anfang des 13. Jhs. in einem befremdlichen Gegenſatze liegt.

Wir begegnen unſerer dichteriſchen Volksſage hier wieder nach langer Unterbrechung. Wir haben früher aus den Fingerzeigen der dürftigen Zeugniſſe und Urkunden die früheren Umwandlungen zu errathen geſucht, in welchen ſie vielgeſtaltig in den verſchiedenen Schichten und Ständen von Dichtern und Hörern umgetragen, geſungen erzählt und geleſen wurde. Wir haben zuletzt (oben S. 158 ff.) die Ueberlieferungen in dem Gedicht von der Klage erwähnt, die eine lateiniſche Bearbeitung der Nibelungen im 10. Jh. wahrſcheinlich machten, was dann zu der naheliegenden, in der Klage ſelber angeregten, Vermuthung weiterleitete: es ſei dies lateiniſche Werk eine Hauptquelle für den erſten deutſchen Bearbeiter unſerer Nibelungen geworden, da der Biſchof Pilgrin darin verwebt erſcheint, der zu dem lateiniſchen Buche den Anlaß gegeben und da man in den Grenz-

bestimmungen der Ostmark und des Hunnen- (Ungarn) Landes in den Nibelungen auf die thatsächlichen Verhältnisse des 10. Jhs. glaubte hingewiesen zu werden[363]). Zwischen den Abfassungen des vermutheten lateinischen Werkes und des ersten Entwurfs der deutschen Dichtung, die wir besitzen, hat man indessen auch noch eine weitere Durchgangsperiode vermuthet, unter deren geschichtlichen Einwirkungen das Nibelungenlied mehr und mehr seiner letzten abschließenden Gestalt sei zugeführt worden. Wie uns alle früheren urkundlichen Bethätigungen unserer ächt volksthümlichen Sagendichtung, als Reflere bedeutender Geschichtsereignisse, auf Zeiten großer Volksbewegungen oder auf Glanzperioden dynastischer Macht hinwiesen, — wie sich denn die Aufnahme der Nibelungen zu Pilgrins Zeit bei der damaligen Machtstellung der Ottonen und ihrer Abwehr der Ungarn wohl begreifen würde — so glaubte man[364]) noch in einer späteren „treibenden Lebensepoche" dieser Art, in den Ungarkriegen Heinrichs III (1043—53), aus welchen Hermann von Reichenau den glorreichen Zug von 1044 lateinisch besang, einen weiteren Anstoß zur Ausgestaltung der Nibelungen voraussetzen zu dürfen. Die erste Aufblüte der geistlichen Poesie in Oesterreich wäre dann sogleich auch der vulgaren Sagendichtung zu gute gekommen, bis dann unter dem Emporsteigen der Babenberger bei dem ersten Knospen der ritterlichen Lyrik die volle Zeitigung eingetreten wäre. Daß uns, um von den älteren Liederquellen unserer deutschen Sage ganz zu schweigen, aus den näheren Zeiten der unmittelbareren Vorbildungen der Nibelungengesänge vor ihrer letzten Ausbildung alle und jede poetischen Urkunden, das lateinische Buch und seine deutschen Vorläufer und Nachkömm-

363) Holtzmann, Untersuchungen über das Nibelungenlied 1854, dessen Argumente Dümmler (Pilgrin von Passau) zum Theile bestritt, worauf dann Zarncke nachwies, (Beiträge zur Erklärung und Geschichte des Nibelungenliedes 1857), daß abgesehen von den Provinzgrenzen die Umschreibung der Passauer Diöcese auf die Zeit um 950—80 zurückleite.

364) Thausing, die Nibelungen in der Geschichte und Dichtung. Germania 6, 435.

linge, Volkslieder und Spielmannsmähren entgehen, dieß ist die empfindlichste Lücke in unserer Dichtungsgeschichte, um so beklagbarer, als sie, so lange sie unausgefüllt ist, den unlösbaren Streitfragen: ob der abschließende Verfasser unserer Nibelungen ein bloßer Ordner oder ein Dichter war, was er dem lateinischen Schreiber, was beide dem Volkssänger zu danken, was dem Spielmanne abzuborgen hatten, wann sich die beiden Theile der Dichtung verbanden und wie sich ihr Inhalt zu der nordischen Sagendichtung verhalten habe — ein unermeßlicher Spielraum eröffnet bleibt. Um 1160 wird in lateinischen Liedern von Metellus von Tegernsee auf den h. Quirin ein berühmtes Gedicht über Rüdiger und Dietrich erwähnt [365]), was sich schon, wie auch eine Beziehung auf die Tapferkeit Rüdigers bei Spervogel, auf die Urschrift unserer Nibelungen beziehen könnte; 30 Jahre früher sang ein sächsischer Sänger Sivard vor dem Dänenherzog Knut Lavard (ermordet am 7. Jan. 1131) zur Warnung ein Gedicht von dem Verrathe Kriemhildens an ihren Brüdern, ein einfacheres älteres Lied ohne Zweifel, in dem aber die beiden Theile des Nibelungenliedes schon verbunden waren. Solche Lieder wurden noch nach der letzten Ausgestaltung der Nibelungen fortgesungen, wie vielmehr vorher. Die nordische Thidrekssage (aus der ersten Hälfte des 13. Jhs.), die in einem besonderen Theile die Niflunga-Sage (cap. 356—94) erzählt, beruht nach ihrem eigenen Zeugniß auf solchen Liedern und Erzählungen niedersächsischen Ursprungs, deren Inhalt in dem Theile, der von der Rache Kriemhildens handelt, im großen Ganzen mit unseren Nibelungen, oft ganz genau, übereinstimmt, im ersten Theile dagegen, in den Geschichten von Siegfried (cap. 152—168. 226—230) von den nordischen und süddeutschen Ueberlieferungen, unter einzelnen Uebereinstimmungen mit den letzteren, weit abweicht. Daß zur selben Zeit auch im Süden noch einzelne Liederstücke als getrennte Sagenbestandtheile umliefen, bezeugt eine ausführliche Aussage des Marner [366]), von

365) In Canisii lect. antiq. ed. Basnage. 3, 2, 154.
366) W. Grimm, Deutsche Heldensage ed. 2. p. 60.

dem man, wenn er ſeine Lieder ſang, bald von Kriemhildens Verrath, bald von Siegfrieds Tod oder der Ymlunge (Nibelungen) Hort u. a. hören wollte. Daß alle dieſe deutſchen Einzelgeſänge unter ſich, ſo wenig wie die nordiſchen Eddalieder, zuſammenſtimmten, kann man aus dem Anhange der Nibelungen, der Klage, und aus dem Biterolf entnehmen, die in dem Kampfe zwiſchen Hunnen und Burgundern eine Reihe von Perſönlichkeiten kennen die in unſeren Nibelungen nicht erſcheinen. Wird doch im erſten Theile unſeres Liedes ſelbſt auf verwandte Sagen angeſpielt, die der Dichter kannte aber gefliſſentlich nicht aufnahm. Das Gedicht von der Klage bezeugt, daß die Mähre von den Nibelungen in mehrfacher Geſtalt unter Alt und Jung bekannt ſei; eine Verbreitung die auch durch die mündliche Fortpflanzung fortwährend vermittelt war. Neben den Berufungen der Thidrekſage auf die mündlichen Erzählungen deutſcher Männer aus Soeſt, Bremen und Münſter liegen noch andere gleichaltrige Zeugniſſe vor[367]), welche die Thaten Attila's und Theodorichs „durch der Alten Erzählungen und die Geſänge der Tragiker," der Spielleute, durch die ganze Welt getragen nennen. Denn daß in der Mitte von Volksgeſang und Gelehrtendichtung auch dieſe Wanderpoeten, dieſelben Leute die jene Geſchichten von Ruother und Ernſt umtrugen, ihre Hände in dieſen Sagenliedern gehabt haben, kann man noch in unſeren Nibelungen ſtellenweiſe wohl nachzeigen. In der ganzen achten Aventiure iſt der poſſenhafte Kampf Siegfrieds mit dem Pförtnerrieſen und dem Zwerg Alberich, ſo wie die Späßchen bei der Theilung des Schatzes der Brunhilde durch Dankwart, in der 16ten ſind die Stellen von dem gefangenen und in die Küche gerathenen Bären, die Scherze über Siegfrieds Jagd und den angeblich vergeſſenen Wein ganz nach dem Geſchmacke dieſer Handwerkspoeten zugerichtet; und ſo wird man auch die nächtliche Bezwingung Gunthers durch Brunhilden für einen

367) S. Germania 11, 310.

groben Eindringling aus dieſer Schule halten dürfen, von einzelnen kleineren Zügen nicht zu reden.

Dieſe Hinblicke auf die verſchiedenen Schickſale der Nibelungenſage vor und um und nach der Zeit ihrer letzten Geſtaltung erinnern uns von ſelbſt an die Natur aller volksthümlichen Epik, kraft welcher in allem ächten Nationalepos, und ſo auch in dieſem unſrigen, nicht das ſelbſtgeſchaffene Werk eines einzelnen Dichters und einer beſtimmten Zeit zu ſuchen iſt, ſondern ein Werk der Zeiten, eine alte Ueberlieferung, deren Stoff und Form ſich durch Jahrhunderte ändert und wandelt, bis ſich eine Haupthandlung zu einem dauerhaften Kerne verdichtet und deren Hauptcharaktere ſich zu feſten plaſtiſchen Geſtalten abrunden. In dieſen allgemeinen Beziehungen iſt die Frage über die Einheit der Nibelungen, wie über die des Homer, füglich außer allen Streit zu ſtellen, der aber unausſöhnlich wird, ſobald es ſich um die Frage handelt, ob unſere Nibelungen mehr als das Werk eines ſelbſtändigeren Dichters oder eines bloßen Sammlers und Ordners umlaufender Volkslieder zu denken ſeien. Lange Zeit war die von Lachmann aufgeſtellte „Liedertheorie“ ſo gut wie unangefochten, obwohl ſie ſo ſehr auf eine äußerſte Spitze getrieben war, daß weder Lachmann ſelbſt noch ſeine Anhänger[368]) alle Einzelheiten der Lehre feſthalten konnten. Dieſer Wechſel der Anſichten ſchien uns allezeit ſo natürlich, wie daß Niebuhrs Urgeſchichte von Rom zu anderen Zeiten anders lautete: dieſe Gebiete geſtatten keine andere Orientirung. Jeder der ſie durchſtreift, geräth auf andere — Richt- und Irrwege; ein und derſelbe Mann, der bei einem zweiten Entdeckungszuge ſeinen erſten Ariadnefaden verſchmäht, wird daſſelbe Schickſal haben; kein zweiter Entdecker wird je auf die Wege des erſten gerathen, er müßte ſich ihm denn ganz vertrauen. Dieſe Partie zu ergreifen, ſich der Führung des

368) W. Müller, Ueber die Lieder der Nibelungen. 1845. Müllenhoff, Zur Geſchichte der Nibelungen Not. 1855. M. Rieger, Zur Kritik der Nibelungen. 1865. Liliencron, Ueber die Nibelungen Handſchrift C. 1856. W. Scherer, Ueber das Nibelungenlied; in den Preuß. Jahrb. 16, 253.

Kundigsten ganz hinzugeben, hatten wir früher jedem gerathen, der sich nicht mit uns bei einer Ansicht dieser Regionen aus der Vogelperspective beruhigt; so thun wir auch jetzt, da sich mehrere Kundigste um die Wegweisung streiten, ohne uns auf irgend ein Ergebniß der scharfsichtigsten Untersuchung mit allzu viel Sicherheit zu erpichen, da wir es keineswegs für unmöglich halten, daß nicht einmal ein unerwarteter Fund nach allen Seiten hin ganz unvermuthete und unvermuthbare Aufschlüsse bringen könnte. Die Ansicht Lachmanns war, unsere Nibelungen seien eine um 1210 entstandene, von Einschaltungen eines ungeschickten Ordners entstellte Sammlung von Liedern, die bis dahin in dieser erhaltenen, nur correcteren poetischen Gestalt ungeschrieben in Umlauf waren; strauchelnd überall an den Unebenheiten, Wiederholungen, Widersprüchen dieser Un-Ordnung, schien er von dem Ehrgeiz beseelt, den schlechten Sammler jener Tage nach 6 Jahrhunderten als ein feinerer Ordner durch seine kritische Ausscheidung von 200 ächten Nibelungenliedern zu ersetzen[369]. Bei diesem Verfahren war er von der Voraussetzung einer „Vollkommenheit des ursprünglichen Epos" ausgegangen, die jeder an Geschichte und Natur geschulte Mann für unstatthaft erklären muß. Gewichtige einzelne Stimmen hatten sich denn auch wider diese Theorie gesetzt, die zwar Unächtes ausscheiden, aber „das Aechte nicht wiederschaffen" könne; auch Uhlands Kritik, des Poeten, erwehrte sich der Ergebnisse dieser philologischen Zerlegung, aber im Stillen; bis dann allmählich diese halb oder ganz versteckte Abwehr durch offene Angriffe abgelöst ward. Jacob Grimm gab der Liedertheorie einen ersten Stoß durch seine Entdeckung, daß Lachmann, wie er schon in seiner Behandlung der melischen und scenischen Gedichte der Alten liebte, die Strophenzahl der Nibelungenlieder in Heptaden geordnet hatte. Dann folgte eine Erschütterung seiner chronologischen Aufstellungen, als sich durch die

369) Hahn, die echten Lieder von den Nibelungen, nach Lachmanns Kritik. Prag 1851. Nach Lachmann's Jubiläumsausgabe.

Auffindung der Wallerstein'schen Handschrift herausstellte, daß nicht, worauf sich Lachmanns Zeitbestimmung gründete, das Nibelungenlied Wolframs Parzival gekannt habe, sondern Wolfram die Nibelungen, daß also die Dichtung die wir lesen bis 1200 oder früher hinaufrückt. Was die Merkmale betrifft, an welchen die unächten Theile erkennbar sein sollten[370], so bestritt man demnächst, daß die aufgestellten kritischen Grundsätze bei Ausscheidung der Lieder einzuhalten und auch nur eingehalten seien, daß die Aufstellung jener Kriterien überhaupt nur statthaft sei, wo irgend ein bestimmter Anhalt der Vergleichung einer ächten älteren Quelle nicht gegeben war. Von manchen der gerügten Widersprüchen ferner, die ein Hauptargument für die Liedertheorie abgaben, wiesen die Gegner[371] nach, daß sie in Wahrheit nicht bestanden; Andere, die wohl aus den zeitweisen Umbildungen der Sagendichtung herstammen werden, wie das hohe Alter Kriemhildens oder die Jugend Dankwaerts (der av. 1. Ortwin's Oheim heißt und av. 32 bei Siegfrieds Ermordung ein kleines Kindchen gewesen sein will,) könnten auch durch die Fahrlässigkeit eines einzigen Poeten stehen geblieben sein: wie denn solche Fehler der Gedankenlosigkeit oder Unwissenheit schon der überall bessernde Verfasser des Textes der Hohenemser Handschrift der Nibelungen zu verwischen bemüht war, die freilich (weil sie eben dieser Eigenschaften wegen und auch weil sie an einer Stelle auf eine geschriebene Quelle zu weisen scheinen könnte, die Theorie von abgesonderten und ungeschriebenen Liedern nicht begünstigt,) von Lachmann hintangesetzt worden war. Hier wollten die Gegner einen besonders schwachen Punct entdecken, auf den sich ein Hauptangriff richtete[372].

Bei Lachmann hatte unter den drei ältesten Pergamenthandschrif-

370) Gebrauch des zweisilbigen Auftaktes, gereimte Cäsuren, Wechsel in den Anreden mit Ihr und Du, Uebergang eines Redesatzes aus einer Strophe in die andere.

371) Unter Anderen Fischer, Nibelungenlied oder Nibelungenlieder. Hann. 1859.

372) Holtzmann, Untersuchungen über das Nibelungenlied. 1854.

ten der Nibelungen [373]), der Münchener (A) der St. Gallener (B) der Hohenemſer jetzt Donaueſchinger (C), die erſtere für die allein berückſichtigungswerthe gegoiten; und alle Welt hatte dem Worte des kritiſchen Meiſters blind vertraut, bis nun plötzlich über jenes A B C der Frage der verbiſſenſte Kampf ausbrach. Man zeigte nun, daß unter den Handſchriften, die dem verbreitetſten gemeinen Tert von der „Nibelunge Not“ folgen, die Münchener den geringſten Werth hat. Sie ſtimmt im zweiten Theile mit der ſorgfältigen und gleichalten St. Gallener Hſ. weſentlich zuſammen; im erſten Theile aber führt ſie ein ſeltſames Syſtem von Kürzungen ohne irgend ein verſtändiges Prinzip durch; wenn ſie im Kleinen Flickwörter, Vorſchlagſilben, unnöthige Artikel, Pronomina, Adverbien wegläßt, im Großen in den ſchilderungsreichen Abenteuern (wie 9. 10.), wo ſich das Alltagsleben breit macht, wo man bis in die Schneiderwerkſtätte hineinſieht, Reihen von Strophen hinauswirft, ſo ſcheint ſie ſyſtematiſch gegen das Entbehrliche und Ueberflüſſige gekehrt, dann aber ſtößt ſie auch (wie in av. 6. 7.) eine Menge ganz unerläßlicher Strophen völlig ſinnlos aus. So erklärten denn Holtzmann und Zarncke die (der Zeit nach älteſte) Hohenemſer Handſchrift, die dem Gedicht den Namen des „Nibelungen Liedes“ gibt, auch für die urſprünglichſte Ueberlieferung (obzwar nur Umarbeitung eines älteren Werkes,) wie ſie unſtreitig die umſichtigſte und verſtändigſte Bearbeitung enthält. Freier und unbedenklicher in Auslaſſungen und Zuſätzen, oft von der nutzloſen Breite öfter von der ſtumpfen Kürze der Dichtung abgeſtoßen, iſt dieſer Bearbeiter taktvoll und feinfühlig überall darauf geſtellt, in ſeiner Bearbeitung des Liedes ſelbſt wie in der Umdichtung der Klage [374]), ſprachlich, ſtiliſtiſch, beſonders auch

373) Die Münchener liegt der Ausgabe von Lachmann zu Grunde, die St. Gallener den Ausgaben von Bartſch, der popularen Leipzig 1869, und der mit kritiſchem Apparat verſehenen ib. 1870; die Hohenemſer der Ausgabe von Zarncke. Leipzig 1868.

374) Die Klage. ed. Holtzmann. Stuttg. 1859.

metriſch zu beſſern und zu glätten, Veraltetes zu moderniſiren, Räthſelhaftes und Unmotivirtes zu verdeutlichen, Unwahrſcheinlichkeiten auszuſcheiden, Uebertriebenes (in Zahlen und Maaßen) zu mildern, Widerſprüche und Fehler zu heben: das Richtige, das Natürliche, ja das Nüchterne iſt ſeine Signatur. Er verbeſſert jede geographiſche Irrung [375]); er läßt den fabelhaften Ritt nach Norwäge lieber weg, um eine geographiſche Unmöglichkeit zu vermeiden; wie der Name Nibelunge den Burgundern zukomme, erklärt er (av. 19) durch eine zugeſetzte Strophe: weil mit dem Erwerb des Schatzes zugleich Land und Recken den Burgundern unterthan wurden. Das Gedicht von der Klage in größere Uebereinſtimmung mit dem Nibelungenliede zu bringen, nahm er eine Reihe von Stellen aus jener in dieſe herüber. Ueberall, und in verſtärktem Maaße, eignete er ſich aus ihr eine pſychiſche Motivirung an, durch die ſich der gemeine Text der Klage ſelbſt von der vulgata der Nibelunge Not, unterſcheidet: daß er entſchieden Partei ergreift gegen Hagen für Kriemhilden, deren grauſe Handlungen mit ihrer Treue gegen Siegfried entſchuldigt werden. Wo die Nibelunge Not (av. 19) in deren Rache die Kraft auszeichnet, nennt das Nibelunge Liet ihre große Treue. Was in jener (wie in av. 11) auch nur einem leiſen Tadel gegen Kriemhilden ähnlich ſieht, das fällt wiederholt in dieſem aus; wo jene (av. 19) auf Hagen den Vorwurf einer Eigenſucht wirft, wird dieß hier in einer Zuſatzſtrophe noch mehr betont, und der ſchärfſte Frevel der Untreue iſt gegen Ende des Liedes in einem ausdrücklichen Zuſatze in Hagens Handlungsweiſe hervorgehoben: der lieber als Kriemhilden ihren Beſitz zurückzugeben ſeinen Herrn dem Tod überließ, befürchtend daß wenn Kriemhilde um den Schatz

375) Er ſetzt nicht, wie die Münchner und St. Gallener Hſ. zweimal, für Treiſenmure Zeizenmure; er verfällt nicht dem Fehler der vulgata überhaupt, die, nicht wie man wohl geſagt hat, Worms auf das rechte Rheinufer rückt, (da man in av. 4. nach Heſſen und Sachſen richtig über den Rhein ſetzt,) wohl aber den Waskenwald, für den daher C den Odenwald nennt.

Bescheid wisse, sie Gunthern schonen werde. Einigemale scheint es, als ob diese mildere Auslegungsweise in dem Umdichter einen frommen Geistlichen verrathe, dessen höhere Bildung zugleich die Ueberlegenheit seiner Arbeit erklären würde. Die Stellen (av. 25), daß damals der Glaube noch krank gewesen sei, daß die Burgunder (av. 38) vor all der Ueberzahl der Hunnen wohl genesen wären, wenn nicht die Christenleute, die Amelungen, gegen sie gestanden, sind Zusätze, welche die Vulgata nicht kennt. Die Vorzüge nun der Hohenemser Handschrift haben selbst den Haupteinwurf gegen ihre Ursprünglichkeit hervorgerufen: es wurde undenkbar gefunden, daß man, wenn ihr Text die früheste Bearbeitung des urschriftlichen Gedichtes wäre, das Gute wie geflissentlich durch das Schlechte ersetzt hätte. Wenn man dagegen die Einrede versuchte, das sei im ganzen Mittelalter durchweg geschehen und sich dabei auf die spätern noch roheren Ueberarbeitungen[376]) aus Zeiten berief, da Sinn und Achtung für die alten Sagen gänzlich verloren war, so durfte doch dergleichen nicht füglich in Betracht gezogen werden bei der Frage nach dem Verhältnisse jener gleichaltrigen Umdichtungen, die sich in einem gleich engen Anschlusse an den Inhalt der Sage bewegen: so grobe sachliche Fehler wären in den gemeinen Text sicher nicht eingegangen, wenn es schon eine ältere in aller Hinsicht so viel correctere Umarbeitung gab. Zwischen diese Zweifel trat zuletzt, wie um die streitenden Meinungen zu vereinigen, eine erneuerte Forschung[377]), vorragend durch Umsicht, durch Gründlichkeit und Vollständigkeit der sprachlichen und metrischen Erwägungen und durch leidenschaftlose Ruhe. Ihre Ergebnisse sind diese: die zwei

376) Wie die Hundeshagen'sche Hs. und ein Darmstädter Bruchstück aus dem 15. Jh. das nur die Aventiuren eines Textes angibt, in den die Geschichte vom hörnenen Siegfried und von Kriemhildens Entführung durch den Drachen aufgenommen war; und eine von Feifalik aufgefundene, der Form nach gänzlich verbauerte, aus derselben Zeit.

377) K. Bartsch, Untersuchungen über das Nibelungenlied. Wien 1865.

Texte jener drei Handschriften (B A und C) sind, ungefähr gleichzeitig um 1190—1200 entstanden, von einander unabhängige Umarbeitungen einer älteren Vorlage, auf die eine Menge veralteter Worte, Sprachformen, Halbreime und Assonanzen zurückblicken lassen, die in verschiedener Weise in beiden stehen geblieben sind; dieser gemeinsamen Vorlage[378]) steht der sogenannte gemeine Text, für dessen Ursprünglichkeit oder verhältnißmäßig treuen Anschluß an die Vorlage schon dieß spricht, daß er der verbreitetste und gemeingelesene war, und dessen würdigster Repräsentant die St. Gallener Handschrift ist, am nächsten. Alle drei Texte aber, deren keiner aus dem andern herzuleiten ist, sind schon Umarbeitungen zweiter Hand einer Vorlage, die selbst wieder nur Bearbeitung einer noch älteren, der eigentlichen Urschrift sein muß. Gleichmäßig in lexicalischen, grammatischen und metrischen Beziehungen weisen veraltete Worte und die Reste von rohen Assonanzen und Reimen, in welchen eine tonlose Endsilbe noch zur Hebung erhöht ist, auf die Zeit vor 1150 zurück, zu der denn doch wieder die vielen genauen Reime nicht passen, die, wo sie übereinstimmend in beiden Texten jener späteren Ueberarbeitung gefunden werden, auf eine Herübernahme aus ihrer gemeinsamen Vorlage schließen lassen. Dieser Widerspruch schien nur durch die Annahme einer Zwischenbearbeitung um 1170—80 zu lösen, die schon einen Theil der sprachlichen und metrischen Archaismen getilgt hatte, die aber, wie so manche andere formal rohere Arbeit des 12. Jhs., mit der Urschrift, von den kunstgerechteren späteren Umdichtungen verdrängt ward. Ganz ähnlich sind dann auch die beiden uns erhaltenen Bearbeitungen der Klage (um 1190—1200) Umarbeitungen eines älteren Gedichts, dessen ungenauen Reime auf die Zeit um 1180 deuten, aus dem sich dann übereinstimmende Stellen

378) In der neuesten Ausgabe der Nibelunge Not von Bartsch (1870) ist übersichtlich angegeben, was sich als ihr angehörig in den Ueberarbeitungen erkennen läßt; und der Versuch ist p. XXX f. gemacht, eine kleine Stelle im Zusammenhang herzustellen.

in jenen Umdichtungen nachweiſen laſſen, die ſich auf ein Buch, einen noch älteren Text berufen, der bis 1170 zurückreichen würde.

Die Zeitbeſtimmung des urſprünglichen Nibelungengedichts (um oder vor 1150), zu der dieſe Unterſuchungen hinleiteten, machte den Forſcher zugleich geneigt, der kühnen Vermuthung beizupflichten, die inzwiſchen von Franz Pfeiffer[379]) war aufgeſtellt worden, und die wenn erwieſen der Liedertheorie den letzten Schlag verſetzen würde, der Vermuthung, daß der älteſte unſerer Minneſinger, der Kürenberger, zugleich der Dichter jener älteſten Unterlage unſerer Nibelungen ſei[380]). Zu dieſer Vermuthung hatte ſchon Holtzmann (ſ. oben S. 158) die Wege gewieſen, ihre nähere Begründung aus der metriſchen Form der Nibelungenſtrophe gehört Pfeiffer an. Er erinnerte, daß die ältere erzählende Dichtung in Deutſchland, in der ſchon im 11. Jh. die reimgepaarten Kurzverſe allgemein üblich waren, ſtrophiſchen Bau ſo wenig wie die angelſächſiſche kannte, daß die Nibelungenſtrophe eine überkommene epiſche Form nicht geweſen ſein kann, da ſie ſonſt (wie in der Liedertheorie ohne Grund und Begründung angenommen war) volksthümliches Gemeingut hätte ſein müſſen, daß ſie vielmehr als ein Kunſtgebilde zuerſt in den Liedern des Kürenbergers erſchien, der ſie mit ſeinem Namen als ſeine Erfindung und ſein Eigenthum bezeichnete, als welches ſie auch bis Mite des 13. Jhs. geachtet wurde, da innerhalb dieſer Zeit, in der jede Strophenentlehnung ſelbſt in der tönereichen Lyrik als Entwendung galt, in allen ſtrophiſch behandelten Gedichten aus dem deutſchen Sagenkreiſe dieſe Strophe, mit der einzigen Ausnahme des Alphart, in ängſtlicher Gewiſſen-

379) Fr. Pfeiffer, der Dichter des Nibelungenliedes. 1862.

380) Wir erwähnen nicht die früheren Vermuthungen, die in dem begreiflichen Wunſche, zu einer ſo theuren Nationaldichtung den Namen ihres Urhebers zu kennen, waren aufgeſtellt worden. Noch neuerer Zeit hat ſie Karl Roth (Deutſche Predigten p. 6) dem Rudolf von Ems zugeſchrieben, W. Gärtner (Chuonrat Prälat von Göttweih und das Nibelungenlied. Wien 1857) in dieſem Göttweiher Prälaten den Verfaſſer entdeckt.

haftigkeit nur in anderen und anderen Veränderungen wiederholt wurde. Den Erfinder dieſer Strophe glaubte Pfeiffer als den Dichter der Nibelungen anſehen zu dürfen; die nähere Vergleichung der wenigen von ihm erhaltenen Liederſtrophen beſtärkte ihn in dieſer Annahme, da ſie genau mit der Nibelungenſtrophe ſelbſt in archaiſtiſchen Eigenheiten ſtimmen, (wie in dem häufigen Auslaſſen der Senkung zwiſchen der 2. und 3. Hebung in der achten Vershälfte,) und da auch ſelbſt einzelne ungewöhnliche, ſonſt nicht nachweisbare Ausdrücke und Redensarten in den Liedern an die Nibelungen erinnern. Eine Reihe von weiteren Erwägungen begünſtigten die Vermuthung von allen Seiten. Den Ort der erſten Aufzeichnung der Nibelungen iſt man lange einig in Oeſterreich zu ſuchen. Schon die genaue Landeskunde im Oſten, die faſt traulichere Bekanntſchaft mit ſlaviſchen und hunniſchen als mit deutſchen Völkerſchaften weist darauf hin. Dort ward im 11. Jh. die deutſche Dichtung wie neu geboren; die geiſtliche Poeſie war von einer großen, ſelbſtwüchſigen Bewegung getragen; das Geſchlecht der Kürenberger hatte hier ſein Stammſchloß (auf der Kürenberger Höhe oberhalb Linz bei Wilhering,) und mag mit den Biſchöfen von Paſſau in näherer Beziehung geſtanden haben [381]: was denn des Dichters Anregung zu ſeinem Werke durch das hier entſtandene lateiniſche Buch von ſelbſt an die Hand geben würde, das er gekannt und benutzt haben wird, wie den lateiniſchen Walthariuſ auch, deſſen Schluß in den Nibelungen nachgeahmt iſt. In dieſem Poeten würden wir dann dem erſten Rittersmann begegnen, der die lyriſche und epiſche Dichtung zugleich mit Einem Griffe in ſeinen Stand herüberpflanzte. Es würde ſich ungezwungen auf dieſe Weiſe

381) Ein Magenes von K. erſcheint 1121 als Zeuge in einer Urkunde des Biſchofs Raginmar von Paſſau, eines weltſinnigen, hab- und prunkſüchtigen Kirchenfürſten. Ihn nahm Pfeiffer für den Nibelungendichter; Bartſch und Andere (Thauſing, Nibelungenſtudien p. 19) den Konrad von K., der in der Nähe von Paſſau 1146—47 urkundlich erſcheint, zu deſſen Lebenszeit auch die metriſche und ſprachliche Beſchaffenheit der Kürenbergiſchen Lieder am beſten ſtimmt.

erklären, wie hier der einſtige Sang der Bauern in einer neuen ariſtokratiſchen Würde, die volksmäßige Sage in neuem Kunſtkleide auftrit; wie die alte Heroenzeit in die Atmoſphäre des 12. Jhs. herübergerückt iſt; wie ſich die Recken des Alterthums in ritterlichen Bräuchen und Trachten bewegen aber in urzeitlicher Wildheit handeln; wie der Stoff das Gepräge der Vergangenheit trägt in der er wurzelte, die Form aber die Gegenwart abſpiegelt in welcher der Dichter ſchrieb; wie das chriſtliche Ceremoniel die heidniſche Sitte verdeckt, die zwar noch mehr faſt durchſcheint als unter dem höfiſchen Putz die Nacktheit der Heroennatur. Dies neue Verhältniß eines neuen Standes zu der Volksdichtung, die nach ihren Wanderungen durch die Hände des Volkes und der Geiſtlichen neueſtens in die Pflege der Spielleute gekommen war, dieſe Verbindung von Schwert und Feder in der Hand des Rittersmannes adelte und verewigte der Dichter zugleich in einer ächt poetiſchen Rechtfertigung: er machte den Edlen Volker von Alzei, ſeinen Liebling, in welchem Stärke und feine Bildung, der witzige Redner und der freche Raufer verbunden waren, der Schwert und Fidelbogen gleich meiſterhaft führte, zu einem Spielmann aber zugleich zu einem Waffenbruder der Helden und einem Genoſſen der Könige. Daß der ritterliche Heldenſänger zugleich an der Spitze unſeres Minneliederbuches ſteht, würde ebenſo einfach erklären, wie zu den ritterlichen und chriſtlichen auch der minnigliche Dichterfirniß Eingang in das Lied fand: daß die erſte Begegnung des hornhäutigen Siegfried mit Kriemhilden ganz ſo behandelt iſt wie das Lied dergleichen in den züchtigſten Anfängen der minniglichen Sitte geſchildert haben möchte, daß die furchtbare Rache für den getödteten Gatten durch die Idee der Liebes-Treue und -Trauer gemildert werden ſoll, eine Wendung die das Lied jenes Siward (oben S. 377), ſo kurz vorher geſungen, vielleicht noch nicht, auch nur ſo weit wie der gemeine Nibelungentext, enthalten haben würde. So ſchließen ſich zu Gunſten der geiſtreichen Hypotheſe ſo viele unterſtützende Beweisgründe zuſammen, daß man wohl widerſprechen aber ſchwer

widerlegen kann[382]). Wir wollen ſie gleichwohl nicht bejahend als eine ausgemachte Thatſache, ſondern nur berichtend als eine Vermuthung angeführt haben. Ein einziger Einwurf, der ſehr ſchwer wiegt, iſt treffend ſchon von Jacob Grimm bezeichnet worden: daß doch kaum zu begreifen iſt, wie Verdienſt und Name des Dichters von ſolch einem Werke, des erſten Ritterdichters in den zwei Hauptzweigen der höfiſchen Kunſt, durch das ganze Jahrhundert der Blüte dieſer Kunſt ſo völlig verſchollen bleiben konnte.

Vor Allem aufſchlußreich erweist ſich die Annahme eines ſelbſtändigeren Dichters der Nibelungen zur Erklärung des einheitlichen Aufbaues der kunſthaften Gliederung des Gedichtes zu einem wohl zuſammenhängenden, innerlich und ſelbſt äußerlich[383]) geſchickt verbundenen Ganzen. Der Dichter kennt die Sagen von Dietrich, von ſeiner Vertreibung, von ſeinen Verhältniſſen zu Etzel und Rüdiger, und ebenſo die Sage von Siegfried in einem weiteren Umfang, und nimmt daraus nur das Zweckdienliche in ſeine Dichtung auf; eine eigenthümliche räthſelhafte Vorgeſchichte des Nibelungenhorts legt er epiſodiſch dem länderkundigen Hagen in den Mund, was dann verhindert, daß die Bedeutung des Schatzes in die Geſchichte der Burgunder nicht ſo unvorbereitet hereinbricht wie in der Thidrekſage, die von den Urſprüngen des Hortes, von einem beſonderen Geſchlechte der Nibelungen nichts weiß, in der vielmehr Nibelungen und Burgunder von Anfang an verſchmolzen ſind. Von Beziehungen auf die beſondere nordiſche Geſtaltung der Sage ſind nur ſpärliche Spuren mühſam zu entdecken, die auf eine unmittelbare und genaue Kenntniß derſelben nicht ſchließen laſſen. Der Schauplatz der Sage im Norden,

382) J. Zupitza, über F. Pfeiffers Verſuch, den Kürnberger als den Dichter der Nibelungen zu erweiſen. Oppeln 1867. Von Bartſch abgewieſen. Germ. 13, 241.

383) Die zwei Theile des Gedichtes, Siegfrieds Mord und die Rache an ſeinen Mördern, ſind in zwei an Umfang faſt gleiche Hälften vertheilt, 19 Aventiuren vor und eben ſo viele nach Etzels Werbung, 1142 Strophen dort und 1090 hier (in B).

Niederland, Nibelungenland, Island. Iſenſtein iſt ſo nebelhaft, wie in der nordiſchen Sage umgekehrt Siegfrieds Reich im Süden. Man hat Andeutungen auf ein früheres Verhältniß Siegfrieds zu Brunhilden ausfinden wollen, wozu ſich in Wahrheit keine Veranlaſſung findet; was um ſo weniger zu verwundern iſt, als wir die romantiſch-mythiſche Ausmalung dieſes Verhältniſſes ſelbſt im Norden willkürlich (oben S. 75) in die Sage eingetragen fanden; von Siegfrieds Flammenritt iſt hier wie in den ſächſiſchen Liedern der Thidrekſage keine Spur. Von heidniſcher Mythe iſt nur etwas in den zukunftſchauenden Meerfrauen übrig geblieben, wie in Brunhilde noch die Züge einer nordiſchen Schildjungfrau zu erkennen ſind; von einer Verzweigung des Nibelungenhorts in die nordiſche Götterſage wußte der deutſche Dichter nichts, obgleich er in der Unerſchöpflichkeit des Schatzes einen Zug berührt, der aus der nordiſchen Sage herübergedrungen ſein könnte. Daß in dem Gedichte der Klage noch überall der Fluch durchblicke, der nach der nordiſchen Darſtellung alle Beſitzer des Schatzes verdarb, muß man nach genaueſter und wiederholter Prüfung leugnen: die Burgunder und König Etzel entgelten, nach der Darſtellung in der Klage, in dem Gottesſchlage, der ſie trifft, eine alte Schuld, die klar bezeichnet iſt: Etzel wegen ſeines Abfalls vom Glauben, die Burgunder wegen der frevelmüthigen ſühnebrechenden Beraubung Kriemhildens um ihren Beſitz. Wäre ſelbſt dem deutſchen Dichter die nordiſche Sage von dem verhängnißvollen Schatz bekannt geweſen, er hätte dieſe fataliſtiſche Auffaſſung in ſeiner geiſtfreieren Behandlung tilgen müſſen, deren höchſter Preis in dem tiefſittlichen Sinne gelegen iſt, in dem der Dichter die blinden Schickſalsgewalten der nordiſchen Sage durch pſychiſche Triebfedern erſetzt, die blinde Leidenſchaft der nordiſchen Menſchheit mit ſittlichem Bewußtſein oder doch mit einer ahnungsvollen Gewiſſensregung, den Gehorſam vor ererbten Naturgeſetzen mit idealen Pflichtbegriffen verſetzt. Dieſer Grundzug der deutſchen Behandlung der Sage liegt ſchon in der Handhabung der poetiſchen Gerechtigkeit ausgedrückt, auf die durch

das ganze Gedicht hingewiesen ist in den steten Vorahnungen der Handelnden, in dem steten Vorausblicken des Dichters bei jedem frevelhaften oder doch zweifelhaften Beginnen auf seine Folgen und Ausgänge. In dem ersten Theile besonders, der sich nicht (wie der zweite) um Waffenthaten sondern um Bewegungen des Seelenlebens, um Beweggründe mannichfaltiger Handlungen dreht, ist diese poetische oder sittliche Gerechtigkeit des Dichters durchgehend in die Schranke gerufen, und er hat sie oft schweigend dem Worte nach, in den Thatsachen höchst beredsam geübt. In der nordischen Völsungasage ist die Mutter Gudruns die Schmiedin des Unglücks ihrer Tochter und Sigurds; in den Nibelungen weben sich Siegfried und Kriemhilde, wie die Burgunderkönige, ihr eigenes Schicksal. Der junge Held von bescheiden harmlosem Wesen betreibt sein Liebesgesuch in Worms mit Gewaltthat, im Trotz auf seine Unwiderstehlichkeit, in der ruhmgeizigen Vorneigung des altgermanischen Helden sich seine Braut zu erkämpfen und Land und Leute in Burgund dazu: so hatte er schon früher in seinem Verhalten zu den Nibelungen eine begonnene Gefälligkeit mit Gewaltthat geendet. Dann wieder verleugnet er im Dienste seiner Liebe all dies starke Selbstgefühl, als er in allzugroßer Sorglosigkeit des Handelns in einer Dienerrolle für Gunther mitwirkt zu dem betrugvollen Gewinne Brunhildens, deren Persönlichkeit dann über dem Werbegeschäfte seinen selbstgefühligen Trotz wieder aufreizt: deren Hoffahrt ihn ärgert, deren Aufgebot ihrer Recken er, ihr ins Gesicht, durch Berufung seiner Nibelungen kreuzt. Er legt so die Saat zu ihrem Hasse selbst, deren Neid dann geweckt wird, als sie Kriemhilden im Besitze des Mannes sieht, dessen Ruf ihr bekannt war, nicht Gunthers, des angeblichen Eigenmannes der Könige, deren Herr er war. Es ist nun voll seiner Anlage, daß eben die, um derentwillen Siegfried seine geheimen Trugthaten zu Gunthers Besten verübte, der Betrogenen selbst die That übertreibend kund thut und so die verborgene Saat des Hasses zum Keimen treibt. Des Heldengatten stolzes Selbstgefühl ist auf das anfangs so zarte züchtige Wesen

übergegangen; durch die anlaßloſe Berühmung der Herrlichkeit ihres Siegfried reizt ſie Brunhilden, ſie das Weib eines Eigenmannes zu nennen; worauf ſie gegen ihre ſonſtige Natur (ſo iſt ausdrücklich angedeutet) aus bloßem Trotze, bei der unſchicklichſten Gelegenheit des Kirchenganges, in überladenem Prunkzug erſcheint, um zu bewähren wie ſehr ſie adelfrei ſei, und, in Zank verflochten, aller Scham und Wahrheit ſo ſehr entſagt, daß ſie Brunhilden zweimal zungenfrech ins Geſicht lügt, Siegfried ſei zuerſt ihr Gatte geweſen. Das verdiente ihr wenn nicht die Schläge ihres Mannes, ſo die des Schickſals. Unbeſonnen arglos in ihren Reden wie Siegfried in ſeinen Handlungen kränkt ſie erſt das ehedem ſo ſtarke neidvolle Weib; dann plaudert ſie in der gleichen Unfähigkeit, gefährliche Geheimniſſe zu hüten, auch das von ihres Gatten Verwundbarkeit aus an den Mann, der ihr zuvor ſchon ſeinen böſen Willen verrathen hatte. Ahnungsvolle Angſt befällt ſie, nachdem es geſchehen iſt; als ihr Siegfried erſchlagen liegt, weiß ſie noch bevor ſie geſehen und erfahren, daß Brunhilde dies gerathen, Hagen gethan hatte. Ihr Fluch trifft die Mörder; gleich jetzt hätte ſie, wenn ſie ein Mann geweſen, ihre Rache genommen; in ihrer weiblichen Schwäche wird ſie nun vor- und umſichtig; ſie hält die Nibelungen von Waffengedanken zurück, bis es ſich beſſer füge. Noch gewinnt es die weibliche Gutartigkeit über ſie. Hagen befürchtet einen verderblichen Gebrauch ihres Schatzes von ihr; ſie aber denkt daran nicht. Sie bewohnt eine Zelle bei Siegfrieds Grabe, dem Troſte, der Verſöhnung unzugänglich durch vierthalb Jahre. Dann läßt ſie ſich zur Sühne mit ihrem Bruder, nicht mit Hagen bewegen, mit dem ſchwachen Mitwiſſer des Mordes, nicht mit dem Mörder. Die Brüder hatten ſich zur Sühne erboten auf Hagens Betrieb, der den Nibelungenſchatz ins Land gebracht ſehen wollte; ſofort brechen ſie die Sühne wieder, als ſie es unthätig dulden daß Hagen eigenmächtig in eigenſüchtigen Zwecken den Schatz in den Rhein verſenkt. Seit dieſer gebrochenen Sühne, fügt das Nibelungen-Lied hinzu, war ihr Kummer tauſendmal ſtärker als zuvor. Dennoch ver-

ſiecht auch jetzt nicht der Quell ihrer weiblichen Natur. Nach 13 Jahren Witthum wirbt Etzel um ihre Hand. Hagen widerräth die Heirath. Diesmal widerſtehen ihm die Königsbrüder und ziehen dadurch das Verderben auf ſich herab, das ſie vermieden hätten, wenn ſie ſeinen Rathſchlägen früher widerſtanden oder jetzt ſie befolgt hätten. Hagen denkt ſogleich an die Rachemittel, die die Vermählung Kriemhilden verſchaffen wird; auch jetzt denkt ſie noch nicht daran. Sie weist die Werbung ab, ſie empfängt nur aus Rückſicht auf Rüdigers Perſon dieſen Boten König Etzels, und im Alltagskleide. Er ködert ſie mit Etzels Macht; da beſpricht ſie ſich mit Uote und Giſelher: noch aber iſt ihre Rede: ihr zieme nichts als Weinen. Aber ſie betet, Gott möge ihr die Mittel ſchaffen, daß ſie wieder zu geben habe wie bei Siegfrieds Leben: man blickt auf die erſte Zwiſtigkeit in ihrem Inneren. Die Vorſtellung, ſich einem Heiden zu vermählen, ſchreckt ſie noch zurück. Doch liegt ſie Nachts in Gedanken und Thränen. Die Gedanken überwiegen, als ihr Rüdiger verſpricht, ſie ſchadlos zu halten für Alles was ihr geſchah, als er ihr ſchwört ihr alles Leid zu büßen, das ihr Jemand zufüge. Bei der gegebenen Möglichkeit der Rache wacht die Rachſucht ſelbſt wieder in ihr auf, mit der Rachſucht ihr Gram um den verrathenen herrlichen Mann, mit Rachſucht und Trauer zugleich ihre tiefe Verſtellung. In der langen Zeit des ſtummen Fortbrütens ihrer Rachegedanken bereitet ſich nun der Umſchlag dieſer milden Frauenſeele in eine morddürſtende Furie vor: dieſe ihre innere Seelengeſchichte, welche die beiden Sagentheile eigentlich verbindet und Kriemhilden zu ihrem Mittelpunkt macht, iſt freilich nur zu errathen. Durch 13 Jahre wiegt ſie ihre Verwandten in Worms in Sicherheit, verhehlt ſie die Ermordung ihres erſten Gatten vor Allen, vor Etzel, vor Rüdiger, obgleich ſie in unausgeſetztem Weinen um ihn trauert. Als ſie endlich die Einladung der Wormſer betreibt, heißt ſie die Boten ſorglich von ihrer Trauer ſchweigen. Niemand fand den argen Willen des nachtragenden (lancraechen) Weibes aus als der warnende Hagen. Noch bei dem erſten Empfang der Gäſte auf

Etzelenburg (Gran) bewahrt ſie ihre Verſtellung; doch beginnt ſie ſofort, ihrer Rache nun ſicher, in der alten Unbeſinnung, in der neuen Rachgier ſich ſelbſt zu verrathen. Sie küßt Giſelher allein: da bindet Hagen den Helm feſter; ſie fragt dieſen gradaus in erſter Anrede nach dem Nibelungenſchatz; ſie merkt aus Dietrichs Zornreden, daß ſie von ihm durchſchaut iſt, daß die Burgunder von ihm gewarnt ſind. Und nun reizt ſie ſich ſelbſt und ihre Dienſtmannen, einen Führer, eine Schaar nach der andern, zu den Blutthaten auf, die das gegenſeitige Verderben wie eine Lawine herabziehen. Ihr Anſchlag war zunächſt nur auf Hagen gerichtet; da er nicht auszuſcheiden war, ſo opfert ſie ihr Kind, ſo ſteckt ſie auf die Weigerung von Hagens Auslieferung den Saal in Brand, ſo gibt ſie ihre ſchuldloſeren jüngeren Brüder mit Allen Preis, ſo ſtürzt ſie den edelſten Diener Etzels, Rüdiger, in den Kampf, bei deſſen Einwilligung ſie weint, ſei es in gemiſchten Empfindungen, ſei es nur noch in der ſchrecklichen Luſt der Erwartung einer Befriedigung ihrer Rachewuth, bis ſie zuletzt verhärtet genug iſt, Gunther tödten zu laſſen und Hagen eigenhändig mit Siegfrieds Schwert zu erſchlagen. Ueber dieſe äußerſte Wildheit ihres Grimmes zürnt nicht nur der gemeine Text der Nibelungen, der ihren Bruch der Sühne mit Gunther für Teufelseingebung erklärt, ſondern ſelbſt die Klage, die ſie ſonſt ſo feierlich in Schutz nimmt. Man hat den Fluch, der nach der nordiſchen Sage auf dem Schatze ruht, dort wieder hereinſpielen ſehen wollen, wo Kriemhilde den Hagen ſofort darnach fragt, da ſie ſonſt nicht habgierig erſcheine, da es ausdrücklich von ihr heißt, ſie wäre wenn Siegfried lebte, auch wenn des Schatzes tauſendmal ſo viel geweſen wäre, gerne arm und händeblos bei ihm geblieben. Aber es iſt doch an Einer Stelle ſehr deutlich vorgehoben, daß rechtmäßiger Beſitz ihr, mehr ſelbſt als dem edlen Siegfried lieb iſt, am Herzen liegt: da wo ſie (av. 11) das Land von ihren Brüdern getheilt haben will und, obgleich Siegfried erröthend dieſen Wunſch verſchweigt und unvollzogen läßt ſelbſt als die Brüder ihm entgegenkommen, auf der Theilung der Recken beſteht. Und dies dünkt uns der Sitte einer Heroen-

zeit ganz gemäß. Die Bedeutung des Schatzes aber ist in aller Weise menschlich und nicht mythisch begründet. Er ist nur darum auffälliger die Ursache des Unheils der Burgunder, weil die Ermordung Siegfrieds vorübergegangen und unheilbar war, der Raub des Schatzes aber dauernd und gegenwärtig geblieben und herstellbar, weil überdieß in ihm für die Beraubte ein Bruch der eingegangenen Sühne gelegen, und weil der Raub ihr zuletzt noch einmal aufs kränkendste fühlbar gemacht worden war, als ihr, eben da sie mit der neuen Vermählung die Aussicht auf die Mittel zur Rache erhielt, Hagen auch noch den kleinen Rest ihrer Habe zurückbehält. Sonst ist unstreitig, im Gegensatz zu der nordischen Gestaltung der Sage, der Hauptbeweggrund in den Thaten Kriemhildens die Liebes- und Gattentreue, der ethische Kern nicht wie dort eine durch bindenden Brauch übererbte Blutrache für angeborene Bluts-Verwandte, sondern die Rache für die zerstörte Wahlverwandtschaft der Ehe aus dem Gefühl der Treue. Die Klage entschuldigt sie daher mit aller Aus- und Nachdrücklichkeit: nie habe Jemand mit Grund von ihr „missetich" gesprochen; wer das Mähre verstehe, der nenne sie unschuldig weil sie ihre Rache in großer Trauer nur aus Treue vollzogen. Viele glaubten sie der Hölle verfallen: der das bewahrheiten wolle, der müsse selber zur Hölle fahren. Auf den alten Hildebrand wirft sie noch einen strafenden Blick, der sie ohne Noth erschlägt in einem Anfalle, auch nach unserem Gefühle, von überflüssiger Großmuth gegen einen gehässigen Feind. Es wäre etwas werth zu wissen, ob die Klage diese Stellung nahm vielleicht im Gegensatze zu der älteren Umarbeitung, der unser gemeiner Text am nächsten geblieben sein möchte, und vielleicht im Sinne des ersten Dichters, jenes Meisters des Liedes, von dem sie (V. 285) den Spruch anführt, den wir in unseren Nibelungen nicht lesen: Daß dem Getreuen Untreue wehe thue.

In der Zeichnung von Siegfried und Kriemhilden ist der alten ästhetischen Vorschrift der gemischten Charaktere in einem feinen Instincte nachgekommen, als ob der Dichter den Aristoteles gelesen

hätte. So verſöhnt man ſich auch mit der kläglichen Schwachheit der burgundiſchen Könige zuletzt in ihrem Heldenkampfe und in ihrer Treue gegen ihren verderblichen Berather; und ſo gewinnt der Leſer auch an dem finſtern Manne des Verraths und der Tücke, der dem Weibe der Treue wie dem Manne der argloſen Geradheit gegenüber geſtellt iſt, unter der ſteigenden Größe ſeiner Kraftthaten ein ſteigendes Intereſſe. Der Dichter kennt Hagen aus dem Waltharius und zeichnet ihn, gehobener in den gehobeneren Verhältniſſen, nach ſeinem dort angegebenen Charakter: in ſeiner äußeren Erſcheinung ſchon zwiegeartet, wohl gewachſen von breiter Bruſt und herrlichem Gange, aber grauenvoll zu ſehen in ſeinem rabenſchwarzen Gewande, die furchtbaren Blicke Verräther ſeiner grimmigen Sinnesart. In ſeiner Vaſallenſtellung zu dem verwandten Königshauſe, dem ähnlichen Verhältniſſe einer freien Wahl und Pflicht wie die Ehe, betont er gegen Kriemhilden ſelber ſeine Treue: der Tronecker Sitte ſei, bei ihren Königen auszudauern; denen er ſich denn in Wahrheit in der letzten Kampfnoth als ein „helflicher Troſt" bewährt. Es iſt aber auch in ihm der anfechtbaren Treue Kriemhildens eine zweideutige Treue gegenübergeſtellt: wenn der Nibelungen Not die Treue Kriemhildens gegen ihren Gatten durch ihre Untreue an ihren Brüdern vergällt wird, ſo dem Nibelungen Liede die Treue Hagens gegen ſeinen Lehnsherren durch ihre Paarung mit der verwilderten Untreue, daß er zuletzt ſeiner Misgunſt und ſeinem Trotze gegen die gehaßte Feindin das Leben ſeines Königs in bewußter Abſicht opfert. Wachſam für die Ehre und Macht ſeines Herrn, bereit zu jeder wahlloſen That der Treuloſigkeit und des Verraths gegen den, der ſie verdunkelt, iſt er doch zugleich von ganz eigenſüchtigen Triebfedern bewegt, von Ehrgeiz, Neid und Habgier, die ihn von Anfang an gegen Siegfried verſtimmen, die ihn ſchon vor aller Verwicklung über die Gaben die Gere aus Niederland mitbringt, verſchnupfen, die ihn zuletzt noch an Kriemhilden einen kleinlichen Raub zu vollbringen reizen, der kaum

einen Zweck mehr hat. Er verräth und ermordet Siegfried mit umſtellender Liſt, er jauchzt über ſeinen Fall und bekennt ſich frech zu der That, die er mit weiter Umſicht auszubeuten, und die Beute ſicher zu ſtellen ſucht. Er verſenkt Siegfrieds Schatz in den Rhein um ſeiner allein theilhaftig zu werden; er hatte ihn nach Worms kommen laſſen, damit ihn Kriemhilde nicht gegen ihre Feinde gebrauche; aus dem gleichen Mistrauen gegen ſie widerräth er ihre Ehe mit Etzel, und nachher die Fahrt zu den Hunnen. Von ſeinem Herrn aber der Gewiſſensfurcht geziehen, will er bewähren, daß ſie ihn nicht zaghaft mache: und in einer ähnlichen Verwandlung, wie die in Kriemhilden vorging, ſchlägt er nun aus Vorſicht und Liſt in verderbenden Ingrimm über gegen ſich und Alle. Hatte er ſeine Fürſten früher durch böſen Rath dem Untergange zugeſteuert, ſo begleitet er ſie nun in den Abſturz durch allverderbliche Thaten. Er hat ſein Gewiſſen beſiegend die Fahrt, die er zu einer Heerfahrt gemacht, mit angetreten, er verfolgt ſie dem unausweichlichen Schickſal trotzend nachdem er die Wahrheit der Unheilsverkündung der Meerfrauen erprobt, und ſucht nun nur die möglichſt vielen Feinde mitzureißen; er bietet bei Etzel um die Wette mit dem Waffenbruder Volker allen gefliſſentlichen Hohn und Frevel auf, um nach einem erſten unritterlichen Mordanfall den allgemeinen Kampf zu beginnen, in dem Maaße wie Rüdiger und Dietrich ihm aus dem Wege gehen, von welchen er den letzteren noch beſonders durch ſeine trotzige Anmaßung anreizt ihm den Fall zu bereiten. Dabei iſt doch der wohlthuende Zug in dieſe Wildheit eingemiſcht, daß vor den Kämpfen mit Rüdiger noch einmal ſichtbar wird, wie nicht alles Menſchliche bis auf den letzten Funken in ihm ausgelöſcht iſt.

Zwiſchen dieſe Bilder der von zügelloſer Leidenſchaft geſpannten und geſpaltenen Treue iſt in Rüdiger das Gemälde der ächten, grundſätzlicher Tugend entſproſſenen Treue in einem trefflich gewonnenen Gegenſatze mit ergreifender Macht entworfen. Es iſt ein Meiſterſtück von Charakteriſtik, es iſt das Meiſterſtück in dem

poetiſchen Bau des Gedichtes, da eben in dieſer freigeſchaffenen Geſtalt der ethiſche Grundgedanke in aller unverkennbaren Schärfe verkörpert erſcheint; wozu noch kommt, daß auch eine faſt zwangloſe Verſchmelzung neuzeitlicher, chriſt-ritterlicher Ideen mit dem Heroenthum der alten Sagenfiguren in der Einverwebung dieſes Mannes gelungen iſt, der, als ein neuer Verwandter der Burgunder, als eine der Säulen Etzels den ſeine Treue emportrug „wie die Feder der Wind", neben Kriemhilde die beiden getrennten Theile der Sage vermittelnd zuſammenbindet. Feinſinnig entrollt der Dichter, ehe der Leſer in die Schauderſcenen auf Etzelenburg verſetzt wird, ein Gemälde patriarchaliſchen Friedens und freigebiger Gaſtfreundſchaft auf der Burg, wo dieſer „Vater aller Tugenden" hauſt, der im Gegenſatze zu den zerwühlten Naturen des Wormſer Kreiſes von einem höchſten Gleichmuth der Seele iſt, in deſſen Wohnſtätte die glücklichſte Hausordnung gewahrt wird ohne Prunk und Flitter: der Edelſte und Beklagenswertheſte von Allen, die in das allgemeine Schickſal unverſchuldet hineingeriſſen werden, weil er das ſchlimmſte nicht in dem Waffenkampfe ſondern in einem inneren Seelenkampfe zu erdulden hat. Der Dichter hat in ihm jene beiden Hauptpotenzen in dem Ethos aller deutſchen Sage, Dienſt- und Verwandtenpflicht, in einen furchtbaren innern Widerſtreit gebracht, der die Schrecken der äußern Kämpfe an innerem Gewichte weit überbietet. Er muß Etzeln und Kriemhilden unmuthvoll zu ſeinen Füßen ihn um Hülfe und Theilnahme an dem Kampfe anflehen ſehen, den König dem ſeine Dienſtpflicht gehört, die Königin die ihn an ſeine Schwüre mahnt ihr Schaden und Leid zu rächen; er wirft ihr vergebens ein, daß er die Seele zu verlieren ihr nicht gelobt, er bietet ihm vergebens an ins Elend zu gehen, wenn er ihn ſeiner Eide entbinde, beidenthalb iſt ſeine Ehre auf dem Spiele, in der Auffage ſeiner Lehns- und Eidespflicht, in der Auffage der gaſtlichen und Verwandtenpflicht; was er begeht oder unterläßt iſt übel gethan, und ſich beiden Theilen verſagen, wird ihm von der Welt zur Schmach

gerechnet werden. So geht er in den Tod mit zerrüttetem Geiſte, wiſſend daß er die Seele mit dem Leibe wagt; er ſagt ſeinen neuen Verwandten den Dienſt auf ohne den Freundesſinn ertödten zu können; er gibt ſeinen Schild an Hagen, dem der ſeinige, ein Geſchenk von Rüdigers Gattin, zerhauen iſt; worauf ſich Hagen und Volker, ins Herz getroffen, des Kampfes mit ihm enthalten; er und Gernot fallen gleichzeitig, Rüdiger durch das Schwert, das er ſelbſt an Gernot geſchenkt hatte.

Es iſt ein großartiges, aus altvolksthümlichen Stoffen emporgewachſenes Epos, was wir in den Nibelungen beſitzen, und darin liegt was an ſich unſere Bedeutung in Anſpruch nimmt. In Frankreich hat der Süden wie der Norden Volksgeſänge gekannt, in den germaniſchen Stämmen der Norden wie der Süden; in Südfrankreich und in dem romaniſchen Nachbarlande Spanien iſt der Volksgeſang in ſeiner rhapſodiſchen Geſtalt, im Liede, ſtecken geblieben, wie in Norddeutſchland und dem Nachbarlande Scandinavien. Nur im Süden Deutſchlands und im Norden Frankreichs ward die poetiſche Volksſage in eine epiſche Geſtalt von großen geſchichtartigen Verhältniſſen zuſammengefaßt. Aber auch im Vergleich zu dem karolingiſchen Volksepos der Franzoſen ſteht das deutſche in überwiegendem Vortheil. Die deutſche Volksſage drängte auf der Höhe ihrer künſtleriſchen Ausbildung auf nur zwei geſchloſſene Werke, die Nibelungen und Kudrun, hin, während in Frankreich (ähnlich wie in Scandinavien) die Entwicklung der Sagendichtung auf maſſige, von ermüdenden Wiederholungen ſtrotzende Cyklen auslief, die ſich in eintöniger Aehnlichkeit um jene Heldenkämpfe bewegen und des ausgedehnten inneren und äußeren Geſichtskreiſes entbehren, deſſen die große Volksepopöe ſchwer entrathen kann. Darin ſtehen wieder unſere deutſchen Epen gegen die antiken, griechiſchen zurück, obwohl ſie ihrer großartigen Anlage nach das einzige ſind, was die neueren Zeiten dieſen zur Seite zu ſtellen haben. In der Ilias iſt überall der unendliche Hintergrund das Große; die Ausſicht

auf den Fall Troja's, auf den Untergang eines großen Volkes, auf die Strafe des Verbrechens, auf Achill's und Priamus' Tod mit allen Söhnen, auf Hecuba's Verzweiflung und Andromache's Sclaverei, Alles arbeitet zuſammen, uns auf dem außerordentlich weiten Gebiet der Sage den Gegenſtand der Ilias als eine einzelne Epiſode betrachten zu laſſen, die, wie ſie ſelbſt aus Rhapſodien zuſammengeſetzt iſt, uns wieder als bloße Rhapſodie in einem noch ungeheureren Sagenkreiſe erſcheint. Homer hat die ganze ruhmvolle Vergangenheit von Griechenland, Thracien und Kleinaſien zu ſeiner Verfügung; wir kennen die Väter und Ahnen und Urahnen ſeiner Helden; dadurch ſteht ihm ein Reichthum von Verhältniſſen, ein Umfang der Sage, eine Mannigfaltigkeit der Epiſoden, Alles was einem epiſchen Gedicht erſt die Fülle des Lebens gibt, zu Gebote und damit die Mittel, ſeine Erzählung mit immer neuen Reizen zu ſchmücken. Wenn es den Nibelungen an dieſem weitausgedehnten Hintergrunde fehlt, der uns an die handelnden Geſtalten durch noch weitere Verbindungen feſſelt, als in die ſie das Gedicht ſelber geſtellt zeigt, ſo rücken ſie in andern Beziehungen dem antiken Epos näher an die Seite, als irgend eine andere epiſche Dichtung neuerer Zeiten: ſo vor Allem in der Kunſt der Gegenſtändlichkeit, kraft der ſie alle Macht auf den Leſer üben durch eine reine Wirkung auf die Sinne und Einbildungskraft ohne eine Einmiſchung der Perſönlichkeit des Dichters, ohne einſeitige Beſchäftigung der Empfindung oder des Verſtandes. Dieſer Werth ſteigt noch unermeßlich, wenn man die Nibelungen den ritterlichen Kunſtepen des Mittelalters an die Seite ſtellt, die zwar in der eigenen Schätzung der Zeit die Pracht- und Preisſtücke der Dichtung waren. Es ſind nicht wie dort zufällige Begebenheiten, die hier neben einander geſtellt und durch einander geworfen ſind, ſondern es iſt eine einzige Reihe von Handlungen, deren Entſtehung und Fortbildung ſo verfolgt wird, daß alle einzelnen Ereigniſſe mit Nothwendigkeit auseinander entſpringen, daß jede Verſchlingung und Löſung ſich aus den handelnden Charakteren

und aus dem Gegenſtande ſelbſt entwickelt. Vor den Conturen der Charaktere in den Nibelungen ſchrumpfen die Helden der Ritterdichtung zwergenhaft zuſammen. Stellt die Gruppe dieſer Heldengeſtalten auch nicht in der Mannichfaltigkeit, wie die homeriſchen Gedichte, den menſchlichen Charakter überhaupt in ſeinen Haupteigenſchaften dar, ſo kann man doch ſchwerlich ein anderes Gedicht nennen, worin dies annähernd ſo ſehr geſchieht wie hier; wenigſtens erſcheinen die Hauptſeiten des Nationalcharakters vortrefflich: in dem jungen Siegfried argloſe, harmloſe Ehrlichkeit, in dem männlichen Dietrich die weiſe, ruhige, bedächtige Ueberlegung und beſonnene Kraftübung, im greiſen Hildebrand berathende Treue und Gerechtigkeit. Dem Homer gegenüber ſchadet dem deutſchen Gedichte die Heroenſitte, die roher und nicht ſo gleichmäßig gebildet iſt, wie die achäiſche, den ritterlichen Romanen gegenüber wird es dadurch gehoben, weil ſich gegen die verfeinerte Rohheit dort die gute Einfachheit der Natur glänzend abhebt. Weder iſt die menſchlich reine Natur der Achäer noch die Wunderlichkeit der Tafelrunder hier; weder die Luftgeſtalten der Ritterromane noch die feſten Formen der Griechen; weder die hiſtoriſche Helle hier, noch der undurchdringliche Nebel dort. Wir folgen nicht einem einzelnen Helden, der, von der Minne bewegt oder von zufälligen Grillen getrieben, uns nur ein dürftiges Intereſſe abgewinnt, durch Begebenheiten, die durch Sonderbarkeit und Fremdartigkeit reizen wollen, ſondern wir ſtehen, wie es das ächte Epos verlangt, in einer Welt von Menſchen, die in große Verhältniſſe geſtellt wechſelſeitig dieſe aus ſich und ſich ſelbſt aus ihnen entwickeln. Gleichwohl fehlt es dem Dichter der Nibelungen an der Reife der Geiſtesbildung und Einbildungskraft, die der Ausgeſtalter der Homeriſchen Werke und ſein Zeitalter beſaß. Es kann thatſächlich über den äſthetiſchen Werth dieſer Dichtung nicht ſchärfer geurtheilt werden, als von Lachmann geſchehen iſt, da er ſich verſucht fühlte eine ſo ungeheure Maſſe von Ueberfluß auszuſcheiden. Wir äußerten früher, es könne leicht, wie in den gothi-

schen Bauten ein Aufriß oft mehr erfreuen als der Bau, so ein gelungener Auszug aus dieser Dichtung mehr anziehen als das poetische Ganze: man prüfe dies jetzt bei Uhland (Schriften 1, 61), der selbst ein Dichter es verstand, den Kern des Gedichtes mit Wärme und künstlerischem Ausdruck so zu erzählen, daß seine Prosa das sinnige Gemüth kräftiger als die Dichtung erfaßt. Das große Gebrechen in den Nibelungen ist der Zwiespalt zwischen Form und Stoff, der so peinlich ist wie die ähnliche Kluft in den Ritterepopöen, obwohl das Verhältniß das umgekehrte ist. Dort finden wir die größte Armuth im Stoffe, aber den prächtigsten Reichthum in der Darstellung, hier ist der Stoff ungleich größer aber die Darstellung desto dürftiger. Hier hat man nicht wie dort über kleinliche, seltsame Gegenstände zu klagen, eine einzige gewaltige Handlung entrollt sich großartig in allen ihren Theilen. Dort werden wir die Dichter mit pomphaften Worten ihrer magern Erzählung vorangehen sehen, hier leiht das Gedicht demüthig den kolossalen Begebenheiten ein allzubescheidenes Kleid. Dort lächert uns der Dichter mit seinem Feuer, dessen Wärme wir nicht mitempfinden, hier ärgert uns die Kälte und Eintönigkeit des Vortrags in einem mächtig ergreifenden Stoffe. Wir möchten gern den ungeheuren Sturz der Ereignisse begleiten, wir möchten uns mit den großen Gegenständen auf gleicher Höhe halten, allein die fast pedestrische Rede schneidet uns die Flügel und hält uns am Boden. Im Tristan zieht die Lectüre immer neu an von Vers zu Vers, von Scene zu Scene, aber wenn wir geendigt haben, erstaunen wir über die Kleinheit und Niedrigkeit der Materie, an die so viel Kunst verschwendet ist; in den Nibelungen erkennen wir, wenn wir das Ganze überschauen, befriedigt die Gewalt und Größe des Stoffes, aber wir ermüden über den armen Reimen, den trockenen Versen, der ton- und klanglosen Sprache. Die bloße strophische Form bringt diese Stumpfheit der Rede mit sich, die überall den natürlichen Fluß der Erzählung hemmt, hier um so beschwerlicher wird, je mehr die Strophe

in ſich gezwungene Ruhepuncte häuft: der ganze Vortrag erhält durch die vier zerſchnittenen Verſe, die ein achtmaliges Stocken bedingen, etwas Stammelndes. In dieſen formalen Bezügen merkt man dem Gedichte die Zeit ſeiner Entſtehung, jenſeits der Ausbildung der Verskunſt, ab; in Bezug auf den ſeltſamen Widerſpruch, der zwiſchen der trefflich ſkizzirten inneren Motivirung der Handlungen und der dürftigen äußeren Darlegung derſelben Statt hat, glaubt man den Zwieſpalt herauszufühlen, der zwiſchen dem ritterlichen Dichter und ſeiner alten Volksüberlieferung lag. Die ſchönſten Fingerzeige für eine genauere pſychiſche Entwicklung der gegebenen Handlungen und der ſcharf umriſſenen Charaktere könnten einem dritten ächten Dichter in meiſterhafter Sicherheit die Hand führen, aber von dem Vorzeichner ſelber iſt das Gemälde nicht vollendet. Dieſe Thatſachen an ſich ſind faſt überall höchſt ſprechend, wenn man ſie ausiegen will und kann und darf, was aber der Dichter ſelbſt hätte thun, wozu er wenigſtens ſchärfer hätte anleiten ſollen. Man muß nicht nur die feinſten, nein auch oft die gröbſten Beweggründe der Handelnden errathen, und nicht immer iſt das Errathen nahe gelegt. Die nordiſche Dichtung entſchlug ſich der Kunſt pſychiſcher Motivirung; Gudruns und Sigurds Schickſale ſind dort durch die Zaubertränke Griemhildens, die blutige Sinnesart Gudruns iſt durch ihr Koſten von Fafnirs Herzen erklärt; im großen Gegenſatze hat es der deutſche Dichter auf ſeeliſche Entwicklung angelegt, dann aber mußte er, da vornehmlich wo es ſich um innere Thatſachen handelt die ſich dem Auge entziehen, zu ſprechen wiſſen: er mußte uns ſagen, wie es zuging und möglich ward, daß die ſittſame Kriemhilde ſo ſchamlos gegen Brunhilde, ſo furienartig gegen Verwandte und Feinde artete, wie ſich Gram und Rachgier, vertrauenſelige Unbeſonnenheit und ahnungsvolles Mistrauen ſo nahe in ihr paarten. Wir denken hier an keine Anforderungen moderner Bildungsweiſe; wir meſſen den Dichter an ſich ſelbſt und dem Inſtincte ſeiner eigenen Zeit. An zwei Stellen, in der Schilderung der inneren Seelenvorgänge in Kriemhilden bei

der Werbung Etzels, ganz besonders aber in der Darstellung des edlen Zweikampfs der Pflichten in Rüdiger hat der Dichter das geleistet, was im Allgemeinen gebricht; an letzterer Stelle herrscht in der Rede ein voller schwellender Fluß, den wir sonst überall vermissen. Selbst da vermissen, wo nur ein Erguß der einfachsten, nächstliegenden Empfindung erwartet wird. Von Kriemhildens 16jährigen Klagen ist nicht Ein Beispiel gegeben; da in solchem Gefühlsausdruck doch selbst die einfachen nordischen Lieder, die Klagen Gudruns, die Selbstgespräche Brunhildens voll ächter natürlicher Beredsamkeit sind. Das Jahrhundert des Nibelungendichters war für diese Gebrechen nicht unempfindlich: die feinen Pinselstriche in dem Nibelungen*liede* zeigten das schon, die freilich der bloßen Cartonzeichnung nicht im Ganzen die Farbe eintragen konnten, deren sie bedurfte. Der Dichter der Klage, die uns von diesem Gesichtspunct aus weit das meiste Interesse hat[384]), empfand ganz im Großen, wie unnatürlich es ist, daß so ungeheueren Thaten und Leiden fast nirgends entsprechende Gefühlsausdrücke zur Seite gehen, an welchen die wälschen Dichtungen der Zeit, die er kennt, so überströmend waren. Es liegt eine poetische *Anklage* gegen die Nibelungen in der bloßen Entstehung der Klage, die nur in der Hinzudichtung des lyrischen Empfindungstheils in ein gegensätzliches Extrem der Einseitigkeit verfällt, das ihr wieder eine stärkere Anklage verdient; so daß wir in der Zusammenfügung beider Gedichte eine ästhetische Urtheilsurkunde der eigenthümlichsten Art besitzen.

Seit dem Aufschwung des deutschen Nationalitätgefühls in den Befreiungskriegen ist es Sitte geworden, mit unseren alten Volksepen

---

384) Wir kommen auf Lachmanns Ansichten von der Klage nicht zurück, der auch in ihr eine Sammlung von Liedern sah, deren Zahl und Scheidung zu bestimmen er selbst nicht wagte, aber M. Rieger unternahm in Haupts Z. S. 10, 247. Er wies die lockere Zusammensetzung nach, in der besonders die Einleitung (bis V. 294) durch Widersprüche mit dem übrigen Inhalt des zweitheiligen Gedichtes (Klage und Botschaft), durch Ueberfluß und Anticipationen auffällt.

einen überſpannten Cultus zu treiben. So iſt es auch in Frankreich neuerdings aufgekommen, den homeriſchen Epen die Karlsgeſten gleich zu rücken, deren ungeheure Maſſen eintöniger Erzählung ſich wie eine Froſch- und Mäuſebrut ausnehmen gegen den Wurf des Löwenpaars, deſſen ſich Griechenland rühmt; während wieder Nordländer wie Brynjulfsſon das Alles, Deutſches und Franzöſiſches, in tiefen Schatten werfen gegen die rohen Rudimente der nordiſchen Sagendichtung. Wir hüten uns in dieſe Befangenheiten nationaler Aeſthetik zu verfallen, auch auf die Gefahr hin, der alt-berüchtigten deutſchen Selbſtgeringſchätzung geziehen zu werden, die wir der neumodiſchen Selbſtüberſchätzung weit vorzuziehen geſtehen. Mit den an Zahl und Eigenſinn wachſenden Schwärmern, die in den Nibelungen als epiſche Ruhe und Sparſamkeit der Bilder preiſen was Einfalt und Armſeligkeit iſt, und Kraft und Friſche des Ausdrucks rühmen, wo ſich Andere über ewige Tautologien und von Reim- und Strophennoth erzeugten Lückenbüßern langweilen, iſt wie mit den unbedingten Verehrern der älteſten deutſchen Malerei nicht zu ſtreiten. Dieſer Geſchmack in der bildenden Kunſt wie das erſte Intereſſe an unſeren Volksepen begann bei uns in der Zeit der Romantik in Patriotismus und Kunſt, der Deutſch- und Fremdthümelei, einer Zeit in der wir zwiſchen geſundenden und krankhaften Zuſtänden hin und her geworfen wurden. Damals hatte Schlegel darauf hingewieſen, daß die Nibelungen und die ihnen verwandten alten Dichtungen vortrefflich dienen könnten, den alten Geſchichten unſeres Volkes einen poetiſchen Hintergrund zu geben, daß durch ſie dem Alterthum der Nation die Seele eingehaucht werden könne, die wir in den lateiniſchen Chroniken vergebens ſuchen. Das war trefflich gerathen, wie Alles was uns auf eine hiſtoriſche Kenntniß und Beurtheilung dieſer Dichtungen hinweiſt. Wenn Schlegel dabei verlangte, daß man das Gedicht auch in Schulen einführen und ein Hauptbuch der Erziehung daraus machen ſolle, und wenn man heute predigt, die Nibelungen ſeien berufen in dem deutſchen Geiſtesleben in äſthetiſcher Beziehung die ähnliche Stellung ein-

zunehmen, wie Homer bei den Griechen, so ist uns die nationale und ästhetische Verkehrung der Begriffe, zu der wir gelangt sind, tief leid und tief zuwider. Wann hätte Homer in seiner Bedeutung für das griechische Leben je so ausgesetzt, wie die Nibelungen gleich nach ihrer Vollendung durch ein halbes Jahrtausend? Eine Nation, die die Bibel und den Homer zu ihren Erziehungsbüchern gemacht hat, die in ihrer Schule dem großen Bildungsgange der Welt folgt, weil sie sich am besten Mark der Menschheit nähren will, wird einem Werke wie die Nibelungen auf die Dauer keinen so bevorzugenden Rang einräumen. Zur Bildung der Frühjugend halten wir seinen Gebrauch mehr für schädlich als nützlich. Dem Knaben, der die Dichtung noch stoffartig auf sich wirken läßt, können die Helden der Nibelungen, in welchen rohe Barbarenkraft mit Schläfrigkeit des Geistes seltsam gepaart ist, die achäischen des Homer nicht ersetzen, die von einer Strebsamkeit, einem Feuer, einem Vertrauen auf menschliche Kraft beseelt sind, die allein Menschen von tüchtiger Art zu bilden vermögen. Wie selbst nur Nationalsinn durch dieses Gedicht erweckt werden solle, wäre uns ein Räthsel, da wir uns schwerlich diesen Burgundern verwandter fühlen als den Achäern des Homer, die uns doch noch Liebe zum Vaterlande lehren können, für welches das ganze Mittelalter kaum den Namen hatte. Gerne mag dagegen ein weiser Pädagoge in diese Dichtung die Jugend der höheren Schulklassen einführen, die nach einem Einblicke in die Natur der Zeiten und Völker das Werk in seiner historischen Stellung begreifen kann; denn in diesem Falle, aber nur in diesem Falle wird sie richtig von dem Werthe der alten Dichtung urtheilen, die sie dann mit all ihrer herzlichen Einfalt, Zucht und Ehrbarkeit der harten und oft schmutzigen Versmacherei der fremden Nationen jener Zeiten gegenüber schätzen lernen wird. Von dieser Seite, der Gesundheit und Tüchtigkeit des Stoffes, gesehen, hat Göthe die Nibelungen klassisch genannt wie den Homer. Aber verrücken wir ja nicht diesen Gesichtspunct und trachten wir nicht, von demselben Göthe gewarnt, mit eitlen Lobeserhebungen einen Werth

zu erzwingen, der nicht da ist[385]). Wenn man an äſthetiſchem Werth die Nibelungen dem Homer zur Seite ſtellt, ſo beklagen wir jetzt wie immer den Mangel an allem ächten Kunſtſinn, der ſolche Geſichtspuncte überhaupt noch bei uns möglich macht. Zu Homer, wo er immer bekannt ward, wallfahrteten alle Zeit die Künſtler aller Welt; zu den Nibelungen wird kein Nichtdeutſcher je anders als auf dem Wege geſchichtlicher Studien gelangen. Homer hat im Gebiete der Kunſt die Rolle des prophetiſchen Offenbarers geſpielt. Was die griechiſche Malerei und Bildhauerkunſt ihm zu danken hat, das muß man vergleichen mit dem, wozu bei uns die Nibelungen in bildender Kunſt begeiſtert haben, um den Maasſtab der äſthetiſchen Beurtheilung mit Einem Male in der Hand zu haben. Und welche Umwälzung Homer in unſerer Poeſie des vorigen Jahrhunderts hervorgebracht hat, ſeit unſere erſten Kunſtheroen, die Göthe und Schiller, die Leſſing und Humboldt uns erſt ſeine ganze Herrlichkeit erſchloſſen hatten, das wird ihm die Geſchichte unſerer Dichtung nie vergeſſen.

Den Nibelungen ſteht die Kudrun[386]) zur Seite, wie die Odyſſee der Ilias. Noch liegt tiefes Dunkel über den Urſprüngen dieſes merkwürdigen Gedichtes, das uns nur in Einer entſtellten und ſpäten, von Kaiſer Max (Anf. des 16. Jhs.) veranſtalteten (Wien-Ambraſer) Handſchrift erhalten iſt. Geſchichtliche Grundlagen, wenn es deren gab, wären noch wie zur Siegfriedſage erſt zu entdecken. Ein angelſächſiſches Zeugniß in der Klage Deors (8. Jh.) nimmt ſchon auf eine der Hauptgeſtalten des Gedichtes, den Sänger Heorrenda Bezug. Der Kern der alten Sage iſt in dem mittleren der drei Theile,

385) Göthe an Knebel 1808: „Die modernen Liebhaber dieſes Gedichtes, die Herren Görres und Conſorten, ziehen noch dichtere Nebel über die Nibelungen, und wie man von Andern ſagt, daß ſie das Waſſer trüben um Fiſche zu fangen, ſo trüben dieſe Land und Berg, um alle gute kritiſche Jagd zu verhindern."

386) Ausgaben von Ziemann 1835. Ettmüller 1841. Vollmer 1845. zuletzt von K. Bartſch. ed. 2. 1868; zu deſſen Ausgabe man ſeinen kritiſchen Rechenſchaftsbericht Germ. 10, 41. 148. hinzunehmen muß. Vgl. Martin, Bemerkungen zur Kudrun. 1867. C. Hofmann, Sitz. Ber. der Bair. Akad. 1867. II. 2, 205. Ueberſetzt v. A. Keller 1840. v. Simrock 1843.

in welche unsere Kudrun zerfällt, enthalten; er führt auf eine nordische Walkyrensage zurück, die schon das alte Lied von Helgi dem Hundingstödter kennt, die sich in der Ragnar-Lodbroksaga erwähnt findet und in prosaischer Erzählung in der jüngeren Edda vorliegt. Hedin entführt Hilde, die Tochter König Högni's (Hagens), und wird von dem Vater nach den Orkneyinseln verfolgt, wo nach einem vergeblichen Ausföhnungsversuche eine langberühmte Schlacht zwischen Högni und den Hiodningen auf der Insel Haey (Hoy) geschlagen wird, nach welcher Hilde Nachts durch Zauber die Gefallenen wieder zum Leben erweckt, die seitdem, allnächtlich zu Stein erstarrt, alltäglich fortkämpfen bis zur Götterdämmerung. Diese Sage hat sich unter starken Veränderungen, ähnlich wie die Siegfriedsage in den Liedern der Faröer, in einem Volksgesange auf den Shetlandinseln bis ins vorige Jahrhundert in norstischer Sprache fortgepflanzt [387]; in Island wurde sie in einer späteren Sagenrhapsodie (thattr), in der Hedin schon zu einem Sarazenenkönig geworden ist, christianisirt [388]: dem Nachtkampf der Geister, von dem auch Saxo in seiner sehr veränderten Erzählung der gleichen Sage weiß, wird da durch einen Kriegsmann K. Olaf Tryggvasons, des Heidenbekehrers, ein Ende gemacht. Die Sage hat sich dann nach nordischer Art (ein Beweis wie eingewurzelt sie war) in andere Sagen verzweigt: in dem Lied von Helgi dem Hundingtödter ist die Heldin Sigrun, die ihren todten Geliebten Nachts erweckt, eine Tochter Högni's wie Hilde; die isländische Gestalt der Sage heißt auch Sörlithattr, weil in ihr Högni der Dänenkönig in eine kriegerische und bundgenössische Verbindung mit Sörli dem Starken gebracht ist, wovon auch die Sörlasaga weiß, die aber den K. Högni in Schweden heimisch macht. Zuletzt ist dann der Sage von Hedin und Högni unsere Kudrunsage, es scheint in niederdeutscher Fortgestaltung nach-

387) In Barry, hist. of the Orkney Islands. Lond. 1808.
388) Fornald. Sög. 1, 389.

und angedichtet; in der die Heldin Kudrun, die Tochter Hildens, in Abweſenheit ihres Vaters Hetel, wie in der alten Sage ihre Mutter, entführt, der Räuber verfolgt und in einer unentſchiedenen Volksſchlacht auf dem Wulpenwert [389]) bekämpft wird, die ein deutlicher Nachklang des im Norden ſprichwörtlichen Hiodningenkampfes auf Haey iſt. Dieſe Verſchleifung der alten Sage in eine verwandte, genealogiſch fortgeſetzte würde man wohl deutlicher verfolgen können, wenn uns die Geſtalt erhalten wäre, die der Pfaffe Lambrecht kannte, der die Schlacht auf dem Wulpinwert erwähnt (dâr Hilten vater tôt lac inzwischen Hagenen unde Waten), in der aber nach ſeiner Anführung um Hilde nicht um Kudrun gekämpft ward, und Hagen ein Anderer iſt als Hildens Vater. Die Form des Namens Wulpenwert allein, wie auch die älteſten deutſchen Zeugniſſe für die Sage bei Lambrecht und im Salmon und Morolt, weiſen auf die Entſtehung dieſer Sagenerweiterung in Niederdeutſchland hin, wo ſie localiſirt iſt, unter Stämmen die mit Meer und Schiffahrt vertraut waren. Wie in den Nibelungen den nebelhaften Nordlanden zur Seite die geographiſchen Beſtimmungen in Oeſterreich und Ungarn klar ſind, ſo umſchreiben in der Kudrun, neben einzelnen verſchwommenen und orientaliſirten Ländernamen (Irland, Ortland, Riſland, Morland) die Namen der Marken Tenelant, Stürmen (Stormarn), Frieſen, Dietmars, Hoizenland u. ſ. den Umkreis der Bühne deutlich genug: die patriotiſchen Nordalbinger, die ſich die Heimat der Sage aneignen, ſehen in dem Schickſale Kudruns die Knechtſchaft und Befreiung Schleswigs vorbildlich geworden. Von den Niederlanden aus mögen dann wandernde Sänger die Lieder nach Oberdeutſchland gebracht haben, wo, nach der frühen Verbreitung der Namen Wate, Horand und Gudrun zu urtheilen, die Sage in Baiern und Oeſterreich ſchon gegen Ende des 11. Jhs. bekannt geweſen ſcheint.

389) Eine Inſel Wulpen, ſpäter vom Meere verſchlungen, iſt noch auf Karten des 16/17. Jhs. bei der Halbinſel Cadzand in dem niederländiſchen Zeeland verzeichnet.

Wie diese Lieder oder ihre oberdeutschen Umgestaltungen beschaffen sein mochten, davon wissen wir nichts. Ettmüller und nachher Müllenhoff (Kiel 1845) und v. Plönnies (Leipzig 1853) haben versucht, in der Kudrun wie Lachmann in den Nibelungen das Aechte von dem später Zugesetzten zu scheiden; dies Unternehmen ist aber hier, wo uns alle Hülfsmittel für eine solche kritische Sonderung abgehen, noch viel gewagter gefunden worden als dort. Nach den Untersuchungen des neuesten Herausgebers hätte ein süddeutscher Dichter, in dessen sonst rein oberdeutscher Sprache nur geringe dialektische Eigenheiten nach Steier weisen, um 1190—1200 die erste Hand angelegt an die Zusammenfassung der Dichtung die wir lesen; auf diese Zeit deuten die Reste von archaistischen Sprachformen und ungenauen Reimen oder Assonanzen, die noch in der später in Oesterreich im Anf. des 13. Jhs.[390] entstandenen Ueberarbeitung stehen geblieben sind, in welcher die inneren Reime die schon dem Originale nicht fremd waren vermehrt, die Endreime bis auf wenige völlig gereinigt wurden. Wie man im Norden die Verbindung verschiedener Sagen durch Namen und Verwandtschaften liebte, so sind auch zwischen Kudrun und den Nibelungen schon ältere Annäherungen zu erkennen in gewissen Berührungen von Namen und Sachen: wie daß die Heldin den Namen Kudrun trägt, wie im Norden die Kriemhilde der Nibelungen, und daß in der nordischen Sage eine Oddrun die Schwester Atlis des gehaßten Gatten Kriemhilde-Gudruns ist, wie hier Ortrun die Schwester des verschmähten Werbers Hartmut. Der oberdeutsche Dichter scheint mit bewußter Absicht ein Seitenstück zu den Nibelungen haben bilden zu wollen. Gleich in den ersten Worten beginnt er wie die Nibelungen; seine Strophe ist eine verfeinerte Nach-

390) Nach Bartsch um 1215; nach Schröder (corpus juris poeticum in Höpfner-Zachers Zeitschrift für deutsche Philol. 1, 257) erst nach 1231, weil dem Lehnträger Horant das Geleitsrecht beigelegt wird, das ein streng behauptetes Regal war, bis es König Heinrich, Friedrichs II Sohn, 1231 statutarisch als ein Lehnsrecht in dem Gebiete der Fürsten zu achten versprach.

bildung der Nibelungenstrophe, was schon daraus zu erkennen ist, daß diese letztere dem Dichter zumal im Anfange noch unverändert aus der Feder schlüpfte. Genau wie in den Nibelungen ist alles Mythische bis auf wenige verblaßte Reste getilgt. Die ewig dauernde Geisterschlacht der Hedin- und Högnisage erklärt man für ein poetisches Symbol des Kampfes der Tag- oder Jahreszeiten; in dem wilden Wate und dem milden Frute will man Gottheiten der Sturmflut und der friedlichen fahrgünstigen See, in dem Engel in Vogelgestalt, der Kudrun ihre Rettung verkündet, eine weissagende Meerfrau erkennen, die in ihrem Schwanenhemde als Vogel erscheint: ob das Alles schon in den älteren Quellen, auf die unser Dichter hinweist [391]), unter der christlichen Färbung, die das altheidnische Bild übermalt hatte, geschwunden war oder erst von dem letzten Dichter beseitigt wurde, ist schwer auch nur zu errathen. Auf alle Fälle hat wie in den Nibelungen die sittliche Idee die mythische Vorstellung gänzlich verdrängt: das gleiche Thema der Treue ist hier, im Gegensatz zu der furchtbaren Tragödie in den Nibelungen, in dem Gemälde von der in Schmach und Noth, in Erniedrigung und Gefangenschaft ausdauernden Kudrun zu einem versöhnenden Schauspiel voll wohlthuender Milde gestaltet. Dieselbe Festigkeit in der Zeichnung der handelnden Personen ist hier wie dort, bei denselben Mängeln der psychischen Ausführung der umrissenen Charakterzüge: die Seelenlagen Kudruns und Hartmuts während ihrer Berührungen in Kudruns Gefangenschaft bleiben ebenso im Dunkel, wie die Kriemhildens während ihrer Wittwenschaft und zweiten Ehe. Dieselben und noch größere Widersprüche, die aus der Zusammenlöthung verschiedener Sagen entstanden, finden sich hier wie dort; die Gedankenlosigkeit des Nibelungendichters in Bezug auf das Alter Kriemhildens verliert alles Anstößige, wenn man vergleicht, wie hier Hildburg, die als eine jungfräuliche Prin-

391) Außer mehrfachen Berufungen auf mündliche Ueberlieferung einmal: als diu buoch uns kunt tuont.

zessin das Kind Hagen bei den Greifen kennen lernt, dann die Begleiterin Hildens, der Tochter dieses Hagen, bei ihrer Entführung war, weiterhin durch 14 Jahre die Mitdulderin von deren Tochter Kudrun ist und schließlich noch den jungen Hartmut heirathet. Gleich ist hier und dort die unverschmolzene Mischung heidnischer und heroischer Sagenelemente mit christlichen und ritterlichen Eigenheiten der Zeit des Dichters, der von einer Entäußerung seiner zeitgenössischen Anschauungen so wenig einen Begriff hatte, wie alle Poeten und Geschichtschreiber des ganzen Mittelalters. Gleich ist bei dem Dichter, der in gleicher Verquickung spielmännische und volksthümliche Ueberlieferungen in einen höfischen Hörerkreis trug, die Verherrlichung des Sängers Horand, wie in den Nibelungen die des Volker. Gleich ist hier wie dort der vollere Fluß der Rede, wenn es sich um Schilderung des äußeren Lebens, von Festlichkeit und Hochzeiten mit allem höfischen Prunk und Ceremoniel handelt. Aehnlich ist hier wie dort die Entfernung der Persönlichkeit des Dichters, der nur zuweilen wie Lambrecht im Alexander in dem Tone kritischen Eifers aus einem inneren Verständniß der Sage hervortritt [392]), in dem volksthümlichen Gedichte, das zwar mehr als die Nibelungen in die Mitte zwischen Kunst- und Volksepos rückt, weil die Feile die daran gearbeitet eine feinere war als die des Nibelungendichters. Die Strophe, die gleich nach Vollendung des Gedichtes von Wolfram von Eschenbach in seiner Sigune noch verfeinerter fortgebildet ward, ist durch Einführung wirklicher, (nicht wie in den Nibelungen scheinbarer) klingender Reime in die beiden letzten Zeilen, und durch die Verlängerung der letzten Vershälfte um Eine Hebung, um vieles flüssiger, aber lyrischer gefärbt, der Vers weniger alterthümlich geworden, der Wortbestand ist reicher an fremden, ungewöhnlichen, selbst gesuchten Aus-

392) An einer Stelle wo er die Länge einer Meerfahrt auf 1000 Meilen angegeben findet, ruft er:

si liegent tobeliche, ez en ist dem maere niht geliche.

drücken; stellenweise glaubt man mitten in dem Stile des deutschen Epos den Ton dänischer Kämpeviser und scandinavischer Kenningar (die wasserkühle, die blutfarbige Selde u. dergl.) herauszuhören.

Die halbfremde, aus nordischen Elementen erwachsene, an der deutschen Seegrenze ausgebildete Kudrunsage fand entfernt nicht die Verbreitung wie die Nibelungen; Eine späte Abschrift von dem Gedichte ist uns nur erhalten, wo wir von den Nibelungen zehn vollständige und eine immer noch wachsende Menge von bruchstücklichen Handschriften besitzen; im ganzen Mittelalter wird des Kudrunliedes nirgends gedacht, wenn auch einzelne Personen der Sage da und dort erwähnt werden [393]). Auch in unserer Zeit war es noch nach der Wiederbelebung unserer alten Literatur langehin unbillig vernachlässigt geblieben. Wir geben im Folgenden einen kurzen Auszug seines Inhalts.

Ger's und Ute's Sohn Sigebant ist König von Irland (man hat die Wahl zwischen Irland und dem Eyerland auf dem Terel, wie in dem Isenland der Nibelungen zwischen Island und dem Lande am Ausfluß der Yssel). Sein Sohn ist Hagen. Einst hält König Sigebant ein großes Fest; neun Tage währte die Freude, am zehnten aber folgt auf Aller Wonne Mancher Klage, auf große Freude herzliche Schwere: mitten unter den Festlichkeiten, da die Magd mit dem kleinen Hagen vor dem Hause allein stand, kam ein Greif und nahm das Kind weg, das die Magd flüchtig verläßt. Der Knabe wird von dem Greifen in sein Nest getragen, wo sich ein junger Greif mit ihm zu schaffen macht, aber mit ihm zu Boden fällt, was dem Kinde Gelegenheit schafft, sich zu verkriechen. Es findet in der Nähe drei Königstöchter, die sich auch vor dem Greifen erhalten hatten und den Knaben nun kümmerlich mit sich ernährten. In der Wildniß wuchs Hagen so auf und lernte von den Thieren körperliche Gewandtheit. Die Ausgesetzten werden nachher durch das Schiff eines vorübersegeln-

393) S. die Zeugnisse bei W. Grimm, Deutsche Heldensage ed. 2. p. 341.

den Grafen von Garadie gerettet, eines Feindes der Familie Hagen's, den dieser mit Gewalt zwingen muß, das Schiff nach Irland zu richten. Hier wird Hagen von seiner Mutter erkannt, wächst nun zu einem Helden heran, von dem man im Lande sagte und sang, und vermählt sich einer der drei geretteten Jungfrauen, Hilde von Indien. Sigebant trit ihm seine Regierung ab und auf großem Festtag gibt Hagen seine Lehen aus, hält im Lande strenges Gericht und wehrt die Feinde ab. Diese erste Vorgeschichte von Kudruns Ahnen ist nach dem Vorbilde britischer Romane in willkürlicher Erfindung entworfen, und die Elemente deutscher Spielmannsdichtungen nach neuem Geschmacke, die Greifen und der Magnetberg aus Herzog Ernst u. A., sind dazu mit verwandt worden; an eine sagenhafte Unterlage ist dabei nicht zu denken.

In dem zweiten Theile folgt dann die nordische Sage von Hedin und Högni in niederdeutscher Umbildung. Hagens Tochter ist Hilde. Er zieht sie so sorgsam auf und ist auf sie so eifersüchtig, daß er nicht einmal der Sonne und dem Wind gönnt sie zu berühren, geschweige einem Manne. Keiner soll sie haben, der nicht ihm selbst an Macht überlegen ist; er läßt die Boten hängen und bringt die Bewerber um Ehre und Leben. Auch König Hetel in Hegelingen trägt zweien seiner Recken, Frute und dem berühmten Sänger Horand auf, für ihn um Hilde zu werben, allein sie wollen das Wagstück nicht ohne die Hülfe des alten Wate von Stürmen übernehmen. Dieser also wird beschickt und vernimmt nicht ohne Zorn das schwere Geschäft, zu dem ihn jene empfohlen. Mit Widerwillen geht er in den Vorschlag ein, in kaufmännischer Verkleidung nach Irland zu gehen und sich für geächtet von Hetel auszugeben. Sie gelangen unter Hetel's Segen nach Irland, gewinnen mit dieser Täuschung, mit ihrem Reichthume und ihrer Freigebigkeit Hagen's Gunst. Die drei werden an den Hof geladen, die Frauen mochten sie gerne sehen, besonders den alten wunderlichen Wate, der ihnen doch ins Gesicht sagt, daß ihm nie bei schönen Frauen so sanft gewesen wie in der Schlacht.

Als die Leute des Königs Waffenspiel treiben, fragt ihn dieser, ob so tüchtiger Kampf auch in seinem Lande zu finden sei; da lächelt Wate spöttisch, er habe es nie gesehen, wünsche es aber wohl zu lernen. Der König selbst versucht ihn zur Kurzweile zu lehren und gesteht bald, daß er nie einen so gelehrigen Jünger gesehen. Nachdem Wate auf diese Weise den Hof mit seiner Stärke, und Frute mit seiner Pracht in Erstaunen gesetzt, thut's Horand durch seinen Gesang. Wie er anhebt, schweigen die Vögel, Hilde und ihre Mägde saßen und lauschten, die Schlafenden ermunterten sich, der König trat auf die Zinnen, und als er aufhört, bittet Hilde ihren Vater, ihn mehr singen zu heißen. Dies ist eine jener lieblichen Scenen voll Duft, wie die in den Nibelungen von Volker's Geigenspiel, die so schön die unheimliche Stille der Nacht und jener Nachtwache malt. Auf Hilden hatte die Sehnsucht nach dem holden Gesang solche Wirkung gemacht, daß sie Horand zu sich rufen läßt und diesem Gelegenheit gibt, Hetel's Werbung vorzubringen. Sie willigt in Entführung, sie besucht das Schiff der Helden, die verborgenen Recken treten heraus, scheiden Tochter und Mutter, zucken die Segel auf, stoßen die Fremden aus dem Schiff und gelangen nach Hegelingen. Der verfolgende Hagen erscheint an der Westgrenze des Reiches Hetels, Waleis (an der Waal zu denken); ein Kampf erhebt sich, in dem Hetel verwundet wird, Wate aber den Hagen besteht, und der mit einer Versöhnung endet. Nun saß Hilde mit hoher Ehre auf dem Brautstuhl und als ihr Vater scheidet, läßt er ihr eine jener Königstöchter, Hildburg von Portugal, die Gespielin seiner Frau, zurück.

Jetzt erst beginnt unser Gedicht, zu dem auch dieser zweite Theil nur ein genealogisches Vorspiel bildet, wie die Episode von Rivalin und Blancheflur zu Tristan; die Geschicke der Eltern wiederholen sich wie ein Erbschicksal in ihrer Nachkommenschaft. König Hetel gewann zwei Kinder, Ortwin, den der alte Wate erzieht, und Kudrun, der schönen Mutter schönere Tochter. Um sie wirbt zuerst König Siegfried von Morland vergebens; so wird auch Hartmut, der Sohn Kö-

nig Ludwigs von Normandie, abgewiesen. Unerkannt besucht dieser den Hof, gibt sich Kudrun zu erkennen, die ihn aber weggehen heißt, obwohl sie ihm nicht ungewogen ist. Dies hebt nachher ihre weibliche Tugend in ein höheres Licht. Von da an denkt Hartmut darauf, die Schöne zu erwerben, sich an Hetel zu rächen, ohne doch die Gunst Kudruns darüber zu verlieren. Zu gleicher Zeit hatte König Herwig von Sewen auch vergebens um sie geworben und sich darauf entschlossen, mit den Waffen seine Werbung selbst anzubringen. Eines Morgens ruft der Wächter von dem Thurme Hetel's Mannen zu den Waffen, er sah den Helmglanz der Feinde. Herwig dringt in die Stadt, Kudrun aber scheidet den Streit und wird Herwig's Braut. Als aber Vater und Bräutigam im Kampf gegen den rachsüchtig eingebrochenen Siegfried liegen, landet Hartmut, von Spähern benachrichtigt, in Hegelingen, und sendet zu Kudrun, die ihm ihr Verlöbniß ankündigen läßt. Hierauf dringt er in die Stadt, raubt Kudrun und Hildburg mit 62 Frauen und läßt Hetel's Stadt und Land verwüstet zurück. Hetel und sein Heer, sobald sie dies vernehmen, verfolgen Hartmut und ereilen ihn auf dem Wulpenwert; dort erfolgt der trefflich geschilderte Kampf, in welchem Hetel dem Vater des Hartmut erliegt, wo Wate wüthet wie ein Eber, wo bis in die Nacht gestritten wird, daß selbst die Waffen gegen die Freunde gekehrt werden. Alles ist hier in der Lebendigkeit und Kraft gehalten, wie in dem Besten des 12. Jahrhunderts. Am andern Tage ist die Frage, ob die Feinde den Raben und Wölfen zur Beute sollen liegen bleiben oder begraben werden; man räth, den Christen diese Ehre anzuthun; man singt den „Sturmtodten" sorgfältig Messen und baut ihnen ein Kloster auf dem Wulpensande. Man erkennt deutlich eine andere Form der Christianisirung der Sage, wie wir in der isländischen Sagengestalt die Einmischung Olafs gefunden haben. Die Hegelingen fahren heim; der gerade Wate verkündet schonungslos ihr Misgeschick und heißt Hilden ihr Klagen zu lassen, sie erwecke die Todten damit nicht wieder. Wenn das junge Geschlecht erwachsen sei, dann wollten sie sie rächen.

Indeſſen ſucht der alte Ludwig die gefangene Kudrun für Hartmut zu gewinnen, und als ſie ihn entſchieden abweiſt, wirft er ſie in die See, aus der ſie Hartmut an den Haaren herauszieht. Dies iſt den harten Zügen der älteren Sage ganz gemäß; Kudrun vergilt ihm ſpäter Gleiches mit Gleichem, da ſie ihm, nachdem ſein Vater durch ihre rächenden Verwandten gefallen iſt, ſein Leben erhält, wie Er nach dem Falle ihres Vaters das ihrige erhalten. Da Kudrun in die Ehe mit Hartmut nicht willigt, ſo zwingt ſie Gerlinde, die wölfiſche Mutter Hartmut's, während dieſer in die Fremde zieht, erniedrigende Dienſte zu thun; ihre treue Hildburg theilt ihr Schickſal, und Niemand als Hartmut's Schweſter Ortrun nimmt an ihr Antheil. In Hegelingen aber rüſtet ſich nach dem Verlaufe von 14 Jahren auf Hildens Betrieb ein neues Heer zur Rache. Sie landen nach einer gefährlichen Meerfahrt in Normandie, waffnen ſich, üben die Roſſe, die ſich „verſtanden" hatten, und Ortwin und Herwig, Bruder und Verlobter der Gefangenen gehen aus, als ſich die Sonne ſenkt, Kunde über die Gefangene einzuziehen. Den waſchenden Jungfrauen Hildburg und Kudrun erſcheint am Strande in Vogelgeſtalt ein Engel, der ſie anredet und ihnen die Ankunft des Heeres und zweier Boten verheißt. Die Sehnſucht, mit der ſich die gerührte Kudrun, ehe ſie für die freudige Ausſicht auf die Löſung ihres elenden Geſchickes einen Sinn zeigt, nach ihrer Mutter, nach Bruder und Geliebten, nach dem biederen Horand und dem alten Wate erkundigt, iſt ganz vortrefflich behandelt. Als die Mägde Abends nach Hauſe kommen, werden ſie mit Schmähungen von Gerlinde empfangen, die ſie heißt, morgen mit dem früheſten an ihr Tagewerk zu gehen; Feſtzeit nahe und Gäſte ſollen kommen, wie ſie wohl vernommen hätten. Es war Winterszeit, gegen Oſtern; Nachts fiel noch ein tiefer Schnee, baarfuß müſſen die Gequälten ihre Wäſche zum Strande tragen. Als ſie vielfach nach den verheißenen Boten ausgeſpäht und ſie herbeigewünſcht hatten, erſcheint die Barke, und weibliche Scham heißt die Jungfrauen vor den Männern fliehen. Sie rufen ſie zurück, befragen ſie nach dem

Gebieter des Landes, bieten den vor Frost starrenden vergebens ihre Mäntel an; Ortwin fragt auch nach Kudrun, während Herwig oft ihre Züge mit denen seiner Freundin im Gedächtniß vergleicht, und ausspricht, sei Kudrun noch am Leben, so müsse es diese sein. Zugleich nannte er Ortwin beim Namen, und Kudrun, sie zu prüfen, gibt sich für todt aus. Die Erkennungsscene ist an Wirkung dem beliebten Gegenstande der griechischen Tragiker, dem Wiedersehen der Elektra und des Orestes, gleich. Ortwin will sie nicht auf der Barke mit sich nehmen: die man ihm im Sturme nahm, mag er nicht stehlen. Sie fahren hinweg; im stolzen Selbstgefühle wirft Kudrun die Kleider, die sie waschen sollte, in die See, und als sie heim kommt, wendet sie die drohende entehrende Strafe ab, indem sie sich willig erklärt, dem Hartmut anzugehören. Sie badet und kleidet sich, sie heißt Hartmut listig Boten nach seinen Freunden aussenden, um die Zahl der Vertheidiger zu schwächen, ihr freudiges Lachen verräth sie der Gerlinde. Als die zwei jungen Helden zu ihrem Heere zurückkommen, verkünden sie, wie wunderbar sie auf Kudrun gestoßen und sie waschend gefunden. Die Kriegsleute weinen; der alte Wate sieht sie zornig an und sagt: ihr geberdet euch wie Weiber; sorgt vielmehr, daß ihr die Kleider roth macht, die ihre Hände weiß gewaschen haben. Des Nachts noch sollen sie aufbrechen nach Hartmut's Burg, die Luft sei heiter, der Mond scheine hell. Dies geschieht; als der Morgenstern aufgeht, späht eine von Kudrun's Frauen, die den Preis verdienen wollte, den sie derjenigen versprochen hatte, die ihr des nächsten Tages Schein zuerst verkünden würde, aus dem Fenster und sieht Helme und Schilde vor der Burg leuchten; der Wächter ruft die Helden Ludwig's zu den Waffen, Gerlinden ahnt, daß sie heute Kudrun's Lachen theuer bezahlen müsse, und Hartmut zeigt ihr jetzt zum erstenmal seinen Zorn über Kudrun's Mishandlung, und weist sie an ihr Weibergeschäft, als sie ihm räth sich belagern zu lassen und nicht auszuziehen. Er beginnt den Kampf mit Ehre, verwundet Ortwin und Horand, und auch Herwig besteht schlecht beim ersten Zusammentreffen mit dem alten

Ludwig, aber das zweitemal schlägt er ihm das Haupt ab. Den Hartmut schneidet Wate von dem Thore ab, als schon das Wehegeschrei aus der Burg über Ludwig's Fall ihm Böses verkündet; Gerlinde bot großen Lohn, wer ihr Kudrun erschlüge, und schon wollte einer ihrer Leute diesen Preis verdienen, als ihm auf das Hülfgeschrei Kudruns in den Fenstern Hartmut edelmüthig von unten wehrte. Ortrun, im Jammer um ihren gefallenen Vater, bittet Kudrun, Waten und Hartmut zu trennen; sie fordert Herwig dazu auf, der aber mit Worten und Waffen den alten Wate vergebens zur Schonung zu bewegen sucht. Hartmut wird gefangen, Wate stürmt die Burg und grundsätzlich schont er nicht die neugeborenen Kinder: denn wüchsen sie auf, „so würde er ihnen nicht mehr trauen, als einem wilden Sachsen." Ortrun und Gerlinde suchen Schutz bei Kudrun; als der grimmige Mann mit knirschenden Zähnen, mit forschenden Augen, mit ellenbreitem Barte naht, gelingt es ihr Ortrun zu retten, aber Gerlinde wird ihm verrathen und büßt mit ihrem Leben; so übt er auch an Hergart, die unter den Dienerinnen Kudruns die Rolle der Melantho (in der Odyssee) spielte, die Rache des schonungslosen Rächers. Es folgt dann die Heimfahrt nach Hegelingen und die dreifache versöhnende Verbindung zwischen Hartmut und Hildburg, Herwig und Kudrun, Ortrun und Ortwin.

Man wird aus dieser kurzen Inhaltsangabe die Verwandtschaft erkennen, in der sich das Kudrunlied dem Nibelungengesange geschwisterlich anreiht. Beide Gedichte dürfen für die Nation ein ewiger Ruhm heißen. Sie reichen mit ihren Thaten, Sitten und Gesinnungen gleichsam in jene alten Zeiten hinüber, aus denen die Berichte der misgestimmten römischen Feinde die Tapferkeit, die Wildheit, aber auch die Treue und Verlässigkeit, die Zucht und Keuschheit unserer ehrwürdigen Ahnen rühmten. Wenn wir diese Dichtungen voll gesunder Kraft, voll biederer wenn auch rauher Sinnesart, voll derber aber auch reiner, edler Sitte betrachten neben dem schamlosen, eklen und windigen Inhalt der britisch-französischen Romane, zu denen wir

zunächſt übergehen, ja neben dem bigotten fränkiſchen Volksepos, ſo werden wir ganz andre Zeugniſſe für die angeſtammte Vortrefflichkeit unſeres Volkes reden hören, als die dürren Ausſagen der Chroniſten, und im Keime werden wir bei unſeren Vätern ſchon die Ehrbarkeit, die Beſonnenheit, die Innigkeit, und alle die ehrenden Eigenſchaften finden, die uns noch heute im Kreiſe der europäiſchen Völker auszeichnen. Dieſe herrlichen Stoffe uralter Dichtung laſſen, wenn ſie auch nicht geiſtige Gewandtheit zur Schau tragen, wie das die fremden Poeſien jener Zeiten beſſer können, auf eine Fülle des Gemüthes und auf eine geſunde Beurtheilung aller menſchlichen und göttlichen Dinge ſchließen, die ein Erbtheil der Nation geblieben ſind, das mit jedem neuen Umſatz wuchernd zu einem weiten Vermögen heranwächſt.

---

7. Einführung britiſcher Dichtungen.

Wir haben geſehen, wie raſch nacheinander die poetiſche Sage unter Franzoſen und Deutſchen in größeren Epopöen den glänzenden Helden des griechiſchen, fränkiſchen, gothiſch-hunniſchen Alterthums dichteriſche Tempel errichtete. In unmittelbarer Folge reihte ſich dieſen weltbekannten Geſtalten der Alexander, Karl, Theodorich und Attila noch ein vierter Heros an, ein dunkler Ruhm eines verdunkelten Volksſtammes, der Nationalheld der Bretonen und Kymren, Arthur, deſſen Name in dem Geſammtcyklus der europäiſchen Ependichtung bald jeden andern überſtrahlen ſollte.

Wir haben die hiſtoriſchen Keime dieſer ſtetig ausgewachſenen Sagendichtungen jedesmal in großen Bewegungen des Volkslebens gewurzelt gefunden; ſo glaubten wir auch überall zu dem Auswachſen der poetiſchen Krone dieſer Sagenſtämme erneute Perioden großer Zuſammenſtöße der Völker ein Weſentliches mitwirken zu ſehen. Unter den friedlich-frommen Vorſpielen der Kreuzzüge, den zunehmen-

den Wallfahrten nach Jerusalem, war es möglich und begreiflich geworden, daß sich alle Völker die orientalische Alexandersage aneigneten, daß Franken und Bretonen ihre Karl und Arthur zu Pilgern ins gelobte Land machten; unter dem Beginn geordneter und erfolgreicher Angriffskriege gegen die Mauren in Spanien seit der Errichtung der Königreiche Castilien und Aragon unter den Söhnen Sancho's des Großen († 1035) und gegen die Ungarn oder Hunnen unter Heinrich III war es natürlich, daß man sich in Frankreich der altberühmten Vertheidigungskämpfe der Karolinger, in Deutschland der Franco-Burgunder erinnerte. In der Reihe dieser Bewegungen, die wie eine reifende Soune auf die Sagendichtung wirkten, hatten die bedeutendste Stelle jene Volksheerzüge der Normannen eingenommen, die unmittelbarsten kriegerischen Vorspiele der Kreuzzüge. An die Eroberung Englands, durch diesen französirten Germanenstamm, haben wir oben (S. 315 ff.) gesehen, knüpfte sich eine erste reichere Entwicklung der nordfranzösischen Schriftsprache, Literatur und Dichtung; sie gab aber zugleich, wie wir dort andeuteten und hier näher anzugeben haben, den Anstoß zur Erweckung eines neuen literarischen Lebens in dem Stamme der Kymren und Bretonen in Wales und Armorica. Die geistige Erregung der Normannen selbst, sagten wir dort, war unmittelbar ihren eigenen Thaten entwachsen; ihrer Geschichte entstammte ihre heimische, ihre eigenthümliche Dichtung. Frühe waren den normannischen Fürsten lateinische Geschichtswerke dargebracht worden; Dudo von St. Quentin hatte seine Sagengeschichte von Rollo bis Richard I (912—96) dem Herzog Richard II, Wilhelm von Jumieges seine Fortsetzung der Normannengeschichte bis 1135 an Wilhelm I geschickt; unter Heinrich II dichtete Meister Wace (Eustache), ein Poet von Gewerbe, aus Jersey, Lehrer in Caen, um 1160—70 seinen roman de Rou[394]) oder die geste des Normans (wie bei ihm selber

394) Du Méril, la vie et les ouvrages de Wace in Eberts Jahrbuch 1, 1. Womit zu vergleichen Körting, über die Quellen des Roman de Rou. Leipzig

V. 10439 das Buch heißt), die Geschichte Herzog Rollo's und seines Geschlechts. Von Heinrich II wird erzählt, daß er nach dem Rathe seiner Mutter Mathilde seine Freigebigkeit gern mit Hinzögerung gepaart habe: weil man den hungrigen Falken durch Vorzeigen und Rückhalten seiner Speise zugleich gieriger und gehorsamer mache; ähnliches mochte Meister Wace erfahren haben, den der König zu einer Zeit mit einer Pfründe in Bayeux belohnte, dann aber in Ungunst fallen ließ und Benoit de St. More mit Abfassung einer anderen Reimchronik über die Geschichte der Normannen[395] beauftragte. Diese Arbeiten behielten wesentlich nur örtliche und nationale Bedeutung; es war anders mit den ähnlichen, lateinischen und vulgaren Prosa- und Reimwerken über die alte Geschichte der Briten, die, von eben diesen normannischen Fürsten begünstigt, noch früher zu Tage gekommen waren als die Reimchroniken über die Normannengeschichten, die dann erst wie aus einer nationalen Eifersucht gegen die Wälschen hervorgewachsen erscheinen. Nach der in England von den Angelsachsen her altüblichen Sitte liebte Heinrich II im Kreise der Edlen alte Geschichtsüberlieferungen zu hören; dieses Interesse dehnte er, noch mehr aus politischer Klugheit als aus Hang zur Kunst, auch auf die nationalen Ueberlieferungen der Wälschen aus. Gleich nach seinem Regierungsantrit (1154) hatte Wace den roman de Brut[396], oder, wie er selbst (V. 15293) das Werk besser bezeichnet, die geste des Bretons, aus einem lateinischen Werke Gottfrieds von Monmouth übersetzt und der Königin widmen dürfen. Die Herübernahme die-

1868 und in Eberts Jahrb. 8, 170. Nach Körtings Vermuthung wäre der zweite, in Alexandrinern verfaßte Theil über die ältere sagenhafte Geschichte von Rollo, der nach Wace's eignen Rückbeziehungen darauf im 3ten Theile ihm nicht abgesprochen werden dürfe, früher als der erste Theil, der nicht vor 1170 geschrieben ist, um 1160 verfaßt.

395) Chronique des ducs de Normandie. ed. Fr. Michel. — Der Dichter war Benedictiner, und nennt sich in der poetischen Uebersetzung eines Lebens des h. Thomas aus dem Lateinischen frère Benet le pécheur. S. Th. Wright in der Einleitung zu seiner Ausgabe der Chronik von Langtoft.

396) Ed. Leroux de Lincy. Rouen 1836—38. 2 Bände.

ſer Ueberlieferungen aus lateiniſcher und kymriſcher oder bretoniſcher (armoricaniſcher) Sprache in das Normanniſch-Franzöſiſche ward der Anlaß, daß nun auch die wälſchen Sagen oder Fictionen von Arthur und ſeiner Tafelrunde, beſeelt mit dem ritterlichen Geiſte des franco-normanniſchen Stammes, zunächſt in Nordfrankreich und Flandern eingebürgert wurden und dann von da aus ihre ungeheuere Ausbreitung über alle Welt erlangten, da ſie in dem Geſchmacke der Zeit faſt jeden anderen Dichtungsſtoff überwanden. So werden wir ſehen, daß dieſe fremden Dichtungen mit ihren neuen Stoffen in neuen Formen durch unmittelbare Beziehungen des welfiſchen Hauſes mit England alsbald auch nach Deutſchland herüberkamen. Wie zur Zeit der Wiederbelebung unſerer Dichtung im 18. Jh. der Anſtoß von England aus gegeben ward, nicht ohne Mithülfe ſogar der altbritiſchen Elemente die in ſo neuer Zeit noch einmal im Oſſian eine Art Wiederbelebung erfuhren, ſo war es damals bei dem erſten Aufblühen unſerer ritterlichen Dichtungsperiode. Und was Leſſing von dem Einfluß der engliſchen Literatur in der neuen Zeit ſagte, daß hier der Geiſt der Nachahmung als Muſter geprieſen hätte, was in der Geſchichte der Poeſie als Ausartung erſchiene, dies läßt ſich von den britiſchen Dichtungen des 12. Jahrhs. mit noch viel größerem Rechte behaupten.

Um dieſen Ausſpruch mit einigen Andeutungen zu erhärten, müſſen wir einen flüchtigen Blick auf die britiſch-waliſiſche Dichtung und Sage werfen und deren Umgeſtaltung und Entartung mit Winken bezeichnen, ſo weit dies einem Fremden, der wälſchen Sprache Unkundigen möglich iſt, der in dieſem Gebiete mehr nach geſchichtlichen Analogien urtheilen muß, als aus einer umfaſſenden Kenntniß der Quellenſchriften, die auch zur Zeit noch immer nicht vollſtändig bekannt noch kritiſch geſichtet ſind, wenn gleich in den letzten Jahrzehnten in dieſen Gebieten die vielfachſte Thätigkeit entfaltet worden iſt. Geſellſchaften und Privatleute haben die Durchforſchung wälſcher Quellen neu belebt; Lady Gueſt (und bei uns San Marte) haben jene Mabinogion bekannt gemacht, die für manche Räthſel der

britischen Dichtung eine plötzliche Lösung brachten; die Price, Rees, Herbert, Stephens u. A. sind in den verschiedensten Richtungen wirksam gewesen; das Eisteddvod von Abergavenny (1838) hat die uralte Verwandtschaft von Wales und Bretagne gefeiert und Villemarqué konnte dort eine bretagnische Rede zusammenstellen, die von Walisen verstanden wurde, derselbe Mann, der uns zuerst mit den kostbaren Schätzen des bretagnischen Volksgesanges aus einer Reihe von Jahrhunderten bekannt gemacht hat. Fehlt es zwar noch in der Erforschung der britischen Literatur an der zuverlässigen Ergründung der Sprache, die deren Perioden umschrieben und allen Quellen die Zeit ihrer Entstehung mit Sicherheit angewiesen hätte, ohne welche Vorarbeit man in Labyrinthen fadenlos umirrt, so ist doch unstreitig unsere Kenntniß dieser Gebiete in mancher Weise bereichert worden. Wir begnügen uns im Folgenden mit den allgemeinsten Andeutungen der am meisten sicheren und für unsere Aufgabe wichtigen Thatsachen.

Die ältesten Reste kymrischer Dichtung sind eine Reihe Bardengesänge[397], die, im Einzelnen von schwer bestimmbarem Alter, doch alle wohl der Zeit der angelsächsischen Herrschaft (6.—10. Jh.) angehören. Sie spiegeln zum großen Theile diese Zeit nationalen Unglücks ab; es sind heroische Klaggedichte, entblößt von thatsächlichem Inhalte, im Ausdruck großrednerisch, wie alle keltische Schrift und Rede schon den Römern erschien, im Sinn geheimnißvoll, dunkel, ordnungslos und abspringend, aber frei von den Wunderlichkeiten und Rohheiten, denen man in den späteren Erzeugnissen britischer Dichtung begegnet. In diesen Elegien sind unter Anderen schon die Namen der Owen (Urien's Sohn), Arthur und Geraint, der Kai und Gwalhmai (Gauvain) genannt, die später in der romantischen Epik verherrlicht durch alle Welt gingen. Aber sie erscheinen hier noch in ganz nüchterner, geschichtlicher Gestalt; der Ruhm Uriens überstrahlt weit

397) Villemarqué, poèmes des bardes Bretons du VI. siècle. Paris 1850. Myvyrian archaiologie of Wales. tom. I.

den des Arthur, dessen Name bei Gildas und Beda nicht einmal genannt wird; keine der romantischen Zuthaten der späteren Arthurromane ist an die Thaten dieser Helden geknüpft, so wenig wie an den Arthur der älteren Triaden in der Sammlung des Mönchs von Llancarvan († 1156) oder der wälschen Mährchen aus dieser selben Zeit. In anderen Gesängen aber ist dieser in geschichtlicher Bescheidenheit erscheinende Arthur eine ganz mythische Gestalt geworden, von einem göttlichen Wesen erzeugt und bei seinem Tode in das Gestirn des Arthurwagens versetzt. Diesen Halbgott würden wir weder für einen anderen zweiten Arthur halten[398], noch die betreffenden Gesänge für die ältesten; diese Fabeln scheinen uns den späteren Zeiten anzugehören, wo Giraldus Cambrensis (schon im 12. Jahrh.) das Verderbniß der alten Gesänge unter den Händen der neuern Barden beklagte, deren unsinnige Mystik die ähnliche Ausartung in der wälschen Dichtung bezeichnet, wie die unserer Gnomiker des 13. Jahrhs. den Verfall der ritterlichen Poesie in Deutschland.[399]

In welchem Stufengange sich während der sächsischen Herrschaft die Erinnerungen an Arthur und seine Helden ins Sagen- und Fabelhafte umgestalteten, läßt sich kaum errathen. Mit Sicherheit erkennbar ist nur das Eine, den dichtungsgeschichtlichen Erscheinungen in Frankreich und Deutschland ganz analoge Verhältniß, daß seit dem 9. Jh., von dem Cambrischen Mönch Nennius (898) bis auf Gottfried von Monmouth, die Fortbildung der Nationalsage den Klöstern,

398) Wie Villemarqué, les romans de la table ronde. ed. 3. Paris 1860. p. 8—12. — Holtzmann (Germ. 12, 257) will Arthur für identisch mit Vortimer, Vortigerns Sohn, erklären, von dem Nennius an Einer Stelle (§. 43) erzählt, was an anderer (§. 56) von Arthur.

399) Wir unterzeichnen mit Vergnügen den folgenden Ausspruch San Marte's, die Arthursage u. s. p. 3. „Es fehlt uns der Scharfsinn vielleicht, gewiß aber der verzweifelte Muth, aus den Sagen von Arthur unter Anknüpfung seines Namens an den Polarstern und seiner 12 Feldzüge an die 12 Monate oder an die Apostel, ein Gespenst von Weltschöpfungs-, Sonnen- oder sonstigem überschwenglichen Mythus herauszubeschwören, wie es mit der Sage von den Nibelungen und Tristan geschehen ist."

den gelehrten Mönchen, der lateinischen Sprache anheim fiel, und daß sie sich wie die Hunnen- und Burgundersage in dieser Zwischenzeit christianisirte. Leider giebt es aus dieser Uebergangszeit der sicheren und ächten Schriftreste in Volkssprache nur wenige; die lateinische Geschichte, die Nennius' Namen trägt, müßte uns allein in diesen Zeiten Wegweiser sein. Allein den ächten und ursprünglichen Theil dieses durch Abschreiber viel veränderten Werkes jetzt noch auszusondern, hat ein neuerer Herausgeber desselben (Stephenson, 1838) für unmöglich erklärt, der übrigens von den vielen (etwa 40) Handschriften nur ungefähr die Hälfte verglichen hat. Die Sage von Vortigern und Hengist ist bei Nennius noch volksthümlicher Art, an die Geschichte wenigstens angelehnt; neben ihr findet dann, unverstanden und verwildert, jene fränkische Völkergenealogie aus dem 5./6. Jh. (s. oben S. 14) Aufnahme, die noch nach dem Durchgang durch Gottfried von Monmouth in vielen späteren französischen Vulgargeschichten und Romanen (wie im Florimont) wiedererscheint; in ihrer Einschaltung wie in den Fabeln vom trojanischen Abstamm der Briten und in der Umgestaltung der Sagen von Arthur und Merlin sind die willkürlichen Zuthaten gelehrter Erfinder nicht zu bezweifeln. Um von Merlin zu schweigen, dessen Sage in unsere deutsche Dichtung den Weg erst in der Zeit des letzten Absinkens der mittelaltrigen Dichtung gefunden hat[400], so ist Arthur hier schon mit wunderbaren Waffen ausgerüstet, erficht glänzende Siege in zwölf Schlachten und macht schon die Wanderfahrt nach Jerusalem. Eine Stelle wie diese ist man geneigt, für Einschaltung der kreuzritterlichen Zeiten zu halten; wäre sie älter, so würde sie ein merkwürdiges Seitenstück zu der Fiction von Karls Fahrt nach Jerusalem bieten. Wie dem sei, selbst bei Nennius erscheint Arthur immer noch keineswegs als jener Mittelpunct britischer Sage, wie später. Dagegen weiß Caradog von Llancarvan in seinem Leben Gildas' von den Zerwürfnissen Arthur's

400) Vgl. S. Marte, die Sage von Merlin. Halle 1853.

mit seinem Weibe (Gwenhwyvar), deren Entführung durch Medrod nachher eine so breite Stelle in den Romanen einnimmt; Wilh. von Malmesbury (um 1140) kannte schon seinen Hofhalt in Caerllion und ein Hagiograph derselben Zeit[401]) zeigt ihn und seine Genossen bereits in der Rolle der Frauenbeschützer. Gleichwohl war für die Walisen selbst die Sage von Arthur in der Gestalt, in welcher sie seit der Mitte des 12. Jhs. plötzlich in lateinischen und normannischen Prosen und Poesien eine ungemeine innere Ausdehnung und äußere Ausbreitung erfuhr, etwas ganz Neues, dem sich damals und später viele walisische Barden entgegenwarfen, welchen der Ruhm Cadwaladr's mehr als Arthur's galt; Alanus ab insulis (12. Jh.) konnte damals sagen, daß Arthur's Name selbst in Asien bekannter sei als in England, indem er zugleich den stärksten Ausdruck gebrauchte, um die Volksthümlichkeit zu bezeichnen, die dieser Name in der Bretagne besaß.

Hier nämlich war ein verpflanzter Zweig des britischen Volkes in denselben Jahrhunderten zu neuem Leben aufgeschossen, während der Stamm selber in England verkümmert war, und Sage und Dichtung trieb hier neue Blüten in der frischeren Pflege des Volks, während sie in Wales unter der kastenartigen Bardengilde stillstand oder entartete. Die Uebersiedlungen der Kambrier nach Armorica hatten im 4. Jahrh. begonnen; im 6. wanderten sie vor den Sachsen in Masse dahin aus; andere Züge sollen zur Zeit Cadwaladr's (Ende des 7. Jahrhs.) gefolgt sein. In dem Landwinkel, den sie hier besetzten, konnten die Briten die hartnäckige Eigenthümlichkeit ihrer Nationalität behaupten, aber nicht ohne mit Franzosen und Normannen feindlich zusammenzustoßen. Gekräftigt durch die Auswanderung, wurden sie es durch diese Kämpfe noch mehr; in Berührung mit diesen beweglichen Stämmen wurden sie menschlicher, welt-

401) S. die Nachweisungen bei Villemarqué, les romans de la table ronde. p 19 f.

kundiger, der europäischen Bildung näher gerückt; die sittliche Spannkraft, die in den Römer- und Sachsenzeiten unter den Briten erschlafft war, kehrte hier wieder; glücklich bestandene Kämpfe festigten mit der Selbständigkeit das Selbstvertrauen, und an die Stelle der entmuthigenden Elegien, die im 6. Jahrh. den Fall der Kambrier in England besangen, trat hier bei ihrer Auferstehung ein Volksgesang voll thatsächlichem Inhalt, Balladen, die dem schönsten der nordischen Volksdichtung gleichstehen, und von denen sich einzelne Stücke aus jenen fernen Jahrhunderten (begreiflicherweise unter Veränderung der Sprache und des Inhalts) bis auf unsere Tage lebendig fortgepflanzt haben[402]). Der Natur dieser Verhältnisse ist es durchaus gemäß, daß hier in der Bretagne die britische Sage und Dichtung allmählich den erweiterten Inhalt sammelte, in dem sie im 12. Jahrh. plötzlich erschien, wie das Volk selbst hier den alten, urzeitlichen Charakter seiner abgeschlossenen, fremdem Einfluß unzugänglichen Cultur in etwas ablegte. Unter den älteren bretagnischen Volksgesängen ist ein Kranz von Balladen über den Helden Morvan Lez-Breiz († 818) und seine Feindschaft mit Ludwig dem Frommen; sie tragen einzelne spätere Züge, sie erwähnen Münzen, die es vor dem 14. Jahrh. nicht gab, aber ihr ganzes Gepräge ist alt und ächt. Sie erzählen von dem Kinde Morvan, wie er, von seiner Mutter in einsamer Rückgezogenheit gehalten, auf einen wandernden Ritter trifft, den er für einen Engel hält, wie er nun die Begierde nicht bezwingt selbst ein Ritter zu werden, auf Abenteuer auszieht und nach zehn Jahren ruhmvoll wiederkehrt, während seine Mutter vor Gram gestorben ist. Diese Sage wird in dem wälschen Mährchen von Peredur und in Chrestien von Troies' und Wolfram's Parzival wieder erzählt, wo sie sich zu dem Volksliede wie Kunst und Künstelei zur gesundesten Natur verhält; sie ist ein wundervoll tiefes Sinnbild

402) Barzaz-Breiz, chants populaires de la Bretagne. ed. Villemarqué. 2 Bde. 1840. Volkslieder aus der Bretagne, übers. von Keller und v. Seckendorf. Tübingen 1841.

eines großen geschichtlichen Verhaltes: wie ein eingezogenes, in engen Nationalschranken lebendes Volk seine erste Bekanntschaft mit der glänzenden, waffenfrohen Welt der germanischen Wandervölker macht und den Trieb empfindet, in gleichen Rang mit ihnen zu treten. In eine thatensüchtige Umgebung gestellt, lernten die Bretagner bald, an den großen Weltbegebenheiten Theil zu nehmen; dies belebte, auf ihre Volksdichtung überwirkend, ihre alten Erinnerungen und füllte sie mit thatsächlichem Inhalte. Die Insel der Apfelbäume (Avalon), ihr verlassenes Vaterland, ward ihnen ein Aufenthalt der Dämonen und Feen, ein Elysium der Seligen; die leeren Namen der alten Helden Owen und Geraint umkleideten sich mit einem Körper romantischer Sage und Geraint tauschte den Namen mit dem eines bretagnischen Häuptlings des 10. Jahrhs.; Arthur aber ward hier der Mittelpunct aller Herrlichkeit der Sage. Gerade dies ist in jeder Weise erklärlich. Arthur war ein südbritischer Held, dessen Sitz in der Sage der Inselbriten nach Gelliwic in Cornwall gelegt ist; die Kernen wären zur Auswanderung nach Armorica die nächsten; ein neues Cornouaille entstand hier, in dessen Bevölkerung die dichterische Thätigkeit am größten war; denn noch in den nun gesammelten Gesängen sind zwei Drittheile der heroischen und geschichtlichen Balladen in kernischer Mundart, doppelt so viele als aus allen drei andern Landestheilen der Bretagne zusammengenommen. Den Armoricanern war Arthur ihr eigner König, ihre Lieder (die kleine Legende von St. Efflamm in Villemarqué's Sammlung) stellten ihn dar als einen Bändiger der Ungeheuer; sie glaubten an seine Unsterblichkeit und Wiederkunft, wie die Walisen an Cadwaladr's; Malmesbury erwähnt dieses Glaubens, der sich an die Unbekanntschaft von Arthurs Grabe knüpfte; und Alanus[403] sagt, man würde hier jeden gesteinigt haben, der Arthur's Fortleben geleugnet

403) Turner, vindication of the ancient british poems, p. 160.

hätte. Damals aber war der dichteriſche und nationale Cultus Arthur's auch in Wales ganz neuerlich wieder aufgelebt; es war damals jene Chronik Gottfried's von Monmouth ſchon erſchienen, die aus der Bretagne die romantiſche Sage von Arthur empfangen haben ſollte, die ſie nun in England ausbreitete.

Es hatte ſeit der Auswanderung zwiſchen Mutter- und Tochterland nie an den Berührungen gefehlt, die einen Austauſch, eine Vertragung der wälſchen und bretagniſchen Sagen möglich machten. Zu Zeiten weiß man, daß einzelne Geiſtliche zwiſchen beiden Landen ab- und zugingen; im 7. und 10. Jh. nennt man einzelne Familien, einzelne Abenteurer, die nach Wales zurückwanderten; im Anfang des 11. Jhs. ließen ſich flandriſche Coloniſten in Glamorgan nieder, der rechten Stätte wälſcher Dichtung, wohin und woher der Austauſch der beiderſeitigen Sagen am eifrigſten betrieben werden konnte. Ohnehin waren ſo viele Züge des britiſchen Sagen- und Aberglaubens ein Gemeingut nicht allein dieſer, ſondern aller keltiſchen Stämme, und ſchon in viel älteren Zeiten. Kannte doch ſchon Auguſtin jene Sagen von der Verbindung der Dämonen mit menſchlichen Frauen, die ſo oft in den britiſchen Mährchen begegnen. Wußte doch ſchon Poſidonius (bei Athenäus 4, 12) von der runden Tafel der Gallier und ihren Kampfſpielen nach dem Mahle. Waren doch ſchon dem Plinius und anderen Römern ſo manche Züge des Druidenweſens bekannt, die Feen und Zwerge, die übernatürlichen Triebkräfte in aller britiſchen Dichtung, die bezauberten Wälder und wunderbaren Quellen, die in allen britiſchen Mährchen bis zum Ueberdruß wiederkehren. Es iſt daher kein Wunder, daß ſich die armoricaniſchen Lais und die waliſiſchen Mabinogion in ſo vielen Zügen begegnen; daß die Sagen des einen Landes in die Oertlichkeiten des anderen verpflanzt wurden; daß in den heute erſt aufgezeichneten bretagniſchen Volksliedern die Lieblingsgegenſtände wälſcher Sage aufſtoßen; daß ſelbſt Stellen und Strophen dieſer Lieder in alten wälſchen Erzählungen nachgewieſen

wurden[404]); daß die Legenden wälſcher Heiliger die weltlichen Geſchichten von Arthur[405]) und die Wunderſagen von ſeiner und Merlin's dämoniſcher Geburt[406]) beſtätigen. Es iſt kein Wunder, daß die Sage von Arthur, wie ſie ſich in Volksliedern oder bei gelehrten Bearbeitern in Armorica geſtaltet hatte, neu und unerhört wie ſie war, in Wales eine begeiſterte Aufnahme finden konnte, wenn ſie in einem günſtigen Augenblicke dorthin verpflanzt wurde.

Ein ſolcher Zeitpunkt trat gegen Ende des 11. Jhs. ein, in den Zeiten, da die Normannen ihre Herrſchaft in Italien begründeten und die Eroberung Englands vorbereiteten, an der ſich viele Bretagner betheiligten. Der Fall der Angelſachſen (1066), ihrer alten Feinde, berauſchte die Briten mit neuen nationalen Hoffnungen. In Wales gab es gleichzeitig Veränderungen, die kleine Seitenſtücke zu jenen großen Volksbewegungen wurden. Im J. 1080 kehrte Gruffudd, Kynan's Sohn, aus Irland nach Nordwales, und erwarb von dem Uſurpator Trahaern ſein Erbe zurück; er regierte bis 1137 und eröffnete das glänzendſte Zeitalter wälſcher Geſchichte und Literatur; ein verjüngter lyriſcher Natur- und Minnegeſang erſchallte damals aus der beſtäubten Leier der Barden; es folgte eine Reihe von Häuptlingen, unter denen ſich Wales ſelbſt gegen England auf längere Zeit in einer gewiſſen Selbſtändigkeit behauptete. Kurz vorher, ehe dieſe Zeit für Nordwales anbrach, hatte 1077 der alte Rhys ap Tewdor die Herrſchaft von Südwales angetreten, der nach langer Abweſenheit aus Bretagne rückkehrte, von wo er das Parteitreiben in Wales beobachtet hatte. Er brachte nach wälſchen Nachrichten[407]) die Hofſitten der

404) S. Villemarqué zu den Nummern 4 und 5 ſeiner Sammlung.

405) Ellis, specimens etc. Tom. I. p. 100. Note 2.

406) Pinkerton, vitae antiq. sanctorum. p. 200. Aus Jocelins Leben des heiligen Kentegern citirt Dunlop I, p. 214. folgende Stelle: Audivimus, frequenter sumptis transfigüis puellarem pudicitiam expugnatam esse, ipsamque defloratam corruptorem sui minime nosse. Potuit aliquid hujus modi huic puellae accidisse. Dies bezieht ſich auf die Mutter des Heiligen, der ähnlich wie Merlin und wie Alexander in der orientaliſchen Sage geboren iſt.

407) In den Iolo-Handſchriften, angeführt in Th. Stephens, lit. of the

Herzoge von Bretagne, die sich dort an Arthur's Namen geknüpft hatten, nach Wales hinüber; er verband damit die bardischen Gorsedd's, zeitweilige Versammlungen und Preisbewerbungen der Barden „wie zu Zelten Arthur's". Diese Tage wurden in Nordwales nachgeahmt; sie pflegten über beide britische Inseln ausgerufen zu werden; den wälschen Fürsten, unter denen viele sonst und jetzt wieder selber dichteten, bereiteten sie den Ruhm, die Ersten in Schätzung der Kunst zu sein, und sie machten es den englischen Königen fast zur Nothwendigkeit, in dieser fürstlichen Würdepflicht ihrerseits nicht zurückzubleiben, was dann, wie wir sahen, nach Frankreich und Deutschland anregende Beispiele gab. Diese Rückkunft des Namens von Arthur war, nach dem Geständnisse lebender Walisen selbst, ein trefflich auf die Natur des Volks berechnetes Mittel, um den spasmodisch und nur auf Anstöße wirkenden Nationalgeist der Kambrier anzufeuern; es war wie ein Wiederaufleben Arthur's in einem nationalen Sinne, so daß andere wälsche Fürsten, und selbst normannische Häuptlinge ähnliche Einrichtungen eifersüchtig einführten, während später die normannische Politik Heinrichs II nöthig fand, den Aberglauben an Arthur's Fortleben zu bekämpfen, indem sie das Grab und die Gebeine desselben entdecken ließ. Auf dem Grunde dieser großen politischen Veränderungen in Wales begreift es sich leicht, wie sich der plötzliche und neue, erst volksthümliche, bald weltkundige Ruhm Arthur's in Geschichte und Dichtung ausbreiten konnte. Der große literarische Anstoß dazu geschah durch die Chronik Gottfrieds (Gruffudd ap Arthur), des Erzdechanten von Monmouth (1132—35). Auch sie stand mit jener neuen nationalen Bewegung, mit jenen politischen Zwecken in einer Verbindung. Sie ist Robert von Caen, dem Grafen von Gloceſter, gewidmet, einem Enkel des alten Rhys, dem Gatten der Erbtochter des Normannen Robert Fitzhammon, der nach Rhys'

Kymry. 1849. p. 336. Uebersetzt: Geschichte der wälschen Lit. vom 12—14. Jh. Von S. Marte. Halle 1864.

Falle seit 1091 die Herrschaft von Glamorgan hatte; Robert von Gloceſter regierte von 1110—1146; er war den alten Bräuchen der Briten günstig wie ihrer Sage und hatte die Hand im Spiele bei dem Werke Gottfrieds, seines Unterthanen.

Es ist nicht unsere Sache, uns in die Untersuchung über die Quellen und die Herkunft dieses lateinischen Buches [408]) zu mischen, das unter den Briten die Anfänge der neuen epischen Kunst als ein ebenso merkwürdiger Markstein bezeichnet, wie auf dem Festlande Leo's Schlachtenbuch und der Pseudoturpin. Daß der Hauptinhalt der Gottfried'schen Chronik wirklich aus der Bretagne stamme, scheint uns in den angeführten allgemeinen Verhältnissen mit Wahrscheinlichkeit begründet zu sein, wie in der Beschaffenheit des Werkes selbst, was sogar Stephens fast wider Willen zugeben muß. Es sind [409]) nur wenige wälsche Oertlichkeiten darin genannt; es ist Arthur's Sitz nach Caerllion, nicht wie bei den Walisen nach Gelliwic in Cornwall, gelegt; es ist die Geschlechtstafel der kambrischen Könige abweichend

408) Gottfrieds von Monmouth Hist. regum Britanniae. ed. San Marte. Halle 1854. Mit einer Uebersetzung des Brut Tysylio. — Ueber die Quellen des Werkes ist Alles noch im Streit. Nach Gottfried selbst ist seine Chronik auf den Wunsch des Erzdechanten Walther von Oxford aus einem alten, von diesem aus der Bretagne mitgebrachten lateinischen Original übersetzt, das die Geschichte von Brutus, dem ersten König der Briten, bis Cadwaladr erzählte, wovon der forschende Heinrich von Huntingdon nie zuvor gehört hatte. Wer nun der Verfasser dieses Buches gewesen, ob (nach S. Marte) Walther Calenius, ob gar (wie die Wälschen, wie noch die Herausgeber des Brut y Tywysogion aufstellen) Walther Mapes sei, der doch erst unter Heinrich II Ende 12. Jhs. thätig war, ob vielleicht ein gleichnamiger älterer Verwandter desselben, der in Llancarvan ansässig war und von dem eine wälsche Abhandlung über Ackerbau erhalten ist, ob ferner das Buch in armoricanischer oder kymrischer Sprache verfaßt war, ja ob es überhaupt nur existirt habe (wiewohl seine Existenz in Gaimar's gereimter Estorie d'Engles um 1145—47 bezeugt ist), darüber ist nichts im Klaren. Villemarqué (l. l. p. 27) scheint fortwährend die Existenz des armoricanischen Originals zu behaupten, von dem nach seiner Annahme die kymrische Chronik von Tyſylio (Brut Tysylio) eine wälsche Uebersetzung ist, die wieder Andere (Zarncke in Eberts Jahrb. 5, 249.) für eine gekürzte und veränderte Bearbeitung Gottfrieds, Andere (wie S. Marte) für Gottfrieds Quelle nehmen.

409) Eine Bemerkung von Rees, in den welsh Saints.

von den kymrischen Quellen; es stimmen die Erzählungen von Arthur, die sich mit Nennius' Berichten berühren, nicht mit dieser wälschen Ueberlieferung zusammen. Die Theile aber, die den Krieg Arthur's mit Lucius Tiberius behandeln, die eine Bekanntschaft mit Italien und den Alpen, mit Paris und Burgund zeigen, wie sie in Wales sehr fern lag, verrathen am meisten einen jüngern Ursprung auf französischem Boden. Denn hier soll Arthur sichtlich den großen Helden der Dichtersagen von Alexander und Karl gleichgestellt werden an Weltherrschaft und Kriegsmacht; ein großer Kriegszug, eine Völkerschlacht wird beschrieben, an der alle Welttheile mitkämpfen, in der eine Menge Helden auftreten mit jenen wunderlichen, orientalisch-griechisch-römisch-homerischen Namen, wie sie im Titurel und den späteren Alexandriaden üblich sind. Hier huldigt der Erzähler dem neuen Dichtungsgeschmacke; hier folgt er auch nicht mehr dem alten Buche, das aus älteren Gesängen und Fabeln geschöpft haben wird, sondern den mündlichen Mittheilungen Walthers. Die dunkeln Merlin und Arthur leuchten hier in neuem romantischen Glanze, ohne den sich ein wälscher Held nicht in die große Gesellschaft der alten und neuen Lieblingshelden des Festlands wagen durfte. Mit diesem Sageninhalte aber führte das Buch (und dies ist eine außerordentliche Wirkung) die kleinlebigen, der großen Zeit bis dahin entfremdeten Briten neu in die Welt ein als ein Volk von ebenbürtigen Thaten. Auch die Sittenschilderung dient unwillkürlich diesem Zwecke. In dieser Geschichte des britischen Alterthums ist nichts von dem alten Druidenwesen und über das heidnische Zeitalter des Volkes zu lesen. Herbert [410]) sah darin die politische Absicht, jene Eigenthümlichkeiten, welche die Briten in Staat und Sitte den neuen Völkern entfremdeten, zu verstecken und zu überfirnissen, um die Geschichte von Wales durch den christlich ritterlichen Anstrich des Buchs „in der Christenheit

410) A. Herbert (der Verfasser von Britannia after the Romans und des Neodruidism), Cyclops Christianus. London 1849.

einführungsfähig zu machen", ſo wie ſchon vorher die mönchiſche Legende maſſenhaft den Grund eingenommen hatte, der von dem Druidismus verlaſſen war. Allein wenn Gottfrieds Quelle aus der Bretagne ſtammte, ſo konnte ſeine Chronik auch ganz abſichtlos zu jenem Zwecke tauglich geworden ſein, denn es war natürlich, daß die ausgewanderten Briten des 6. Jhs. das druidiſche Syſtem in England zurückließen. Daß aber Gottfried's Ueberſetzung politiſchen Zwecken dienen ſollte, iſt unzweifelhaft. Es ſind wälſche Gedichte aus jenen Zeiten übrig (ſo ein Geſpräch, das unter Merlin's Namen geht), die die Anſprüche jenes Rhys ap Tewdor mit genealogiſchen Aufſtellungen unterſtützten; der Gegenſtand der öffentlichen Aufmerkſamkeit, ſo führt Gottfried ſelbſt an, war auf Merlin gerichtet und dies nöthigte ihn, in ſeine Chronik gleichfalls die Weiſſagungen Merlin's als eigenen Zuſatz aufzunehmen, die die Herſtellung des geſchwächten Britanniens verkündeten [411]), wenn Cadwaladr und Conan aus Armorica rückkehren würden; mit deutlicher Anſpielung auf Conan II, der in Bretagne zur Zeit der normanniſchen Eroberung lebte, welche die britiſchen Hoffnungen ſo hoch aufſpannte.

Der meſſianiſche Glaube an Arthur's und Cadwaladr's Wiederkehr, d. h. an eine Wiederkehr altkambriſcher Herrlichkeit fand, ſo wenig wie bei den Juden, eine Erfüllung in Beziehung auf eine politiſche Wiedergeburt, aber ein geiſtiges Reich ward durch die poetiſche Auferſtehung Arthur's allerdings erſchloſſen, die der Entdeckung ſeines angeblichen Grabes auf dem Fuße folgte. Das Werk Gottfried's hatte eine raſche unglaubliche Wirkung, die man ohne die ungeheuere kriegeriſche und literariſche Aufregung des ganzen Jahrhunderts nicht begreifen würde. Es ward von Caradog von Llancarvan in wälſcher Sprache von der Zeit Ivors, des Nachfolgers Cadwaladr's, an, bis um die Mitte des

411) — Britones, ut nobile regnum
temporibus multis amittant debilitate,
donec ab Armorica veniet temone Conanus
et Cadwalladrus Cambrorum dux venerandus.

12. Jhs. fortgeſetzt[412]), deſſen Chronik dann wieder Andere bis gegen Ende des 13. Jhs. fortführten. Mehrfach wurde es in lateiniſche Verſe gebracht[413]). Die Geſchichtſchreiber der nächſten Zeit entlehnten bald, bald bekämpften ſie ſeinen Inhalt, der dagegen in die vulgaren Reimchroniken ungeſtörteren Eingang fand. In dem Brut y Gruffud ap Arthur und wohl auch in dem Brut Tysylio[414]) wurde es zweimal ins Wälſche rücküberſetzt. Wace bearbeitete es (ſ. oben S. 319) in ſeinem Brut in anglonormanniſchen Verſen[415]) unter einzelnen Ausmalungen und Einſchaltungen in ſolchen Details mittelaltriger Sitte und Denkweiſe, worin ſich alle Vulgardichter dieſer Zeiten gehen ließen, ſonſt in genauer Folge. Aus ihm wieder ſchöpfte (Anf. 13. Jhs.) Layamon zu ſeinem Brut oder chronicle of Britain (ed. Madden), dem dann noch bis zum 16. Jh. eine Reihe von vulgaren Reimchroniken folgten[416]), auf beiden Grundlagen von Gottfried und Wace aufgebaut. So groß war Beider Anſehen, daß in der estorie d'Engles von Gaimar, der früher als Wace die hist. Britonum im Anfang ſeines Werkes überſetzt hatte, dieſer verloren gegangene Theil in allen Handſchriften durch Wace erſetzt ward, und daß noch im 14. Jh., als Peter aus Langtoft in ſeiner franzöſiſch geſchriebenen Chronik[417]) bis auf Eduards I Tod im erſten Theil die britiſchen Geſchichten Gottfrieds und Wace's mit einem Stich auf ihre thörichten Fabeln (trofles) nur in gekürzter Erzählung brachte, ſein Zeitgenoſſe und Ueberſetzer ins Engliſche, Robert von Brunne[418]), ihn darüber förmlich zur Rede ſetzte. Gottfrieds Werk war eben das große welthiſto-

412) Brut y Tywysogion. ed. John Williams ap Ithel. Lond. 1860.

413) Madden, Vorrede zu Layamon. p. XL. San Marte l. l. p. XXVI ff.

414) Beide in der Myvyrian Archaiol. Lond. 1801. Tom. II.

415) Die Meinung du Méril's (Eberts Jahrb. 1, 1), Wace habe eine kymriſche Quelle benutzt, iſt von Bernhard ten Brink (ib. 9, 241) ſiegreich abgewieſen worden.

416) S. bei San Marte p. XXIV ff.

417) Ed. Th. Wright. Lond. 1866. 1—2.

418) Ed. Th. Hearne 1725.

riſche Ereigniß in der Literatur des Jahrhunderts, das die nationalen Volks- und Heldendichtungen in der romaniſchen und germaniſchen Welt erſchütterte. Seit Meiſter Wace in ſeiner weitreichenden Sprache und in ſeinem normanniſch-fränkiſchen Zuſchnitt dem moderniſirten Arthur Gottfrieds noch die letzte Weihe der Zeitmäßigkeit gegeben hatte, traten nun in dem Geſchmacke der ritterlichen Geſellſchaft die Recken und die rauhen Gotteskämpfer der hunniſchen und karolingiſchen Sagen vor den Tafelrundrittern Arthurs zurück; der Frauendienſt verdrängte den Vaſallendienſt, die Galanterie die Gottesfurcht, das Ceremoniel und ſeine Beſchreibung die Handlung, die Aventiure die Geſte, das mährchenhafte Wunder die natürlichen menſchlichen Thaten. Es wurde Stil ſchon bei Wace[419], ſich über die tollen Fabeleien der Arthurgeſchichten luſtig zu machen, ohne daß dies dem Geſchmacke an den meiſt außerordentlich hohlen Stoffen dieſer neuen Dichtungen Einhalt gethan hätte. Die franzöſiſchen Romane von Helias und den enfances Godefroi ſind am vollſten von dieſen Lügenfabeln, gegen die ſie mit vollſtem Munde eifern.

Der Uebergang der wälſchen Sagenſtoffe in die europäiſche Welt ward noch ſehr dadurch befördert, daß, neben dem weiten geſchichtlichen Sagencyklus bei Gottfried und Wace, die wälſche Literatur gleichzeitig dem neuen ritterlichen Geſchmacke einzelne ausgehobene Mährchen noch bequemer zugerichtet entgegen brachte. Nach den Zeugniſſen der Giraldus, Alanus u. A. nahm damals der Volksgeſang über Arthur einen neuen Aufſchwung; daneben wurden proſaiſche Mährchen auf älteren Sagengrundlagen neu geſtaltet, deren einige die Quellen zu

419) Im Brut ſagt er (V. 10032 ff.), von Artus ſeien ſo viele Geſchichten zu Fabeln verkehrt worden, nicht ganz Lüge nicht ganz Wahrheit:

tant ont li contéor conté Et li fableor tant fablé,
por les contes ambeleter, Que tot ont fait fables sanbler.

Er forſchte alſo nach dem Wahren, er ſpähte ſelbſt den Wundern im Walde Broceliande nach und theilte den Erfolg im Roman de Rou V. 11534 mit:

La alai jo merveilles querre, vis la forest et vis la terre,
merveilles quist meiz n'es trovai; fol m'en revins, fol i alai.

den berühmteſten franzöſiſchen und deutſchen Romanen aus dem Kreis der Tafelrunde aufgedeckt haben[420]). Ein Theil von dieſen uns erhaltenen Mährchen (Mabinogion) gehört nach dem Urtheile aller Kenner der Zeit Gottfried's an; eine Sammlung ſolcher Stücke ſoll, nach einer ſpäteren Angabe[421]), auf Anlaß des oben erwähnten Gruffudd ap Kynan († 1137) veranſtaltet worden ſein. Sie berufen ſich z. Th. auf frühere Quellen und ſind, ſchon nach den unterlaufenden poetiſchen Stellen zu ſchließen, aus Liedern entſtanden, die nicht unter gelehrten Barden, ſondern im Volke ſelbſt ihren Umlauf hatten. Die volksmäßige Grundlage iſt darum doch in dieſen Mährchen ſo gering, wie in den Erzählungen unſerer Fahrenden aus dieſer Zeit; die wenigſten der Helden, die hier auftreten, haben mehr als dem Namen nach eine geſchichtliche Beglaubigung oder altdichteriſche Ueberlieferung; das meiſte iſt ohne Zweifel neue Erfindung. Einige der Mährchen ſind ganz waliſiſcher Erzeugung, und dieſe ſind ohne Einfluß auf die europäiſche Literatur geblieben; ſie machen Arthur und ſeine Helden zum Theil (wie das Mährchen von Kilhwch und Olwen[422]) zu Rieſen in den ungeheuerſten, ſcherzhaften Uebertreibungen, die ganz dem Geſchmack der Bänkelſängerepen entſprechen, die wir vorhin in Deutſchland gefunden haben. Andere, wie die Quellen zu Parzival, Iwein und Erek, tragen die Spuren von franzöſiſchen Einflüſſen, Anſpielungen auf normanniſche Sitten, Waffen, Trachten, aber auch ſie ſind unleugbar von britiſchem

420) The Mabinogion from the Llyfr Coch (red book) o Hergest etc. by Lady Charlotte Guest. London 1838—49. Vol. 1—7. Die Arthurſage und die Mährchen des rothen Buches von Hergeſt. Von San Marte. 1842. In der großen Compilation dieſes Werkes, das nach Villemarqué von 1318—1454 fortgeſetzt und über Werke der älteſten wie der jüngſten Zeit ausgedehnt iſt, finden ſich neben original wälſchen Stoffen viele andere erweislich aus der Fremde eingetragene Stücke in Proſa und Verſen.

421) Robert Vaughan, in den british antiquities revived. 1662. p. 44, nach einer Anführung in Villemarqué's contes popul. anciens bretons. p. 42.

422) In San Marte's Beiträgen zur bretoniſchen und celtiſch germaniſchen Heldenſage. 1847.

Urſprung, und die Annahme ihrer Entſtehung oder Ausbildung in Bretagne reicht hin, jene fremden Zuthaten zu erklären. Die Züge des neuen ritterlichen Lebens und die Sitten eines auf dem Standpunct heroiſcher Halbcultur ſtehen gebliebenen Stammes miſchen ſich in dem Inhalte dieſer Mährchen in ſeltſamer und ungeſchickter Weiſe; man ſteht mit Einem Fuße in einer ganz fremdartigen Welt, während man mit dem anderen in den Zuſtänden der ritterlichen Gegenwart weilt. Die irrende Ritterſchaft, die ſtehenden Helden der Abenteuer, dieſe ritterlichen Weltbürger ſind den ganz vaterländiſchen britiſchen Helden der Barden ſo ungleich als möglich; aber dann ſind ihre Sitten wieder roh und ſtumpf und dem höfiſchen Ton des normanniſchen oder provenzaliſchen Adels ſo fern als denkbar. Die Darſtellung und Erzählung iſt dem entſprechend: einförmige Abenteuer, Helden- und Zaubergeſchichten, in dürftiger Veränderung ewig wiederholt, der Geſichtskreis klein wie der eines einſiedleriſchen Volks, das der menſchlichen Natur wenig kundig iſt, der Vortrag einfach roh wie die Sitten, die er ſchildert. Und gerade die dieſen Mährchen nachgedichteten, franzöſiſchen Epen ſind es, die ſich in den ritterlichen Kreiſen Europa's am reißendſten verbreiteten und die höchſte Kunſtausbildung in Frankreich und Deutſchland erhielten. Die genannten Eigenſchaften derſelben, die dem zu widerſprechen ſcheinen, ſcheinen dies doch auch zu erklären. Der Form nach lag in dem Mangel der Einheit und des inneren Zuſammenhangs, der in den Arthurmährchen wie in den rein wälſchen (z. B. von Pwyll) herrſcht, gleichſam eine Aufforderung hier nachzuhelfen oder auch in Willkür fortzubauen; der Stümper ward hier nicht abgeſchreckt, der Meiſter konnte ſich angezogen fühlen. Der Meiſter konnte auch noch von einer anderen Seite gereizt werden. Viele dieſer Mährchen, auch die rein waliſiſchen wie das von Manawyddan, haben (ſchon durch die vielfache Neigung zum Allegoriſchen) die Anlage zu einer ideellen Ausführung; es iſt darin oft eine pſychologiſche Aufgabe zu löſen, die Entwickelung eines anziehenden Charakters zu geben verſucht, was ſelbſt große Dichter anlocken konnte.

Was den Inhalt angeht, ſo iſt darin nichts Ausgeführtes über die ritterlichen oder chriſtlichen Zuſtände des 12. Jhs., aber es iſt gerade ſo viel Unterlage dafür geboten, daß ſie ſich voll darauf auftragen ließen. Und dazu fühlte die ritterliche Dichtung ein Bedürfniß. Die epiſchen Gedichte erzählten bisher in Deutſchland und Frankreich von einem heidniſchen Helden des Alterthums, von den Recken der Heroenzeit, von den chriſtlichen Märtyrern, von dem heiligen Frankenkönig im Dienſte der Kirche; hier war eine Lücke: das Ritterthum brauchte eine Verherrlichung an und für ſich. Das glänzende Leben, das die Ritterſchaft in England, in Nord- und Südfrankreich entfaltete und das ſchon ſeit dem Anfang des 12. Jhs. in der lyriſchen Kunſt gegenſtändlich gefeiert ward, ſuchte nach einer epiſchen Geſtaltung; das Kriegs- und Gemüthsleben der Ritter trug ſich nun in die britiſchen Mähren ein, die wie ein leeres Gefäß waren, das die Sitten des Standes am widerſtandloſeſten aufnahm. Das weltliche Ritterthum mit ſeinem äußeren Leben, ſeinem innern Gefühlſtande, ſeinen höfiſchen und kriegeriſchen Sitten, ſeinen ſinnlichen und ſinnigen Freuden zog hier ein und Arthur und ſein Hof wurden zum Ideal alles höfiſchen Lebens, ſeine Tafelrunde zu Muſterbildern aller ritterlichen Eigenſchaften und Eigenheiten ausgebildet. Im Mittelpuncte dieſer Eigenheiten ſtand der Minnedienſt, der in den Arthurromanen breiten Eingang fand, wozu in den wenigſten Volksepen heroiſcher Ueberlieferung nur eine Möglichkeit gegeben war; von dieſer Zeit an iſt es, daß das Thema der Geſchlechtsliebe der nothwendigſte Beſtandtheil aller Dichtung, nicht zu ihrem Vortheile, geworden iſt. Dieſe Feier der Liebe verknüpfte die Arthurſagen aufs engſte mit dem lyriſchen Geſange der Ritterſchaft, mit dem ſie blühten und verblühten. In Frankreich ſchwangen ſich die Werke, die Chretien von Troies als geiſtreicher Ausleger und eleganter Dolmetſcher einiger dieſer kymriſchen Mährchen in reinſter Sprache, Vers- und Reimkunſt erſchuf, mit unwiderſtehlichem Erfolge auf die Höhe der ritterlichen Epik; und in Deutſchland ebenſo, wo Hartmann von Aue zwei von dieſen Wer-

ken Chretiens überſetzte, und Gottfried von Strasburg und Wolfram von Eſchenbach zwei andere Stoffe aus dieſem Sagenkreiſe, Triſtan und Parzival, aus anderen franzöſiſchen Quellen in ſelbſtändigerer Auffaſſung behandelten. Vor ihren Arbeiten beſitzen wir in Deutſchland zwei dieſer Arthurromane, die uns mehr zu der roheren anfänglicheren Beſchaffenheit der britiſchen Quellen zurückleiten, von welchen dieſe Gattung ausgegangen iſt. Die eine weist uns nach Niederdeutſchland und läßt wieder die unmittelbare Ueberwirkung der literariſchen Bewegung in England in den äußerlichen Beziehungen des Dichters erkennen. Dieß iſt der Triſtan von Eilhart von Oberg, einem Dienſtmanne Heinrichs des Löwen, eines Fürſten, der von Vater und Mutter her, denen der Pfaffe Konrad ſeinen Roland dankte und widmete, eine Theilnahme an deutſcher Dichtung ererbt, von ſeinem Schwiegervater Heinrich II von England vielleicht das Intereſſe an alten Geſchichtschroniken überkommen hatte, die er ſammeln, die er ſich oft die Nacht durch, ganz nach altengliſchem Brauche, vorleſen ließ[423]; von ſeiner Gemahlin Mathilde mag Eilhart die franzöſiſche Quelle ſeines Werkes erhalten haben, wie Konrad die des ſeinen von ihrer Schwiegermutter. In Hildesheimer Urkunden von 1189—1207 iſt ein Eilhardus de Oberge bezeugt; iſt er der Dichter, ſo muß ſein Gedicht doch viel früher, noch in den 70er Jahren des 12. Jhs. geſchrieben ſein, da man aus den zwei ganz erhaltenen Ueberarbeitungen[424] noch auf die ungelenkere, obwohl in Reimen ſchon ſehr geläuterte Geſtalt des alten, nur bruchſtücklich vorhandenen Textes zurückblickt. Das andere Werk iſt der Lanzelot von dem Thurgauer Ulrich von Zatzikhoven[425] (Zetzikon), der ſeine Quelle, die man in einem

423) Chron. Stederburg. in Leibnitz' Scriptt. rer. Brunsv. 1, 867.

424) Die Eine vollſtändig in der Heidelb. Hſ. N. 346. Bruchſtücke der andern in Hoffmanns Fundgr. 1, 232. Weitere Fragmente in K. Roths Bruchſtücken aus J. des Enenkels Weltchronik. München 1854. p. 37 f. und Germ. 9, 156.

425) Ausg. von Hahn. Frankf. 1845. Die oben angegebene provenzaliſche Quelle Ulrichs iſt von Geſton Paris (bibl. de l'école des Chartes. 6. série. I, 250 ff.) bezweifelt worden; C. Hofmann in München wird ſie, ſcheints, beſeitigen. S. Bächtold, Der Lanzelot des Ulr. von Zatzikhoven. Frauenfeld 1870. p. 56.

provenzalischen Lanzelot von Arnaut Daniel vermuthen wollte, am Hofe Kaiser Heinrichs VI im Besitze Hugo's von Morville fand, eines der Geisel, die dem Herzog Leopold 1194 für Richard Löwenherz gestellt wurden. Die Sagen von Tristan und Lanzelot scheinen ursprünglich in ihrer wälschen Heimat nichts als flache Varianten der Sage von Mordred's ehebrecherischer Liebe zu dem Weibe seines Oheims Arthur zu sein, von der auch der Roman von Cliges eine erdichtete Nachbildung heißen kann. Ein angeblich älteres bardisches Gespräch zwischen Tristan und Gwalhmai[426] erwähnt andeutend diesen Inhalt der Tristansage, und das Leben Gildas' von Caradog von Llancarvan scheint in der Geschichte des Melwas, der auch schon in bardischen Gedichten unter dem Namen Mael als sittenloser Verführer Ginevra's genannt wird, den Kern der Lanzelotsage zu geben[427]. Durch den angedeuteten Inhalt boten sich beide Mähren der minniglichen Sitte und Seelenkunde des Ritterstandes zur mannichfaltigsten Behandlung dar; sie sind durch bretonische Spielleute umgetragen schon ganz frühe, der Tristan in der Provence schon in der Mitte des 12. Jhs. allgemein bekannt und bewundert gewesen; beide sind frühe verändert und umgestaltet worden. Von Tristan kannte schon Eilhart (fol. 173b) verschiedene Erzählungen, und er selbst folgt einer anderen als Gottfried von Straßburg[428]; in der Hauptsache sind beide doch zu ähnlich, als daß wir von dieser Seite bei Eilhart's Gedicht, aus dem später das deutsche Volksbuch (Augsb. 1498) entstanden ist, verweilen möchten; von Seiten der Form aber ist es gegen Gottfried zu roh, um eine genauere Besprechung zu verdienen. Dasselbe gilt von Ulrich's Lanzelot, der wiewohl erst um die

426) Uebersetzt bei Villemarqué l. l. und in San Marte's Arthursage.

427) Mael und Maelwas (der junge Mael) bedeuten nach Villemarqué genau was das französische Ancel und Ancelot (servant), wie der Name oft, z. B. in dem von Reiffenberg herausgegebenen chevalier au cygne geschrieben, und in jedem Falle richtig ausgelegt wird.

428) Die Reste der französ. Bearbeitungen des Romans sind gesammelt in: Tristan, Recueil de ce qui reste des poëmes relatifs à ses aventures etc. par Fr. Michel. Par. 1835—39. 1—3.

Scheide des 12. u. 13. Jhs., ſpäter als Hartmanns Erek[428a]), noch ganz in dem trocknen Tone der meiſten Gedichte des 12. Jhs. geſchrieben iſt, noch ohne jene techniſche und geiſtige Virtuoſität der ſpäteren Dichter, denen es in dieſen nüchternen, wie wohl fremdartigen Mähren gewöhnlich zu enge ward. Dem Inhalte nach bietet der Lanzelot indeſſen eine intereſſantere Seite als Eilhart's Triſtan dar. Der berühmteſte Roman von Lanzelot iſt die franzöſiſche Proſa, welche Robert de Borron und Walther Map als Verfaſſer nennt: es iſt dies ein Meer von Abenteuern der verſchiedenſten Helden, ein großes Sammelwerk, in welchem der Roman vom chevalier de la charette, den Chretien von Troies bearbeitet hat[429]) und deſſen Inhalt (die Entführung Ginevra's durch Meleagaus) an Lanzelots Namen geknüpft iſt, nur eine Epiſode ausmacht. Dies ward ein Lieblingswerk des Mittelalters, ward im Franzöſiſchen von Ruſticien verkürzt, im Niederländiſchen in einer Reimbearbeitung[430]) bis zu mehr als 47000 Verſen erweitert, und franzöſiſche, engliſche, ſchottiſche, italieniſche, ſpaniſche Dichtungen verbreiteten es in Handſchriften und Drucken des 15. 16. Jhs.; Lanzelot ward neben Triſtan ein Lieblingsheld der Ritterſchaft, mehr als Parzival der Gewinner des Graals, deſſen Lanzelot, das Gegenbild Parzivals, durch ſeine weltlichen Sitten gerade verluſtig ging. Denn der Kern dieſer zahlloſen Abenteuer iſt auch hier Lanzelots Liebe zu Ginevra, der urſprünglich alleinige Gegenſtand der Sage. Gerade dieſer Gegenſtand aber fehlt in unſeres Ulrich's Lanzelot, dem unſtreitig älteren Gedichte[431]). Darin aber ſind ſich beide Gedichte ähnlich,

428a) N. Schilling, de usu dicendi Ulrici de Zatzikhoven. Hall. 1866.

429) Ed. Tarbé. Reims 1840.

430) Ausg. v. Jonckbloet. 's Gravenhage 1846. 2 Voll. 4. Der altengliſche Morte Arthur, eine jüngere Umgeſtaltung der Sage, iſt von J. Furnivall, eine ſchottiſche Romanze Lancelot of the Laik von W. Skeat (1865) herausgegeben.

431) Daß der proſaiſche Lanzelot im 12. Jh. von Walther Map geſchrieben ſei, wird Niemand glauben, der die Mittheilungen des Giraldus Cambrenſis über dieſe, ihm befreundete, Perſönlichkeit geleſen hat, obgleich unter den Anekdoten und Geſchichten ſeines bekannten Buches de nugis curialium eine ganze Reihe wälſcher und germaniſcher Mährchen unterlaufen. Vgl. J. Grimm, Gedichte des Mittelalters auf Friedrich I. 1845. und Holland, Crétien von Troies. p. 139.

daß auch in Ulrich's Lanzelot, wie klein und eng er gegen den proſaiſchen Roman iſt, ſo frühe ſchon die Züge verſchiedener Arthurromane, die ſich alle einander zu gleichen pflegen, in willkürlicher Erfindung an den Namen Lanzelot geknüpft ſind. Je weniger das Gedicht um ſeiner ſelbſt willen eine Analyſe verdient, um ſo erwünſchter fordert uns gerade dieſe Eigenſchaft auf, am Faden der Erzählung unſeres Lanzelot lieber in einem allgemeineren Zwecke aus allen nach Deutſchland übergegangenen Arthurromanen zuſammenfaſſend die Züge anzudeuten, die die Art dieſer Sagen und Stoffe und ihre Behandlung charakteriſiren, um dem Leſer ein ungefähres Bild zu geben von dem, was dieſen Dichtungen allen in ihrer urſprünglichen Beſchaffenheit gemeinſam war.

Das Gedicht beginnt in einer Einleitung die Endſchickſale der Eltern des Helden zu berühren. Dies kommt faſt in allen Gedichten dieſer Art vor, ſchon im Lai von Havelok[432]), im Triſtan, im Wigamur, im Wigalois, im Parzival; es iſt ein ſo nöthiges Stück in dem Hausrath dieſer Romane, wie Entführungen im griechiſchen oder eine gefährliche Werbung im deutſchen. Es war nämlich, heißt es, ein König Pant von Genevis, ſtreng, hart und kriegeriſch, deſſen ſanftes Weib Clarine ihm einen Sohn gebracht hatte, von dem große Dinge waren geweiſſaget worden. Die Vaſallen des Königs aber erregen, als das Kind kaum ein Jahr alt war, einen Aufſtand und verwunden ihn, auf der Flucht ſtirbt er und eine Meerminne raubt der Königin ihren kleinen Sohn und führt ihn in ihr kryſtallenes Haus. Dieſe Entführung Lanzelot's und ſeine Erziehung (durch Viviane) iſt auch in dem proſaiſchen Romane des Namens zu finden; ähnlich wird auch Wigamur von einer Meerfei ſeinem Vater geraubt. Trennungen von der Heimat, von dem älterlichen Heerde und Erziehung in der Fremde und der Einſamkeit bilden in ſämmtlichen Romanen dieſes Urſprungs, den Iwein ausgenommen, ein weiteres nothwendiges

432) Deutſch in A. Keller's Altfranz. Sagen. 1839. 1. Bd.

Moment. Das Aeußerliche der Scenerie in diesen Entführungs- und Feengeschichten ist aus Urzeiten her eine mythische Lieblingsmaterie der Briten; Alles was darin auf die innere Natur des Menschen geht, ist aus dem herrschenden Geiste jener Jahrhunderte zu erklären. Wir deuteten oben an, daß sich viele dieser britischen Dichtungen psychologische Aufgaben zu stellen lieben, daß sie die Anfänge machen, sich den inneren Menschen und sein geistiges Leben zum Gegenstande zu nehmen; es war ihnen daher angemessen, die Charaktere ihrer Helden schon in der Jugend anzulegen und aus ihrer ersten Erziehung herzuleiten. Wenn nun aber das britische Volk (wie in der That die ganze Welt in den Zeiten der Kreuzzüge mehr oder minder in derselben Lage war) auf dem Puncte stand, aus einem beschränkten Kreise der Vorstellungen und Wirksamkeiten in einen plötzlich unendlich erweiterten überzugehen, in den es sich schwer und für den Beobachter lächerlich genug hineinfand, so war es natürlich, daß sich dies Verhältniß in den Dichtungen aussprach, welche die betretene neue Welt schildern wollten, und dies thun nun diese britischen Dichtungen eben so roh, wie die deutschen Spielmannsdichtungen des 12. Jhs. die alten Zustände ablegen und mit neuen vertauschen. Daher ist es bei allen britischen Dichtern ein so beliebter Zug, daß sie einen Knaben, der im Dunkel erzogen war, plötzlich und ohne alle Vorbereitung in die weite Welt schicken. Noch aber verstehen diese Poeten die Kunst der Erziehung und der Seelenmalerei gar zu schlecht. Sie wollen ihren Helden gern einen gewissen Charakter geben; es soll der Eine als ein tappender Junge in den Tölpeljahren geschildert werden, den die Begegnung mit der Welt unglücklich macht und in sich zerwirft; ein anderer soll als ein Glückskind auftreten, und unser Lanzelot soll ein fröhlicher, wohlgemuther Bursche sein, dem nichts seine gute Laune zerstören kann. Wir werden sehen, jene erste Aufgabe stellt sich der Parzival und löst sie ganz psychologisch; ein Aehnliches setzt Gottfried, mit etwas ungleicher Ausführung, entgegen im Tristan; jene Aufgabe des Lanzelot aber, die einen vortrefflichen Gegensatz zum

Parzival abgäbe, einen Jüngling, dem nichts noch ſo Fremdes und Uebles die friſche Luſt des Knabenalters tilgen könnte, dieſe Aufgabe iſt wohl genannt und wieder genannt, aber nicht gelöſt und nicht einmal verfolgt. Und was dem jungen Helden ſelbſt die gute Natur gibt, welche im Gefängniß und in Noth keine Trauer an ſich kommen läßt, iſt auf keinerlei Weiſe natürlich und geiſtig erklärt, ſondern es iſt eine Folge von den wunderkräftigen Steinen der Kryſtallburg; Steine aber, die in wunderbaren Beziehungen zu der menſchlichen Seele ſtehen, iſt etwas, was in allen dieſen Romanen gleichfalls häufig wiederkehrt. Mit ſeiner guten Laune ausgerüſtet geht alſo der gute Lanzelot mit 15 Jahren in die weite Welt, verſehen mit Waffen die er nicht führen, und mit einem Roß das er nicht reiten kann; und dazu erhält er die Weiſung, den ſtärkſten Ritter der Welt, Iveret von Dordona, zu bezwingen. Gerade ſo unbeholfen ſendet auch Herzelaude den Parzival aus und ſo auch trit Wigamur auf; welchem Gedichte man Unrecht gethan hat, wenn man es aus Parzival und Iwein und dem trojaniſchen Kriege zuſammengeſetzt nannte, weil wir dieſe Aehnlichkeiten, wie wir ſehen, ganz anders erklären müſſen. Ein guter Zug iſt noch, daß jetzt Lanzelot an eine Burg kommt, wo ihn ein Zwerglein mit einer Geißel ſchlägt (auch im Erek iſt ein ſolcher ungezogener Zwerg mit einer Geißel), was er nicht rächt, obwohl er doch der Burg böſe wird; dies deutet denn etwa ſein Naturell an, im guten Gegenſatz zum Parzival, den gleich die erſte Beleidigung, die nicht einmal ihn ſelbſt trifft, ganz irre und wild macht. Etwas zugeſtutzt wird nun unſer Reitersmann, der ſtatt des Zügels den Sattelbogen lenkt, in der Burg eines Jünglings Namens Joffrit, der ihm begegnet war, ähnlich wie Parzival beim Gurnamanz. Hernach ſtößt er auf zwei kämpfende Ritter, die er verſöhnt und mit denen er Geſellſchaft macht; irrende Ritter aber ſind bekanntlich die Seele dieſer Dichtungen. Sie kommen dann zuſammen auf Burg Moreiz, wo Galagandreiz wohnt, der die böſe Sitte hat, ſeinen Gäſten übel mitzuſpielen, wenn ſie das Geringſte miſſethun. Haus- und Wegtyrannen, bedrängte Frauen

und Reiſende müſſen natürlich ein vielfältig wiederkehrender Stoff in den Erzählungen von verliebten Abenteurern ſein; und dann wollen wir auch auf die ſchreckhaften Namen merken, welche noch die ſpäte Kunſtpoeſie der Italiener ſo unentbehrlich fand, die ſchon einem Wirnt anſtößig waren, und deren Urſprung hier in der fremden Sprache fremder Abenteuer zu ſuchen iſt. Die franzöſiſchen Ueberſetzer mögen aus Unfähigkeit, die waliſiſchen Namen zu leſen, ſie entſtellt haben, ſo daß man neben die Genannten die entſetzlichſten Seitenſtücke ſtellen könnte; als da ſind: Glakothelesfloyr, Dyartorforgrant, Triaſoltrifertrant, Grißmaßmalin und Kathaclypſo. Daher herrſcht auch in den Handſchriften oft ſehr verſchiedene Schreibung von einerlei Namen. Nun folgt eine verfängliche Scene mit des böſen Wirthes ſchöner Tochter, die von der Liebe bezwungen iſt. Die Sittenrohheiten dieſer Art ſind in den britiſchen Mährchen durchgehend; und ſelbſt bei den franzöſiſchen Dichtern, welche die Welt nicht mit den ernſten Augen, wie unſere Deutſchen, und wie auch dieſe nur zum Theile, anſahen, iſt die Zuchtloſigkeit in allen geſchlechtlichen Verhältniſſen beinahe grundſätzlich. Ueber die verfänglichſten Dinge wird hier ruhig weggegangen, als müſſe es ſo ſein; und es iſt ſehr charakteriſtiſch, wie hier Hartmann von der Aue und Wirnt von Gravenberg ſich drehen und wenden um der Sache eine Seite abzugewinnen; in Lanzelot und dem alten Triſtan aber iſt das Häßliche nicht einmal mit dem Reiz der Darſtellung verſchönert. Was Arioſt zwiſchen Ernſt und Scherz predigt, und Gottfried mit mehr Ernſt als Scherz, das thut Eilhart mit dem heftigſten Ernſt, der zornig den Teufel in die Geſellſchaft der argen Verleumder ruft, die den guten Marke gegen den ſchnöden Ehebrecher Triſtan nur warnen. Am Morgen nach der erſten gaſtlichen Nacht erſcheint der erzürnte Vater und fordert den Miſſethäter Lanzelot zum Meſſerwurf, Lanzelot ſticht ihn nieder, ohne Klang und Sang wird er begraben und die Tochter lebt als Weib mit dem Mörder. Solch ein durchaus ſtumpfes moraliſches Gefühl herrſcht hier überall; und ſelbſt in Gottfried's feiner Behandlung des Triſtan ſtoßen wir

auf Vorſtellungen, die wir mit unſeren ſittlichen Begriffen nicht in Einklang bringen können. Die Art, wie ſich hier Lanzelot ſeines Sieges bemächtigt, eben wie Triſtans Verfahren im Ermorden des Uſurpators ſeiner Länder und ſelbſt im Zweikampf mit Morolt, iſt nicht fein ritterlich, ſondern meuchelmörderiſch; ſie iſt ganz im Stile der rohen waliſiſchen Sitten älterer Zeit. Lanzelot zieht übrigens bald von ſeiner Burg wieder aus, und wo die gutmüthige Beraubte hinfort bleibt, erfahren wir nicht weiter. Auch dieſer Zug einer unmündigen Erfindungsgabe kehrt in dieſen Gedichten häufig wieder, daß Perſonen, an denen man den lebhafteſten Antheil gewonnen hat, plötzlich verſchwinden und nicht wieder erſcheinen. Lanzelot kommt zu einem gefährlichen Schloſſe, wo ein gewiſſer Linier jeden, der bewaffnet zur Burg kam, zu tödten pflegte. Seine Nichte Ade nimmt an dem Ritter vom See (denn ſo heißt er von ſeinem Jugendaufenthalt, und jeder dieſer Ritter der britiſchen Romane pflegt einen ſolchen Beinamen zu führen) Antheil, allein ihr Ohm wirft ihn ſchonungslos in den Kerker. Da aber Lanzelot den Streit, den der Ohm ſeine Aventiure nannte, beſtehen will, ſo wird er freigelaſſen, und dieſer Kampf beſteht nun darin, daß er erſt einen Rieſen, dann zwei Löwen und endlich den Herrn Linier ſelbſt beſtehen muß. Der deutſche Dichter Ulrich muß nicht viel britiſche Romane gekannt haben; er nennt dieſen Lanzelot am Schluſſe eine fremde, eine ſonderbare Mähre, und wie er hier von dieſem Kampf redet, den Linier ſeine Aventiure nennt, ſcheint ihm das etwas ganz Unbekanntes, obgleich dies ein ſtehendes Thema in allen dieſen Epen iſt. So wundert Ulrich ſich gleich wieder, daß die Sage nicht bemerke, was weiter zwiſchen Ade und Lanzelot vorgefallen ſei. Der Deutſche kann ſich gar nicht darein finden, daß dieſe Helden einmal im Verſchmähen ſo launiſch ſind, wie ein andermal im Begehren, oder daß ſie beides gleich kalt betreiben. König Artus hört indeß von Lanzelots Thaten, und ſendet den Walwein nach ihm aus, der ihn unterwegs trifft und ſich Kampfes mit ihm verſuchen will; die Streitenden trennt ein Herold, und ladet ſie zu

einem Turnier auf der Wieſe bei Dioſle, der Stadt des Gurnamanz; Walwein folgt ſogleich, Lanzelot fährt ihm erſt ſpäter nach. Auch dieſe Situation iſt in jeder dieſer Dichtungen ein ſtehender Zug; und daß nun auf dem Turniere der Held unbekannt erſcheint und das Beſte thut und alle die trefflichſten Helden von Gawan bis auf Keye niederwirft, das verſteht ſich nicht allein in dioſem, ſondern in allen Sagenkreiſen des Mittelalters von ſelbſt. Die Jungfrau Ade mit ihrem Bruder begleitet den Lanzelot; ſie kommen auf die Burg eines Herrn Mabus, welche die Eigenſchaft hat, daß ſie den Tapfern feige macht; daher kommt Lanzelot wieder einmal in einen Kerker, und wird wieder befreit, weil er ſich wieder mit dem Beſtehen einer Aventiure rettet. Diesmal fügt es nämlich der Zufall, daß eben jener Iveret, den die Meerfei dem Ritter vom See als ſeinen Hauptfeind auf die Seele gebunden hatte, den Mabus beläſtigt. Die Sache iſt, daß man in einem Walde an einem Brunnen eine Glocke mit einem Hammer zu berühren hat, worauf ſich dann Iveret zum Kampfe ſtellt. Aehnlich iſt im Iwein ein Brunnen mit einem Stein, auf den man mit einem Goldbecken etwas Waſſer aus dem Brunnen gießt, worauf ein furchtbares Gewitter ſich erhebt, nach welchem der Herr des Abenteuers erſcheint; dies ſind Züge, die ſich auf uralten keltiſchen Aberglauben zurückbeziehen, der im ganzen Mittelalter in der Bretagne bezeugt wird und bei den Bergbewohnern von Snowdon noch heute gefunden werden ſoll. Noch ehe aber der Glockenſchlag ertönt, träumt Iverets ſchöne Tochter Iblis von Lanzelot; ſie kommt zu dem Brunnen und warnt ihn, allein vergebens; er tödtet abermals der Tochter ihren Vater und gibt ihr dafür einen Mann, und ihr fällt ſo wenig wie jener früheren Jungfrau auf Burg Moreiz ein, ſich einen Augenblick zu bedenken. Da nun der Held eine Frau hat, mit der es Ernſt iſt, ſo muß er doch auch einen Namen haben, denn bisher hatte er keinen; aber ſein Vater iſt todt, ſeine Mutter iſt — Gott weiß wo; wer ſoll ihm den Namen ſagen? Die franzöſiſchen Sagen bemühen in ſolchen Fällen kurzweg einen Engel; hier iſt's noch viel bequemer; es darf

nur eine Frau der Meerfei kommen und ihm verkünden, da ja nun die große Aufgabe gelöst ist, daß er so und so heiße und eines der vielen Schwesterkinder von Artus sei. An dessen Hofe wird denn auch Gelegenheit gegeben, die Tugend von Lanzelots Weibe ebenso triumphiren zu lassen, wie vorher seine Tapferkeit im Turnier. Der weibliche Bote der Meerfei (denn weibliche Boten reisen schon damals, wie sowohl Wirnt mit Erstaunen als auch noch Ariost mit Schelmerei bewundert, sicher durchs Land, nur freilich mit Ausnahmen, sowohl im Wirnt wie im Ariost), der weibliche Bote also bringt einen Zaubermantel zum Geschenk, bestimmt für die Frau, der er paßt. Passen aber wird er nur der völlig Tugendhaften. Dies ist dann ein anderer Tugendprüfstein, wie im Titurel die Brücke, wie im Wigalois der Stein. Nun ists lustig, wie der winzigen Frau des Maldus das Kleid zur Jacke und der riesigen Dame des Iwein zum Reitkleid wird; Frau Iblis aber trägt es davon. Dieser Witz war so beliebt, daß er in Novellen und Balladen über alle Welt, bis nach Nordland (in der Samson-, Fagras- und Möttulssage) verbreitet ward. Gleich zur Vergeltung muß aber Iblis hören, daß der abwesende Lanzelot ein Abenteuer in Pluris, der Burg, die noch von seinem ersten Auszug seinen Haß trug, bestanden habe, aber bei der Königin dort in Kerkers- und Liebesbanden liege. Die Massenie befreit ihn also. Es folgen weitere Abenteuer; die Tafelrunde speist nicht, wie es im Wigalois heißt, ehe der Tag ein Abenteuer gebracht. Die Königin, Arthur's Weib, muß noch entführt werden vom König Valerin, denn auch dieses Ereigniß darf in keinem dieser Gedichte fehlen. Dann erlöst Lanzelot ein bezaubertes Weib von der Drachengestalt, was auch im Wigalois vorkommt. Und das Ganze endet mit Festen und Herrlichkeit nicht allein hier, sondern überall in diesen Romanen; und so hat sich schon Wolfram auch über die andere Eintönigkeit lustig gemacht, daß Alles, was an Arthur's Hofe vorgeht, immer am Pfingstfeste geschehen muß.

In der That, Alles wozu spätere Zeiten durch Uebertreibung die Romane des Amadis und seiner Söhne und Enkel gestalteten, liegt in

dieſen nach britiſchen Dichtungen gebildeten Romanen des 12. Jahrhs. im Keime, und eben jene der Zeit nach letzten kehren zu eben dieſen der Zeit nach erſten auch wieder mit größerer Aehnlichkeit zurück. Nur iſt hier noch Alles im höchſten Grade roh, was dort ausgeklügelt und verfeinert iſt. Wenn ſich aus ſolchen Anfängen und nach ſolchen Muſtern und in kurzer Zeit in Frankreich und Deutſchland auch nur etwas Mittelmäßiges herausarbeitete, ſo darf man in dieſem Falle, ſollte man glauben, ſogar das Mittelmäßige bewundern! Noch liegt hier eine Reihe langweiliger Geſchichten ohne Verbindung und innere Bedeutung, hintereinander; wenn nur etwas Neues von dem alten Arthur, oder etwas Altes von einem neuen Rittersmanne erzählt wird, ſo iſt Alles gut. Kein Schluß einer Begebenheit, kein Schluß des Ganzen, kein feſſelndes Ereigniß, keine Leidenſchaft, kein Gefühl, weder im Dichter noch in ſeinen Geſchöpfen, kein Bild, keine Sprache, kein Leben, und ſelbſt wo der Vortrag lebhaft geſchildert ſein ſoll, in jenen ſchnellen Frag- und Antwortſtücken, die in dieſen Zeiten ein Lieblingsſchmuck der Dichter ſind, ſelbſt da kein Leben. Selbſt die Lais und Fabliaux, die man auf britiſchen Urſprung zurückführt, ſind voll der elendeſten Erfindungen, der mechaniſchſten Verbindungen und der wunderlichſten Albernheiten, ſo ſehr ſich ſonſt dieſe Gattung an poetiſcher Ausführung in Frankreich auszeichnet. Wenige Züge ächter Sage, Einiges Mythologiſche und gewiſſe Scenerien ſind ewig erneut, ewig vervielfacht. Und für dieſen Mangel aller Kunſt pflegt doch ſonſt, wo ſich eine Poeſie überlebt hat, ſittliche Lehre oder dergleichen zu entſchädigen, allein mit dieſen Dingen kam ein wahres Gift in die Länder von Frankreich und England herüber; und hier, wo man eben in friſcheſter und junger Begeiſterung nach Idealen in Kunſt und Leben rang, mußte das Geſchick gerade dieſe Dichtungen hinwerfen, die Trümmer der abſinkenden Poeſie einer abgeſunkenen Nation, der faſt jedes freiere und höhere Bedürfniß des Geiſtes ein Räthſel war; Dichtungen, die der allererſten und allereinfachſten Bedingung jedes erzählenden Gedichtes vollkommen entbehren, der leben-

digen, sinnlichen Darstellung, der Unterdrückung des Zufälligen, des inneren nothwendigen Zusammenhangs[432a]).

---

8. Antike Dichtungen in neuer Gestalt. Heinrich von Veldeke.

Wir sind unter der Betrachtung der epischen Dichtungen des 12. Jhs. unmerklich bis zu den Höfen und in die ritterliche Gesellschaft vorgedrungen, in deren Pflege die Dichtkunst des Mittelalters ihre höchste Ausbildung erhalten sollte. Die Spielleute, die die Mähren von Ruother und Ernst umtrugen, mochten sich kleineren süddeutschen Höfen gefällig gemacht haben. Von den beiden Dichtern der Alexander- und Karlssagen schrieb Konrad im Dienste des mächtigen Herzogs von Baiern, sie gehörten aber noch dem geistlichen Stande an. Die beiden britischen Romane, die wir zuletzt besprachen, waren schon von ritterlichen Dienstleuten, der eine vom kaiserlichen Hofe selber ausgegangen. Wir haben noch eine Stufe höher zu steigen, um auf dem Gipfel anzulangen, von dem wir ruhend die vorragendsten Höhen der ritterlichen Dichtung überschauen können: der Mann bleibt zu nennen, der zuerst der neuen Kunst die Weihe gegeben, die ihr in dem neuen Stande Pflege und Ausbildung auf eine Dauer sichern konnte. Als diesen Mann nennen die ritterlichen Dichter des 13. Jhs. selber den Heinrich von Veldeke.

Seine Heimat ist im jetzigen Limburg in der alten Grafschaft Loz, westlich von der Maas, zwischen Maestricht und Hasselt, in der bei dem Dorfe Spalbecke gelegenen Mühle Veldeke (Feldchen) nachgewiesen, wo er ein Lehen von der Abtei St. Truyden (St. Trond) trug. Wir haben ihn bereits (oben S. 260 ff.) als den Dichter des Servatius kennen gelernt, von dem es schwer auszumachen ist, ob er des Dichters Jugend oder Alter angehöre. Darf

---

[432a]) In dem rasch zu überblickenden ausführlicheren Auszuge bei Bächtold (l. l. p. 22 ff.) springt die grobe Planlosigkeit dieser Composition nur um so greller in die Augen.

man die einzige erhaltene Abschrift für mundartlich unverfälscht nehmen, so würde die Mischsprache des mit niederländischen und romanischen Worten durchzogenen Niederrheinischen und die ungenauen Reime (die selbst dann noch übrig bleiben wenn man das Dialektische in Form und Aussprache zu ihrer Reinigung in Anschlag bringt,) für ein Jugendwerk sprechen, und dies paßte dem ganzen Gange der Literatur jener Zeiten am natürlichsten an; dagegen sprechen wieder die Stellen, in welchen der Dichter von sich als von einem Manne alter Erfahrung redet, die eingestreuten Betrachtungen, die geschickte Form der Erzählung, die fließenden Perioden für ein Alterswerk, das er (was die ungenaueren Reime erklären würde) in dem halb verlernten Dialekt seiner Heimat zu schreiben unternommen haben könnte; wäre es so, so fehlten in der Geistesgeschichte nicht weniger Dichter jener Zeiten *auch dafür* die Analogien nicht, und es wäre merkwürdig genug, wenn gleich der erstgefeierte Ritterdichter der Minne und eines weltlichen höfischen Romans von altheidnischem Stoffe im Alter auf die fromme Legendendichtung zurückgefallen wäre, wie so viele seiner Nachfolger in reuiger Zerknirschung gethan haben. In jener Legende rückt Veldeke so sehr in die Vergangenheit zurück, daß ihn der Herausgeber derselben dem geistlichen Stande angehörig dachte; in den beiden andern Richtungen, in welchen er thätig war, in Lyrik und weltlicher Epik war er der Mann der Wegweisung in die Zukunft der höfischen Kunst als deren erstes Muster und Meisterstück seine Aeneide in der nächsten Folgezeit angesehen wurde. Sie entstand zwischen 1175—84. Er hatte, der Schlußrede zufolge, drei Viertheile des Gedichtes fertig, als er es der Gräfin von Cleve „zum Lesen und Schauen" lieh; es ward ihm von dem Grafen Heinrich von Schwarzburg entwendet, was vielleicht den großen Reiz verräth, den das Werk gleich unter seinem Entstehen auf die Hörer ausübte; erst nach 9 Jahren erhielt der Dichter seine Arbeit wieder und vollendete sie nun in Thüringen, wo das in niederrheinischer Mundart verfaßte Gedicht vielleicht unter des Dichters Augen (1184—6) in

thüringischer Mundart überarbeitet ward. Veldeke kam dort an einen Hof, an dem damals ein anderer Ton herrschte als später unter den heiligen Ludwig und Elisabeth, an dem er die frommen Hänge, die im Servatius durchblicken, nicht lernen konnte, wenn die Legende später gedichtet wäre, wo er sie verlernen konnte, wenn sie ihm früher eigen waren. Der Landgraf Ludwig der Eiserne († 1172) war bei den Klerikern als ein freigeistiger kirchenräuberischer Tyrann verrufen; sein Sohn Ludwig der Milde († 1190) galt nur für etwas weniger schlimm, und ließ sich durch eine vorgespiegelte Spukgeschichte, in der man ihn durch die gepeinigte Seele seines Vaters zur Rückgabe der geraubten geistlichen Güter ermahnen ließ, nicht anfechten. Seine Vermählung mit der Gräfin von Cleve hatte den Dichter der Aeneide nach Thüringen gezogen, wo ihm Ludwigs Nachfolger und Bruder Hermann († 1216) sein verlorenes Gedicht wieder schaffte, das er dann auf dessen Bitte auf der Neuenburg (Naumburg) an der Unstrutt vollendete. Dies Ereigniß versinnlicht vortrefflich das Vordringen der ritterlichen Kunst von den Grenzen in das Innere von Deutschland, an den Hof, wo bald die größten Dichter freigebige Aufnahme fanden, in jene Mitte des Landes, wo sich auch in der neueren Blüte unserer Dichtung ein ähnlicher Sammelplatz für unsere besten Geister öffnete. Auf desselben Fürsten Veranstaltung übersetzte nur kurze Zeit nachher Herbort von Fritzlar den trojanischen Krieg von Benoit de Sainte More und auch Albrecht von Halberstadt, scheint es, der den Fürsten ausdrücklich preisend erwähnt, die Verwandlungen von Ovid. Eben jenem normannischen Dichter, den wir schon oben (S. 422) als einen Günstling Heinrichs II von England nannten, wird auch der Roman von Eneas[433] zugeschrieben (der ohne jeden Eingang anfangend, eine bloße Fortsetzung des Roman de Troie zu sein scheint), die Quelle von Veldeke's „Eneit". So weisen uns

433) Ms. 7535 der kaiserl. Bibl. in Paris gilt als dessen älteste und beste Handschrift. Die Bruchstücke bei P. Heyse (Romanische Inedita p. 31—43) gehören einer anderen Recension desselben Gedichtes an.

auch dieſe Beziehungen zweier weiterer Ueberſetzer-Dichter zu ihren Vorbildern von Neuem nach England, auf die neue höfiſche Kunſt der Anglonormannen zurück.

Die genannten drei Werke, die uns zunächſt beſchäftigen treten dem Ort ihrer Entſtehung, wie ihren Gegenſtänden nach in eine zuſammengehörige Gruppe; Herbort behandelte den Stoff, der den Geſchichten der Aeneide vorhergeht, Albrecht den erzählenden Dichter, der dem Virgil am nächſten ſteht. Dieſe Beſchäftigung mit Gegenſtänden der Literatur des Alterthums an Hermanns Hofe wird nicht bloßer Zufall geweſen ſein. Die Zeit, wo die Fürſten begannen, nach dem Ruhme Auguſteiſcher Pflege der Kunſt zu ſtreben, mußte faſt nothwendig die großen Dichter der Römer ins Gedächtniß rufen; ſo hatte auch Chretien von Troies einzelne Stücke von Ovid [434]) überſetzt. Man hätte denken ſollen, dieſe Dichtungen, dieſe Dichter (darunter dieſer Virgil, der ſelbſt die Dante, Arioſt und Taſſo zu einem Gebrauche reizte, den man heute keinem Dichter ungerügt verſtatten würde), müßten, in treue Ueberſetzungen übergegangen, den Dichtern und Leſern jener Zeiten willkommene Muſter geweſen ſein, die die Schwäche der britiſchen Romane aufgedeckt, den Mangel an Menſchenkenntniß darin fühlbar gemacht, dem Geſchmack am Formloſen und Verwilderten entgegengewirkt hätten. Statt deſſen finden wir in allen dieſen Bearbeitungen gleichmäßig jene klaſſiſchen Dichter parodirt und herabgezogen auf den Unwerth britiſcher Mährchenerzähler, jeden eigenthümlichen Zug ihres Stoffes entſtellt, jede Meiſterſchaft ihrer Kunſt zerſtört. Dies befremdet einen Augenblick um ſo mehr, als man ſich unwillkürlich der bewundernswerthen Bewahrung alterthümlichen Geiſtes in Lambrecht's um ein halbes Jahrhundert älterer Alexandreis erinnert, auf die noch ein Strahl von jener Begeiſterung für die klaſſiſche Literatur aus der Ottonenzeit herüberfiel. Inzwiſchen aber hatte der Geiſt des fanatiſchen Ascetismus

434) Wie die ars d'amors und die comandemens (remedia) d'amors.

ſeine Eroberungen gemacht; die berühmteſten Schreiber des 12 Jhs. ein Gerhoh von Reichersberg geißelte die Weltſüchtigen, die lieber die Erfindungen Virgils und die Poſſen Ovids läſen als die Wunder der Heiligen; und Joh. von Salisbury ſchalt den, der dem Studium der Alten oblag, träger als einen arkadiſchen Eſel und ſtumpfer als Blei und Stein. Eine weitere Kluft zog dann der Unterſchied in den Gegenſtänden und in dem Stande der Dichter. An der Sage Alexanders hatten viele Jahrhunderte und drei Welttheile gearbeitet, um ein Denkmal zu ſetzen, das ſelbſt die Geſchichte verſäumt hatte; ſie war dann neuerlich in Italien, Frankreich und Deutſchland durch gelehrte Männer bearbeitet worden, denen die Kenntniß der alten Sprachen den Geiſt der alten Welt ergreiflich machte; durch ausgezeichnet begabte Männer unſtreitig, deren Geſichtskreis nicht von Standeseigenheiten verengt war. Dagegen in jenen Trojauergeſchichten war im Homer das Höchſte in der Dichtung geleiſtet, und jede neue Beſchäftigung damit konnte nur entartete Erzeugniſſe liefern; das Alterthum ſelbſt ging in den Werken jener Dares und Dictys darin voran; wie hätte das, was ſie verdorben hatten, durch die ritterlichen Dichter Frankreichs und Deutſchlands, ſelbſt mit dem Gedichte Virgils vor Augen, wieder gut gemacht werden ſollen, die da bildungslos waren und, in Standesſitten befangen, nichts Höheres kannten und achteten, als ihr kriegeriſches und häusliches Leben um ſie her! Wie ſollten ſie in einem alten Dichtungswerke, das vereinzelt zu ihrer Kenntniß kam, den ächten Geiſt des alten Lebens und Dichtens erfaſſen können, den die Jahrhunderte des Uebergangs von der alten zur neuen Welt ſelber zerſtört hatten! Hatte doch in der griechiſchen Dichtung ſelbſt der dichtende Geiſt ſchon die bezeichnenden Veränderungen erfahren, die aus dem Klaſſiſchen in das Romantiſche überleiteten. Der griechiſche Roman, der im Anfang aller romantiſchen Dichtung ſteht und, in treuer Nachahmung wiederkehrend, bei Taſſo, Cervantes und den ſpaniſchen und italiſchen Schäferdichtern auch ihr äußerſtes Ende

bezeichnet, ist dafür voller Erläuterung. Spurweise findet man in ihm noch (wie in Chariton's Chäreas) die Anlehnung an den freien, altgriechischen Geist der besten Zeit, im Allgemeinen aber weicht darin gerade dieser Geist der selbständigen Kraft des Menschen hinweg, und die handelnden Figuren erscheinen als das Spielwerk von außermenschlichen Kräften; in ungeschickter Maschinerie werden von bloßen Zufällen die Gefahren, die Prüfungen, die Abenteuer bereitet, die in dem Kunstbau des griechischen Romans das Stehende sind. Mit solchen Formen und Stoffen, die auch ungebildeten Geschlechtern gerecht waren, konnte diese ausgeartete Epopöe des Alterthums ungehindert in das neu sich bildende Epos des Mittelalters eintreten. Man findet daher früh in der französischen Dichtung nicht wenige Erzählungen, in denen die Färbung des griechischen Romans, wie die Verarbeitung romantischer Sagenstoffe der griechischen Welt unverkennbar ist[435]; so in dem Roman von Raimond du Bousquet in Bernard's Legendensammlung, im Flore und dem verwandten Fabliau von Aucasin und Nicolett, im Wilhelm von England des Chretien von Troies, im Parthenopeus und in dem verwandten Florimond, den Aimes von Varennes oder Varentines in Griechenland kennen gelernt und mitgebracht, unmittelbar indeß aus lateinischen Quellen (1188) übersetzt hat. Zu dieser außermenschlichen Maschinerie des griechischen Romans thaten dann die Fabeln des Orients, die Mährchen der Kelten, die Legenden der Christenwelt ihre übermenschlichen Triebkräfte hinzu, und all dies mußte sich schon seit den Jahrhunderten, wo Gallier, Iberer und Briten mit den Römern in ihrer Literatur wetteiferten, allmählich gemischt und einen Kreis gemeinsamer Vorstellungen gebildet haben, in dem jene in Bau und Geist so verwandten Romane, die noch im Alterthum wurzelten und jene die neu aus Wales und Armorica auftauchten, gleichmäßig gebannt

435) S. darüber du Méril's Einleitung zu seiner Ausgabe von Floire et Blanceflor.

waren. Sie ſchoſſen jetzt, in der Stunde der Reife, maſſenweiſe auf; ſie überwucherten in Frankreich und Deutſchland ſelbſt die Volksſage, die doch landwüchſig war, und verſpotteten Sitte und Geiſt, der darin herrſchte; wie ſollte vor oder neben ihnen ein antiker Dichter von noch ſo anerkanntem Werthe beſtehen! Dem ritterlichen Poeten, der in jener Schule aufgewachſen, von den britiſchen Mährchen begeiſtert, von der Größe der Gegenwart und ihrer Kunſt verblendet war, konnte das trefflichſte Gedicht des Alterthums nicht zur Bearbeitung gegeben werden, ohne daß er es aus allen ſeinen Fugen rückte; die ſprechendſten Züge des Geiſtes der alten Zeiten mochten noch ſo laut zu ihm ſchreien, ſie mußten ihn taub finden.

Keine der Dichtungen, die das Mittelalter aus dem Alterthum verpflanzt hat, kann dies mehr veranſchaulichen, als Veldeke's Aeneide[436]. Der römiſche Dichter war ſeit der Mitte des 12. Jhs. in eigner Perſon der Gegenſtand einer neuen romantiſchen Sage[437] geworden unter Verhältniſſen, die lebhaft an die gleichzeitige poetiſche Wiederbelebung und Verwandlung Arthurs erinnern. Bis zum 11. Jh. ſtand Virgil in der chriſtlichen Welt als ein heidniſcher Prophet, als eine männliche Sibylle, als ein Verkünder und Zeuge von Chriſtus vor Chriſtus, in der Glorie eines halben Heiligen. Da kam um die Mitte des 12. Jhs.[438], vielleicht auch etwas früher, ein Normanne Ludwig nach Neapel, entweder um in gelehrten Zwecken nach Virgils Grab zu forſchen, vielleicht auch um in politiſchen

436) Heinrich von Veldeke, herausg. von L. Ettmüller. Leipzig 1852. Vgl. zu dieſem ganzen Abſchnitte die betreffenden Stellen in Cholevius, Geſch. der deutſchen Poeſie nach ihren antiken Elementen, (Leipzig 1854) im erſten Theile.

437) Fr. Michel, Quae vices quaeque mutationes et Virgilium ipsum et ejus carmina per mediam aetatem exceperint. Paris 1846. Vgl. Maßmann, Kaiſerchronik 3, 433 ff. — Zappert, Virgils Fortleben im Mittelalter. Wien 1856. — K. Roth, über den Zauberer Virgilius. Germ. 4, 257.

438) Nach zwei ſich ergänzenden Erzählungen im Policraticus von Joh. von Salisbury, der um 1152—5 zweimal längere Zeit in Unteritalien war, und bei Gervasius (otia imperialia 1212), der eine Weile im Dienſte K. Wilhelms von Sicilien († 1189) ſtand.

Zwecken, im Dienſte König Rogers († 1154), der Stadt die Gebeine des Dichters zu entziehen, an die ſich ihm irgend ein Aberglaube heften mochte, wie bei ſeinen engliſchen Landsleuten an das Grab des Arthur. Von der Zeit dieſer Erhebung an, die in Neapel Aufſehen und Aufruhr erregte, feierte Virgil eine poetiſche Auferſtehung wie Arthur, transfigurirt wie dieſer. Es wurde in Neapel ein raſch gewurzelter ſtädtiſcher Aberglaube, der auch auf alle Fremden anſteckend überwirkte[439]), daß Virgil der Zauberkünſtler einer ganzen Anzahl von Wunderwerken in der Stadt war, die er als Talismane gegen alle Arten von Krankheiten und Landplagen, als ſchützende Palladien der Stadt oder einzelner ihrer Schutzwehren errichtet hätte. Dieſe Sagen von Virgils Zauberkünſten wurden zunächſt auf ähnliche zaubergeweihte Kunſtwerke in Rom übertragen, wie wieder andere Sagen von ähnlichen byzantiniſchen und orientaliſchen Zauberwerken auf ſeinen Namen gehäuft wurden; weiterhin hingen ſich volksbeliebte Anekdoten und Schwänke an ihn an, bis ſich das Alles in dem Myreur des histors des Lüttichers Jean d'Outremeuſe, und weiterhin (im 15/16. Jh.) in einem in Frankreich entſtandenen, weitverbreiteten Volksbuch vom Meiſter Virgil zu einem cykliſchen Zauberromane erweiterte, neben dem zahlloſe Gedichte und Geſchichten umliefen, worin Virgil zu einem Erben der Salomoniſchen Nekromantie, zu einem Verbündeten der Hölle, zu einem Meiſter des Teufels und ſeines ungeheuren Heeres ward. Zu dem nun, was das Mittelalter in dieſer Weiſe aus der Perſon des Dichters der Aeneide machte, iſt das was ſein normanniſcher Ueberſetzer und der deutſche Ueberſetzer des Normannen aus ſeinem Gedichte machten, ein würdiges Seitenſtück.

Veldeke folgt ſeinem franzöſiſchen Vorbilde im Ganzen in treuer Abhängigkeit, faſt ohne jede Selbſtändigkeit. Obgleich er Virgil nennt, deſſen Name bei Benoit nicht vorkommt, hatte er die originale

439) Wovon beſonders auch ein bekannter Brief des Biſchofs Konrad von Hildesheim, des Kanzlers Heinrichs VI (bei Arnold von Lübeck 4, 19) Zeugniß gibt.

Aeneide doch nicht geleſen; faſt alle Aenderungen der Virgiliſchen Erzählung bei Benoit finden ſich bei Veldeke wieder [440]). Im Allgemeinen kürzt er inhaltlich an ſeiner Vorlage, die er gleichwohl von 10417 Verſen zu 13268 ausdehnte, da er die Thatſachen breit tritt, zu dem Ausdrucke der übertragenen Gedanken mehr Worte als das Original gebraucht, in Schilderein ſich weiteren Lauf läßt, die Umſchreibungen, in welchen Benoit den Zeitgenoſſen die unverſtändlichen Dinge in dem alten Dichter erläuterte, noch einmal erweitert. Andere Male wieder hat er ſich die berühmten Allegorien von der Fama, der Fortuna u. A. ganz erſpart, die ſich Benoit zu überſetzten bemühte, deſſen feingeſponnenen Concepten der Deutſche nicht überall gewachſen war. Alles was nach einer zeitlichen, örtlichen, volklichen Beſonderheit, ja nur nach einem Fall und Vorkommen des gewöhnlichen Lebens ausſieht, das zerſtäubt bei beiden ritterlichen Poeten ins Unkenntliche. Die Einmiſchung der Götter iſt ſo gut wie getilgt. Wenn Venus bei Virgil, um Dido's Liebe zu entzünden, dem Aſcanius den Cupido unterſchiebt, ſo bewirkt ſie das hier durch einen Kuß, den ſie Aſcanius gibt. Den Waffenſchmied Vulcan läßt Benoit bei Prüfung des geſchmiedeten Schwertes ſeinen ungeheuren Ambos durchſchlagend ſo tief in den Erdgrund einhauen, daß er es, wenn er nicht gut feſthielt, nie wieder geſehen hätte; dieſen Sigurdſtreich nahm Veldeke nicht auf, der nur das Schwert mit den ſagenberühmten Schwertern deutſcher Recken vergleicht. Ein Mährchen von Dido's Ochſenhaut wiſſen die ritterlichen Sänger noch zu erzählen, allein den Sturm den Aeneas leidet, oder Dido's Schickſale in Tyrus, oder den Bau der Stadt behandeln ſie ſehr dürftig. In der Erzählung von der Eroberung Troja's bleibt bei Beiden Laokoon weg; von dem Kampf, dem Inhalt des dritten Buches, von Priamus' Tode, von Aeneas' Flucht und dem Tode ſeines Vaters

440) In Entbehrung des noch ungedruckten franzöſiſchen Gedichtes folge ich Al. Pey, essai sur li romans d'Eneas. Paris 1856. und in Eberts Jahrb. 2, 1.

u. ſ. iſt faſt nichts als das hölzerne Pferd geblieben. Für all den Schmerz über den Untergang des Vaterlandes, für all den Zorn und Haß gegen die Zerſtörer der Vaterſtadt, für alle Irrfahrten muß uns eine Spielerei, eine Beſchreibung des Bettes, zu dem Dido den Aeneas führt, entſchädigen. Selbſt der größte Verächter von Virgiliſcher Poeſie, von ſeinem Zwang zu Witz und glänzenden Worten, von dieſer traurigen Heldin und dieſem traurigen Helden, muß doch zugeben, daß da Sinn iſt für Alles, was das Herz heben und begeiſtern kann, für jedes dem Menſchen heilige Verhältniß, für Vaterland und Heimat, für Ruhm und Glück. Und Schade, daß dies Alles verloren gehen mußte für unſere ritterliche Dichtung, da die talentvollen Männer, die zuerſt die Sprache und Verskunſt neu geſtalten ſollten, in jener Schule der abenteuerlichen britiſchen Romane bereits den Geſchmack verdorben, den Sinn für die eigentlichen Aufgaben der Dichtung eingebüßt hatten. So iſt denn auch faſt das ganze fünfte Buch, die Abfahrt von Carthago, die Ankunft in Sicilien, die Grabſpiele zu Anchiſes' Ehren bei beiden Bearbeitern unterdrückt. Dagegen ſind die Epiſoden, die ſich um minnigliche Verhältniſſe drehen, mit allem Behagen ins Breite ausgemalt im modernſten Stile der eben damals auflebenden franzöſiſchen Romanzen oder Paſtorellen, in welchen Einfalt und ſchelmiſche Lüſternheit ſo unbefangen Hand in Hand gehen. Bei der Waffenbeſtellung beim Vulkan haben Beide das Homeriſche, oder vielmehr Ovidiſche Fabliau von Mars und Venus vergnüglich eingeſchaltet. In den Liebesgeſchichten von Dido und Aeneas, von Aeneas und Lavinia ſind die Liebespaare in Heldinnen der britiſchen Romane traveſtirt. In dem Geſpräche zwiſchen Lavinia und ihrer Mutter herrſcht bei Veldeke ein Ton von unſchuldiger Tändelei und lieblicher Naivetät, der weiterhin oft in Lyrik und Epik nachgeahmt ward, der ihm vor Allem befriedigte Leſer verſchaffte[441]), der ſelbſt einen Gottfried von Stras-

441) Schon Herbort ſpricht von der Aeneide als ſehr bekannt. So ſcheint auch eine Stelle im Wigalois (73, 18) auf große Verbreitung derſelben hinzudeuten.

burg zu dem Ausruf veranlaßte: wie wohl der von Veldeke von Minne geſungen habe! Dieſe Stellen hätte man, wenn irgend etwas, für Eigenthum des deutſchen Dichters gehalten; ſie ſind aber Benoit entlehnt. Der wohlfeile Witz, daß Lavinia ihrer Mutter den Namen ihres Geliebten ſilbenweiſe E—ne—as aufſchreibt, findet ſich bei Beiden; er gefiel Veldeken ſo ſehr, daß er ſchon früher ein zweitesmal auch Dido denſelben Namen ihrer Schweſter ebenſo vorſprechen läßt, wo ſich das bei Benoit nicht findet. Die Naivetät hat doch auch ihre Grenzen, und hier überſchreitet ſie ſie offenbar, ſo artig ſie dieſem Dichter ſonſt anſteht. Wie gerne läßt man dem Lambrecht einmal die Verſetzung der alten Namen, Titel, Sitten in neue Zeit hingehen, da bei ihm doch das Weſen gewahrt iſt, aber hier weiß man nicht anzufangen noch zu enden, wenn man dieſe Verflüchtigung jeder Eigenthümlichkeit betrachtet, wenn man mit jener Feſtigkeit des Oertlichen im Virgil dies Nebelland vergleicht, mit jener heldenmäßigen Dido dieſen geſtaltloſen Schatten, mit jener zerquälten, vom Gott beſeelten Sibylle und der ſchaurigen Wirkung ihres Erſcheinens dieſe Here des Veldeke, die den frommen Aeneas auf ſeinen guten Tag hübſch freundlich empfängt und ſich traulich mit ihm unterhält; mit jenen greulichen Göttern der Zwietracht, die das Land aufſtürmen gegen die Troer, dieſes Gekeif der hausherriſchen Frau des Latinus; mit dem blutdürſtigen Polterer Turnus beim Virgil dieſen Schwätzer des Veldeke; mit dem Hirſche, der dem Schickſale dient beim Virgil, den Kunſtſtückmacher des Deutſchen. Wir gehen hier durch die Hölle, wie in einem Spaziergang; Charon und Cerberus, die ewige Finſterniß und der Pechqualm der Hölle ficht uns nicht an, denn im trocknen Bericht führt uns der Erzähler vorüber; er ſelbſt hat keinen Begriff von dem was er erzählen ſoll, er beſtaunt das ſelbſt, deſſen Schilderung dem Hörer Erſtaunen auspreſſen ſoll, fürchtet die Grauen, die der Leſer nicht empfindet, und redet von einem Entſetzen, das Niemand theilt. Was man dem Virgil ſelbſt geſchenkt und erlaſſen hätte, Beſchreibungen der Heere und der Helden, das findet hier Ein-

gang; was uns dort begeistert, wie die Episode von Nisus und Euryalus, das geht hier kalt vorüber. Wenn dort die kleine Malerei immer auf wichtigen Gegenständen ruht, so ist es hier die Farbe eines Pferdeohrs (das Aehnliche findet sich im Wigalois), das Kleid einer Heldin, das Bett eines Helden, die Festlichkeit bei der Vermählung Lavinia's, was hier die Beschreibungslust des Dichters reizt. Im Virgil dünkt man sich in einer alten aus dem Schutt aufgegrabenen Stadt zu wandeln, die aus jedem Stein stumm zu uns spricht und große Ruinen erhalten hat; hier geht man träge und getäuscht zwischen wüsten Trümmerhaufen, unter denen uns ein gutmeinender, eingelernter, abergläubiger, auf seinen Unsinn stolzer Cicerone mit endlosem Geschwätze und Fabeln fast zur Verzweiflung bringt.

Aber wenn doch diese Aeneide gar so ein elendes Machwerk ist, wie kam es, daß Rudolf von Ems gerade dies Gedicht als den Vorläufer aller Ritterdichtung, daß Gottfried den Veldeke als einen vortrefflichen Dichter auszeichnet[442], daß selbst der spottsüchtige Wolfram von Eschenbach in dies Lob einstimmt und Alle eine gleichmäßige Bewunderung für Veldeke an den Tag legen, die sich untereinander oft so feindselig befehden? Veldeke hatte das Glück, den Zeiten und den Kreisen anzugehören, welche die Bahn brachen zu der großen Umwälzung, durch welche die Dichtung aus der Pflege der Wandersänger und Geistlichen in die des Ritterstandes überging. Daß ihm dies Glück zum Verdienst angerechnet, daß gerade Er unter den wegweisenden Poeten, die ihm zur Seite arbeiteten, allein als der gepriesen ward, der das erste Reiß der höfischen Kunst geimpft habe, das ist zum Theile wohl, aber doch nicht gänzlich zufällig zu nennen. Die

442) Die Stelle aus Gottfried ist bekannt genug. Tristan 120, 18 ff.
Er inpfete daz êrste rîs
in tiutischer zungen, dâ von sît este ersprungen,
von den die bluomen quâmen, dâ sî die spæhe ûz nâmen
der meisterlichen fünde u. s. w.
Vgl. Wolfram im Willehalm 76, 26 ff.

vor ihm jene großen Stoffe von Alexander und Karl behandelt, hatten in noch ungehobelter Sprache und Verskunſt geſchrieben und waren Pfaffen geweſen. War der Dichter der Nibelungen von ritterlichem Blute und ſang er höfiſchen Kreiſen, ſo war doch ſein Name nicht genannt; ſein Werk aber war von dem neuen, höfiſchen, minniglichen und chriſtlichen Geiſte des Ritterthums nur von ferne gefärbt, und litt gleichfalls noch an dem Uebel der ungefeilten Technik; ſo auch die zwei letztgenannten ritterlichen Ueberſetzer der erſten britiſchen Epen, deren Einer überdieß jünger als Veldeke war. Aus ihrer Reihe hob er ſich ſchon dadurch hervor, daß ihn ſeine Geſchicke an den thüringiſchen Hof geführt hatten, auf den ſich nach der Zeit Heinrichs VI aller Ruhm des Patronats der neuen Kunſt verſammelte. So ward Er den Nachkommen zu dem gefeierten Vertreter der ſchönen erſten Zeit der Jugendfriſche in dem Aufkeimen eines neuen Geiſteslebens, die gleich für die nächſten Geſchlechter größere Reize zu haben pflegt, als die Gegenwart ihrer eigenen Anſtrengungen, die eine bereits errungene Blüte nur zu behaupten haben. Die Zeit dieſes erſten Durchbruchs unter der eifrigen Theilnahme der ritterlichen Kreiſe, der Fürſten, der Frauenwelt mußte von einem Glanze des Verkehrs belebt geweſen ſein, auf deſſen Herrlichkeit und Reinheit ſchon die folgende Generation der Poeten als auf ein verlorenes Gut zurückzublicken hatte. Jene Zeit war zuſammengefallen mit dem großen Aufſchwung des Staatslebens unter Friedrich I, der mit der Kraft des heroiſchen Kaiſers wieder verſank, dem auf dem Fuße die neue innere Zerrüttung folgte, aus der man mit ſo tieferer Sehnſucht auf jene Tage als auf die gute alte goldene Zeit zurückſah. Veldeke hatte dieſe Zeit noch erlebt; er erwähnt in der Aeneide die berühmte Reichsverſammlung in Mainz (1184), wo die Schwertleite zweier Söhne des Kaiſers gefeiert wurde, das mittelalterliche Vorbild unſerer neueſten Ausſtellungen und ihrer rieſigen Maſſenanſammlungen von Menſchen und Dingen, wo in der Ebene zwiſchen Rhein und Main eine hölzerne Stadt improviſirt war für den Zuſtrom zahlloſer Menſchen aus allen Landen, darunter ein Frie-

densheer von Rittern, wie es zu einem Kreuzzuge nie beisammen war. Dieser Tag deutscher Macht und Größe hatte auf Heimische und Fremde unverlöschliche Eindrücke gemacht; so erklärt man sich, daß die Kinder und Enkel begeistert auf den ehrwürdigen Alten sahen, der dies wundervolle Leben unter dem großen Kaiser noch gesehen hatte und sich mit seiner Zeit in einer Befriedigung fühlte, die *ihnen* entging. Im Uebrigen würde man allerdings, nach unserer Art zu urtheilen, die Verherrlichung des Primates gerade dieses Dichters nicht begreifen. Wenn noch in den Dichtungen der Pfaffen Konrad und Lambrecht etwas von dem Geiste jener Ottonischen Zeiten lebendig war, wo sich die vaterländische Geistlichkeit dem Ritterstande, wo sich die Kriegstugend der Frömmigkeit in Eintracht zubewegt hatte, so hätte man denken sollen, in der epischen Dichtung der ritterlichen Sänger dieser Friedericianischen Zeit, in der jener tapfere Sinn der Kirchenfürsten in der Wirklichkeit noch einmal wiederkehrte, hätte der Ton der Kraft und Kriegslust, den jene geistlichen Poeten noch behaupteten, in verdoppelter Stärke fortschallen sollen; in Wahrheit aber erschlafft gerade in den ritterlichen Liebesromanen alle Gesinnung und weicht einer verweichlichten Geistesrichtung, die man kaum dem gelehrten und geistlichen Stande zu gut halten möchte. Mit den großen Gestalten, mit den gewaltigen Stoffen jener alten Heldensagen ging die Einfalt der Vorstellungen, der alterthümliche Reiz jenes geharnischten Stils und der Nachklang der kernigen Volksdichtung verloren, der bei Konrad und Lambrecht so anziehend ist; und nur der Fortschritt in den formalen und technischen Dingen der Dichtung entschädigt für diese großen inneren Rückschritte. Aber auch in diesen äußerlichen Dingen sinkt Veldeke's Verdienst noch auf das Aeußerlichste zurück. Wir haben oben (S. 199 ff.) gesehen, wie sich in diesen Uebergangszeiten des 12. Jhs. in den Dichtungen jene bedeutsame Umwälzung vollzog, in deren Folge die mundartlichen Elemente in der Schriftsprache einem gleichmäßigen Brauche wichen, auf dem das Wesen der neuen höfischen Sprache beruhte. Gerade in diesem Punete aber blieb

Veldeke hinter der Zeit zurück; er beharrte im Servatius in ſeinem Dialekte und mußte ſeine Aeneide erſt in Thüringen umdichten lernen oder umarbeiten laſſen. So ſchränkt ſich ſeine geſetzgeberiſche Bedeutung nur auf die neue höfiſche Vers- und Reimkunſt zurück, die er zuerſt in einer Reinheit und Geſchicklichkeit handhabte, in der er kaum in Eilhart und in dem Dichter des Pilatus Vorgänger hatte. Hier erwarb er ſich daſſelbe Verdienſt, wie in Südfrankreich Pierre d'Auvergne (1140—50), mit dem die Provenzalen ihre feinere Kunſtperiode beginnen, wie in Nordfrankreich Chretien von Troies, der die kurzen reimgepaarten Verſe, die in Frankreich erſt ſeit der Ueberwirkung der Reimchroniken von Wace die Decaſyllaben und Alexandriner erſchütterten, für ſeine Tafelrundromane annahm und zu der höchſten Eleganz der Sprache und Reime ausbildete. Eben in dieſen Vers, den wir bei uns in der Zeit viel weiter hinauf verfolgen konnten, brachte Veldeke zuerſt melodiöſe Weichheit und zarten Fall, und durch das ſogenannte Brechen der Verſe, die Trennung von Sinn und Reimſchluß, eine freiere Verſchlingung der Redeſätze, einen periodiſchen Fluß, wie er für die leichtere Erzählung und für die Darſtellung gegenwärtiger Sitten unerläßlich war. So brachte er auch Geſetz, Regelmäßigkeit und Reinheit in die Reime, zu deren vollendeter Verfeinerung erſt das lyriſche Lied aufforderte. Die Vergleichung lateiniſcher und franzöſiſcher Muſter lehrte in der Lyrik zuerſt, neben und an die Stelle des willkürlichen Wechſels von Hebungen und Senkungen regelmäßige Versmeſſung und jambiſche, trocheiſche, dactyliſche Maaße einzuführen; der ſchärfere Unterſchied zwiſchen klingenden und ſtumpfen Reimen, der im epiſchen Gedichte noch unbeachtet blieb, ward hier ein Bedürfniß; die überſchlagenden und verſchlungenen Reime nöthigten zur völligen Reinheit des Bandes. In allen dieſen Künſten iſt Veldeke nicht dem Range, aber der Zeit nach der Erſte oder unter den Erſten der Angeſehenſte.

Die beiden Dichter, die nach dem Vorgange Veldeke's in der Nähe des Landgrafen Hermann verwandte Gegenſtände des Alter-

thums behandelten, waren nach Herborts Ausdruck „gelehrte Schüler". Albrecht von Halberstadt war Scholasticus in Jechaburg[443], wo er nach seiner eigenen Angabe die Verwandlungen Ovids 1210 übersetzte. Ovid war im früheren Mittelalter wohl an einzelnen Ausnahmsstätten einer zusammengedrängten Bildung, am Hofe Karls oder unter den Mönchen in St. Gallen gelesen worden, sonst aber wenig bekannt; auch seit im 11. Jh. mit den häufigeren Abschriften seiner Werke ihre größere Verbreitung begann, war er den Vulgarpoeten nie so nahe getreten wie Virgil. Es ist nun im höchsten Grade charakteristisch, daß dieser lüsterne Dichter der Liebe, als er im 12. Jh. anfing den gelehrten und ritterlichen Kreisen bekannter zu werden, zuerst bei den freigeistigen antipapistischen Theologen, bei den lateinischen Dichtern der Thiersage und den geistlichen Vaganten, dann bei den Minnesingern in Südfrankreich und selbst auch in Deutschland, sowie bei den lasciven Meistern der neumodischen britischen Romane am verstandesten und gelesensten war; so bei Chretien von Troies, wie wir vorhin angaben, wie bei Gottfried von Strasburg und der eleganten Schule die ihm anhing, bei den K. Flecke, Türlin, Rudolf von Ems und besonders bei Konrad von Würzburg. Der Scholasticus Albrecht gehörte der Zeit, wie dem ganzen Tone seines Werkes nach, dieser späteren Reihe unserer poetischen Kenner des Ovid nicht an, die nicht einmal von ihm wußten; sein Werk ist wohl sehr selten abgeschrieben worden und nur aus kleinen Trümmern Einer Handschrift in seiner älteren Gestalt bekannt; in seinem ganzen Umfang ist es nur in einer späten und rohen, von Jörg Wickram aus Kolmar in Manier und Sprache seiner Zeit gefertigten Ueberarbeitung (Mainz 1545) erhalten, der des Lateinischen unkundig war und daher dem deutschen Gedichte treuer angeschlossen blieb. Von dem bei Wickram in der alten ächten Sprache erhaltenen Prologe hatte sich schon J. Grimm die Wege zeigen lassen, der Dichtungsweise und Sprache

443) Haupts Zeitschrift 8, 10. 464.

Albrechts auf die Spur zu kommen [444]; davon angeregt und durch die Auffindung eines kleinen Bruchstücks in Oldenburg [445] weiter angeleitet, versuchte K. Bartsch, Albrechts ganzes Werk in seiner Sprache herzustellen [446], ohne zu meinen überall die wahre und selbst nur wahrscheinliche Form und Weise der Urschrift zu treffen. Ein nachher gefundenes zweites Bruchstück derselben Oldenburger Handschrift [447] gab eine Vergleichung an die Hand: man erkennt, daß die Aufgabe schon darum nur annähernd zu erreichen war, weil Wickram durchweg ein System von kleinen Kürzungen durchgeführt hat, so daß z. B. das neu gefundene Stück von 144 Versen bei Wickram auf 124 zusammengezogen ist. Der Sachse dichtete, fast unter vollständiger Verleugnung seines Niederdeutschen, in thüringischer Mundart, in den regelrechten Versen und in den (nach Maasgabe der Mundart) genauen Reimen der ausgebildeten höfischen Kunst: die Fremdartigkeit des Gegenstandes aber, den er unmittelbar aus dem antiken Poeten entnahm, hielt sein Werk den Zeitgenossen entfremdet, obwohl er seine Vorlage mit denselben modernen Farben überstrich wie Benoit den Virgil. Wie bei diesem ist das Pathos der römischen Dichtung auch nur in der Spur einer Nachahmung nicht wieder zu finden; wie dort werden alle die glänzenden Bilder und Gleichnisse, wo sie irgend ein Unverständliches enthalten, übergangen; alle zeitlichen und örtlichen Eigenthümlichkeiten in Sitten, Bräuchen, Opfern, mythischen Vorstellungen werden getilgt oder leise umgebildet, nicht selten auch (wahrscheinlich aus einer Glosse seiner Ovidischen Handschrift,) erläuternd umschrieben wie bei Benoit; die Dryaden und Najaden werden ihm zu wilden Feien, die Männer aus der Drachensaat Jasons zu Riesen. Bei Schilderungen von Naturerscheinungen, von Waldwesen und Weidwerk, von Liebesgeschichten, von Hochzeiten und Gastempfängen,

444) Haupts Zeitschrift 8, 397 ff.

445) Ebend. 11, 360. = Ovid. Met. 11, 156—290.

446) Albrecht von Halberstadt und Ovid im Mittelalter. Von K. Bartsch. Quedl. 1861.

447) Germ. 10, 238. = Ovid. 6, 440—80.

trit ihm die geläufige Anschauung, das gewohnte Gefühlswesen in die Feder; dabei ist alle Beschreibung von Waffenrüstung und Kleidertracht wie bei Benoit modernisirt, alle Darstellung von Frauenschönheit und Schmuck läuft in den stehenden Formen der minniglichen Epik. Gegen den Schluß hin scheint der Uebersetzer müde geworden zu sein, da er in Stoff und Darstellung mehr und mehr kürzt, gelegentlich doch auch aus besonderen Gründen: wie er z. B. die Irrfahrt des Aeneas (Ovid. 14, 75—153) in 19 Zeilen abthut, wohl weil er diesen Gegenstand den Lesern der Eneit bekannt wußte. Aehnlich so hat Herbort, der dritte in diesem thüringischen Dreiblatt, die ausführliche Darstellung von Jasons Drachenkampf gekürzt und seine Zähnesaat mit der Waffenfrucht, die aus ihr erwächst, ganz weggelassen, weil das seine Leser wieder bei Albrecht finden konnten.

Wenn es (wie man aus Lambrechts Anführungen V. 1489 vermuthet hat, die sich freilich auch auf antike Dichtungen beziehen könnten,) ältere deutsche Trojalieder gegeben haben sollte, so hat sie doch Herbort von Fritzlar in seinem Liede von Troja[448] nicht gekannt oder benutzt; sein Werk folgt im Allgemeinen der (von A. Joly [Par. 1870] vollständig herausgegebenen) destruction de Troyes von Benoit de Sainte More; wir verweisen auf die Vergleichung, die der Herausgeber des Herbort, dem sie früher nicht ermöglicht war, seitdem nachgeholt hat[449]. Der gelehrte junge Dichter hat zwar (nach V. 62 ff.) von den Hauptquellen Benoits, von Dares Phrygius und Dictys Cretensis gewußt; es ist aber nicht nachgewiesen, daß er sie neben seinem wälschen Buch, das ihm unter Vermittlung des Landgrafen Hermann durch einen Grafen von Leiningen zukam, wirklich verglichen habe. Wir verweisen über diese beiden apokryphen Quellen der Trojanersage auf die neuesten Ausgaben[450] und Untersuchungen. An sich hätte es nichts Unwahr-

448) Herborts von Fritzlar liet von Troye ed. Frommann. 1837.
449) Germ. 2, 49. 177. 307.
450) Beide sind herausgegeben von A. Dederich. Bonn 1837.

scheinliches, daß wie die Alexandergeschichten in Aegypten so auch die Trojasagen sich in den absinkenden Zeiten, als das Griechenthum durch orientalische Einflüsse zersetzt ward, in Phrygien und in Kreta unter willkürlichen Veränderungen localisirt hätten; indessen sind die bibliographischen Mythen von dem Phryger Dares[451], dem Hephästospriester bei Homer (Il. 5, 9), der ein Tagebuch geführt hätte das von Cornelius Nepos in Athen entdeckt und ins Lateinische übersetzt worden wäre, und von Diktys, dem Gefährten des Idomeneus, der ein phönizisches Tagebuch aufgeschrieben hätte, das zu Nero's Zeit in seinem Grabe gefunden sein sollte, so greiflich fabelhaft, daß der neueste Forscher[452] die Existenz solcher griechisch-phrygischer oder griechisch-phönizischer Originale bezweifelt und die uns erhaltenen lateinischen angeblichen Uebersetzungen des Dares von dem angeblichen C. Nepos (hist. de excidio Trojae, wahrscheinlich aus dem 6. Jh.) und die ältere des Diktys von einem Lucius Septimius (Ephemeris belli Trojani, aus dem 2., nach anderen dem 4. Jh.) für ursprüngliche Werke mit erdichteten Autoren hält, und für dieselben, die den mittelalterlichen Vulgardichtern der Trojanersage Hauptquelle waren. Unter beiden empfahl sich der auf Homer und Diktys aufgebaute Dares durch seine griechenfeindliche Tendenz, die dem mittelalterlichen Virgil-Cultus besser entsprach, und zugleich durch die kurzgefaßten und doch weitumfassenden Krieg- und Schlachtschilderungen, deren leere Eintönigkeit wie das ähnliche in den britischen Quellen zu Erweiterungen herausforderte. Verschiedene spätere lateinische Werke über den Untergang Troja's waren zu antiken Charakters, als daß sie selbst den gelehrten Leserkreisen jener romantischen Jahrhunderte hätten gefallen können: so noch die sechs Bücher de bello Trojano von einem zeitgenössischen Landsmanne Benoits, von Joseph Iscanus (d. h. aus Exeter), der zwar schon nach Dares arbeitete und den Dik-

451) Die sich alle auf eine Angabe bei Ptolemäus Chennus (in Photius bibl. cod. 120) zurückbeziehen lassen, der als ein lügenhafter Autorenschmied bekannt ist.

452) H. Dunger, Die Sage vom trojanischen Kriege ꝛc. Leipzig. 1869.

tys zur Fortſetzung, Ovid und Statius zu gelegentlichen Aenderungen und Einſchaltungen benutzte, ungefähr wie Benoit auch that. Benoits Werk iſt die Hauptquelle der ſpäteren verbreiteteren Trojaſagen geworden, der lateiniſchen Proſa von Guido von Columna, des niederländiſchen Gedichtes von Jakob von Maerlant (ed. Blommaert), einer griechiſchen Bearbeitung auf der Pariſer Bibliothek [453]), und der deutſchen Dichtungen Herborts und Konrads von Würzburg. Benoit folgte dem uns bekannten Dares, den man bisher für einen bloßen Auszug aus einem verlorenen ausführlicheren Gedichte zu halten geneigt war, ſelbſt in allen ſeinen Fehlern; zur Ergänzung brauchte er über die Heimkehr der Griechen den Diktys; zu einem eingeflochtenen geographiſchen Excurſe benutzte er die Kosmographie des Jul. Honorius Orator [454]) und den Oroſius; zu dem Argonautenzug den Ovid; zu der berühmt gewordenen Epiſode von Troilus und Criſeïda (die aus ihm auf Guido, aus dieſem in Boccaz' Filoſtrat, wo die Heldin Griſeïde heißt, aus Boccaz auf Chaucer, aus dieſem auf Shakeſpeare überging) kennt man keine ältere Quelle; der nächſte lateiniſche Bearbeiter der Sage, Albert von Stade, hat ſeinen trojaniſchen Krieg (1249) [455]) nach dieſer Troilusepiſode wortſpielend (et liber est Troilus ob Troica bella vocatus) benannt. Was Benoit befähigte, alles Aeltere und Gleichzeitige zu verdrängen, iſt die vollkommene Einkleidung der Sage und ihrer Figuren in die höfiſchen Sitten, in die kriegeriſchen und geſelligen Formen ſeiner Zeit, worin ihm ſein deutſcher Bearbeiter, der den Gang ſeiner Erzählung genau einhält, ebenſo wie Veldeke in der Eneit gefolgt iſt. Herbort hat ſich ſichtlich nach Veldeke gebildet, wie wohl auf ihn ältere deutſche Dichtungen wie Lambrechts Alexander, die ihm näher lagen als dem Niederdeutſchen, ſtärker eingewirkt haben: der ganze Ton ſeines Werkes, das zwar in den poetiſchen Formen in Veldeke's Spuren geht, hält daher

453) S. Ideler, Geſch. der altfranzöſ. Nationalliteratur p. 72.
454) S. Frommann zu Herbort 14150 ff.
455) Handſchrift in Wolfenbüttel.

eine eigene Mitte zwischen neuer Empfindsamkeit und alter Derbheit, zwischen dem kräftigeren Vortrag der älteren Dichtungen des 12. Jhs. und der neuen Eleganz Veldeke's, den er kennt und (V. 17379) nennt. In den minniglichen Gesprächen und Reden wetteifert er mit ihm in der klügelnden Liebessophistik französischen Stils; wo er dagegen den Zorn des Hercules beschreibt auf Laomedons Botschaft: wie ihm der Schweiß aus den Augen rann, wie er die Zähne knirschte, die Augen rollte, seine Haut sich runzelte, seine Stirne faltete und seine heißgrimme Stimme donnerte, so hört man Lambrechts Ton heraus. Die kurzen kräftigen Züge von Herborts Schlachtmalerei suchen den Lambrecht an Wirkung noch zu überbieten und bleiben dadurch zurück; seine Schilderung von Kämpfen, von Wunden, von den Leichen, die mit verdrehten Augen, mit blutbeflecktem Schädel, Hirn, Haare und Ohren mit Blute gemischt liegen, gehen aufs Gräßliche aus, eine auffallende Erscheinung unter jenen Dichtern. Den breiteren Umfang von Benoits Werke zieht Herbort aus etwa 30000 Versen auf 17379 zusammen in einer launischen unsystematischen Methode von Kürzungen; er beschneidet ziemlich gleichmäßig alle breiten Reden, obgleich er manchmal auch wieder einzelne originale Züge aus seiner deutschen Gefühlsweise einflicht; er stutzt die langen Kampfscenen vielfach ab, einmal aber schiebt er auch eine (V. 5479—5871) ein, die sich bei Benoit nicht findet; gegen das Ende werden seine Kürzungen einschneidender, wo er über seinem Werke zu ermatten scheint. Dem jungen Anfänger im Dichten, dem ungelehrten Gelehrten, der zwar aus seiner quellenkundigen Uebersicht der Sage Benoit manchmal verbessert, manchmal auch wieder aus mangelhafter Sprachkenntniß ihn misversteht[456], wird seine Arbeit unterweilen sauer, wie denn auch die Wace und die ersten Trouvères nicht selten über die Noth des Uebersetzens klagen: den kosmographischen Excurs bei Benoit z. B. findet er (V. 14150) so schwierig wie entbehrlich. Wo er sich Freiheiten, Zusätze, Einschaltungen erlaubt, da sind es heimatliche Mo-

456) Beispiele bei Frommann Germ. 2, 77. 197. 189. 196. 315. 324.

tive die sie ihm eingeben: wie wenn er bei den Griechen das hessen-thüringische Wappen wehen läßt; oder es sind rechtliche, kriegerische, sittliche, religiöse Bräuche und Begriffe die seinem deutschen Vaterlande oder seinem geistlichen Stande angehören: wie wenn er aus den weissagenden Götterbildern Teufel reden läßt, oder wenn der Thurmwart auf den Thoren Troja's sein Taglied in den Saal der Ritter singt; oder es sind Ausbrüche seines deutschen Gemüths, das seine Gefühlsweise von der der Franzosen trennt: wie er sich denn gleich im Anfange (V. 106 ff.) scharf erklärt gegen das Lob, welches das wälsche Buch dem Oheim Jasons, Pelias zollt, was seinem Herzen widersteht, indem er nie einem untreuen Manne Lob sprechen will, und ob sich auch alle anderen Tugenden in ihm vereinten; dem getödteten Hektor läßt er milde Worte von Achill nachrufen, die sich bei Benoit nicht finden. In allen minniglichen Dingen fließen ihm, wie allen seinen Zeitgenossen, die Worte aus eigner Beredsamkeit; Jason eröffnet bei ihm seine Bekanntschaft mit Medea mit einer langen Liebeserklärung (V. 732—79), die Benoit nicht hat; aber es ist dabei eine recht rohe und höchst unhöfische Art den Hof zu machen, die hier dem ritterlichen Jason geliehen wird, und eine recht nüchterne Cautel, mit der Medea dem Jason einen vierfachen Eid auf vier Götter abnimmt, daß er sie heirathen werde: beides dem Benoit fremd. Dies vergleicht sich einer anderen Scene, wo eine gleiche Rohheit — auch sie das Eigenthum des Deutschen — erschreckend grell durchbricht, da wo sich Andromache nach dem Abschiede von Hektor weinend und verzweifelnd gegen Priamus kehrt und ihn mit den scheußlichsten Schimpfwörtern wie eine Furie überfällt. Wenn Lambrechts Alexander eine ruhige männliche Kraft athmet und Veldeke's Aeneis dagegen auf die Weichlichkeiten des Minnegesanges überleitet und alle Farbe einer heroischen Dichtung ablegt, so wechselt Herbort, von Ungleichheiten voll, zwischen einer halb erzwungenen Kraft und einer halb erlernten Weichheit, zwischen Geschmack und Gemeinheit.

V.

Blüte der ritterlichen Lyrik und Epopöe.

1. Minnegesang.

Bis hierhin haben wir gesehen, wie das Epos in seinen Entwickelungen aus den Händen des Volkes und der Geistlichen in die des Ritterthums überging. Ehe wir seine höchste Ausbildung in diesem Stande betrachten, schieben wir einen Abschnitt über die ritterliche Lyrik ein, eine Gattung, innerhalb welcher wir zuerst die Pflege der Dichtung so gut wie ausschließlich auf diesen Stand übergegangen finden.

Alle Lyrik läßt sich in die zwei großen Hälften scheiden, nach denen sie entweder an die epische und dramatische Dichtung angelehnt, oder auf sich selbst ruhend erscheint, falls man diesen letzten Ausdruck überhaupt von einer Dichtungsart brauchen kann, die, wo sie am meisten unabhängig ist, sich am innigsten mit der Musik verwebt und in unverkünstelten Zeiten immer untrennbar von der Musik war. Auch jene erste Hälfte kann nur insofern lyrisch heißen, als sie gesungen gedacht wird; eine dritte Gattung lehrhafter Verstandespoesie, Sprüche, Räthsel, Sinngedichte u. dergl. konnte nur der Lyrik zugetheilt werden, weil man eine eigene Gattung lehrhaft-satirischer Dichtung nie klar abgeschieden hat. Jene episch-dramatische Lyrik erscheint am Anfang des Epos als Rhapsodie überall nach der Erweiterung strebend, die ihr in der Epopöe zu Theil wird; am Ende der epischen Entwickelungen kehrt sie wieder und ändert sich leise, nach Abschluß und Vollen-

dung einer bestimmten Handlung strebend, in die Ballade und Romanze um, als welche sie die darstellende Dichtung, das Drama, einleitet. Ihre Form ist immer erzählend, ihre Richtung nach der Vergangenheit, wie sehr auch die Darstellung vergegenwärtigend sein möchte. Der andere, unabhängigere Theil der lyrischen Dichtung aber ruht auf der Gegenwart; die dichtende Persönlichkeit theilt ihm die Farbe mit, es möchte auch Form und Darstellung noch so episch oder auf die Vergangenheit gerichtet erscheinen. Auch diese Lyrik aber wird da, wo sie sich aus den Grenzen der Gelegenheitsdichtung bewegt, wo sie sich ihrer selbst bewußt eine Kunstbildung in Aussicht nimmt, leicht an eine Gruppe von epischer oder dramatischer Dichtung angelehnt erscheinen. Nicht mehr, um deren erste Anfänge zu bezeichnen, sondern vielmehr ihre höchste Spitze; nicht mehr, um die ersten Keime der Materie zu pflegen, sondern um die Blüte der Ideen zu pflücken, die in dem Epos enthalten lagen. Unsere Lyrik in Deutschland hat sich immer so an die übrige gangbare Dichtung angelehnt; ihr fast ausschließlicher Gegenstand war immer die Liebe, jener Mittelpunct, um den sich auch Epos, Roman und Drama beständig bei uns drehen muß. Das gemüthlich-unsinnlichere Liebesgedicht des 18. Jhs., das geistig-unsinnliche des 17., das gemüthlich-sinnliche des 16. und das mehr geistig-sinnliche des 13. Jhs. entsprach jedesmal mit diesen Eigenschaften der Bildung des Romans oder der Epopöe, neben der es sich aufpflanzte. Beide letztere Gruppen lagern am Anfang und Ende des ritterlichen Minneromans oder Epos und sind durchdrungen von denselben Ideen; sie geben die Empfindungen, die die Handlungen jener epischen Stoffe natürlich begleiten, abgeschieden für sich. Wenn wir noch näher auf die Betrachtung des Verhältnisses der ritterlichen Minnelieder mit den Ritterepopöen eingehen, die hier unsere Aufgabe ist, so finden wir durchweg eine Durchdringung und Gleichmäßigkeit beider, ein gegenseitiges Tragen und Erklären, lyrische Eigenheiten im Epos, epische in der Lyrik, beide entlehnt, beide in verfehlter Anwendung. Gesang und Erzählung,

Singen und Sagen ging um die gleichen Ideen um so mehr, als das ritterliche Geschlecht seine Gegenwart ganz in die epischen Stoffe, deren es sich annahm, hineingetragen hatte. Wir haben dies Wegrücken des Epos von seinem festen Boden vergangener Thaten, sein Vordrängen in die Ideen der jedesmaligen Zeiten, die es überkamen, schon oben verfolgt. Wir haben gesehen, wie es im 12. Jh. unter den mächtigen Einflüssen einer großen ungeheuer bewegten Zeit, durch Vorstellungen, Thatsachen, Personen und Färbung, die die Gegenwart in die alten Stoffe lose hineinflocht, gelitten; wir wollen jetzt sehen, welcherlei Ideen unter den neuen Gestaltungen der Welt und Geschichte durch die ritterlichen Thaten im Orient, unter der neuen Geistesbildung dieses Standes in aller Dichtung vorwalten mußten.

Das Zusammenrücken von Epos und Lyrik erläutern wir uns im Allgemeinsten aus den geistigen Richtungen der ganzen neueren Zeit. Es war die Bestimmung der neueren Kunst, das Innere des Menschen zu ihrem hauptsächlichsten Gegenstande zu machen: die geschichtliche Stellung der neueren Nationen, die auf der Bildung der alten Welt ruhen, bedingte dies. Zu frühe lernten sich die germanischen Nationen vergleichen, erhielten durch das Christenthum eine üppige Nahrung für ihren beschaulichen Hang, empfingen verfrühte Begriffe und Vorstellungen, entwuchsen zu zeitig dem Zeitalter physischer Entwickelung und heroischer Kraftübung, und verloren dadurch die Erinnerung an ihre Vergangenheit. Die Völker der alten Welt lebten, so lange sie ihre gute Natur behaupteten, nur im Rückblick auf ihr Alterthum, und ihre ganze Dichtkunst füllte sich mit dem Preis der alten Zeiten und der Thaten der Ahnen; die homerischen Gedichte lebten fort in steter Erneuerung und gestalteten sich mit jeder neuen Zeit vollendeter in sich selbst. Das heroische Epos des Mittelalters hatte dies glückliche Schicksal nicht. Statt sich in sich selbst zu vollenden, sahen wir es nach seinem ersten Entstehen ohne Aufhören sich erweitern und mit den Zeiten so fortrücken, daß wir es bei jeder Umgestaltung mit der Gegenwart gleich stehend fanden. Das Epos, als

eine Dichtungsart, die sich mit der Vergangenheit beschäftigt, was ihr allgemeinstes Kennzeichen ist, hätte eben darum stets auf die Vergangenheit gerichtet bleiben sollen; dann hätte sich Alles zur Klarheit geordnet, die erzählten Begebenheiten hätten sich lebendiger dargestellt, die Form hätte sich der Ruhe und dem Gleichmaaße der alten griechischen Gedichte wenigstens annähern können. Allein mit dem jedesmaligen Fortrücken der Personen und Sitten in die Gegenwart der jedesmaligen Umarbeiter mischte sich etwas von der Unruhe ein, welche immer die Theilnahme an dem Gegenwärtigen begleiten wird; es kam dadurch der lyrische Charakter in das neuere Epos, der den Werth desselben gegen das griechische so sehr herabsetzt. Ist die Vergangenheit das Element der epischen, so ist die Gegenwart das Element aller lyrischen Kunst. Fanden wir nun, daß selbst im Volksepos, das die ruhmvolle Vergangenheit der Nation zum Gegenstand hat, das Wegwenden von der Vergangenheit sichtbar ward, eben da, wo es am wenigsten denkbar scheinen sollte; erinnern wir uns, daß auch aller fremde und alte Stoff in die Gegenwart vorgerückt ward: Karl der Große, das byzantinische Zeitalter, das alexandrinische, das homerische, wo wir uns überall mehr oder minder grell zwischen alter Erzählung oder neuer Auffassung sahen, so wird uns klar sein, mit welcher Macht dieses Geschlecht in seiner ganzen Entwickelung der Gegenwart zustrebte, sich der Gegenwart freute und nothwendig in einer Zeit so ungeheurer Bewegungen, wie die der Kreuzzüge, alles Alte herabwürdigen und unter sich sehen mußte. Die größte Selbstgenüglichkeit mußte in diesen Zeiten vom Allgemeinsten bis zum Besondersten herab nothwendig herrschend werden. Seit der Völkerwanderung hatte es keine großen Nationalkriege in Europa gegeben; man sah sich bald nur als Christen den Nichtchristen gegenüber; es gab keine Feinde, als im Osten Franken und im Westen Sarazenen; wenn neuwalisische Sänger von den alten Volkskämpfen mit den Sachsen, wenn französische Dichter von Karls Kriegen mit den Sachsen erzählten, so hießen auch diese schlechtweg Sarazenen; wenn der trojanische

Krieg noch fürder feſſeln ſollte, ſo mußten (wie in der Behandlung Konrads von Würzburg) Chriſten auf der Seite der Griechen, und Heiden und Muhamedaner auf troiſcher Seite erſcheinen. Die Verachtung aber, mit der der chriſtliche Stolz auf alles Ungläubige herabſah, war in jener Selbſtgenüglichkeit der Zeit noch das Geringere. Die ganze Bildung zog ſich jetzt auf den Ritterſtand zurück, der zugleich mit dem Verdienſte der Beſchirmung der Chriſtenheit die ſittliche, geiſtige und künſtleriſche Cultur an ſich riß, und zu dem chriſtlichen Dünkel noch den des Standes, des Ranges, der ſeinen Bildung hinzubrachte. In dieſem Stande handelte es ſich wieder um Grundſätze, die ſich einander ſehr ſcharf gegenübertraten; dadurch war denn jedem Einzelnen nach Beruf und Fähigkeit die Gelegenheit gegeben, ſich der allein Reine oder Gute oder Weiſe zu dünken. Alles alſo, die äußeren Verhältniſſe und die inneren Zuſtände, wieſen den Einzelnen auf ſich ſelbſt und die damalige Welt auf die Gegenwart hin, der ſie ſich mit einer Zufriedenheit und einem Stolze erfreute, den man in allen Dichtungen und Denkwürdigkeiten der Rittersleute ſo unverholen ausgeſprochen findet, daß man wohl in aller Geſchichte von einer gleichen Selbſtgefälligkeit kaum ein anderes Beiſpiel wird aufweiſen können. Es war unfehlbar, daß ſich unter ſolchen Umſtänden ein glanz- und geräuſchvolles Leben geſtaltete und dies war beſonders an den Orten der Fall, wo ein vielgetheiltes Staatenweſen auf engerem Raume den Verkehr belebte und die Geſelligkeit erhöhte; und an dieſen Orten, wie in Spanien und Südfrankreich, traf auch noch das Glück begünſtigend hinzu. Der dortige Adel hatte bis zum Anfang des 13. Jahrhs. an allen ſpaniſchen Küſten, im Inneren des Landes, in Africa, im Morgenlande glücklich und glorreich gegen die Heiden geſtritten; der Glanz ſeiner Thaten hatte die ruhmſüchtige Jugend aller Länder Europa's in ſeine Mitte gelockt; zuletzt ſtürzte er das oſtrömiſche Reich über den Haufen und gründete in Byzanz ein lateiniſches Kaiſerthum. Zu Hauſe aber machte die Menge der kleinen naheliegenden Staaten, die Maſſe von Höfen und ausgezeichneten

Fürsten, die an Glanz und höfischer Bildung wetteiferten, das öffentliche Leben im höchsten Grade mannichfaltig, reizend und blühend; die Nachwirkung der massilisch-griechischen Bildung und der späteren römischen Schulen that das ihrige hinzu; zahlreiche Städte hatten in der vortheilhaftesten Lage (zur einen Seite nahe bei Rom, dem Heerde der Bildung und des Friedens, zur andern Seite nahe bei Spanien, der vielhundertjährigen Stätte des heiligen Krieges) Wohlstand und Wohlleben erhalten und ausgebildet. So konnte es nicht fehlen, daß sich in diesen Gegenden gerade das Streben, die Gegenwart und ihren Reiz und Preis zu steigern, auf der höchsten Höhe zeigte. Hier keimte daher die junge lyrische Kunst der ritterlichen Geschlechter im Anfang des 12. Jahrhs. am frühesten auf und schoß schnell zu üppigem Wachsthum empor. Sie that dies um so ungehinderter als keine epische Dichtung ihr den Boden streitig machte. Die Provence hatte wegen ihrer Zertheilung, wegen des steten Wechsels der Stämme und der Bildung keine große und gemeinsame nationale Vergangenheit; sie bildete, wie wir anführten, selbst die rhapsodischen Gesänge, die auf ihrem Boden entstanden über Thaten die auf diesem Boden vollbracht worden waren, zum Epos nicht aus; der heiteren Gegenwart gehörte die heitere lyrische Kunst.

Ganz anders war die Lage der Dinge in Deutschland, als hier die ritterliche Lyrik nicht in dem Maaße selbstgewachsen wie die provenzalische aufsprang, sondern mehr auf den allgemeinen Anstoß von Frankreich von außen her angeregt ward. Hier war kein begeisterter Kampf gegen nah bedrohende Religionsfeinde; hier führte man Kriege in Italien für welche Niemand einen Sinn haben konnte, der nicht die großen Entwürfe der ehrsüchtigen Fürsten zu überschlagen verstand; hier war für die Kreuzzüge gerade zu der Zeit kein Herz und kein Sinn da, als sie mit der ersten warmen Begeisterung unternommen wurden; sondern hier nahm sich der Sache zuerst ein nüchterner Kaiser an in einer Zeit, da der frischeste Eifer schon erkaltet, das erste große Unglück schon einschüchternd eingetreten war; und

ſein Zug koſtete dem deutſchen Lande ein großes Heer und ſeine Ehre. Und die zweite deutſche Wallfahrt koſtete dem glänzendſten Herrſcher, den damals Europa kannte, ſein Leben und zog in Folge dieſes Unfalls den frühen Regierungsantrit des dem Vater ſehr ungleichen Sohnes, und nach deſſen Tode jene unſeligen Spaltungen im Innern nach ſich, was Alles nur zu ſehr geeignet war, hier das Leben und die Kunſt in einer Trauer und einer Düſterheit zu halten, die gegen das fröhliche Gewimmel und die Unruhe in den romaniſchen Landen außerordentlich abſtach. Hier hätte man daher weder früh noch ſpät die jenen Zeiten angehörige Kunſt ein gai saber nennen können. Hier wies Alles ſeit dem Verſchwinden des ſchönen Schwungs unter Friedrich I von der irdiſchen Glorie hinweg und hier trat daher ſo ſchnell jene Freude am beſchaulichen Leben unter die Ritterſchaft, und das Aufſuchen einer inneren Weihe ward dem ſinnigeren Gemüthe ein quälendes Bedürfniß. Dicht neben dieſe Heiligkeit drängte ſich dann, entſprechend der Art, wie Friedrich II das Kreuzweſen behandelte, ein Leichtſinn und eine heitere Lebensphiloſophie in einem Gegenſatz, deſſen ganze Schärfe wir nachher auch in der Dichtung werden erſcheinen ſehen. Dem Allem ſcheint es dann zu entſprechen, daß der ewige und ſtets wiederkehrende Inhalt des Minneliedes und des Epos in Deutſchland der Geſang von Freude und Leid iſt. Sie ſingen vom Sommer und ſeiner Wonne, vom Winter und ſeinen Schmerzen, von der Liebe Luſt und Leid; ſie klagen, daß Honig und Wermut, daß Hitze und Kälte, daß Fülle und Mangel ewig auf dieſer Erde wechſeln. Man ſieht daher auch im ſtrengſten Gegenſatze mit jener Selbſtgefälligkeit, dem charakteriſtiſchen Merkmal dieſer Zeiten, auf der anderen Seite Verachtung der Welt, Schärfe und Bitterkeit gegen die Sitten der Zeit, Wehmuth und einen Zug des Schmerzes über die Nichtigkeit der menſchlichen Dinge Hand in Hand gehen. Dieſer Inhalt nun widerſpricht der Idee des Epos in dem Maaße, als er dem lyriſchen Wechſel der Empfindungen einzig zuſagt. Dieſer Inhalt (joi e marrimen) zeigt ſich wohl auch bei den Provenzalen, die bald

auch in ihrer Geſchichte Anlaß genug dazu fanden, allein er drang dort in keiner Weiſe ſo tief in das Gemüth noch in die Kunſt. Dieſe beiden Gegenſätze ſcheiden damals Nationen von Nationen; ſie unterſcheiden die provenzaliſche Lyrik von der deutſchen; ſie ſcheiden die Einzelnen unter ſich, wie wir im Gottfried und Wolfram finden werden; ſie ſcheiden einzelne große Individuen nach den verſchiedenen Perioden ihres Lebens ſogar in ſich; es ſind die Gegenſätze jener heiteren, ſelbſtvertrauenden, menſchlichen Weltanſicht, die in jenen ſüdlichen Nationen vorſticht, und der düſteren, chriſtlichen, die wir in jenen Zeiten in Deutſchland den Sieg behalten ſehen werden. Auf dieſe Gegenſätze werden uns alle möglichen Geſichtspunkte, aus denen wir dieſe Zeiten auffaſſen können, mit ewigen Abwechslungen zurückführen. Der Kampf dieſer Gegenſätze drängt ſich in die Dichtung ein und leiht der ritterlichen Epopöe die ſubjective, lyriſche Farbe. Wie konnte ſich unter dieſem ſteten Wechſeln und Schwanken ein Epos geſtalten, das Ruhe, Beſonnenheit und ſelbſt eine gewiſſe Gleichgültigkeit fordert, die aus der Vergangenheit der erzählten Begebenheiten und dem Mangel an unmittelbarer Theilnahme fließt! wie konnte ſich ſelbſt eine bedeutende Lyrik geſtalten, die überall das Beſondere liebt und Mannichfaltigkeit ſucht, während ſie ſich hier von jenem Einen Wechſel der Stimmungen zwiſchen Freude und Leid beſtimmen laſſen muß!

Dieſe Natur trägt vielleicht jede Zeit, die eine lyriſche Dichtung in beſonders andächtige Pflege nimmt. Aber man betrachte doch, wie ſie nicht nur in Südfrankreich unter günſtigeren Geſchicken ward, man halte dagegen die Zeit, wo Griechenland ſeine Lyriker und ſeine Dramatiker erhielt, eben die Zeit, wo es, aus ſeiner Vergangenheit in ſeine Gegenwart rückend, ſeine umgebenden Verhältniſſe beſang, wo es aus kleinen Beſtrebungen in Weltereigniſſe übertrat, und man erwäge, welch ein anderer Geſang aus den anderen Verhältniſſen werden mußte. Die damaligen Kreuzzüge waren ein Kampf für Vaterland, Heerd, Weib und Kind, für Götter Recht und Sitte:

von all dem klingen noch heute die Dichtungen in den wenigen Resten wieder, die wir übrig behielten. Die damaligen Völkerkämpfe fingen mit rechtmäßiger Vertheidigung an und endeten nach nicht allzulanger Zeit mit dem Umsturz des persischen Reichs, während die Kreuzzüge ausgingen von fanatischer Eroberung und endeten mit dem Verluste des Orients und Griechenlands; ein einziger Zug nach einem ungeheueren Erfolge dort, und hier ein einziger Zug nach einem furchtbaren Unglücke. Damals kämpfte Griechenland mit dem Weltreich des Ostens: weit entfernt den Gegner gering zu achten, wie die Europäer die Sarazenen, bewunderte es seinen Glanz, fürchtete zaghaft seine Macht und überschätzte ihn in Allem. Weit entfernt, einem verachteten Gegner zu unterliegen, errang es über den gefürchteten die glorreichsten Siege; weit entfernt, im Unglücke verzagen zu müssen, wie die Christenheit unter den Siegen der Türken that, häufte es Ruhm auf Ruhm, und was bewundernswerther ist, es lernte nicht sich seiner Kraft und seines Glückes zu überheben, sondern die bloße Erschütterung der persischen Macht hatte auf die Hellenen einen so gewaltigen Eindruck gemacht, daß sie aus dem Unglück der Feinde vielmehr Belehrung, als aus dem eigenen Glücke Uebermuth zogen, daß die Scheu vor der neidischen Gottheit und die große Erfahrung, wie Gott dem Menschen das höchste Glück oft zeigt um ihn tiefer zu stürzen, über die ganze lyrische und dramatische Kunst jene großartigen Ideen breitete, einförmig, wenn man will, aber zu groß, um je zu ermüden, und auf der andern Seite ein Thema von so allgemeinem Charakter, daß es alle menschlichen Verhältnisse in sich schließen konnte. Die griechische Lyrik und Dramatik umschlingt daher alle möglichen menschlichen Beziehungen, der Minnegesang und das Kunstepos der Deutschen singt fast nur von der Liebe.

Aber nicht einmal so weit her brauchen wir, um die Verschiedenheit und die ganz einzige Eigenthümlichkeit des deutschen Minnegesangs anschaulich zu machen, die Puncte der Vergleichung zu holen. Der nur wenig ältere Gesang der Troubadours zeigt schon auf den ersten

Blick, welch eine merkwürdige Kluft zwiſchen beiden iſt, die zwar ſonſt ſo viele Verwandtſchaft und gleiche Quelle haben[457]). Mitten unter den erſten Thaten der Kreuzfahrer ertönt zwar alsbald auch der erotiſche Geſang zur Laute, aber zugleich auch der Preis des Kriegslebens und ritterlicher Thaten; der Graf Wilhelm von Poitou ſang ſchon 1101, als er heimkehrte, Lieder von ſeinem unglücklichen Kreuzzuge. Nicht einmal brauchten ſie ſo weit die Anregung zu ihren ritterlichen Geſängen zu ſuchen; ein eben ſo heiliger Krieg war in der Nähe und dieſer noch mehr als jener im Oſten beſchäftigte die heldenmäßigen Kämpfer, in denen eine kräftige kriegeriſche oder chriſtlich-ascetiſche Begeiſterung für die Glaubenskriege brannte. Wer ſollte es wohl glauben! unter ſo vielen Erzählern von heroiſchen Thaten bei uns kaum Ein Wolfram, dem einmal das Herz für ſein „Schildesamt" ſchlägt, während die Anderen alle (z. B. Hartmann) bei der wohligen Lectüre der Mähren auf die Werke der alten Helden ſo zurückblicken, wie wir etwa auf die Wunder der Legende[458])! Unter Tauſenden von Liedern unſerer ritterlichen Minneſänger, unter allen Erzeugniſſen eines ausſchließlich kriegeriſchen Standes in Deutſchland iſt nicht Ein Kriegslied! kaum Ein Lied, in dem die kriegeriſche Tugend des Ritters geprieſen wäre! Viele Kreuzlieder, die zwiſchen Frauen- und Gottesminne getheilt zu der heiligen Wallfahrt auffordern, aber keines, das es in dem begeiſterten Feuer des kriegeriſchen Triebes thäte! Und wer gibt nicht, wenn uns Bertrand de Born, dem wohl auch die Frühlingsblumen und der Vogelſang lieb ſind, aber lieber das Kampfſpiel, das Schlachtgeſchrei, die wiehernden

457) Ueber das Nähere vergleiche man zu Fauriels Geſch. der provenzal. Dichtung und zu dem Werke von Diez über die Troubadours die dankenswerthen neueren Arbeiten von Bartſch, Mahn, Keller u. ſ., die wir nicht einzeln anzugeben brauchen.

458) Hartmann: Iwein 56 ff.

Dâ uns noch mit ir mære
sô rehte wol wesen sol,
dâ tâten in diu were vil woi.

Roſſe und die fallenden Feinde, wer gibt nicht, wenn uns dieſer ein kriegeriſches Lied ſingt, die Liebesklagen unſerer Minneſinger zu Hunderten dafür hin? Alles was der Provenzalen äußeres Leben bewegte, ſpiegelt ſich in ihrer Kunſt; nur weniges davon unter den Deutſchen. Von Kriegsluſt, von Wetteifer, von Vaſallentreue, von Ritterpflicht ſingt dort Jeder, der die Saiten zu rühren weiß; von Standesſtolz und Haß gegen andere Stände glüht Caſtelnau, von Zorn über Juriſten und Prälaten Bonifaz von Caſtellane, von Eifer gegen Rom und den Pabſt Guillem Figueira. In Deutſchland beſchweren ſie ſich, daß man ſie nicht an den Hof zöge, — aber was ſollte man in einem Kreiſe, der zu handeln und nicht blos zu ſingen hatte, mit dieſem Geſchlechte anfangen? Aber in der Provence *mußten* ſie an den Hof und ins Leben gezogen werden, wie im Norden die Skalden, das Heroengeſchlecht in der Geſchichte der Dichterſtände. Denn dort beurtheilten ſie jede öffentliche Handlung, drängten ſich mit ihren Rügeliedern (Sirventes) in alle Verhältniſſe, nahmen mit wüthender Leidenſchaft Partei bei allen politiſchen Fragen, bildeten die öffentliche Meinung, machten ihren Rath und ihre Gunſt wünſchenswerth und ihren Zorn gefürchtet, und nichts kann dort die politiſche Geſchichte erzählen, ohne auf ihre Bedeutung und Wirkſamkeit zu ſtoßen. In Deutſchland kann dieſe Geſchichte ſie, faſt nur mit *Einer* Ausnahme, gar nicht gebrauchen; bei den eigentlichen *Minnedichtern*, die in der eigentlichen Blütezeit der ritterlichen Lyrik die große Maſſe ausmachen, ſind die Rügelieder, außer in Befehdung beneideter Dichtergenoſſen oder karger Höfe, nicht Sitte; die Einmiſchung in das öffentliche Leben iſt ihnen faſt ganz fremd; in Friedrich von Hauſens Liedern iſt außer den Bezügen auf ſeine Kreuzfahrt nichts zu entdecken, was auf ſeinen Stand, ſeine Stellung, ſeine Ritterſchaft, ſeinen Staatsdienſt unter Friedrich I könnte ſchließen laſſen. Jene Troubadours rangen in ihren Liebeswerbungen mit Königen und befehdeten die Throne mit ihrer politiſchen Widerſetzlichkeit. Mit ihrer Kunſt haben ſich manche emporgebracht aus dem Kreiſe von Handwerkern,

Bürgern und Bauern, und das Talent förderte Findlinge und Waiſen; eine ganze Anzahl von Klerikern, die der Kirche angehörten oder entliefen, reihten ſich in ihren Sängerorden ein. Dieſe Dichter, voll von Lebensluſt und Kraft, miſchten ſich froh und heiter oder wild und zügellos in Alles, und Alles mußte ſich ihren Angriffen in Worten und Werken ausſetzen. Zu dem Wildlingsleben des Vizgrafen Guillem von Berguedon († 1195), der in Familienfehden verwickelt war die zu Raubzügen ausarteten, der, ſeiner Lehen verluſtig, aus dem Vaterland vertrieben, von ſeinen Verwandten aufgegeben, dann rückkehrend gefangen ward und wieder freigeworden in das wüſte Treiben zurückfiel in dem er endlich einen gewaltſamen Tod fand[459]), gibt es in Deutſchland ſchwerlich auch nur ein blaſſes Seitenbild. Von dem Leben jener Sänger, ihren Leiden und Freuden, von ihren ehebrecheriſchen Liebeshändeln, Eiferſuchten, Wallfahrten, Kriegen, Raufereien und Raubereien, von ihren zuchtloſen Jugendvergeudungen auf die dann wohl die Ueberzucht eines mönchiſchen Buß-Alters folgte, ſind ganze Bücher geſchrieben worden; man ſage nicht, von den Deutſchen wäre nichts dergleichen erhalten: es würde erhalten ſein, wenn etwas dergleichen beſtanden hätte. Man ſage nicht, es ſeien Fabeln; nicht einmal Fabeln haben ſich von den Deutſchen erhalten, es ſeien denn jene Verewigungen der Wolfram und Klinſor im Wartburgkrieg oder jener Meiſtergeſang über der holdſeligen Kunſt Entſtehung! Die franzöſiſchen Dichter ſind voll von Gelehrſamkeit und ſtets lebendiger Kenntniß; Religionsmeinung, Philoſophie, Roman, Alles erſcheint in ihren Gedichten. Als im Laufe der verſchlimmerten Zeiten die Dichtkunſt und die Schätzung der Sänger ſank, da beginnt in Deutſchland im lyriſchen Geſang jenes ewige Jammern der Konrade, der Zweter u. A. über die Nichtigkeit der Welt und ihre ſchwindenden Freuden; in der Provence aber ſtehen die derben Sittenprediger auf, welche die Ungunſt der Zeit ungebeugt ließ, ein Satiriker voll Kraft

459) Bartſch, Ueber Guillem von Berguedon; in Eberts Jahrb. 6, 291.

und Würde wie Pierre Cardinal, und die Spruchdichter, die wie Bertram Carbonel seinen Spuren nachgingen; in deren Werken man in die „Höhle des Lasters“ schaut, von denen man aber scheidet „in dem Gefühle, daß über dem Sumpf der Geist des Besseren schwebt, der das Laster verdammt und richtet“ (Bartsch). So haben diese Troubadours unseren neueren lyrischen Dichtungsarten, schöpferisch wie die Griechen, Namen und Gestalt gegeben: sie haben Canzonen, Romanzen und Pastorelle, Satiren und Briefe, Serenaten und Tenzonen und Sonette. Ein Dante nährte sich am Quell dieser lebensvollen Dichter, ein Petrarca verschmähte nicht Valencianische Dichter zu benutzen [460], und die Schäferdichter erkennen Riquier und Esteve als ihre Führer. Das Persönliche in den Dichtungen der Troubadours macht Vieles gemein und prosaisch, aber es hält sie von Einseitigkeit ab und macht sie lebendig; ihre Vielseitigkeit macht sie zuweilen platt und schaal, wo die Minnesinger in ihrer Eintönigkeit edel, warm und tief sind. Die erweiterte Bildung der Romanen brachte unter den dichterischen Anlagen die größten Verschiedenheiten hervor, unter ihren Gedichten den ungleichsten Werth, der auf den ersten Blick zu unterscheiden ist; unter unsern Minneliedern kann man Hunderte zusammenstellen, die zu trennen schon ein scharfes Auge erfordert. Die Leidenschaft der Troubadours ist größer und wilder, zuchtloser als die schüchterne der Deutschen; sie bricht sich Bahn und schafft sich Luft, und nichts weiß man z. B. hier von dem Verbot unter den deutschen Minnesingern, den Namen der Geliebten im Liede zu nennen. Die Liebe in der Ehe ward in Frankreich von der Gräfin Beatrix von Champagne für unmöglich erklärt; der Ehebruch war in Theorie und Praxis des Minnedienstes wie sanctionirt; jener Berguedon prahlte es sei kein Ehemann unter den Edlen der Provence, der ihm nicht den Sattel geräumt habe, und von dem eitlen Pierre Vidal

460) In den osservazioni sulla poesia de' Trovadori etc. Mod. 1829 ist gezeigt worden, wie Vieles die Italiener den Provenzalischen Dichtern schuldig sind, deren Poesien weit stärker auf den Süden überwirkten, als auf Nordfrankreich.

(ed. Bartsch 1857), der vom Kürschner zum Ritter emporstieg, wird erzählt, daß er sich in alle Frauen verliebt und Alle in sich verliebt geglaubt habe. Unter dem vielen Leichtsinn erscheint dann aber das wenige Edle höher. Wo ihre Liebeslieder Treue und wahre Empfindung athmen, ist man von der Wahrheit überzeugter, als in den deutschen Minneliedern, in denen sich Anbetungen und Schwüre im conventionellen Stile zu oft wiederholen. Auch die Lyrik der Provenzalen hat nicht eben eine übergroße Mannichfaltigkeit, auch hier verräth sich (was selbst Fauriel nicht leugnen mochte) eine verhältnißmäßige Armut des Lebens und des Geistes; jedoch weit nicht so sehr wie in Deutschland. Das Gelegenheitsgedicht, die ursprünglichste und ächteste Quelle lyrischer Poesien, bei den Deutschen sehr selten, herrscht unter den Troubadours, oft von der Art, daß man ohne Erklärung aus ihrem Leben den Inhalt nicht versteht, eine Eigenheit, die das lyrische Lied der besten Dichter nicht immer ablegte. Dennoch kann man, selbst wenn man nur die Lyrik des Orients vergleicht, sogar dort Besonderheit und Mannichfaltigkeit größer finden als selbst unter den Romanen. Zu allen Zeiten war die lyrische Kunst eine fröhliche; sie hat mit dem Weibe den Wein und den Gesang immer gleichmäßig gepriesen. Dies hat selbst ein Dschelaleddin und Hafis verstanden, allein nicht einmal die Provenzalen kannten den übermüthigen Jubel des Inneren, der zu freudigem Gesang und Gelage gehört; in Deutschland gar möchte schwerlich das Wort Wein oder viel Begriff von lautem und lustigem Singen in dem Minnesingercodex gefunden werden. Man wird nicht die mäßige Freudigkeit in den Tanzweisen entgegen halten wollen, die meist erst aus späteren Zeiten sind, oder nur ausnahmsweise sich auszeichnen, wie z. B. in einer des Burkart von Hohenfels eine üppige Bewegung und eine schwindelnde Raschheit auffällt, der man Weniges an die Seite stellen kann; wir sprechen aber überall hier vom Allgemeinen und bringen die Ausnahmen nicht in Anschlag. Es gibt vielleicht nichts was unsere ritterlichen Zecher so charakterisirt, als wenn sie versuchen, die Wir-

kungen ihres süßlichen versetzten Weines zu schildern. Was ist nicht jene Wiener Meerfahrt[461]) von dem „Freudeleeren" für ein plumper Witz! oder wenn sie in ihrer Anlage, in ihrer Quelle (bei Athenäus) ein fruchtbarer Schwank sein sollte, welch ein plump behandelter Schwank! Bezeichnender noch ist der Weinschwelg[462]), das Selbstgespräch eines Trinkers vor seiner Kanne. Es gibt nichts Ekleres als ein einsames Saufen, nichts was der Bestimmung des Weines so sehr entgegensteht, der die Herzen öffnen und die gemeinsame und laute Freude erhöhen soll. Mit wirklicher Kunst (und allerdings so vortrefflich, daß man das Häßliche übersehen kann) ist nun in diesem Gedichte ein solcher Alleinzecher geschildert, der in regelmäßigem Fortschritt seine Kanne vom Weine leert und mit Lobpreisungen füllt, bis er zuletzt seinen schwellenden Körper muß in Eisen waffnen lassen, um der Macht des Getränkes zu widerstehen, worauf er zuletzt, nachdem das Unmögliche bereits geschehen war, nach dem wiederkehrenden Refrain, erst eigentlich anhebt zu trinken. So überraschend einfach und ruhig, im Ton der ächtesten Ironie, dies kleine Gedicht gehalten ist, so sieht man doch, daß nur in einem Stande, der die freien Künste der männlich lustigen Gesellschaft nicht kannte, sondern blos Hofton und Frauenkreise, ein solcher Stoff so behandelt werden konnte, da dies lästerliche stille Zechen sonst nur unter gemeinen Weibern gefunden wird und so von Aristophanes verspottet wurde. Von eigentlicher Männlichkeit aber findet sich in der Kunst der deutschen Minnesinger so wenig, daß Grimm ihre Dichtung eine frauenhafte Kunst genannt hat. Welch Wunder ist's dann, daß dieser Minnegesang aller der Lebenskenntniß, der Frische und Freiheit und der heftigeren Leidenschaft entbehrt, den die provenzalische Lyrik an sich trägt? welch Wunder, daß er dem kräftigen männlichen Geiste nicht zusagt, daß er

461) Ausg. von K. Schädel 1845. Auch in B. d. Hagens Gesammtabenteuer. Nr. 51.

462) In Grimms altdeutschen Wäldern 3, 13 ff. und in Germ. 3, 210. Ein (viel schwächeres) Seitenstück, der Weinschlund, in Haupt's Zeitschr. 7, 405.

erſchlaffend wirkt, daß er eine vorbereitete Stimmung bedarf, ehe er überhaupt wirken kann.

Wenn dieſe Vergleichung unſeres Minnegeſanges mit griechiſcher und provenzaliſcher Dichtung zu weit hergeholt, oder unſere allgemeine Schätzung deſſelben zu ſtreng ſcheinen ſollte, ſo können, ja müſſen wir noch eine dritte, ganz naheliegende, unſerem Gegenſtande ſelbſt faſt unausweichliche Vergleichung hinzufügen, die zu noch ſtrengerem Urtheile ſtimmen wird: die Vergleichung der ritterlichen Minnedichtung nicht mit der von anderen Zeiten und Völkern, ſondern mit der gleichzeitigen, einheimiſchen nur eines andern Standes. Wir ſagten, daß in dem Minneliede zuerſt die Dichtung in die ausſchließliche Pflege des Ritterſtandes überging. Mitten in den großen literariſchen Gährungen des Jahrhunderts aber, in dem ſich dieſer Uebergang entſchied, trat noch einmal die Geiſtlichkeit wie zur Mitbewerbung, ja wie zur Gebietsbeſtreitung, mitten auf dieſem Gebiete der lyriſchen Liebesdichtung auf, die dem Stande ſo unangemeſſen war, und dies zwar in lateiniſcher Sprache, die dem Gegenſtande ſo unangemeſſen ſchien. In den Zeiten, wo der Cölibat noch nicht eingeführt, und jetzt wo der Sieg deſſelben noch nicht ſchneidend entſchieden war, war es oft und blieb es noch lange der Lieblingsgegenſtand lateiniſcher Dichter, in Schwänken oder Tenzonen die Frage entſcheiden zu laſſen, ob des Klerikers oder des Ritters Liebe die vorzüglichere ſei. Nun ſchien dieſe Frage ganz im Großen durch einen dichteriſchen Wettkampf der beiden Stände in der erotiſchen Lyrik ausgefochten werden zu ſollen. Wir haben früher geſehen, daß ſchon im 10. Jh. in den Klöſtern ſelbſt die weltlichen Dichtungsgegenſtände, auf die ſich die Spielleute warfen, Schnurren und Schwänke, zu den Ergötzlichkeiten der lateiniſch dichtenden Mönche gehörten; auch das Liebesgedicht fand dahin ſeinen Weg. Unter einigen lateiniſchen Poeſien, meiſt Hymnen, des 11. Jhs. aus Ivrea [463]) befindet ſich ein Liebeslied in leoniniſchen Diſtichen,

463) Mitgetheilt von Dümmler in Haupts Z. S. 14, 245.

worin der Liebende etwa wie der Polyphem Theokrits oder Ovids der Geliebten alle Herrlichkeiten der Welt verſpricht: dieſer antiken Färbung des Inhalts entſprechen die nach altem Geſetz gemeſſenen Verſe. Einige wohl gleichzeitige, noch ebenſo von der Atmoſphäre der gelehrten Schule angehauchten Gedichte einer Brüſſeler Handſchrift [464]) bewegen ſich ſchon in der Form, aber der noch unhandlichen Form der dem Kirchengeſang nachgebildeten, rhythmiſchen moduli, die im 12. Jh. in den übelberufenen Liedern eines neuen Geſchlechtes vagirender, lateiniſch-dichtender Kleriker über die Welt hinſchallen ſollten; eines darunter, das Rügelied eines ſatiriſchen Poeten gegen ſeine eigenen Sünden, behandelt das Thema des berüchtigtſten aller Vagantenlieder des 12. Jhs., auf das wir ſogleich zurückkommen werden, der ſog. Beichte des Golias, aber noch ganz entfernt von der gelenken Freiheit der Form und Frechheit des Geiſtes jener nachfolgenden Dichtergeneration, die den Kloſterſchranken entnommen und von der ungeheuren Aufregung der Zeit ſeit dem Beginn der Kreuzzüge erfaßt war. Dieſe neue Bewegung ging, merkwürdig genug, von derſelben Stätte im Nordweſten aus, von wo aus wir ſo vielerlei Anſtöße des geiſtigen Lebens herzuleiten hatten, ſeit den Zeiten, da aus der Thätigkeit der italieniſchen Wanderlehrer Lanfranc und Anſelm (ſ. oben S. 173) in Frankreich, und vorzugsweiſe unter den Normannen dieſſeits und jenſeits des Canals die neue philoſophiſch-theologiſche Wiſſenſchaft aufgeblüht war, die dann auf franzöſiſchem Boden eine Reihe feſter Lehrſtätten von größter Anziehungskraft gefunden hatte. Zu dieſen Schulen drängte im 12. Jh. die vornehme Jugend aus aller Welt herzu, die nun unter den Aufregungen des neuen Wanderlebens, im Gegenſatz zu dem eingeengten Kloſtergeiſte des 11. Jhs. mit dem lockeren Wandel den ſie hier lernte zugleich eine freiere Denkweiſe einſog, und im Beſonderen auf ihre ſchöngeiſtige Bildung dem vollen

464) Mitgetheilt von C. Bode, im Anhang zu Weiß, Geſchichte Alfreds des Großen. Schaffh. 1852.

Strom jener fröhlichen Wissenschaft der weltlebigen fehde- und liebefrohen Troubadours den breitesten Einfluß gestattete, welcher sie selbst, schon durch ihre musikalische Bildung, ein bestes eigenes Theil entgegenbrachte. Unter der gegenseitigen Anregung und Reibung dieser geist- und formgewandten, gelehrten und vulgaren Künste entstand nun, grundverschieden von der ernsten lateinischen Gelegenheitspoesie der vorigen Jahrhunderte die noch in alter Weise nebenher lief, eine neue über Frankreich, England, Deutschland und Italien rasch ausgebreitete lateinische Liederkunst, die von den wandernden Scholaren geübt an den geistlichen Höfen umgetragen ward, wie die der Troubadours an den weltlichen. Wie diese spaltete sie sich in eine friedlich-minnigliche und eine polemisch-satirische Richtung; die letztere, die der Zusammenfluß einer üppigen Jugend aus allen Nationen zunächst im geselligen Verkehre erzeugt hatte, warf sich dann bald auf gegen die Uebelstände in der Kirche und der Hierarchie, an Haupt und Gliedern, in einer keck entschiedenen Gesinnung, die sich so leicht grade unter dem jungen Volke einnisten mußte, das einmal begonnen hatte im muthwilligen Weltleben die hierarchische Geistesfessel zu sprengen. Als Ausgangspunct dieser doppelseitigen klerikalen Dichtung läßt sich Abälards Lehre und Leben († 1142), seine erleuchtete Religionsphilosophie und seine Liebe zu Heloisen angeben, die für das ganze Verhältniß der Geistlichen zu den Frauen bezeichnend ist. Abälard's metrische und rhythmische Liebeslieder entstanden gleichzeitig mit der provenzalischen Lyrik, und waren nach seinem eigenen Zeugnisse lange Zeit im Munde der Menschen. Sein Schüler Hilarius setzte diese Kunst fort und nach der Mitte des 12. Jahrhs. gab es in Frankreich schon eine ganze Secte, einen Orden fahrenden Sänger, klerikaler Dichter lateinischer Liebesgesänge, von denen uns Pierre von Blois, Etienne und Berthier von Orleans, Walther von Chatillon oder Lille, der schon oben erwähnte Verfasser der Alexandreis, genannt werden: in seiner Grabschrift sagte dieser von sich selbst, daß ganz Gallien von

ſeinen Liederweiſen wiederhallt habe[465]). Dieſe leichten weltlichen Dichtungen von denen uns weniges erhalten iſt, würden vielleicht gänzlich verſchwunden ſein, wenn ihnen nicht jene ernſteren polemiſchen und ſittenrichterlichen Seitenſtücke geſellt geweſen wären, mit und neben welchen einzelne Proben jener profanen Dichtung leichter ausdauern konnten. Die ungeheure Anmaßung des römiſchen Hofs hatte in den Zeiten der kräftigen Friedrich I und Heinrich II einen mächtigen Widerſtand erzeugt; die Geiſtlichkeit ſelber ſpaltete ſich; die neuen Orden der Ciſtercienſer und Prämonſtratenſer riefen in ihrem Schooße feindſelige Eiferſucht auf, und bald erſchienen neben jenen heftigen Thiergedichten der Flanderer in Deutſchland, England und Frankreich gleichzeitig die lyriſchen Gedichte aus den geiſtlichen Federn der Vaganten, die mit einer Gewalt und Schärfe den römiſchen Hof und die Verderbniß der Geiſtlichkeit geißelten, wie ſie nachher nur in Hutten's Zeiten wieder erlebt worden iſt. Jener Walther von Lille, aus dem franzöſiſchen Flandern, dem als einem Landesgenoſſen der Thierdichter dieſe Polemik natürlich genug ſtand, eiferte daher in lyriſchen Gedichten wie in ſeiner Alexandreis gegen Simonie und allen geiſtlichen Mißbrauch[466]). Jener Erzdechant von Orford, Walther Map († vor 1210), der witzige Hof- und Weltmann voll geſelligen Frohſinns, auf deſſen Namen mehrere ſehr weltliche Ritterromane und eine Reihe noch weltlicherer lateiniſcher Gedichte geſetzt worden ſind[467]), aus keinem Grund als weil ſie ſeinem Weſen wohl anpaßten, ſchrieb in Proſa und Verſen heftige Satiren wider die Curie und alle Uebelſtände in Kirche und Klöſtern, im Beſonderen gegen die Ciſtercienſer, mit denen er ſich über zufällige Landſtreitigkeiten überworfen hatte; ſie waren

465) Du Méril, poésies populaires latines du moyen age. 1847. p 149.
Insula (-Lille) me genuit, rapuit Castellio nomen,
perstrepuit modulis Gallia tota meis.

466) Müldener, De Vita Gualteri ab Insulis. Gott. 1854.

467) Th. Wrigt, the latin poems commonly attributed to Walter Mapes. Lond. 1841.

die Bundesgenoſſen Thomas Beckets und Map ſtand in dem Streite Heinrichs II mit der Kirche auf Seiten des Königs, der ihm perſönlich befreundet war. Jener deutſche Walther, der ſich ſcherzhaft einen Subprior, einen abbas Cucaniensis nennt, und von dem ſicher eine Reihe der muthwilligſten lateiniſchen Minnelieder herrührt, hat auch die furchtbarſten Ausfälle gegen Rom geſchrieben. Iſt es ſchon auffallend, daß in drei Ländern dieſe drei gleichnamigen Walther faſt zu gleicher Zeit, und in ſehr gleichem Sinne und Geiſte in dieſen beiden Richtungen thätig genannt werden, ſo verwirrt ſich die Sache noch mehr dadurch, daß in engliſchen, franzöſiſchen und deutſchen Handſchriften dieſelben wie herrenloſen, in der gelehrten Gemeinſprache wie ein Gemeingut umgetragenen Gedichte mehr oder minder verändert, bald dieſem bald jenem dieſer drei Walther zugeſchrieben werden, daß in andern Handſchriften wieder die gleichen oder ähnlichen Stücke unter den vagen, der prieſterlichen Rangordnung entnommenen Namen bald eines Archipoeten bald eines Presbyter Primas gehen[468]), bald unter dem allverbreiteten Namen eines Biſchofs Golias, der Bezeichnung für dieſe ganze Secte geiſtlicher Vaganten, die die Kirche unter dem Namen Goliarden verfolgte; mit Goliath hatte der h. Bernhard ſchon den Chorführer des Ordens, den Abälard, verglichen. Boccaz, der noch von dem „allfertigen Poeten Primas" wußte, kannte dieſe Bezeichnung als den irreleitenden Namen eines Mannes, „von dem jeder wiſſe wer er geweſen ſei." Es ſcheint demnach, daß die Gedichte irgend eines Dichters dieſes Schlages, der über die andern weit vorragte, mehr als andere popular umliefen und da und dort verändert, angeeignet und verwandten Geiſtern zugeſchrieben wurden. Für dieſes poetiſche Haupt der Goliarden möchte man unſeren deutſchen „Archipoeten" halten, einen fahrenden Schüler, der aus ritterlichem Stande entſproſſen war. Und dies ſchon darum, weil die berüchtigte „Beichte" (gewöhnlich die Beichte des Golias genannt,) die nach Form und Inhalt das charakteriſtiſche

468) In einer Göttinger und Venetianer Hſ. Vgl. J. Grimm, lat. Gedichte des Mittelalters auf Friedrich I. Berlin 1844. 4.

Meisterstück dieser ganzen Dichtungsklasse und als solches am meisten umgetragen und umgebildet, localisirt und usurpirt ist, nur da wo sie neben den Dichtungen jenes deutschen Walther, in der Umgebung wesentlich deutscher, zuweilen mit deutschen Worten untermischter Dichtungen steht, die Züge der Besonderheit hat, die sie zur ernstgemeinten, wirklichen Beichte eines wirklichen Menschen machen, als die sie schon der Zeitgenosse Giraldus, der Freund Walther Map's, las und verdammte. In diesem in Pavia geschriebenen Gedichte empfiehlt sich der Archipoet, den man wohl mit dem Subprior Walther identificiren darf, dem Erzbischofe von Köln, Reginald von Dassel (1161—67). dem Kanzler Friedrichs I, der, in der Kirche, im Kriege und in der Landesverwaltung gleich ausgezeichnet, die Seele von Barbarossa's Entwürfen und von dem Streben nach einem deutschen Patriarchate erfüllt war[469], zum Schreiber und Dichter, indem er, ein armer Ausgestoßener, seine Lebensweise in leichtfertigster Offenheit beichtet, die Gewalt der Natur vorschützend seine Liebe zu Wein und Weib und Würfel bekennt und Besserung verspricht. Das mochte an dem geistlichen Hofe in Köln geduldet werden, ebenso wie etwas später der Erzbischof Eberhard II von Salzburg einen solchen Poeten Primas an seinem Tische hatte[470] oder der Wasserverächter Erzbischof Philipp von Ravenna die ganz gleichartigen Dichtungen eines Magister Morandus zu hören liebte. Man hat neuerdings den berühmtesten aller lateinischen Poeten jener Zeit, Walther von Lille, der eine Zeit lang das Leben und Dichten der Vaganten mitgemacht hatte, als das Haupt dieser Dichterschule, auch als den Verfasser jener Beichte und den Hofdichter Rainalds ansehen wollen[471], schon weil der Fluß der Reime und Sprache und die Kenntniß der klassischen Dichter auf einen Romanen rathen lasse. Allein eine Anzahl von Gedichten, die diesem

469) Vgl. Ficker, Rainald von Dassel. Cöln 1850.

470) Vgl. M. Büdinger, Ueber einige Reste der Vagantenpoesie in Oesterreich. In den Sitzungsbericht. der Wiener Akad. 1854. p. 314.

471) Giesebrecht, in der Allgem. Monatsschrift 1853.

Manne unzweifelhaft gehören[472]), unter ihnen neben andern Rügen der Verderbniß von Welt und Kirche eine ſatiriſche Apokalypſe über die Ruchloſigkeit aller Klaſſen der geiſtlichen Hierarchie, verrathen doch, ſo polemiſch ſie ſind, in ihrer Entfernung von dem frivolen Weltſinn des Archipoeten und in ihrem theilweiſe ganz lehrmeiſterlichen Zuſchnitte, überall den gelehrten Schulmann, und in ihrem bittern kirchlichen Ernſte den Geiſtlichen, der in ſeiner zweideutigen Stellung zwiſchen Heinrich II und deſſen kirchlichen Gegnern, wie ſie in den Briefen Johannes' von Salisbury zu erkennen iſt, mehr der hierarchiſchen Seite zugekehrt erſcheint. Der Lehrer in Chatillon, zuletzt in Frankreich dauernd anſäſſig, das den reformiſtiſchen Bewegungen in der Kirche nie conſequent anhing, blieb durch ſeine Alexandreis in erſter Linie in einem ſchulmeiſterlichen Andenken; das Fortleben des Archipoeten war ein ganz anderes ſchon darum, weil in Deutſchland das Vagantenweſen trotz allen Verboten durch Jahrhunderte fortdauerte bis es ſich in dem Treiben der bettelhaften fahrenden Schüler des 16. Jhs. verlor. Der Mönch Adam Salimbene von Parma (1221—90) weiß in ſeiner Chronik[473]) neben ähnlichen italieniſchen Geſtalten von dem Kölner Canonicus Primas[474]), den er ſchon zeitverwirrend um 1233 ſetzt und ſachverwirrend zum Autor der Apokalypſe wie der Beichte (Estuor intrinsecus) macht; und er ſpricht von ihm als einem allzeitfertigen Improviſator, einem trutannus et trufator, in einem Tone, der dem Dichter der Alexandreis ſehr wenig, dem der Beichte ſehr wohl anpaßt: ſo daß es begreiflich wird, wie der Ruf von dieſem „allfertigen Poeten Primas" noch auf Boccaz

472) Müldener, Die zehn Gedichte des Walther von Lille (aus der Pariſer Hſ. 3245.) Hann. 1859.

473) In den Monument. hist. ad provincias Parmensem et Placentinam pertinentia. Parmae 1851. 3, 41 ff.

474) Dieſer Name ſcheint an den Wanderdichtern mehr in Oberdeutſchland gehaftet zu haben, am Niederrhein der des Archipoeten. So nennt Cäſarius von Heiſterbach (Dial. mirac. 2, 15) einen Vaganten Nicolaus, der um 1220 todt. krank zu ſeinem Kloſter gekommen die Kutte nahm, um ſie geneſen alsbald wieder abzuwerfen und davonzulaufen.

kam. Und gewiß ist es viel wahrscheinlicher, daß sich dieser Nachruf bei Boccaz auf einen Deutschen bezieht, der mit dem Erzbischof Rainald um 1164—65 in Italien verweilte und an die Bestrebungen Friedrichs I geknüpft war, als auf Walther von Chatillon[475]; französische Schule und der Aufenthalt in Italien erklären in einem Rheinländer hinlänglich die gewandte Feder, die der Archipoet zu führen verstand; der Muthwille seines kitzlichen Blutes aber mag füglich als ein natürlicher Auswuchs der selbstgefühligen Zeit Friedrichs I angesehen werden, in der, (wie man uns hoffentlich einmal zeigen wird, wenn das erste Geschäft der quellensichtenden Geschichtforschung überwunden ist,) die Anfänge der deutschen Reformation liegen, deren Fortgänge in einer ununterbrochenen Kette von Erscheinungen bis auf Luther zu verfolgen sind. Zu jener Zeit war es, da die Vagantensecte sich zuerst aus Frankreich über Deutschland ausbreitete, da die roncalischen Beschlüsse von 1158 die wandernden Schüler durch ein besonderes scholastisches Privilegium in Schutz nahmen, da dann in den nächsten Jahren der Archipoet sein Wesen trieb, dessen übermüthiger Ton noch 1209 in einer anderen Ecke Deutschlands seinen gleichartigsten Widerklang hat in einem humoristischen Freibrief, den ein Bischof und Archiprimas der fahrenden Schüler, Eurianus, seiner Secte in Oesterreich, Steiermark, Baiern und Mähren ausstellte[476]. Wir glauben daher berechtigt zu sein, in der von Schmeller herausgegebenen Benedictbeurer Handschrift[477], in die zwar viel Fremdes, auch Vulgarpoetisches, eingegangen ist, einen zusammengehörigen Kern von Vagantendichtungen als deutsche Erzeugnisse anzusehen. Liest man nun in der Reihe dieser lateinischen Stücke, in vergleichendem Hinblick

475) Auch O. Hubatsch, die lat. Vagantenlieder des Mittelalters, (Görlitz 1870) erklärt sich gegen Giesebrechts Vermuthung. — Auf die wohlgemuthen Conjecturen von J. Grimm, der in dem Primas den Freidank, und in beiden den Patriarchen Wolfgar von Aquileja entdeckte, begnügen wir uns zu verweisen: Z. S. für deutsche Philol. 2, 408.

476) Im Archiv für Kunde österr. Geschichtsquellen. tom. 6. 1851.

477) Für den lit. Verein in Stuttgart: Carmina Burana. 1847.

auf den deutſchen Minnegeſang, zunächſt nur die amatoriſchen Lieder voll Gelehrſamkeit und antiker Mythologie, die oft an die ſpaniſchen Lyriker klaſſiſcher Färbung anklingen und theils in altklaſſiſchen Metren, theils in den accentuirten trochäiſch catalectiſchen Verſen geſchrieben ſind, die ſchon in der römiſchen Volksdichtung gebraucht worden waren, und darunter die lateiniſchen Nachbildungen einzelner Stücke unſerer Minneſinger, von denen der Dichter zuweilen, und nur von ferne, den Inhalt, immer und genauer den Strophenbau wiedergab, offenbar in dem Zwecke, die Worte der Spiel- und Tanzweiſe angepaßt zu halten, ſo iſt es ein ſeltſamer, befremdender Unterſchied. Wir könnten uns in ſo vielen vagen deutſchen Minneliedern wie fremd fühlen, in dieſen lateiniſchen Gedichten fühlen wir uns deutſch. Jene ritterlichen Formen und Weiſen ſind untergegangen, dieſe Lieder des gelehrten Vaganten haben in der verwandten Studentenwelt den gleichen Ton bis zu dieſem Jahrhundert gehalten und ſind in einzelnen Theilen (wie aus jener Beichte des Golias[478]) das allbekannte meum est propositum) bis heute lebendig geblieben. Denn viele dieſer Gedichte ſind voll von einer immer gültigen Natur, von einer klaſſiſchen Anſchauungsweiſe, und daher, wie Grimm ſagt, von einer unvergänglichen Kraft. In dem Augenblicke gerade, wo in den geiſtlichen, dramatiſchen Myſterien die lateiniſche Dichtung und Sprache in große Rohheit abſank, tritt ſie in dieſer ungeiſtlichen Lyrik in einer Friſche und Stärke auf, wie erſt in den Tagen Friſchlin's und Naogeorgus' wieder, und ſie entwickelt neben der höchſten Fertigkeit in Reim- und Wortſpielen eine Beweglichkeit des Gedankens und eine Weite des Geſichtskreiſes, wogegen die Minnedichtung (immer den Einen Walther v. d. Vogelweide ausgenommen) ganz verengt erſcheint. Die größte Kraft tritt allerdings erſt in der geiſtlichen Polemik zu Tage. Die „rebelliſchen" Gedichte eifern, in dem Tone in dem Barbaroſſa mit den Päbſten redete, gegen Roms unerſättliche Herrſchſucht, gegen

478) Carmina Burana. N. 172.

ſeine Unterdrückung von Wahrheit und Recht, gegen ſeinen Götzendienſt vor Plutus' Altare, gegen ſeine Käuflichkeit und Beſtechlichkeit, Simonie und „Glezie", gegen den Verkauf des Chrisma und der Hoſtien; in dieſen Preisſtücken einer kraftvollen Invective ſchallt es wie die Stimme Luthers ſchon im 12. Jahrh. Ebenſo eindringlich ſind die Ermahnungen an die Geiſtlichen, die anders reden und anders handeln und blind die Blinden leiten wollen, und die Warnungen vor dieſem unſicheren irdiſchen Hauſe, die Wegweiſung von ſeinen eitlen Freuden. Ueber dieſen Gegenſtänden ſpricht aus dieſen Dichtungen ſtellenweiſe ein Geiſt finſterer Ascetik; in anderen Sittenſprüchen von allgemeiner ſittlichem Inhalte und oft ſatiriſcher Form werden ſie wieder ganz praktiſch weltlich, von der vielſeitigſten Umſicht, dabei doch von der wohlthuendſten Strenge. Aber nicht von dem diogeniſchen Geiſte dieſer Gnomen wollten wir reden, ſondern von der epikureiſchen Ader in den Trink- und Mai- und Minneliedern. Man vergleiche den dithyrambiſchen Schwung der Trinklieder* (Nr. 175. 179 u. a.) mit der ſo viel vertheidigten Wiener Meerfahrt, und verwundere ſich, wie viel näher dieſe fahrenden Geiſtlichen dem Volke, der menſchlichen Natur, der, ſo zu ſagen, natürlichen Natur des Menſchen ſtanden, als der ritterliche Adel. Man leſe dann vergleichend die Sommer- und Minnelieder; ſie ſind von einer natürlichen und ſinnlichen Kraft, wie die deutſchen nur in den ſeltenſten Ausnahmen. Es iſt wahr, in manchen ſind die Freuden der Liebe in der antiken Sprache mit antiker Nacktheit geſchildert; die Liebesmoral iſt die ſchlimmſte, wenn die fahrende Liebe als die beſte beſungen wird; das „feine Maaß" fehlt, ſagte J. Grimm, nicht aber fehlt es an „Geiſt, Sinn und Lebensfreude", worin aller Dichtung Preis gelegen iſt, woran es dem deutſchen Minneliede ſo vielfach fehlt. Sollen wir die Vergleichung in Ein Wort preſſen, ſo würden wir die derbe, friſche Zeichnung des profanen Theils dieſer Gedichte zu der Maſſe der Minnelieder in Werth und Art vergleichen wie unſern Bürger, den der verwandte Geiſt berührte, als er das meum est propositum über-

setzte, zu dem ganzen Schwall der romantischen Lyrik Tieck'scher Periode. Wobei nur der bei weitem beste Theil dieser Dichtungen, ihre ernsten gnomischen Bestandtheile und die großartige kirchliche Polemik noch ganz außer allem Vergleiche bliebe.

Aus den Ansprüchen auf Reichthum des inneren und äußeren Lebens, selbst nur in dem Maaße wie sie diese lateinische Dichtung befriedigt, muß jeder weichen, der die Minnesinger zur Hand nimmt; auf Nahrung für den Geist darf man nicht hoffen; der Nahrung für das Gemüth wird man aber unvergleichlich viel mehr darin finden, als dort, obgleich auch in ihr der strengere Beurtheiler manch ungesunden Stoff lieber ausscheiden würde. Die Lyrik der Ritterſänger dreht sich fast nur um die Liebe. Es ist die Zeit, von der an kein Roman, kein Drama, kein Epos mehr in Europa gedichtet ward, ohne daß diese den Mittelpunct der Sache ausmachen oder zu den reizendsten Episoden dienen müßte. Wir glauben die Wichtigkeit und Unentbehrlichkeit dieser Wendung in der neuern Kunst ganz zu erkennen. In unserer Welt, wo die Poesie aus dem Leben völlig entschwand, wo Alles, die Schwierigkeit des Lebensunterhalts, die angestrengte Thätigkeit des Kopfes und der Hände darauf hinstrebt, vorzugsweise den Verstand und den praktischen Sinn auf Kosten des Gemüths zu bilden, konnte die Dichtung, falls sie sich behaupten wollte, nicht besser thun, als wenn sie sich des eben reifenden Jünglings, wenn die erste Geschlechtsliebe ihn sinnig und weich macht, gewaltig bemächtigte. Es frage sich Jeder, der Sinn für Edles und Gutes in sich hat, ob er ihn der Erziehung, der Schule, dem Umgang, der Religionslehre mehr zu verdanken habe, als (von der angeborenen Natur abgesehen) den Grundsätzen, die sich in jenen Jahren der ersten gemüthlichen Versenkung bilden auf den Anstoß der Dichtung, die nun erst für den Jüngling Reiz erhält, wenn ihn jener vorherrschende Zug in ihrem Inhalte ergreift. Die heilige und sanfte Stimmung des Menschen in dieser Zeit, im Vereine mit einer Dichtkunst, die diese Stimmung hervorzurufen und zu unterhalten ganz geeignet ist,

hält in uns allein eine ideale Seite gegen die äußerliche Welt aufrecht: denn in ihr setzen wir uns noch über Rang und Stände, über Brodsorgen und Convenienzen und Alles, was an unserer edleren Natur gefährlich nagt, hinweg; in ihr treten wir in die erste nähere Beziehung zu dem Weibe, das in der neuen Zeit die poetische Seite der Gesellschaft bildet, wie es in der alten Welt der Mann that, weil ehemals auf dem Manne, wie heute auf dem Weibe die Last des Lebens nicht so unmittelbar ruhte, weil das Weib heute, wie einst der griechische Bürger, den gemeinen Berührungen des Lebens, den Einwirkungen des Rangsinns, den Verderbnissen durch niedrige Beschäftigung und Erwerbsucht nicht so ausgesetzt, weil es von Natur schon mehr als der Mann gemacht ist, mit der höchsten geselligen Ausbildung den Sinn für Natürlichkeit und die ursprüngliche Einfalt des Menschen zu vereinen. Die geänderten äußeren Verhältnisse in neuerer Zeit bedingten sogar diese Art Gefühle, die in der neueren Dichtung so ausschließlich behandelt sind, mehr als man glauben sollte. Die Beschwerden unseres Lebens wehren uns den leichten Genuß und die rasche Befriedigung der Alten; sie schrecken uns in uns zurück, sie erzeugen die unbestimmte Sehnsucht nach einer Gefährtin, die uns die Lasten des Lebens tragen hilft, und diese Lasten kannte der Grieche so wenig, wie unser eheliches und häusliches Glück. Ohne das Weib wäre für jede feinfühlende Seele das heutige Leben nicht zu ertragen, und es war eine wohlmeinende Fügung der Vorsehung, daß, als sie die Ordnungen der alten Welt und mit ihnen den Seelenadel der alten Männer zerstörte, sie die Frauen aus ihrer Unterordnung heraushob und zur Herrschaft über die Gemüther berief, ohne welche die neue Welt in Gemeinheit der Bestrebungen aufs tiefste hätte herabsinken müssen. Wo das Weib aus dieser schönen Bestimmung herausweicht und seine Unabhängigkeit misbraucht, wird sich das Leben nicht auf einer Höhe erhalten können, die dem menschlich Empfindenden genügte. Nur wo das Weib, nachdem man ihm jene größte und schönste Gewalt einräumte, von

jeder Anmaßung einer weiteren Herrschaft absteht, nur wo es dieser Aufopferung des Mannes jene andere entgegenbringt, mit der sich jeder ächt weibliche Charakter des Mannes und seiner Bedürfnisse pflegend annimmt, nur wo häusliche Tugend im Weibe aufrecht erhalten wird, nur da wird das Weib die würdige Stellung würdig ausfüllen, die ihm die Natur angewiesen hat. Wir dürfen es freudig sagen, kein Volk der Welt kann sich in alter und neuer Zeit hier mit uns vergleichen. Und mögen Christenthum und Naturanlage zur Erschaffung und ersten Gestaltung dieses Verhältnisses in der neueren Gesellschaft das Frühere und Wesentlichste gethan haben, so ist es gewiß, daß erst das ritterliche Leben und diese ritterliche Minnedichtung demselben seine Blüte gegeben, so wie hernach die folgende Zeit des bürgerlichen Hausstandes erst die Reife hinzugab.

Dieselben Regungen, die den Menschen bei dem Heraustreten aus dem thatenlustigen Knabenalter in die Zeit der ersten geistigen Bewegung und gemüthlichen Innigkeit ergreifen, bestimmten damals die Veränderungen in dem Leben und Treiben der Ritterwelt, in ihren Liedern und Dichtungen. Daß diese Regungen sich zuerst und vorzugsweise dieses Standes bemächtigten, war natürlich; für den geistlichen Stand sollte die irdische Liebe zu materiell sein; dem bürgerlichen, der noch kaum bestand, lagen die geistigen Verschönerungen eines körperlichen Triebes in zu großer Ferne. Die neuen Verhältnisse, die an den Meeren Verkehr und Rührigkeit nährten, die Mischungen der Völker, die kreuzritterlichen Kämpfe um einen ganz idealen Gegenstand betrafen den Ritterstand zuerst und zunächst und machten ihn für geistige Thätigkeit empfänglich; das Christenthum fing an seine Rohheit zu brechen und sein Gemüth zu beschäftigen; edelmüthig lieh er jetzt seinen Arm der Kirche und seinen Schutz dem schwachen Geschlechte. Je inniger die deutsche Natur von Haus aus ist, desto tiefer wurde es hier mit dem Gottes- und Frauendienste gemeint, desto heiliger stimmten sich die Herzen, desto bestimmter legte man das ausschließliche Wohlgefallen an Waffenthaten ohne höhere

Zwecke, an der alten Heldensage und dem historischen Liede ab, und wandte sich auf das Seelenleben. Dies begreift der besser, der selbst in dem Alter steht, das solche Veränderungen hervorbringt, und der wird den Liedern, die damals unsere Ritter sangen, am meisten abgewinnen, der solch ein inneres Leben am tiefsten durchgemacht hat. Wer nicht aus seiner Jugend Erinnerungen übrig hat an die Zeit der geschlechtlichen Reife, wer Dante's vita nuova gelesen hat, ohne sich bei deren Inhalt eines ähnlichen aus seinem eigenen Leben zu erinnern, wer durch altkluge Erziehung oder durch eingeborne Verständigkeit und Prosa vor den Zeiten der ersten Jugendliebe ungeprüft vorüberging, dem werden wir nicht leicht einen Begriff von dieser Periode des Mittelalters, schwerlich eine Vorstellung von den Quellen dieser Dichtung, gewiß keinen Geschmack an der Lyrik unserer Ritterſänger beibringen. Das Seelenleben mit all seinen Wundern überwand in ihnen das Wohlgefallen am Waffenleben, der Frauendienst, der bei den Edelsten als ein sittlicher Talisman, als ein Mittel der inneren Reinigung angesehen war, trat über den Ritterdienst, die Waffen hatten nur noch Bezug auf Religion und Frauen; die Turnierpreise vergaben diese, und ihnen diente man mit Gesang und Lied wie mit dem Schwerte.

Sobald das Minnelied in den ritterlichen Kreisen in der Volkssprache ertönte, entschied sich die ausschließliche Herrschaft des Ritterstandes auf diesem Gebiete der Dichtung; man hätte es unerträglich gefunden, daß der geistliche Stand gerade in dieser Gattung in allgemein verständlicher Sprache öffentlich als Mitwerber aufgetreten wäre. Es ist eine Ausnahme, daß der Kirchherr Rost zu Sarnen und jener muntere Ulrich von Winterstetten, der in Augsburg Domherr war, mit Minneliedern in unsern Sammlungen stehen; Bruder Eberhard von Sar hat nur ein geistliches Lied geliefert; und außer diesen wären wohl nur noch der Bruder Wernher zu nennen, dessen Bezeichnung als Bruder vielleicht nur einen Pilger meint, und ein Kraft von Toggenburg, in dem man einen Probst des Namens an der Abtei

in Zürich vermuthete, wenn man nicht einen Raufbold in ihm sehen darf, der 1260 in den Fehden seines Hauses mit St. Gallen erschlagen ward. Von dem Bischof von Constanz, Heinrich von Klingenberg, der nach Hadloub Wort und Weise kannte, ist nichts erhalten; an dem ungebildeten Abte von St. Gallen, Wilhelm von Montfort, fand es Hugo von Trimberg seiner Zeit sehr zu tadeln, daß er Tagelieder machte. Das ritterliche Minnelied erscheint auch überhaupt von geistlichen Einflüssen jeder Art fast gänzlich frei; man würde eine engere Anlehnung an den lateinischen Minnegesang der Kleriker, die doch so nahe gelegen hätte, vergebens nachzuweisen suchen. Die Anlehnung an den lateinischen Kirchengesang aber könnte höchstens die Formen betreffen; und auch in dieser Beziehung läßt sich kaum Eine Gattung des Minnegesangs aus geistlicher Poesie herleiten. Die Leiche, jene durchcomponirten, kunstmäßigeren, für Einzelgesang bestimmten Gedichte von dem freieren Baue der Cantate, von vielfach wechselnden Verslängen und Maaßen, führt man auf die Sequenzen des Kirchengesanges zurück; auch blieben sie vorherrschend, wiewohl sie auch zu Reigen und Tanzbegleitung gebraucht wurden, ernsten und erbaulichen Inhalts. Sonst ist die ganze Fülle der Formen, der Reimkunst, des Vers- und Strophenbaues originelles Verdienst der ritterlichen Sänger, nur daß sie in ihren Anfängen, bei uns wie in der Provence, dem Volksliede verpflichtet waren. In Deutschland schien die Volksdichtung bis ins 12. Jh. kaum einen Unterschied zu kennen zwischen epischen und lyrischen Formen. Die kurzen, viermal gehobenen reimgepaarten Verse, die wir die erzählende Poesie beherrschen sehen, treten, wie wenig sie einer entwickelteren Lyrik zusagen konnten, bei unserm ältesten Minnesänger auch noch im Liede, gelegentlich selbst durch ein ganzes Lied durchgeführt, auf. Die Nibelungenstrophe, aus reimgepaarten Langzeilen zusammengesetzt, in welchen durch die Verbindung je zweier Kurzverse die alte epische Langzeile der Stabreimdichtung hergestellt war, durchzieht auch die lyrischen Gedichte des ältesten Minnesängers, des Kürenbergers, und

findet sich dann unter kleinen Modificationen bei Meinlo von Sevelingen und bei späteren, von der Nachbildung romanischer Verskunst unberührten Dichtern noch vor. Bei beiden genannten Meistern, wie bei Dietmar von Aist, der urkundlich von 1143 ab nachgewiesen ist und 1171 als der Letzte seines Geschlechtes starb, und so auch in den Liedern Heinrichs von Rugge (um das letzte Viertel des 12. Jhs.) begegnen noch wie in der gleichzeitigen Epik statt der Reime bloße Assonanzen und die nach alter Art gemessenen stumpfen Reime, denen in andern Strophen klingende entsprechen müssen. Und wie in den Formen, so sieht man diese älteste Lyrik auch noch dem Inhalte nach mit der Epik verwachsen in den erzählenden Einkleidungen der mehr gegenständlich behandelten, mehr individualisirten, volksliederartigen Gesänge, die von einem Reize schlichter Einfalt und Unschuld überzogen sind, welcher durch die noch ungelenke Sprach- und Verskunst nicht wenig erhöht wird. Ganz so fing auch die provenzalische Lyrik mit den volksthümlichen Liebesliedern, den episch gehaltenen Romanzen und Pastoretas, den Balladen und Albas (Tanz- und Tageliedern) der Wilhelm von Poitiers, des Cercamons und Marcabrus an, und dort setzte noch ein Girard de Borneuil gerade in diese Stücke, die im Volksmunde umliefen, seinen Stolz. Von besonderem Interesse ist für uns dann, daß die Anfänge dieser lyrischen Kunst wieder auf Oesterreich hinweisen, wo sie sich unabhängig von romanischen Einflüssen hart auf dem Fuße der geistlichen Dichtung entwickelten, wo uns die ältesten bekannten Marienlieder bis nahe zu der Zeit des beginnenden Minnegesanges heranführten, die bis um und vor die Mitte des 12. Jhs. vorgeschoben werden muß[479]. Dietmar von Aist, dessen Burg im Lande ob der Enns zwischen Ried und Wartberg lag, rückt örtlich ganz nahe zu dem Kürenberger; unser ältester Spruchdichter, der unter anderen Gönnern einen (urkundlich schon 1128 bezeugten)

479) Wir übersehen jetzt die Gruppe unserer ältesten Minnesänger, die dem 12. Jh. angehören, in reinlicher Zusammenstellung in des Minnegesangs Frühling. ed. Lachmann und Haupt. Leipzig 1857.

Wernhart vom Steinberge (Gräfenſteinberg bei Gunzenhauſen) ſeiner Milde wegen rühmt, wird in dem benachbarten Baiern zu Hauſe ſein, und die im Alter nächſtſtehenden Altram von Greſten (in Oeſterreich unter der Enns), der Burggraf von Regensburg (wahrſcheinlich Heinrich von Stevening und Rietenburg 1161—76), Meinlo von Sevelingen (bei Ulm) und ſein Nachbar Heinrich von Rugge halten uns an der Donau feſt. Dieſer volksartigen Lyrik des Südens reichte nun aber ſofort eine neue, franzöſiſchen Vorbildern nachfolgende ariſtokratiſche Liederkunſt von Weſten her die Hand, wie es in der Epik geſchah; und wie in dieſer gewann es der fremde Geſchmack über den heimiſchen; hier wie dort werden wir im Geleite dieſer Veränderung äußerlich in die Umgebung von Fürſten und Höfen, innerlich in eine durchweg conventionelle Dichtungs- und Sinnesweiſe übergeführt. Den Heinrich von Veldeke, in deſſen Liedern zuerſt der franzöſiſche Einfluß erkenntlich iſt, haben wir am Thüringer Hofe ſich niederlaſſen ſehen; Friedrich von Hauſen, der am Rhein und wahrſcheinlich auch am Niederrhein wie Veldeke zu Hauſe war, der auch mit deſſen Cueit bekannt geweſen ſcheint, war ein Vertrauter Kaiſer Friedrichs I, von ihm in wichtigen Geſchäften gebraucht, mit ihm nach dem heiligen Lande ausgezogen, wo er am 6. Mai 1190 in einem Gefechte bei Philomelium als tapferer Streiter in Verfolgung der Türken beim Ueberſetzen über einen Graben ſtürzte und den Hals brach. Bei beiden erſcheint die neue Kunſt alſobald ſo umgewandelt, ſo reich an Formen, ſo gewandt in Sprache, als ob ſie mitten in ihrer Blüte, nicht in ihren Anfängen ſtände: nur daß man bei Hauſen, deſſen Lieder wenigſtes bis 1180 zurückgehen [480], noch auf einfachere Formen und theilweiſe Reimfreiheiten zurückblickt, wie umgekehrt bei Dietmar von Aiſt, unter deſſen Stücke allerdings wohl ungehörige, ſpätere gerathen ſein mögen, ſchon die künſtlichen Strophen- und Versbildungen der jüngern Dichter beginnen. Für

480) Ueber die Anordnung derſelben vgl. Müllenhoff in Haupts Z. S. 14, 133.

den Nachweis der romaniſchen Ueberwirkungen auf unſere ritterliche Lyrik ſind neuerdings unzweifelhafte Kriterien gewonnen worden. Die Lyrik der Provenzalen, in ihrer Reimkunſt durch eine Fülle von betonten Ableitungsſilben ungemein begünſtigt, war bald in ein Syſtem geſuchter Erſchwerungen durch überhäufte und ſeltſame Reime gerathen, das von den ernſteren Poeten ſchon frühe getadelt wurde: ſpielnd gelang ihr, ſich in einreimigen Strophen nach Art der epiſchen Tiraden zu ergehen, Binnenreime bis zur Ungebühr zu häufen, in Einer Strophe lauter „Körner", ledige Reime auszuſtreuen die erſt in der folgenden gebunden wurden, die Reime (wie im Sonnett) in umgekehrter Ordnung zu binden, gleiche Reime, durch die beiden Stollen (den Aufgeſang) und den Abgeſang durchzuführen in den dreitheiligen Strophen, einer gewöhnlichen, dem muſikaliſchen Bedürfniß entſprungenen Gliederung, die die romaniſche und mehr noch die germaniſche Liederkunſt beherrſchte. In der Beibehaltung der Stollenreime, im Abgeſang und in der Anwendung daktyliſcher Rhythmen nun hat der neueſte Erforſcher der romaniſchen wie der deutſchen Vers- und Reimkunſt [481]) den greiflichen Einfluß entdeckt, den die romaniſche Lyrik auf eine Reihe von deutſchen Minneſängern geübt, außer Veldeke und Hauſen auf die Schweizer Rud. von Neuenburg und Walther von Klingen, auf die Oberdeutſchen Ulrich von Gutenburg, den von Johannsdorf, Heinrich von Morungen, Hildbold von Schwangau († um 1220), den Markgrafen von Hohenburg (Diepold von Vohburg † 1226), Bernger von Horheim, Bligger von Steinach, Gottfr. von Neifen, Ulrich von Liechtenſtein u. A. Bei einzelnen wurden ganze Strophen nachgewieſen, deren Vorbilder unter den Troubadourgeſängen aufgefunden ſind, bei Hauſen und Neuenburg ſelbſt Nachahmungen des Inhalts von Liedern Folquets von Marſeille, deſſen Geſänge wie die von Pierre Vidal dem Neuenburger faſt

481) Bartſch, Ueber die Reimkunſt der Troubadours, in Eberts Jahrb. I. Der Strophenbau in der deutſchen Lyrik, in Germ. 2, 257. Der innere Reim in der höfiſchen Lyrik, ib. 12, 129.

gleich bei ihrer Entstehung müssen bekannt geworden sein. Die deutschen Sänger, mit ihrem Reimstoffe so sehr viel ungünstiger gestellt, wetteiferten nun mit diesen romanischen Meistern in diesen Künsten verwickelter Strophenbildung, Reim-Häufung und Verschlingung, und sie erschwerten sich die Sache noch ungemein dadurch, daß sie es als einen Diebstahl brandmarkten wenn die Töne und Melodien des Einen von einem Andern nachgeahmt wurden (wovon man bei den Provenzalen nichts wußte), ja daß die öftere Wiederholung der eigenen Töne von demselben Dichter vermieden ward. Diese Mannichfaltigkeit der strophischen und musikalischen Formen aber begrub nothwendig die Freiheit des Geistes und der Phantasie unter den Spielereien der technischen Verkünstelung, so mühelos und ungezwungen sie zu gelingen schienen; in dem Maaße, wie in dem Hochsommer der ritterlichen Kunst, in ihrer Herbstwelke, ihrem Uebergang zu dem Winterfrost des Meistergesangs diese Formerschwerungen wuchsen, sank der gefühlige Ton und der geistige Inhalt der Dichtung herab. Gleich bei den Hausen und Veldeke, mit denen das eigentliche Minnelied beginnt, greift auch, so weit dies bei der einfachern Bildung und dem vorschlagenden Gemüthswesen der Deutschen möglich war, mit der Verfeinerung der Form die Ueberfeinerung der Vorstellungen, die dialektische Spitzfindigkeit, das gezwungene Concetto, was alles allezeit eine Eigenheit der romanischen Kunst blieb, in die deutsche Liederkunst über. Ohne dies plötzliche Hereindrängen der fremden Muster würden sich die Uebergänge der volksthümlichen Formen, die wohl den Wächter- und Tageliedern, den Tanz- Frühlings- und Herbstliedern ursprünglich unterlagen, in den höfischen Ton allmählicher verschliffen haben: jetzt hat man es alsbald mit einem bereits Fertigen zu thun, in dem Alles gleich anfangs in die ritterliche Standes- und Zeitsitte ganz eingetaucht ist. Das eigentlich so benannte Minnelied erhielt dadurch zugleich etwas zufällig Conventionelles und sittlich Wurmstichiges, ein Doppelgewicht das auch die genialste Dichtung niederhalten mußte. Ueberall blickt

man durch auf den heikel-ceremoniellen, demüthig-gnadeflehenden Vaſallendienſt der oft unebenbürtigen Liebenden, bei den in Launen und Anſprüchen vornehm-verwöhnten Frauen, um eine kleinſte Huld oder eine größeſte Gunſt, nicht bei Jungfrauen um eine Hingabe für das Leben, ſondern um eine entziehbare Belehnung mit unrechtmäßigem Gute, bei Vermählten, deren Namen der in der Unzucht noch züchtige Deutſche nicht nennen darf, die mit Merkern umſtellt ſind auf die der Werber zu grollen, deren Hut er durch vertraute Liebesboten oder mit ſeinen poetiſchen Liebesbotſchaften zu durchbrechen hat. In den Liedern ſolcherlei Inhalts (den Reflexen des gezwungenen Gedankenlebens der Hoffnungsloſen die an zu hoher unzugänglicher Stelle lieben, der Ungeduldigen die aus Laune oder aus Abneigung, mit oder wider Willen hingehalten werden, der Geſchiedenen die eine zeitweilige oder dauernde Ungunſt der Geſchicke kreuzt, der Grübelnden die ſich über Weſen und Natur der unbegreiflichen Liebe den Kopf zerbrechen), herrſcht die gedankenhafte, geiſtreiche Manier franzöſiſcher Redekunſt vor; die zahlloſen Stücke dagegen, die die Stimmung der minniglichen Empfindſamkeit an Natur und Jahreszeit, das Wohl und Wehe der Liebe an die Sommerfreuden und Winterleiden knüpfen, ſind mehr muſikaliſcher Art, reicher an Gefühl, dem Naturlied und Naturleben des Volkes näher; aber ſie ſind eben von ermüdender Gleichmäßigkeit, weil die wenigſten dieſer Poeten verſtanden, ein ſo gleichmäßiges Thema durch die ſcharfen Züge perſönlicher Eigenart verſchiedengeſtaltig zu prägen. Zur Charakteriſtik dieſer Fülle von gleichen, wenn auch immer variirten, dem Inhalte nach eintönigen, den Formen nach vieltönigen Geſängen dieſer Dichter, die ſich ſelber Nachtigallen nannten, hat Jakob Grimm[482] nichts anwendbarer gefunden, als das Gleichniß des Vogelgeſangs, weil wie in dieſem „in ihrem überreichen nie zu erfaſſenden Tone jeden Augenblick die alten Schläge in neuen Modulationen wiederkommen“[483]

482) Ueber den altdeutſchen Meiſtergeſang p. 37.

483) In der Auswahl der Minneſänger von Bartſch, Deutſche Liederdichter

Diese ganz aristokratische Kunst bedurfte und suchte sich, wie wir angaben, feinere Gönner und Pfleger an vornehmeren Wohnstätten. Sie ließ die herumwandernden Sänger und Harfner, die nicht in höheren Kreisen ebenbürtig waren, in Verachtung sinken; die geadelte Kunst verlangte adlige Sänger; sie ging aus der Pflege der Spielleute in die von Königen und Fürsten über; sie ward von den Märkten und Dörfern an die glänzendsten Höfe versetzt, an die prachtvollsten Feste und in den Kreis der Frauen eingeführt, an Fürstengunst, an Ehren und große Gaben gewöhnt. Wir führten auch bereits an, daß wir, was diese äußeren Verhältnisse angeht, damals Erscheinungen beobachten, die den neueren im 18. Jh. sehr entsprechen. Unsere großen Fürsten damaliger Zeit gelangten nicht zu einer umfassenden Beschützung der neuen Kunst. Wir sagten schon oben, daß Friedrich I sich mehr der romanischen Dichtung zuwandte; unter den späteren Staufen dichteten zwar Heinrich VI, wie es scheint, selbst, und so auch Konradin; Konrad IV und Friedrich II entbehren nicht des Preises der höfischen Dichter; allein die Ungunst der Zeiten und Schicksale gestatteten ihnen, wie auch dem großen Welfen, Heinrich dem Löwen, kein geregeltes und ruhiges Interesse an Literatur und Kunst. Das Verhältniß der deutschen Dichtung zu Friedrich I und Heinrich wiederholte sich dann gleichsam in Rudolf und Ottokar. So ward der höfische Gesang an die kleineren Höfe gewiesen, wo er eine freundliche Aufnahme fand. Thüringen und die babenbergischen Herzoge von Oesterreich streiten sich um den Ruhm, die gastfreundlichsten Stätten für die wandernden Hofsänger gewesen zu sein, und die-

des 12—14. Jhs. (Leipzig 1864) ist ausdrücklich Rücksicht genommen auf Zusammenstellung des Verschiedenartigen und Ausschluß des Farblosen. Dem vergleicht sich eine Abhandlung Uhlands über den Minnegesang. Schriften tom 5. p. 111—283. Sie ist das Beste, was man über das Beste in dieser Dichtung sagen kann. Das Ausheben freilich aller Züge von Besonderheit in dieser vagen Lyrik verleitet nothwendig zu einer optimistischen Beurtheilung, wie Schiller umgekehrt durch das Verweilen auf dem allgemeinen Eindruck der Massen zu einer pessimistischen gelangen mußte.

ſer Wetteifer iſt gleichſam in dem Wartburgkriege verewigt mit den zum Theil mythiſchen Namen der Sänger. Wie ſchön und groß die Theilnahme der Friedrich, Leopold VI und VII (1198—1230) von Oeſterreich geweſen war, ſagen viele preiſende Lieder der ehrenhafteſten Sänger, der Reinmar und Walther, der ihrem Hof nur den des Arthur vergleichen wollte. Ueber ganz Oeſterreich, Tirol, Steiermark, Kärnten, Friaul und Böhmen dehnt ſich die lyriſche Dichtung aus, hier mit aller Anlage eine recht fröhliche Kunſt zu werden, wenn nicht die politiſchen Schickſale und der Charakter der ſpäteren Herrſcher entgegen geweſen wären. Auf dem thüringiſchen Hofe und dem Landgrafen Hermann (1190—1216) aber blieb der Hauptglanz hängen. Von ihm perſönlich rühmen es etwas ſpätere Berichte, daß ſeine Freigebigkeit und fürſtliche Milde mit ſeiner Luſt an geiſtiger Beſchäftigung Hand in Hand ging; daß er ſelten zu Bette kam, ohne vorher aus der heiligen Schrift etwas gehört zu haben, oder von der „muthigen Freudigkeit der alten Fürſten und Herren[484]“. An ſeinem Hofe fanden die früheſten und die beſten Sänger Aufnahme, und die Freigebigkeit und rückſichtsloſe, uneingeſchränkte Gaſtlichkeit war ſo groß, daß es den ernſteren Walther und Wolfram zu weit ging[485]. Nicht allein in der neueren Zeit hat dieſe Gegend wieder den Ruhm der Pflege deutſcher Talente ſich erworben, auch im 17. Jh. hatte die adlige Kunſt hier ihren Mittelpunct. Und wie in dieſer Zeit die Adels-

484) S. die alte Lebensbeſchreibung (um 1315—23) des heiligen Ludwig von Thüringen († 1227), die Friedrich Köbiz von Salfeld, Rector der Kloſterſchule von Reinhardsbrunn aus einem lat. Originale, das wahrſcheinlich von Ludwigs Kaplane Berthold verfaßt war, überſetzte. In der Ausgabe von H. Rückert (1851.) p. 8.

485) Parzival 297, 16 ff.

Von Dürgen fürste Herman,
etslich dîn ingesinde ich maz, daz ûzgesinde hieze baz.
dir wære och eines Keien nôt, sît wâriu milte dir gebôt
sô manecvalten anehanc, etswâ smæhlîch gedranc
unt etswâ werdez dringen. des muoz hêr Walther singen:
„guoten tac, bœs unde guot.“ swâ man solhen sanc nu tuot,
des sint die valschen gêret.

dichtung besonders von Nord und Osten her dorthin sich sammelte, so ging sie in der 2. Hälfte des 13. Jhs., die ohnehin sehr viele Aehnlichkeit mit der Zeit des 17. Jhs. hat, gleichsam von Thüringen in jene rauheren Gegenden aus, die vorher keinen Antheil an der Dichtung im Westen und Süden genommen hatten. Wir haben eine ganze Reihe von nordöstlichen Fürsten aus der zweiten Hälfte des 13. Jhs., die Alle persönlichen und thätlichen Antheil an der lyrischen Kunst nahmen, und zum Theil in nahen Verhältnissen zu dem thüringischen Hause standen. In nächster Nachbarschaft waren die Grafen von Henneberg, unter denen Poppo VII der Weise († 1245) vom Marner und von Bruder Wernher als der Trost der fahrenden Sänger genannt und so im Wartburgkrieg neben Hermann von Thüringen gefeiert wird. Ein Bruder von ihm ist Graf Otto von Botenlauben († 1244), von dem uns einige Minnelieder erhalten sind[486]. Herzog Heinrich I von Anhalt († 1252) war Hermann's Schwiegersohn; dessen Neffe ist der Markgraf Heinrich III der Erlauchte von Meißen (1288), mit dem wieder Johann I von Brabant († 1294), der berühmte Sieger von Wörringen verschwägert war, der sogar mehrseitig mit dem thüringischen Hause verwandt erscheint[487]. Alle stehen als Dichter in unseren Sammlungen von Minneliedern, und Meißen insbesondere fing schon damals an mit den Südlanden um den Vorzug zu streiten; Rumzlant (1260—90) verficht die Gaben der Sachsen gegen die der Baiern und Schwaben, die sonst als die vorzüglichsten Sänger galten, und Heinrich von Meißen (Frauenlob) verachtete schon die berühmtesten Dichter des Südens. Heinrich von Anhalt war Vormund Johann's I von Brandenburg, von dessen Sohn Otto IV mit dem Pfeile (1308) gleichfalls einige Lieder auf

---

486) Ueber seine Lebensverhältnisse siehe L. Bechstein, Geschichte und Gedichte Otto's von Botenlauben. 1845. 4.

487) Die unter seinem Namen überlieferten Lieder haben Willems (Oude vlaemsche liederen. Gent 1848) und Hoffmann von Fallersleben (Germ. 3, 154) ins Niederländische zurückgetragen.

uns gekommen sind. Er wieder bildet den Mittelpunct mehrerer befreundeter Fürsten wie Wenzel II von Böhmen, Ottokar's Sohn, († 1305), Wizlaw IV von Rügen[488]) († 1305) und Heinrich IV von Breslau (1290), die alle im Minnesängercoder stehen, obgleich zum Theil aus slavischen Häusern. Ein besonderer Charakter bildete sich übrigens in diesen höfischen Kreisen nicht, nur landschaftlich scheidet sich die sonst vage lyrische Kunst wohl ab. Oesterreichs Dichtung wird sich uns weiterhin in vielen Stücken eigenthümlich charakterisiren; Baiern theilte sich in den Nithart'schen und Wolfram'schen Geschmack, die ohnehin nicht so weit auseinander liegen als es scheinen sollte; hier blieb immer ein Hang zum Wohlgefallen an allem Mysteriösen und Phantastischen, wie es denn bezeichnend ist, daß hier die Legende und die Mystik wie zu Hause blieb, daß hier fast zu allen Zeiten das Rückblicken auf das Ritterliche, die Anhänglichkeit an das Mittelalter sichtbar war, und daß fast alle bairischen Dichter jener Zeit, Wolfram, Nithart, der Tanhäuser und der Brennenberger in Mythe und Fabel übergegangen sind. Mit dem Fortschritt der lyrischen Kunst nach Norden und Osten, werden wir später sehen, ändert sich der ganze Charakter dieses Zweiges, so sehr wirkten hier die klimatischen und provinziellen Unterschiede ein. Schwaben hat, scheint es, in seinen besseren Dichtern die rechte Mitte gehalten zwischen der zu oft ins Rohe herabsinkenden Heiterkeit der österreichischen Sänger, und der vagen Allgemeinheit und dem elegischen Anstrich der rheinischen und schweizerischen. Diese letzteren bilden unter sich einen ganz eignen Körper, der mit am besten den allgemeinen Charakter unserer Minnepoesie vertrit. Von fast allen schweizerischen Minnesängern, so wie auch den benachbarten Tirolern (Leutold von Seven, von Rubin, Walther von Metz, unweit Seven, und Anderen, der späteren hier nicht zu gedenken,) haben wir nur wenige Stücke, die aber alle zusammen eine

488) Des Fürsten Wizlaws IV Sprüche und Lieder in niederd. Sprache. ed. Ettmüller. Quedlinburg 1852.

ansehnliche Gruppe[489]) bilden, und sämmtlich jener ernsten, rein höfischen, rein minniglichen, mehr wehmüthigen als heiteren Lyrik angehören, wozu dann das weitere Unterscheidungszeichen hinzukommt, daß die Leichdichter in der Schweiz besonders zu Hause scheinen[490]).

Unter denen, die das Minnelied in diesem typischen Charakter behandelt, aufs feinste ausgebildet und am reinsten gehalten haben, nennt Gottfried von Straßburg den von Hagenau (im Elsaß) als den vorzüglichsten[491]); er beklagt ihn im Tristan (um 1207) schon als einen Verstorbenen und setzt ihn noch über Walther von der Vogelweide. Man sucht ihn in Reinmar dem Aelteren, einem Elsässer, dem einzigen älteren Liederdichter, bei dem, vielleicht eben seiner Berühmtheit wegen, kein Zuname genannt wird. Er lebte an dem Hofe der Babenberger, in der Gunst Leopold's VI, dessen Kreuzzug 1190 er mitmachte, dessen Tod 1194 er zu betrauern hatte. Uns ist er durch seinen Einfluß auf den jugendlichen, in Oesterreich weilenden Walther von der Vogelweide bedeutender, als durch den Werth seiner

489) Hierunter gehören Rudolf II von Fenis, Graf von Neuenburg († vor 30. Aug. 1196); Jakob von der Warte; Heinrich von Sax; Walther von Klingen (1284); der von Wengen; Rudolph von Rotenburg (urkundlich 1257); Glires; Teufen; Kraft v. Toggenburg; Heinrich v. Stretelingen (1252—63); Ulrich von Singenberg, Truchseß von St. Gallen (1209—30), der Hauptschüler Walthers; der gleichzeitige Hardegger; Albrecht Marschall von Raprechtswyl; Otto zum Turm aus dem Wallis (Anf. 14. Jhs.); Meister Heinrich Teschler (urkundlich 1252); Meister Boppe, wahrscheinlich aus Basel; Konrad von Landegge Schenke von St. Gallen (1271—1304); der Thurgauer Steinmar (bis 1294); Graf Wernher von Honberg († 1320); Meister Joh. Hadloub (um die Scheide des 13/14. Jhs.) u. A., sämmtlich Schweizer.

490) Vgl. Wackernagel über die Verdienste der Schweizer um die deutsche Literatur. Basel 1833. Wolf über die Lais. Note 171.

491) Tristan 121, 22 ff. wo Gottfried die Sänger mit Nachtigallen vergleicht, sagt er von der von Hagenau:

Diu aller dœne houbetlist versigelet in ir zungen truoc.
von der gedenke ich vil unde gnuoc, ich meine ab von ir dœnen,
den süezen, den schœnen, wâ sî der sô vil næme,
wannen ir daz wunder kæme sô maneger wandelunge.
ich wæne, Orphêes zunge, diu alle dœne kunde,
diu dœnete ûz ir munde.

eigenen fein geſponnenen, im Reime völlig geläuterten, von romaniſchem Einfluſſe noch ganz rein gehaltenen Liedern. Bei ihrem Preiſe aus Gottfrieds Feder, der weſentlich der mannichfaltigen Menge ſeiner Töne gilt, ſieht man recht klar, wie ſelbſt bei ſolch einem in pſychiſcher Menſchenkenntniß und allgemeiner geiſtiger Bildung ſo reichen Meiſter alles Gewicht auf das Formale und Techniſche gelegt wird: von Seiten des inneren Gehaltes rückt in unſerer Schätzung der Schüler Walther im Range weit über den Meiſter hinauf. Uebrigens vertritt er die allgemeine Gattung des Minnegeſangs neben Hartmann von Aue, auf den wir zurückkommen, und Heinrich von Morungen am beſten; Walther von der Vogelweide nur mit einem Theile ſeiner Lieder. Von Reinmar und Walther wiſſen wir, daß ſie in Deutſchland weit herumgekommen ſind; ſo ſtehen ſie uns auch äußerlich mehr über der landſchaftlichen Beſonderheit. Sie haben Beide Beziehungen zu den öſterreichiſchen und thüringiſchen Höfen; Walther beklagt ſchon den geſtorbenen Reinmar, oder vielmehr die mit ihm geſtorbene Kunſt, und deutet eine Art von Feindſchaft oder Spannung unter Beiden an; der Thüringer Heinrich von Morungen (bei Sangerhauſen), und der von Johannsdorf ſtehen aber, auch in ihren Liedern, ganz außer allen ſolchen materiellen Beziehungen. Die Minnelieder dieſer Männer ſind von ſinnlichen Auswüchſen und Rohheiten ganz frei; der eigentliche höfiſche Ton iſt in ihnen auf der Höhe und beherrſcht ſie in aller Reinheit. Seltener unterbricht bei Reinmar, der den Weg von Liebe zu Leid ſeit lange, aber nicht den umgekehrten kennen will, den anhaltenden Klageton eine Zeit der Luſt, um unter den Schatten ein hebendes Licht zu werfen; bei Heinrich, der oft inniger, tiefer, empfindender erſcheint, wechſelt Mailuſt und Winterklage, wie Liebesgunſt und Verſchmähen, jener einförmige Jahresverlauf eines einförmigen Sinnens und Trachtens, der das Gewöhnliche in allen dieſen Liedern iſt, ungefähr gleichmäßig. Dieſes ewige Annähern und Abſtoßen, Klagen und Hoffen wird je ſpäter je mechaniſcher und dadurch peinigender; bei dieſen iſt Alles

noch frischer, neuer, schwungreicher, voller an Gedanken und Bildern, überzeugender, eindringender, durch seltnere Kühnheit anziehender. Und wenn man auch selbst bei ihnen noch wie in der Wüste nach Oasen suchen muß, so fesselt und rührt doch Morungen öfter oder leichter, weil seine Schwermuth und seine Freude häufiger in einem faßlicheren Körper erscheinen. Wer auch noch so nachtheilig über den Minnegesang selbst von sittlicher Seite urtheilen und Schiller's empfindliche Vergleichung nicht allein von ästhetischer Seite durchführen wollte (was nur allzu leicht ist, da die Minne gar zu oft nicht in dem zarten Sinne der Gedanken- oder Herzensliebe genommen ist, sondern in dem physischen des Physiologus), der wird dennoch bei diesen reineren und edleren Dichtern zugestehen müssen, daß in einem naiven Zeitalter, in dem die Geschlechtstriebe das Gesetz und die Sünde nicht kennen, nie so zart und heilig von diesen Regungen gesungen ward. Heiterer, freier, sinnlicher geht es schon in den Liedern eines schwäbischen Dreiblatts zu, die wir zur Unterscheidung neben die obigen stellen wollen. Gottfried von Neifen (urkundlich 1234—55) ist schon ein übermüthiger, stürmischer Dienstmann der Minne[492]), und seinen Liedern sind die des Schenken Ulrich von Winterstetten, aus der Schmalneckischen Linie des Geschlechts, und die von Burkart von Hohenfels, bei Ueberlingen, am verwandtesten. Alle drei stehen auch landschaftlich zusammen und ihre Familien kommen in Urkunden häufig nebeneinander vor. Neben die elegischen Klagen der höfischen Lieder stellen sich hier, bei Ulrich zumal, dessen Lieder im Volke weit verbreitet waren und gern gesungen wurden, frohe Tanzleiche und Reihengesänge, rasche, knappe, reimjagende Stücke von fröhlichem Muthwillen; neben den zierlichen fein ritterlichen Ton tritt ein derberer, volksmäßiger; vor den anderen bei dem in Form- und Sprachgewandtheit ausgezeichneten Neifen, der sich wie die französischen Pastorellendichter in den Freibeutereien der niederen

492) Moriz Haupt, die Lieder Gottfrieds von Neifen. Leipzig 1851.

Liebe umtreibt und bald von einem Pilgrim erzählt der Herberge in der Minne sucht, bald von sich selbst, wie er eine Garnwinderin überwindet oder einer Wasserträgerin den Krug zerbricht. Wieder in anderer Weise färbt ein ländlicher Anstrich die Lieder Burkarts von Hohenfels, bei dem jedes Bild den Jäger verräth; die Lebendigkeit und Beweglichkeit seiner Reihenlieder haben wir schon oben vorübergehend gerühmt. Alle drei liegen zwischen der ernsteren Haltung des gewöhnlichen höfischen Minneliedes und der freieren des bairisch-österreichischen Kreises um Nithart und Tanhäuser herum, genau in der Mitte.

Ganz eine andere und neue Seite der ritterlichen Lyrik öffnet Walther[493] von der Vogelweide († um 1230). Neben seine minniglichen Lieder in dem gewöhnlichen Stile stellt sich eine größere Zahl von politischen Dichtungen und lehrhaften Spruchpoesien, eine Gattung, zu der unsere deutsche Dichtung von jeher eine außerordentliche Neigung, und dadurch den Zug der Nation mehr zu sittlicher als ästhetischer Bildung verrieth. Gleich zu unsern ältesten, nach ihren alterthümlichen Formen und assonirenden Reimen noch in das 12. Jh. zurückreichenden Liedern reiht sich eine Sammlung von Sprüchen, die einer Gruppe, einer Schule, vielleicht einer Familie fahrender Sänger angehören, unter denen man einen älteren, von höfischen Kreisen begünstigten bairischen Chorführer (vor 1175) von einem etwas jüngeren oberdeutschen Schüler, vielleicht Landsmann, vielleicht Sohne,

493) Ueber Walther ist eine ganze, nachgerade übersättigende Literatur angewachsen. Ausgaben: von Lachmann-Haupt ed. 3. Berlin 1853; von Wackernagel und Rieger, Gießen 1862; von Fr. Pfeiffer, Leipz. 1864; von Wilmanns, Halle 1869; von Simrock, Bonn 1870. Uebersetzungen: von Simrock ed. 3. 1862; von F. Koch 1848; G. A. Weiske 1852. Zum Leben: Uhland, Walther v. d. V. (Schriften V.) Daffis, zur Lebensgeschichte Ws. v. d. V. Berlin 1854. Opel, min guoter klosen aere. Halle 1860. M. Rieger, das Leben Ws. v. d. V. Gießen 1863. E. Hugo Meyer, W. v. d. V. identificirt mit Schenk Walther von Schipfe. Bremen 1863. H. Kurz, über Ws. Herkunft und Heimath. Aarau 1863. Rud. Menzel, das Leben Ws. v. d. V. Leipzig 1865. Karl Lucä, Leben u. Dichten Ws. v. d. V. Halle 1867. Das in Zeitschriften Zerstreute müssen wir übergehen.

Spervogel (1185—95) unterscheidet, dem sich dann wieder ein „junger Spervogel" anreiht[494]). Es sind gelegenheitlich entstandene Spruchgedichte, Fabeln, Parabeln, fromme Lehren voll sittlichem welterfahrenem Ernste und, der extremen Lebensweisheit der lateinischen Vaganten gegenüber, voll innerem Maaße und gesunder Natur, die ersten Verkünder unserer späteren bürgerlichen Dichtung, die ältesten darunter die unmittelbaren Vorläufer der Spruchpoesie Walthers. Diesem ganzen Zweige der lehrhaften Dichtung für lange Zeit die mächtigsten Anstöße zu geben, war Niemand geeigneter, als eben Walther, an den sich nachher einer der bedeutendsten Spruchdichter, Reinmar von Zweter, nur mit geänderter Manier und Geschmack anschloß, auf den sich die Lehrdichter wie Thomasin dem Geist und der Sinnesart nach beziehen, an den der Freidank so angelehnt ist, daß Wilhelm Grimm vermuthete, die Sammlung von dessen Sprüchen rühre von Walther selber her. Walther war von edlem Geschlechte, wahrscheinlich in Franken geboren[495]), wo zuletzt sein fester Aufenthalt war, wo er in Würzburg unter einer Linde in dem Grashofe des neuen Münsters begraben liegt. In Oesterreich hatte er singen und sagen gelernt. Hier, wo der Hof der Babenberger damals an Glanz und Freigebigkeit alle andern überragte, lebte sein Meister Reinmar, hier war der kunstsinnige Friedrich der Katholische sein Gönner, der ihm allzufrühe durch den Tod (in Palästina 1198) entzogen ward, hierhin kehrte er von seinen weiten Fahrten zwischen Seine und Mur, zwischen Trave und Po am liebsten zurück, obwohl ihm die Ungunst von Friedrichs Bruder und Nachfolger Leopold VII und die Misgunst seiner Umgebung den geliebten Wiener Hof für lange Zeit verleidete. Er fand dann nach einem kurzen Aufenthalte am Thüringer Hofe Aufnahme in dem Gefolge des jungen Königs

494) S. W. Scherer, Deutsche Studien. I. Spervogel. Wien. 1870.

495) Pfeiffer wies in Tirol einen Hof Vogelweide nach; solcher Höfe mit diesem Namen haben sich aber seitdem noch mehrere gefunden. W. Scherer, in der Z. S. für die österr. Gymnas. 1866. p. 315.

Philipp, war 1200 zu Pfingsten vorübergehend wieder in Wien bei Leopolds Schwertleite, und verweilte dann, nach einer kleinen Zwischenzeit in Kärnten, längere Jahre 1204—11 an dem Hofe von Thüringen. Später findet man ihn eine Weile im Dienste des Markgrafen Dietrich von Meißen, mit dem er 1212 nach Frankfurt kam, als sich der Fürst dem erst befehdeten Kaiser Otto IV. unterwarf, in dessen Dienst nun Walther trat, ohne auch durch ihn, trotz allen Versprechungen und trotz dem dank- und ruhmwerthen Eifer mit dem der Dichter schon vor seiner persönlichen Annäherung in dem verderblichen Streite mit Rom des Kaisers Sache geführt hatte, seinen Lebenswunsch erfüllt zu sehen, der ewigen Heimatlosigkeit entrissen, aus dem Gaste ein Wirth zu werden. Noch nach seinem, der Zeit nach nicht genau bestimmbaren Uebergange zu Friedrich II mußte Walther sein Wanderleben 1217—20 von neuem beginnen; er hatte sich dann doch dreier Gönner zu rühmen, des nun besser gesinnten Herzogs Leopold in Wien, des Patriarchen von Aquileja und des Herzogs Heinrich von Medlick († 1223;) endlich erhielt er denn auch vom Kaiser ein eigenes Dach, ein kleines Lehen es scheint bei Würzburg, wo er dann einige Jahre in stiller Rückgezogenheit lebte; denn daß er eine Zeit lang das Erzieheramt bei des Kaisers Sohne Heinrich übernommen hätte, wird wohl eine unerweisbare Vermuthung bleiben[496]). Nur noch einmal findet man ihn in öffentlicher dichterischer Thätigkeit für Kaiser Friedrichs Zug (1227—9) nach dem heiligen Lande, das des Dichters eigenes Auge noch in seinem hohen Alter sehen sollte. Noch bis 1229—30 glaubt man die letzten Spuren von Walthers Leben und Dichten verfolgen zu können[497]).

Man begreift aus dieser kurzen Lebensskizze, daß die gekreuzten Misgefühle des Unmuths über seine hauslose Armuth und des Gra-

496) Aufgestellt von Daffis l. l. zur Deutung einiger dunkler Gedichte, die früher Karajan auf einen Sohn Herzog Leopolds bezogen hatte. Sitz. Ber. der Wien. Akad. vom 1. Oct. 1851. Vgl. Wilmanns in Haupts Z. S. 13, 262—4.

497) Rieger l. l. p. 44 ff.

mes über die Zerrüttung des Vaterlandes, unter den Thronstreitigkeiten und Bürgerkriegen der steigenden und fallenden Philipp und Otto, der Dichtung Walthers ihre ernsten, zuweilen selbst herben Züge, zugleich aber auch die Tiefe und Weite verliehen, die sie so sehr auszeichnen unter den Werken der übrigen Minnesänger, mit welchen er nur eine allgemeine Aehnlichkeit hat. Diese Sänger ließen sich durch des Vaterlandes Noth und Elend wohl eher bestärken in dem Einspinnen in ihr brütendes Minne- und Seelenleben, so wie an der Scheide des 18/19. Jhs. die Romantiker unserer Zeit thaten; die Art und Weise aber wie Walther mit seiner Dichtung von jenem Zeitpunct an, mitten noch in seinem ersten glücklichen Wohlleben in Wien, in die öffentlichen Dinge eintrat und sich einen Ruhm und Einfluß gewann den ihm kein Minnelied hätte erwerben können, die Vielseitigkeit des Geistes und die verständige Ansicht von allen Lebensverhältnissen die er dabei bewies, die Mannichfaltigkeit die diese Richtung seinen Poesien gab, rückt ihn allein unter allen unseren Lyrikern den Troubadours näher, die er mit seiner ächt deutschen Natur an Tiefe des Gemüths und der Einsicht, an schlichter Natur und Würde des Charakters überbietet. Kaum kann eine Vergleichung statt haben zwischen dem großen Reichthum des Stoffes in dem Büchlein seiner Lieder und der beschränkten Armuth in den Minneliedern des gewöhnlichen Schlages, wie in den endlos gedehnten Epen der ritterlichen Zeit. Wie wäre diese ganze Welt voll von Gegenständen aller Art, des Heiligen und Weltlichen, des Großen und Kleinen, des Ernsten und Heiteren, aus Erde und Himmel, aus den fernsten Gründen des menschlichen Herzens und der näheren Quelle tändelnder Erholung, wie wäre dies Alles zu vergleichen mit der selbstgenüglichen Beschränktheit der meisten übrigen, mit der flachen Allgemeinheit ihrer Kunst, mit der Enge ihres Gesichtskreises? Wie wäre dieser wackere und tüchtige Charakter, der von der Kirche kein Dogma, von der Fremde keine Sitte, von der Heimat keine Fessel erträgt, der von seinem Herzen keine Verweichlichung duldet und keine Entfremdung von

der Welt, aber eben so wenig der traurigen Zeit und ihrem Einfluß erliegt, zu betrachten neben der verschwimmenden körperlosen Natur der Anderen, deren Liebe und Haß, deren Klagen und Freuden in nebliger, eintöniger Höhe schweben. Es gibt keine wahrere Bezeichnung der Werke dieser Lyriker, als die Grimm gegeben hat, daß ihnen die Besonderheit abgeht; bei Walther kann man es ungefähr umkehren, den man vom Jünglinge zum Mann und Greise werden sieht, in dessen Dichtungen man den Muthwillen der grünen Jugend wie den Ernst der reifen Mannheit und den rechnenden Ueberblick des Alters über den zurückgelegten Lebenslauf erkennt. Er hatte schon durch ein Jahrzehent das Liebesgirren der Minnesänger mit seinem ernsteren Dichterberufe vertauscht, als ihn noch Gottfried von Strasburg unter ausdrücklicher Hervorhebung seines Minnegesangs nächst dem Hagenauer als die Meisterin der liebenden Nachtigallen auszeichnete[498], mit eben dieser Bezeichnung, die für keinen weniger paßt als für ihn, der schon damals mit Falken-Flug und Auge über den öffentlichen Dingen schwebte. Im Beginne seines Dichterlebens sang er wohl in Wien seine frischesten Liebeslieder; auch sie schon unterscheiden sich durch ihre Besonderheit und Verschiedenartigkeit von dem gleichförmigen Gesang der übrigen; wie er im Technischen das deutsch Volksthümliche mit den französischen Neuerungen verbindet, so stehen den poetischen Formen nach volksliedartige Stücke von einfachster Natürlichkeit neben den kunstreichsten höfischen. In Allem glaubt man unter der dichterischen Hülle wirkliche Lebensverhältnisse zu ergreifen: man unterscheidet die Lieder, die ihn in niedere, die ihn

498) Tristan 121, 36 ff.

Wer leitet nu die lieben schar?
wer wiset diz gesinde? ich wæne ich si wol vinde,
diu die baniere füeren sol: ir meisterinne kan ez wol,
diu von der Vogelweide. hei wie diu über heide
mit hôher stimme schellet, waz wunders si gestellet,
wie spæhe si organieret, wie si ir sank wandelieret!
ich meine ab in dem dône dâ her von zitherône,
dâ diu gotinne Minne gebiutet ûf und inne. u. s. w.

in höhere Liebe verwickelt zeigen, man glaubt in seinen Romanen mit Frauen der höheren Stände bestimmte Züge erfassen zu können. Das eigentlich Auszeichnende aber in seinen Liebesliedern ist die geistige Gesundheit und der sittliche Ernst, mit dem dieser lebenserfahrene Mann, der zwar den jugendlichen Eroberungen wie den conventionellen Belagerungen des ritterlichen Minnedienstes keineswegs fremd stand, dem Wesen der Liebe und ihrem Werthe zur Sittigung des Menschen, und dem natürlichen Verhältnisse der Geschlechter zu einander nachsann. Bei ihm ist des Mannes und Weibes unterscheidende Zierde, was stets den ächten Charakter in beiden Geschlechtern allein gründen kann, beim Manne die Eigenschaften des Geistes, bei dem Weibe die der Seele; seine Frauen haben den Sinn, mit der Erscheinung sittlicher Reinigkeit in schöner Form triumphiren zu wollen, Zucht und Treue ist ihr Stolz, Verständigkeit und redliches Bestreben der der Männer. Als die Liebe und der Liebesgesang seine alte Würde verlor und Unsitte eindrang, da zog er sich, der nie den schlimmen Frauen Lob gesungen hatte, aus dem Minnegesang zurück, nicht aus trübsinniger Laune des Alters, sondern weil er erlebte, was in der Natur der Sache lag, daß das zarte Verhältniß der ritterlichen Dichter zu den Frauen, das im ersten Keim dieses Gesanges eine reizende Blüte gehabt haben mochte; sehr bald auszuarten begann. Eine düstere Ansicht der Welt behagte ihm nicht, und er wehrte sich lange gegen Anderer Klagen über die schwindende Zucht, allein er mußte zuletzt seiner eigenen Ueberzeugung weichen; auch klagte er nicht über die verfallene Liebe aus Unglück im Lieben, so wenig wie über die verfallene Dichtkunst aus der grämlichen Unzufriedenheit der Dichterlinge, von deren Machwerken sich das Volk hinwegwendet mit Verachtung. So sagte er zuletzt, nachdem er lange der Minne entsagt, auch der Welt überhaupt ab, ohne darum ein schwarzsichtiger Ascet zu sein; vielfach getäuscht von der Welt zieht er sich auf sein Inneres zurück und sagt der Trügerin Lebewohl, aber ohne Verachtung und Geringschätzung, ohne Bitterkeit und Härte. Er lebte arm in Zufrie-

denheit [499]), obwohl nicht ohne Anwandlungen der Verbitterung und des Mismuths. Als Friedrich II spät sein Verdienst ehrte und ihm das kleine Lehen gab, das seinem Wandern ein Ende machte, sang er dankbar, daß bis dahin vom Schelten über die Unmilde der Fürsten sein Athem stank, den endlich der König, wie seinen Sang rein gemacht habe. Er war gernspendender Höfe und Gönner bedürftig und mußte ein Lobredner der Milde und Freigebigkeit sein: dennoch gab er den widrigen Eindrücken, die ihm am Thüringer Hofe der betäubende Zudrang und die wahllose Aufnahme der Würdigen und Unwürdigen machte, unverhohlenen Ausdruck. Er war fern davon, des Wohlstands Vortheile zu misachten, wie wohl er wußte, daß ein Kameel eher durch ein Nadelöhr gehe, als daß ein Reicher ins Himmelreich komme. Einen Mann dieses Sinnes hört man gerne Sitte predigen, denn es predigt kein blutloser Kleinmeister, dem das Märtyrerthum ein Spiel ist, es lehrt kein Tugendheld und kein Frömmler. Walther ließ die Welt auf sich wirken, und trat ihr entgegen, wie sie ihn anregte; gerichtet aufs Gute, gab er sich doch nicht zum Spielzeug der Schurken hin; er hat bittre Erfahrungen mit Freunden gemacht, dem treuen aber bleibt er „einlöthig und wohlgevieret," dem treulosen ballt er sich in der Hand und rollt ihm dahin. Ihn hört man gerne die Lehre aller Edlen, Mäßigung, als die Schöpferin aller Würdigkeit, einschärfen, ihn, der die Leidenschaften kennt; und wenn er seinen Blick auf die Gewalt der menschlichen Natur wirft und die Kraft der Erziehung erwägt, bewundern wir die Tiefe seiner Einsicht, die jetzt äußeren Anstand mit dem Stocke lehrt und dann sich unwillig wegwendet, wenn man Sitte und Ehre mit Schlägen hervorzurufen denkt, wo sie auf Worte nicht folgen. Ein Angehöriger der ritterlichen Geschlechter lehrt er doch mit schwerem Nachdruck die brüderliche Eben-

499) Sein Schüler Ulrich von Singenberg, der um 1228 den Tod Walthers beklagt, den er ausdrücklich seinen Meister nennt und in ernsten Dingen wie in Formen und Reimspielen nachahmt, spricht sich mit einem Unberufen ein besseres Schicksal zu; in Von der Hagen's Minnesängern 1, 294.

bürtigkeit der Menschen, die aus gleichen Dingen gewachsen sind: von dieser Seite bezeichnet er mit seiner Sittenlehre neben Thomasin den Wendepunct, wo sich gleich auf der Spitze der ritterlichen Bildungen der Uebergang in die bürgerlichen einleitet, daher die nachkommenden Poeten dieser Stände, denen die Zukunft gehörte, mit besonderer Ehrfurcht auf Walther zurückblicken. Seiner Gegenwart machten ihn seine politischen Sprüche am wichtigsten. Ein deutscher vaterländischer Mann, nicht weil ihn der Zufall auf diese Scholle geworfen hatte, sondern weil ihn seine Weltkenntniß und Wahl auf seine biedere Nation zurückwies[500], trat er mit Heftigkeit und Bitterkeit gegen die Herrenlosigkeit, die Unordnung und Schwäche des Reichs auf, vertheidigte dessen Unabhängigkeit von der Kirche und trotzte dem Banne mit Christus Lehre: Gebt dem Kaiser was des Kaisers, und Gott was Gottes ist. Als Pabst Innocenz III (Nov. 1210) den Bann selbst gegen den guelfischen Otto aussprach, schleuderte Walther gleich damals, als er den Kaiser weder kannte noch ihm irgend was zu danken hatte, seine schärfsten Invectiven gegen die weltlichen Uebergriffe des römischen Hofes, ein würdigerer Vorläufer der Hutten als jene geistlichen Lateiner des 12. Jhs.; und als 1212 des Pabstes Almosenstöcke zur Förderung der Kreuzzüge in die deutschen Kirchen gepflanzt wurden, erhob er sich wie Luther gegen den Ablaß, und seine kleinen Sprüche zogen, nach Thomasin's fast gleichzeitigem Zeugnisse, Tausende ab von dem Pabste[501]. Bei diesem Zorne, mit dem er gegen die Gleisnerei und Weltlichkeit der Geistlichen und das Unwesen des römischen Hofes auftrat, war er doch treu der Kirche, ein

500) Das herrliche Lied auf p. 56 sq., das nach einer Aufführung bei Ulrich von Lichtenstein schon damals in verdientem Ruhm gestanden zu haben scheint.

501) Wie feste Beziehungen Alles bei Walther hat, scheint u. a. aus der Untersuchung Opel's (l. l.) über seinen räthselhaften „Klausner" hervorzugehen, der auf Konrad von Krosigk, gewesenen Bischof von Halberstadt, gedeutet wird, der sich 1208 in das Kloster Sichem (Sittichenbach bei Eisleben) zurückzog und in Bezug auf den Hader zwischen Staat und Kirche mit Walther ganz gleicher Gesinnung war.

frommer und heiliger Menſch. Zufrieden lobt er an ſich ſeine gutartige Natur, die ihn ſelbſt, wenn er die Macht dazu hat, nicht der Rache gedenken läßt, und dann betet er doch mit erſchütternder Innigkeit, daß ihm die Feindesliebe fehle und daß er Gott nicht preiſe, und blickt dabei mit eben ſolcher Schärfe in ſein Herz, wie er mit kindlicher Offenheit beichtet, ohne den kräftigen Ton der Männlichkeit zu verlieren. Seine Myſtik iſt voll Beſtimmtheit und Schärfe; verſenkt in die Gedanken über das Weſen der Gottheit verlacht er die Grübler, die da wiſſen wollen, was niemals gepredigt und gekündet ward. Herrliche Feierlichkeit und ein ungetrübter unerſchütterlicher chriſtlicher Glaube ſpricht aus dem kunſtvoll gebauten Leich, der das Büchlein eröffnet; doch iſt er von keinem Dogma beſchränkt, Chriſt, Jude und Heide gilt ihm gleich, wenn er dem Einen dienet. Die Werke, nicht die Worte ſind ihm werth; er predigt die Kreuzfahrt, und er macht ſie mit, und weigert ſelbſt den Erzengeln ſeinen dichteriſchen Preis, wenn ſie der Chriſtenheit ſich nicht annehmen wollen, die ſie Macht dazu haben.

Ganz ein anderes Bild von der ritterlichen Poeſie erhalten wir wieder, wenn wir von den bisher genannten Dichtern zu den bairiſchen und zu den öſterreichiſchen an dem babenbergiſchen Hofe übergehen, die uns in die Zeit Rudolfs von Habsburg hinüberleiten. Dort tritt jene Gemüthlichkeit und jenes Wohlbehagen, verbunden mit einer laxen Anſicht des Lebens, die das Burleske und Schlüpfrige begünſtigt, jener Charakter, den das eigentliche Oeſterreich und ſeine Hauptſtadt auch in der neuen Literatur in der Richtung ſeines Geſchmacks behauptete, ſchon damals deutlich hervor. Derbere, bürgerliche und bäueriſche Züge, die in den Liedern und größeren Werken der öſterreichiſchen Dichter jener Zeiten gewöhnlich ſind, zeigen uns dort einen wohllebenden Mittelſtand und unabhängige reiche Gutsbeſitzer im Bauernſtande [502]), die den Neid

502) Nithard, in Benecke's Beiträgen II, 407; Haupt, Neidhardt von Reuenthal. Leipzig 1858. p. 93.

von hinne unz an den Rîn, von der Elbe unz an den Phât,

und die Misgunst der Rittersleute erregten. Dieses Volk suchte in äffischer Putz- und Prunksucht, in bunten Trachten mit phantastisch aufgestutzten Aermeln, gestickten Mützen und langen Haaren alles Höfische und Fremde nachzuahmen; ihre plumpen Sitten und ihr rohes eckiges Anstellen bei diesem Bestreben sich „zu herren" machte die Bauern zu einem dankbaren Gegenstand der ritterlichen Satire. Auf diesen Verhältnissen beruhen die Lieder des Nithart von Reuenthal, der noch in die beste Zeit gehört, schon 1217 dem Wolfram von Eschenbach bekannt war, und in den historischen Beziehungen seiner Lieder bis 1236 zu verfolgen ist. Er war ein Baier von Geburt und ritterlichen Geschlechts, der aber in seinem Vaterlande durch Nachstellung eines „Ungenannten" die Huld des Herzogs und sein Lehen (Reuenthal) verloren zu haben scheint[503]). Als er sich, schon in Jahren, zur Auswanderung entschließen mußte, wandte er sich nach Oesterreich, wohin er schon zuvor gekommen war, als er mit vielen andern Baiern den Kreuzzug Leopolds VII 1217—19 mitmachte; man findet ihn dann an dem Hofe des sangliebenden und freigebigen Friedrich II, des Streitbaren († 1246), in dessen freigebige Nähe sich auch die Tanhäuser, Pfeffel, Bruder Wernher u. A. drängten, der ihm seine Bitte um ein kleines Haus am Lengebach gewährte. Seine Lieder, unter welchen nur wenige höfische Minnegesänge wie verirrt erscheinen, stechen in ihrem Inhalte gegen die Zartheit und sinnige Scheu der übrigen Minnedichtung grell ab; sie versetzen auf die ländlichen Feste der Bauern und Meier bei Ballspiel und Tanz und schlagen dabei oft einen ganz volksthümlichen Ton an; „und diese Farbe steht Nithart um so natürlicher, als ihre Grundlage und Veranlassung sicher in der

---

diu lant diu sint mir elliu kunt. diu enhabent niht sô manegen hiuzen dorfman,
als ein kreizelîn wol in Oesterrîche hât.

503) Ueber diese erste Heimat des Dichters s. C. Hofmann in den Münchner Sitzungsberichten 1865. 2, 19. und Schröder, die höfische Dorfpoesie im deutschen Mittelalter; in Gosche's Jahrbuch für Lit. Gesch. 1, 45.

ländlichen Volkspoesie zu suchen ist; die Bauern in Oesterreich und dem Kuhländchen besitzen heute noch Kirmslieder und Lieder zum Spotte über Kleideraufwand, die sich der Weise Nithart's kaum enger anschließen könnten" [504]). Seine Schilderungen sind dem wirklichen Landleben abgesehen; die Bühne liegt südlich der Donau zwischen Wien und der Enns; in dem Tulner Felde finden sich alle die Dörfer, mit deren Bewohnern er es zu thun hat. Die Lieder sind dann bei Hofe gesungen, obgleich sie wie im parodischen Gegensatz gegen den höfischen Minnegesang stehen. So nehmen sich besonders seine Frühlingslieder aus. Seine Gedichte zerfallen nämlich sämmtlich, wenn man auf das unzweifelhaft ächte zurückgeht, in zwei Gruppen, sommerliche Angertänze (Reien) und winterliche Stubentänze. Die Reien, zu zwangloseren gesprungenen Tänzen im Freien, ruhen in ihren Weisen auf volksthümlichen Grundlagen, daher hier ungleiche, 2—3theilige Strophen und Leiche begegnen; sie besingen fast ausnahmslos des Dichters Gelingen und Minneglück, „vrômuot" ist darin die Führerin. In den geschilderten Scenen sind die Männer außer dem Spiel; der Dichter singt von ungestörten Minnefreuden; zuweilen erzählt er ein Gespräch zwischen Mädchengespielen, zwischen Mutter und Tochter; den Landdirnen, denen der Gesang des höfischen Poeten das Herz bezwingt, gefällt der Ritter besser zum Tanz als ein Bauer, ganz so wie auch in den französischen Pastorellen [505]) der Sänger den Robin der Schäferin wie Don Juan den Masetto behandeln darf; es treibt sie, an seiner Hand zur Linde zu springen, ihm ein Kränzchen beim Tanz zu geben, ihm ihren Ball zuzuwerfen; sie gehen noch weiter [506]), und in diesen Fällen spielen die derben Züge einer hand-

504) Wackernagel über Nithart, in dessen Leben in B. d. Hagen's Minnesängern.

505) Altfranzösische Romanzen und Pastourelle. ed. K. Bartsch. Leipzig 1870.

506) Benecke a. a. O. II. 450.

der wuohs von sinem reien ûf ir wempel,
unt gewan ein kint, daz hiez sî Lempel,
alsô lêrte er sî den gimpel gempel.

greiflichen Liebe herein, wie ſie bei Herbort von Fritzlar, wie ſie bei öſterreichiſchen Erzählern, bei Enenkel und Aehnlichen öfter begegnen. Ganz im Gegenſatze zu dieſen Sommerliedern ſingen dann die Winterlieder, die ſich in ihren ſtrophiſchen Formen in die Geſetze der höfiſchen Kunſt fügen, meiſt nur von Mislingen und Unglück unter dem Nachſtellen der Bauern. Dies Leid leitet der Dichter aus einer vergangenen Zeit ab, ſeit der Baier Engelmar, der ſich dem höfiſchen Ingeſinde ebenbürtig zu ſtellen ſtrebte, ſeiner Friderune ein koſtbares Elfenbeinſpiegelchen nahm; ſeitdem laſſen die Engelmare in Oeſterreich, die üppigen Dörper, die groben Bauern, die in jedem Liede in neuen Geſtalten auftreten, nicht ab, ihn beim Tanze zu verdrängen, ihn auf den Schemel zu ſetzen, ihm zu widerſagen wegen ſeines üppiglichen Sanges, ihm nachzuſtellen, ihm ſelbſt ſein Gehöft anzuzünden; Neid und Eiferſucht grollt in dem Dichter, der ſich dann über den Luxus der Bauern ergießt, und ſich freut, ihre Tölpelei dem Spotte preiszugeben, wenn ihre Rohheit zu Schlägereien unter ihnen ſelbſt ausartet. Neuerdings iſt verſucht worden [507]), dieſe ganze bäuerliche Bühne nur allegoriſch aufzufaſſen und unter den Bauern nur tölpelhafte Geſellen des höfiſchen Kreiſes zu verſtehen, die der Dichter verſpotte. Wogegen ſchon die von Bauern ausgegangenen Gegengeſänge, die den Liedern Ritharts zuweilen angehängten Strophen zeugen, welche den Spott des Ritterpoeten bekämpfen. Und daß die wirklichen Verhältniſſe des Lebens in Oeſterreich den Gemälden dieſer Dichtungen entſprechen, daß die höfiſchen und bäuerlichen Kreiſe ſich auf ländlichen Feſten begegneten, der Ritter ſich zur Bauerndirne herabließ, der reiche Bauer in ritterliche Geſellſchaft emporbrängte, daran laſſen die Erzählungen von dem aufſtrebenden Bauernſtande nicht zweifeln, die wir demnächſt gerade von Oeſterreich werden ausgehen ſehen. Nur kann freilich blos von einer allgemeinen wirklichen Grundlage die Rede ſein; Niemand

507) R. v. Liliencron in Haupts Zeitſchrift 6, 69 ff. Vgl. dagegen Haupt p. 134.

wird die Adelheiden und Udelhilden in den Sommerliedern für lauter wirkliche Perſonen halten, noch in den Winterliedern all den einzelnen Spaßverderb der Bauern für wirkliche Thatſachen. Dieſe Lieder waren Tanzlieder, dies muß ihren ſeltſamen Inhalt weſentlich erklären. Die Häufung barocker Namen und Gegenſtände in halbſinnloſen Terten ſind in ſolchen Tanzliedern im Süden noch heute ein beliebter Scherz; den Zweck der Beluſtigung, den in neapolitaniſchen Tarantellen die Benennung einer Mahlzeit mit zahlloſen Gerichten erreicht, kann die Beſchreibung einer Schlägerei unter beſtimmt benannten Bauern noch beſſer erreichen; man kann das Aehnliche in ſchwediſchen und ſchottiſchen Volksdichtern wiederfinden. Benecke vermuthete, daß glücklich erfundene Melodien dieſen Liedern ihren Hauptreiz gegeben haben möchten, die der Dichter beim Tanze vorſang, ein Amt, das ſelbſt die öſterreichiſchen Fürſten Leopold VII und Friedrich II nach den Zeugniſſen Enenkel's, Nithart's und des Tannhäuſers nicht verſchmähten; ſo hoch kam der lyriſche Frohſinn an dieſer Stätte hinauf oder herab. Jene Vermuthung Benecke's mag daher ſehr wohl begründet ſein; es kam dann auf den Sinn oder Unſinn, den Werth oder Unwerth der Terte nicht ſo viel an; und ein Walther möchte vielleicht über dieſe Nithartſchen Lieder geurtheilt haben, wie Dante über die Balladen der Provenzalen, daß ſie nicht ſo viel Ehre brächten, wie die Lieder, die des begleitenden Tanzes und Spielzeugs entbehren könnten. Dennoch war auch der Inhalt gerade der Nithart'ſchen Geſänge gleich Anfangs ſehr im Preiſe und ſtieg darin nachher mit der Verbauerung der Zeiten und Sitten immer mehr. Die Rittersleute rühmten ihn wegen ſeiner Verſpottung der rohen Ueppigkeit und der Ueberhebung der Bauern über ihren Stand, was bald ein ſtehender Artikel der Satire ward. Der derbe Gegenſatz gegen das ſubtile Minnelied gefiel; eine Reihe von Nachahmern wie Goeli, Stamheim, Geltar, Konrad v. Kirchberg und Leopold v. Scharfenberg gruppirten ſich um Nithart her; unter ſeinem eigenen Namen ſchwärzten ſich eine Menge meiſt überladener und carrikirter Nachbildungen unter ſeine Lieder ein,

die der letzte Herausgeber mit strenger Hand auszuscheiden bemüht war; bald ließ man ihn den Bauern gegenüber als einen Possenreißer auftreten, der sie mit Streichen und Schwänken neckt und quält; seine Person ward mehr und mehr sagenhaft zu einem Hofnarren unter Otto dem Fröhlichen umgebildet; und sein Name erhielt sich so mit ächten und falschen Liedern und Schwänken bis ins 16. Jahrhundert lebendig.

Zu Nithart gehört untrennbar der Tanhäuser, gleichfalls ein Baier der in Oesterreich wohl bekannt war, und der seinen Preis zwischen Friedrich II von Oesterreich, der ihm mehrere Liegenschaften schenkte, und Otto dem Erlauchten von Baiern theilte, unter dem er in Nürnberg schöne Zeiten gehabt, die ihm später verloren gingen, wo seine guten Bekannten Seltenreich, Unrath und Schaffenichts waren. Auch er hat die Zeiten Rudolf's von Habsburg nicht mehr erlebt, aber der ganze Ton seiner Dichtung versetzt uns in die Periode des beginnenden Verfalls der Minnepoesie und der alten Innigkeit des Frauenverkehrs, so daß ihm spätere Dichter wie Steinmar und Hadloub in Manier und Sinnesart näher rücken, als die früheren. Wir gleiten bei ihnen aus dem feinen höfischen Leben der Ritterschaft in ein gemeineres herab, wie sich das überhaupt in der österreichischen Dichtung so auffällig darstellt. Wenn der Tanhäuser in seiner „Hofzucht“[508] eine Reihe von Sprüchen und Regeln über den Anstand bei Tische lehrt, so sieht man an der groben Unsitte, die er zu rügen hat, daß in dem Maaße, wie jetzt der Bauer emporstrebt, der Ritter in die bäurische Rohheit herabgesunken ist. So werden wir finden, daß der Stricker mit Mühe den Ton der ritterlichen Dichtung zu halten sucht, und daß er auf des Ritterlebens Untergang klagend hinblickt; und Ulrich von Lichtenstein, der in diese Klage einstimmt, zeigt uns dieses Ritterleben in einem Zustande, der zwischen Ueberspannung und Abspannung in der Mitte liegt. Die idealeren Vergnügungen

508) Haupts Zeitschrift 6, 488.

des Minnedienſtes genügten nicht mehr, die materiellen ſelbſt widerten unter dem einreißenden Verderbniß und der Sittenloſigkeit der Weiber an, und die roheren Freuden des Mahls und des Weins traten an die Stelle der früheren Unterhaltung. Ulrich von Türheim, der ſonſt ſehr betrachtungsarm iſt, klagt in einer „Beirede" in ſeiner Fortſetzung von Wolframs Willehalm ausdrücklich darüber, daß jetzt alle Welt das „Luder" liebe, der Ritter den Wein mehr minne als ein ſchönes Weib, ja manches Weib den Gaſt „vaſte antrinke." Wir erwähnten vorhin die Wiener Meerfahrt und den Weinſchwelg zu einem anderen Zweck; dieſe Gedichte berühren ſich mit dieſer neuen Erſcheinung, daß man jetzt auch anfängt, Gelage und Zechereien zum Gegenſtande der Dichtung zu machen. Dies trit bei dem Tanhäuſer zuerſt hervor. Weiterhin trug der Thurgauer Steinmar, der gleichfalls in Oeſterreich ſich umgetrieben, da er 1276 bei Rudolfs Heerfahrt gegen Ottokar und bei der Belagerung Wiens gegenwärtig war, dieſen neuen Stil in die Schweiz, wo an der Scheide des 13. und 14. Jahrhs. Hadioub[509]) ihn fortſetzt und gewiſſermaßen ſo ausbildet, daß er uns auf die ſpätere Uebergangslyrik zwiſchen Minnelied und Volkslied im 14. und 15. Jahrh. hinführt. Alle drei preiſen Gelage und Mahle, und im Gegenſatze zu den früheren Minneſingern erheben ſie dabei den Herbſt und den Winter mit dieſen ihnen eigenthümlichen Freuden. Dies geſchieht dann leicht mit einem Uebermaß, das ekelhaft wird; ſie liefern uns Zech- und Schmausllieder, gemein und plump wie nur möglich, und man ſieht wohl, daß die Klage des Sunenburgers einen Grund hat: daß jetzt Zucht und höfiſcher Sang der jungen Welt läſtig und daß ihnen Schelten auf die Weiber beim Weine angenehmer ſei. Alle ſolche Lieder haben durchweg die Farbe des Burlesken und ſtellen ſich inſofern gegen den alten feierlichen Stil der Ritterdichter; dieſen Ton theilen dann auch andere unbedeutendere Meiſter, wie der von Scharfenberg, Goeli, Gedrut u. A. In den Tanzliedern dieſer Dich-

509) Joh. Hadloub's Gedichte hrsg. v. Ettmüller 1840.

ter zeigt sich ihr Talent meist am schönsten; außer Burkart von Hohenfels hat deren Niemand lebendigere und schönere gemacht als der Tanhäuser, und der bewährte Ruhm der Oesterreicher im Fache der Tanzmusik wird sich als alt und lange verdient herausstellen lassen. Ueberall tragen diese Tanzlieder, und was sich damit berührt, jene behagliche Sinnlichkeit, jene gutmüthige Schlüpfrigkeit an sich, die den Anspruch macht nicht verargt zu werden. Dabei ist die ganze Manier im schärfsten Gegensatz gegen die ernste Minnedichtung; hier wimmelt z. B. alles von Frauennamen, die dort so vorsichtig vermieden werden. Hadloub in seinen Liebschaften zwischen Knechten und Mägden, in seinen losen Ernteliedern, die wie die Festlichkeit selbst einen ganz freien Charakter haben, in seiner Hirtentenzone, die sich wie ein knorriger und wilder Nebenschößling der französisch-italienischen Schäferdichtung ausnimmt; Steinmar in einem ungemein rohen Tageliede, wo des Hirten Ruf einen Knecht bei seiner Dirne weckt; Tanhäuser in seiner parodischen Anwendung französischer Wörter, Alles arbeitet auf das Herabziehen pathetisch behandelter Gegenstände ins Burleske hin. Wo bei dem Tanhäuser die Minnelieder noch ernster behandelt sind, da bricht eine prosaische Versmacherei, ein Zusammenreihen von Worten und Reimen hervor, die ganz ohne rhythmischen Sinn in höchst unmusikalische Töne gebracht sind. Sonst aber charakterisiren sich seine Liebeslieder und die seiner Sinnesgenossen dadurch, daß man hier der „niederen Minne" fröhnt, und dies gibt ihnen, wie den französischen Pastorellen die in diesen Kreisen wohl bekannt sind, einen gewissen Körper und Inhalt: bei Hadloub begegnet man einem eigentlichen Liebesverkehre; es gibt bei ihm poetische Lagen, die uns ansprechen; das ganze Lied verliert das Unbestimmte und Nebelhafte; die Empfindsamkeit trit unserem Geschmacke näher. Bei Steinmar ist der Minnedienst ganz ins Bäurische herabgezogen, man wirbt hier um gemeine Dirnen, die nach Kraute gehen, mit Geschenken von Schuhen und Linnen; so erzählt der Tanhäuser „wie er sie auf blumiger Haide, im Walde getroffen, mit ihr gekoset und gethan habe, wie man den

Frauen zu Palermo thut“ [510]). Oft übertreibt er verspottend die alten Abenteuerlichkeiten der Frauenbewerbung: Er möchte seiner Geliebten einen Berg aus Galiläa bringen, auf dem Adam gesessen, als einen allerhöchsten Liebesdienst; sie verlangt von ihm einen Baum aus Indien, und den Gral, und Paris' Apfel, Venus' Mantel und Noah's Arche. Aehnlich wird auch bei Boppo und Steinmar der Uebermuth der Frauen und das Gelübdewesen verspottet. Anderswo spricht sich die Richtung gegen die ernste feierliche Minne in Lied und Roman darin aus, daß Tanhäuser mit großer Belesenheit ganze Schaaren von Romanheldinnen, von wirklichen und phantastischen Ländern und Oertlichkeiten der Romane anführt, die er gegen seine ländlichen Tänzerinnen und seine wohllebige Gegenwart verschmäht. Man erfährt aus dem Allem, daß der Tanhäuser ein in fremder Welt und Dichtung wohl bekannter, ein wanderfüchtiger, weitgereister, von Natur unsteter Mann war [511]), der wahrscheinlich auch den Kreuzzug von 1228 mitgemacht hatte; so wird er auch ein wanderndes Minneleben geführt und Grund gehabt haben, daß er sich in einem seiner Lieder als reuigen Büßer einführt: was dann die Erfindung der an seinen Namen geknüpften Sage veranlaßt haben mag [512]). Die Volkslieder von dem reuigen Tanhäuser, der aus den Banden der Minne entwichen nach Rom pilgerte und vom Pabst Urban IV (1264—68) abgewiesen wird, worauf er verzweifelt in den Venusberg, d. h. in die Hölle zurückkehrt: da dann das von dem Pabst unmöglich gedachte Wunderzeichen, das Blühen eines dürren Stockes, wirklich wird, d. h. der Sünder von Gott unmittelbar Gnade empfängt, diese Lieder haben ihre größte Verbreitung erst in der Reformationszeit erhalten, die aus

510) Von der Hagen, im Leben des Tanhäuser. Minnesinger 4, 429.

511) Ich bin ein arbeitsælic man,
der niene kan beliben,
wan hinte hie, morne anderswan. M. S. 94b.

512) Gräße, die Sage vom Ritter Tanhäuser. Leipzig 1846. Zander, die Tanhäuserſage. Königsb. 1858.

der Härte des Pabstes gegen einen aufrichtigen Büßer Capital machte; daß sie unseren Poeten, der nach 1270 nicht mehr gedichtet hat, unmittelbar im Auge haben, scheint (schon aus diesen chronologischen Verhältnissen) deutlicher, als daß die Sage von dem Bremberger, in der eine provenzalische Mähr von Guillem de Cabestaing auf einen deutschen Namen übertragen ist, den Minnedichter Reinmar von Brennenberg meine, der vor 1276 von den Regensburgern aus unbekanntem Streitanlaß erschlagen wurde.

Wenn uns der frühe Abfall von der hochtrabenden Manier der Minnedichtung zu dem Schwank- und Spaßhaften im Tanhäuser auffallend scheint, so dürfen wir nur einen Blick auf den ernsten, eß- und trinklustigen Minnehelden Ulrich von Lichtenstein werfen, der eben dieser österreichischen Zeit und Literatur angehört, um dies sogleich ganz begreiflich zu finden; er lehrt uns am besten, wie bald der Minnedienst ins Abenteuerliche ausartete, der Minnegesang seine erste Bedeutung verlor, wie Sinn und Gefühl aus dem Frauenumgang und Geschmack aus der Dichtung entschwanden. Ulrich von Lichtenstein († 1275 oder 76) ist der Minnesinger, von dessen Leben wir am meisten wissen, eine geschichtlich berühmte Figur, dessen äußere historische Verhältnisse uns einen Blick auf die politischen Zustände in Oesterreich in einer Zeit reicher Bewegungen thun lassen, so wie seine Gedichte[513] auf die höfischen, ritterlichen, poetischen und minniglichen Dinge. Ottokar (von Hornek) war sein Freund und liefert uns die geschichtlichen Angaben zu Ulrichs Leben; eine Reihe von ritterlichen Sängern lassen sich äußerlich an ihn anknüpfen, die ihm befreundet, oder die mit ihm bei Rudolf zusammen waren: Herrand von Wildonie, ein Steiermärker wie Ulrich, von dem Lieder und Schwänke erhalten sind, deren einen ihm Lichtenstein erzählt hat[514]; der Kärntner Burggraf Heinrich von Lüenz: Leopold von Scharfen-

513) Vrowen dienest. Hrsg. v. Lachmann. Berlin 1841.

514) Er ist in Von der Hagen's Gesammtabenteuer gedruckt. Vier Erzählungen von ihm hat Bergmann, Wien 1841, herausgegeben.

berg; die Steierer Konrad von Sounecke und Rudolf II von Stadeck[515] (urkundlich 1243—61) und der Schweizer Konrad Schenk von Landegge. Ulrich selbst schrieb sein ritterliches Leben in einem Gedichte unter dem Titel Frauendienst (1255 vollendet), und er hat darin alle seine Lieder verwebt. Wie in dieser Zeit Alles anfängt, herzlose Nachbeterei zu werden, so ist das auch hier der Fall; wenige seiner Lieder haben in sich einen Werth, viele zeichnen sich durch Gewandtheit und ungezwungene Kunst in allem Formalen aus, keines durch wahrhaftes Gefühl. Die Gewöhnlichkeit und Armuth in diesem Buche sind über die Maße; in seiner Erzählung übersetzt er die Lieder, in seinen Liedern umschreibt er die Erzählung, die in Reimpaaren und achtzeiligen Strophen gehalten ist; die Langeweile in der Beschreibung seiner Ritterschaft und seiner Tioste wetteifert mit der in der Geschichte seiner Liebe; und dazu kommt die eingebildete Freude über seine Poesien, die ihm manchmal in Wort und Weise unverbesserlich dünken, während wir zugleich die Beispiele finden, wie kleine Dinge, wenn sie nur neu sind, in diesen Liedern angenehm berührten. Wie hart zugleich die alte Weichheit und Zartheit, die in der Form des Ganzen gewahrt sind, hier mit den rohen Zügen des neuen Geschmacks zusammenstoßen, zeigt ein Blick in den Gang der Geschichten, die uns der Dichter erzählt. Ein Mann, dem Gemach und Gut, gutes Essen und Trinken, schöne Waffen, Kleider und Zierat das Leben ausmachen, führt uns in seine Herzensgeschichte ein, oder in die Art, wie ein Mann jener Zeit der ritterlichen Sitte und Regel nachzukommen strebt. Früh als schmachtender Knabe schon hat er der Alten Rede von Frauendienst und seiner Beglückung mit gespannter Achtsamkeit gehört und so das Gift der rücksichtslosen Unterhaltung der Erwachsenen eingesogen. Früh nimmt er sich dann nach dem Beispiele Aller eine Herrin, der er seinen Dienst widmet,

515) Vgl. Weinhold, der Minnesinger von Stadeck und sein Geschlecht. In Wiener Sitz. Berichten 35, 152.

weil es so Sitte war. Er bezieht hinfort Alles was er thut auf sie, er sieht sie als seinen Trost in jedem Unfall und als die Quelle alles seines Glückes an, er bildet sich auf seine Ausdauer mehr ein als auf Heldenthaten, er trägt von ihr Alles was ihr einfällt mit Geduld, er wird zum Kopfhänger und Mundstillen, er trinkt ihr Waschwasser, er läßt sich ihr zu Gefallen eine Ueberlippe operiren, er schlägt sich ihr zu Liebe einen krumm gewordenen Finger ab und schickt ihn ihr und sie bewahrt ihn gerührt auf und betrachtet ihn alle Tage. Dann macht er verkleidet als Venus eine stumme Landfahrt ihr zu Ehren und tiostirt mit allen Rittern durch 29 Tage; man macht die Beobachtung, daß die Freude am Allegorischen jetzt sogar in die Handlungen eingeht. Noch aber prüft ihn seine Frau und zweifelt an seiner Treue, worüber ihm Thränen und Blut ausbricht. Dann erhält er endlich Erlaubniß, sie zu besuchen; er erscheint erst als Aussätziger verkleidet, mit einer Wurzel im Mund, die bleich und geschwollen macht. Als er am Ziel seiner Werbung zu sein meint, nimmt die ganze bisher bitter ernsthafte Erzählung eine gemein komische Wendung; ein possenhafter Fall bringt den Ritter um die Frucht seiner Dienste; er will sich ertränken; allein ein Kissen, das ihm ein Knappe von seiner Frau bringt, heilt ihn noch ein wenig von seiner Tollheit. Von da an verläßt er sie jedoch und widmet sich einer anderen. Ein solches Gedicht konnte bei uns Lobpreisungen ernten! ein Liebespaar, wo auf der Seite des Weibes nichts ist als eine höhnische Laune und ärgerliches Spiel mit dem Gimpel, der sie zu seiner Gebieterin schwur, und auf der Seite des Mannes, der sein Eheweib zu Hause hat wie seine Geliebte ihren Mann, nichts als Unzucht und unsittliche Werbung einer sinnlich begehrlichen Natur und Streben nach rohem Genusse. Dazu kommen dann die ekelhaften Opfer und die Wunderlichkeiten des ascetischen Minnedienstes, was dies Kunstwerk vollends aufs häßlichste entstellt. Ein solches Herzensleben ist nur dann von Interesse, wenn es auf Herzensreinigung ausgeht, wie in Dante's neuem Leben, wenn nicht die Abenteuer

eines gewürfelten Weiberjägers, ſondern die ſinnigen Träume eines unſchuldigen Jünglings der Gegenſtand der Erzählung ſind. Und ſelbſt dann, wenn alle jene heiligen Gefühle und träumeriſchen Regungen, alle Feierlichkeit mit der man ſie pflegt, alle Selbſttäuſchung mit der man ſich quält, geſchildert werden ſoll, müßte doch einige „Vernunft bei der Liebe ſchon in ſolcher Jugend, und ſie muß Meiſterin der Leidenſchaft ſein“ [516]). Noch einen ſchlechteren Begriff von dem Minneleben der Ritterslente dieſer Zeiten bekommt man in Ulrichs zwei Jahre ſpäter (1257) geſchriebenem Frauenbuche. Dies iſt ein Geſprächſtück (gegenſeitige Klage der Frauen und Männer), wie man ſie bei dem Stricker, in Form und Inhalt gleich, näher kennen lernt. Hier wird die Vernachläſſigung der Frauen durch die rohen blos der Jagd und dem Wein ergebenen Männer beklagt, die Unſitte der Frauen, ihre feile Minne und die Sodomie der Männer aufgedeckt [517]). Von den erſten zarten ſinnigen Minneliedern bis zu dieſem Puncte überſehen wir in unſeren Andeutungen den ganzen Verlauf der Minnegeſchichte der Zeit, und die Entwickelung der Epopöen wird uns denſelben Weg führen. Ehe wir ſcheiden, werfen wir nur noch einen allgemeinen Blick auf die beſte und reinſte Seite des Minneliedes und deſſen poetiſchen Werth zurück.

Jede lyriſche Kunſt liegt von Natur zwiſchen den zwei gefährlichen Klippen, daß ſie entweder von wirklichen Empfindungen ſingt, die in der dichtenden Perſönlichkeit herrſchen, oder daß ſie ſolche Empfindungen vorgibt. In dieſem letzteren Falle war unſere nachgeahmte Liederpoeſie im 17., in jenem war die Minnepoeſie des 13. Jahrhs. Ein gewiſſer poetiſcher Strich lag über dem Frauenverkehr dieſer Dichter, und dies glänzende poetiſche Leben wollten ſie unmittelbar abſchildern in ihrem Geſang. Allein das poetiſche Leben macht noch keine poetiſche Kunſt, ja es ſcheint ihr ganz eigentlich entgegen-

516) Dante in der vita nuova.

517) So auch bei dem Stricker, und vergebens wird alſo S. Helbling dies leugnen. S. Karajan zum Frauendienſt p. 676.

zustehen. Solche Zeiten eines gehobenen poetischen Lebens haben gewöhnlich Dichtung aber keine Dichter, so wie es andere Zeiten gibt, die Dichter besitzen aber keine Dichtung. Die Hand, die von Leidenschaft zittert, kann nicht über die Leidenschaft schreiben. In der Nähe des Gegenstandes läßt sich kein Gemälde aufnehmen, und jene Zeit hatte auch nicht die Bildung, sich sagen zu können, wie man es anfangen müsse, um sich in eine Ferne zu rücken. In Italien, wo unter dem frühen Aufblühen städtischer Industrie und republikanischer Formen das Ritterthum immer in eine gewisse Ferne gestellt war, und wo das Studium der Alten frühe eine künstlerische Bildung reifte, konnte man sich bequemer aller der Vortheile bemächtigen, welche die frühere Dichtung der Franzosen und Deutschen an die Hand gab, aber nicht selbst gebrauchte. So wie Ariost und Tasso im Rufe der Welt die ganze erzählende Ritterpoesie mit ihren Werken verdunkelten, die ohne die Vorarbeiten der ritterlichen Erzähler nicht da sein würden, so steht Petrarca mit seinen Dichtungen auf der Höhe des Minnegesangs, und an seine Liebe und seine Klagen blieb vielfache Erinnerung oder dunkles Vernehmen auch da, wohin nie ein Lied oder ein Leich der Franzosen und Deutschen gedrungen ist. Dies behauptet nicht, daß seine Sonette und Canzonen überall vorzüglicher seien, als die Lieder und Leiche der Minnesänger, allein im Allgemeinen kann man sagen, daß er in dieser Art Dichtung die formelle Gestaltung vollendet und geschlossen, und ihren Stoff am reinsten und heiligsten in sich getragen hat. Was das Formelle betrifft, so ist die ganze reiche Kunst der Töne bei ihm wie in das Eine Sonett krystallisirt, das sich in der dichterischen Welt erhalten hat, während Niemand zu den noch mehr gekünstelten Maßen der Minnesänger zurückgekehrt ist. Die Form des Sonetts, nach der manche der Weisen unserer ritterlichen Sänger gleichsam hinringen, steht mit dem allgemeinen Inhalt des Minneliedes und mit den Empfindungen, die ihm zu Grunde liegen, in einem so engen Verbande, daß man sich daher wohl ihre Ausdauer erklärt. Sie spricht gleichsam jene unendlich glühende Sehnsucht des

Herzens innerhalb der Schranken des Kopfes aus, weil hier so oft dem Herzen kein anderer Verkehr gestattet ist, als mit dem Bilde im Kopfe, indem kein sinnlicher Gegenstand für eine sinnliche Liebe und den Erguß in sinnlichen Empfindungen gegeben ist; es will eine innere Flamme über alle Schranken weg, und diese Schranken bildet gleichsam die künstliche und scharfe Form des Maßes ab. So rein diese Form bei Petrarca ist, so rein ihr Stoff. Bei ihm dulden sich die Zweifel nicht, ob wir mit einer sinnlichen Leidenschaft oder einem sinnigen Zuge des Herzens zu thun haben: diese Entschiedenheit ist ästhetisch besser, als das unbestimmte Schwanken zwischen Seelen- und Fleischesliebe, das in unseren Minneliedern herrscht. Bei Petrarca gehören diese Empfindungen der Lebensperiode an, der sie eigenthümlich sind; mit dem männlichen Alter trat er aus diesen dunkeln Empfindungen heraus, und den patriotischen, tief gebildeten, der Welt und des Buches kundigen Mann hören wir lieber seine mit dichterischem Bewußtsein geschriebenen Lieder über seine Jugendliebe vortragen, als unsere Ritter ihre minniglichen Freuden und Leiden, die den Schein gewinnen, als ob ihr ganzes Leben von dem Einen Ringen und Jagen nach dem Preis der Minne wäre ausgefüllt gewesen; eine Unnatur, die weder sittlich noch ästhetisch einen guten Eindruck macht.

Denn wenn die Liebe das ganze Wesen eines Mannes im eigentlichen Sinne dauernd beherrscht, dann verleugnet er seine Mannesnatur und geräth in die Sphäre des Weibes. Den allgemeinen Charakter des Weiblichen trägt aber die Cultur der Zeit, mit der wir uns beschäftigen, im Gegensatze zu der männlichen griechischen, in allen ihren Theilen und so auch in dieser lyrischen Dichtung. Auf diesen grellen Gegensatz, und das Verhältniß der Unnatur und Verkehrung das er einschließt, führt uns die Vergleichung der Darstellungen der Geschlechter und ihrer gegenseitigen Beziehungen in der antiken und mittelalterlichen Lyrik und Epik unaufhörlich zurück. Die sinnige gemüthvolle Liebe, wie sie die Minnesinger schildern,

entſpricht mehr dem Weibe, die ſinnliche des Griechen mehr dem Manne. Wir finden hier in dem Weibe eine Strenge, die ein Grieche nie hätte ſchildern können, die auch mehr iſt als die natürliche Sprödigkeit des Weibes und an die Uebertreibung dieſes Zuges erinnert, der in dem hohen Norden noch in den Sitten der Völker heimiſch iſt. Den liebenden Männern dagegen, die hier immer die Beſiegten ſind, ſich ſelbſt mistrauen und am Gelingen verzweifeln, fehlt durchweg das ſtolze Vertrauen und die Siegesluſt eines Anakreon, das der Natur näher und der Kunſt günſtiger iſt. Dieſer tändelt mit ſeiner Liebe, aber er heiligt ſeine Kunſt; der Minneſinger heiligt ſeine Empfindung, aber er tändelt mit ſeinem Gedichte und ſpielt in Reimen und Worten und Tönen. Das treue Anhängen an dem Einen Gegenſtande der erſten Wahl, das hier vorausgeſetzt wird, iſt ein weiblicher Zug, das unſtete Flattern des Anakreon iſt männlicher. Die Heiligkeit, die von der Jungfrau Maria auf das weibliche Geſchlecht überging, trug dazu bei, jene Scheu wenigſtens im äußeren Verkehr im Manne aufrecht zu halten, von welcher der Grieche ſeiner Stellung zu dem Weibe nach nichts wußte; daher iſt faſt nirgends bei den ritterlichen Sängern das Feuer glühender Leidenſchaft. Gröbere Sinnlichkeit und wahre ideelle Größe iſt in ihrer Liebe ſelten ausgedrückt; Beides iſt dem Manne eigen. Das wahrhaft geſchlechtliche Verhältniß, wo das Weib nicht ſtreng ſondern pflegend zu dem Manne ſteht, nicht abſtoßend ſondern weichend, iſt hier nicht zu finden; bald iſt das Weib abweiſend und unbeſieglich, bald dem Genuß raſch hingegeben. Die Urſache des Einen und den Weg zum Andern, was beides eigentlich der wahre Vorwurf für die Dichtung wäre, erfährt man nirgends, als etwa im Triſtan; dieſe Künſtler wählen ſich das Unvortheilhafteſte, ſie ſchildern Wirkungen ohne die wirkenden Kräfte, Erfolg ohne Anſtrengung, ſo wie unzählige Lieder eine Klage erheben, ohne daß man ein Hinderniß ſähe oder ein Leid. Die Weiber ſind hier Männer in der Liebe, die Männer ſind Weiber. Im Epos werfen ſich die Heldinnen ohne Weiteres gemein weg, oder

ſie ſtoßen wie Männlinge ab und kämpfen und balgen; die griechiſche Kunſt aber überließ mit unendlich feinem Geſchmack die Amazonen der Sculptur. Wie wenig erfahren wir von dieſen Dichtern, deren ganzes Leben dem Dienſte der Frauen gewidmet war, über das Weſen der Liebe und ihre verborgeneren Eigenſchaften, wie wenig über weibliche Natur und Sitte. In Griechenland, wo ſich das Weib in ſo ungünſtigen Verhältniſſen ſah, welchen Tiefblick hat nicht der Eine Homer ſelbſt in den bloßen Umſchreibungen der verſchiedenſten weiblichen Charaktere bekundet!

Dieſe Gegeneinanderſtellung will nicht ſagen, daß die Minnepoeſie unſerer Ritter ganz arm an Zügen ſei, die der Natur mit Glück abgelauſcht ſind. Weil eben dies ſeine Gefühl herrſcht und dauert, ſo iſt es innig und weit; weil ihre weltliche Liebe ſo nahe Verwandtſchaft mit der himmliſchen zu der Gottesmutter hat, ſo iſt ſie heilig und hehr; weil die Dichter in ihrer größeren Empfänglichkeit keinen ſtarken gröberen Reiz ertragen, halten ſie ſich mit ihren Geſängen von dem wirklichen Leben fern und ſchwärmen ganz in ihrer unendlichen Empfindung. Sie halten ſich in ſinniger Verſenkung, aus der ihr vorübergehender Jubel ſich nur mäßig aufſchwingt; ſie ſchwelgen in der Erinnerung an ſchöne Stunden und Ein ſolcher Tag der Gunſt ihrer Geliebten (den der von Reifen Leidvertreib nennen möchte) gibt ihrer ſtillen Nachempfindung Stoff auf lange Zeiten und zu Hunderten von Liedern. Im Allgemeinen iſt glücklich die verborgenere und rückhaltendere Liebe des Weibes gegen die zudringlichere des Mannes, aber jene nur zu grell, dieſe zu matt geſchildert; man merkt die ideellere Natur des Weibes in dem Abweiſen der ſinnlichen Begierden des Mannes. Iſt einmal des Mannes Neigung befeſtigt, ſo iſt das Vernachläſſigen anderer Frauen ihm eigen; das Weib ſieht neben dem Manne ihres Herzens die Aufmerkſamkeit der Anderen noch gerne; obgleich ſie wärmer ihr ganzes Leben an das Gefühl der Liebe und den Gegenſtand derſelben knüpft, ſo behandelt ſie es gleichwohl nicht mit dem heiligen Ernſte und der feierlichen Innigkeit, die

dem Manne in neuerer christlicher Zeit eigenthümlich ist: dies ist ein vortrefflicher Grund, auf den jene ewigen Klagen in den Minneliedern gebaut sind, nur Schade, daß man ihn hinzudenken muß, daß er nirgends faßlich ausgedrückt ist. Wo aber einmal gereizte Eitelkeit und Eifersucht deutlich ausgesprochen wird, da wird die Wirkung sogleich vollkommener; nur fallen sie dann leicht, bei ihrer sonst herrschenden Scheu vor dem Bestimmten, ins Gemeine. Ein gleichmäßiger Grundton in der Liebe der Frauen, dem leidenschaftlichen Affect des Mannes gegenüber, ist hier und da fein, aber selten angedeutet. Das Unbegreifliche, Plötzliche, Unerklärliche der Liebe sprechen sie naiv und wahr aus; ihre Herzen liegen offen, alles Aeußere ist nur ein dünner Duft, der den inneren Zustand der Seele nirgends verdeckt, nirgends aber auch bestimmt und klar vorhebt. Daß die Liebe damals das ganze Leben ausfüllte, die Thätigkeit des Mannes ganz durchdrang, der Mittelpunct seines innern Seins, Mittel und Zweck für das moralische Leben zugleich war, dies hatte auf die Gestaltung der Lyrik den schädlichsten Einfluß. Diese Dichter, sagten wir, redeten meist in Gefühlen, von denen sie selbst voll waren; sie malten eine Leidenschaft, in der sie selbst glühten. Ein Catull dagegen steht überall über seiner Liebe: an Gegenstände, an Begebenheiten knüpfen sich seine Freuden und Leiden, bestimmt sind seine Hoffnungen und Wünsche, sein Schmerz ist von Selbsttrost und Aufrichtung, seine verschmähte Liebe von Fassung, von männlichem Stolz sein Kummer über die Untreue seiner Lesbia begleitet. Spielt unklar die zwiespältige Liebe mit seinem Herzen und er schwankt zwischen Haß und Neigung, so spiegelt das nicht sein Lied so ab, daß seine Empfindungen wider seinen Willen gleichsam sichtbar werden, sondern er kennt diesen innern Streit, er sucht seine schwer erklärliche Natur zu schildern. Diese Klarheit der poetischen Gestaltung macht hier alle Wirkung; die sinnlichere, obgleich nicht gemeine Natur seiner Liebe könnte sie nicht machen. Fast alle poetische Wirkung aber, die die deutschen Gedichte machen, schreibt sich von dem Antheil her, den

jeder Fühlende oder Liebende an dem Fühlenden oder Liebenden nimmt, jeder Traurige an dem Klagenden, jeder Freudige an dem Frohen; es iſt die innige warme Empfindung, der reizende Stoff, der kindliche Ausdruck offener Herzen, der uns gefällt; allein in der Dichtung ſoll nicht der Stoff und die Empfindung wirken, ſondern die Form und die Einbildungskraft.

Aber noch haben dieſe Dichter, ſo weit man aus dieſen Liedern ſchließen darf, keinen Begriff von Kunſt: was ſich ſelbſt unter den Troubadours findet, Wetteifer im Geſang, Vergleichung, Kritik, davon ſind hier kaum Spuren zu finden. Weit entfernt, aus Drang und Kunſttrieb zu dichten, ſangen dieſe Dichter blos um die Geſellſchaft zu ergötzen; ſie waren von den Geſetzen dieſer Geſellſchaft gebunden; ſie wichen nicht von den üblichen Stoffen, die arm und nicht glücklich gewählt waren; ſie wankten nicht von der hergebrachten Manier, die noch minder fähig war, den mislichen Stoffen durch poetiſche Behandlung aufzuhelfen. Man hat dieſe Beobachtung, daß nur ein erkünſteltes Leben der Standesſitte dem ganzen Treiben der Ritter zu Grunde liege, auch auf die Kunſt ausgedehnt, hat bei dem völligen Mangel aller tieferen Gedanken, bei der ſteten Wiederholung derſelben Motive, auf erkünſtelte Empfindung in den Liedern geſchloſſen. Und allerdings mögen auch eine Maſſe von fremden und deutſchen Minneliedern, gegen unſeren vorherigen Ausſpruch, aus bloßem Nachahmungstrieb und ohne Theilnahme der Empfindung im Dichtenden gedichtet ſein. Dies wäre an und für ſich mehr Lob als Vorwurf, es wird aber zum Fehler, weil dieſe Künſtler zu einer poetiſchen Geſtaltung noch gar ſo wenige Anlage zeigen, ſo daß in den Deutſchen das Gefühl, das ihnen die Hand führt, ihr Verdienſt zugleich und ihr Schade iſt. Bei den romaniſchen Dichtern, deren Liebesempfindungen man mit Recht mehr Angelegenheit des Kopfes als des Herzens genannt hat, iſt es ungefähr, wie in allen Beziehungen, umgekehrt. Man muß aber in Beidem nicht eben Unnatur ſuchen, ſondern gerade dies merkwürdige Uebergehen von Em-

pfindung zu Gedanken, dies Schwelgen in Beiden, das größere Vergnügen in dieser Ausschweifung als in der physischen und materiellen, dies eben ist das Räthselhafte und das Unerklärliche in jenen Regungen der ersten jugendlichen Liebe, der es eigen ist sich Gefühle gleichsam zu schaffen. So ist jener in Ost und West in den Epen wiederkehrende Zug, daß der Held zu einem nie gesehenen Weibe sehnsüchtige Liebe faßt, ein Zug, der die Natur dieser einbildungskräftigen Jugendempfindungen so scharf charakterisirt, durchaus nicht eine schlechte Erfindung der Poeten, sondern beruht auf wirklicher und ächter Natur. Bei allen wesentlichen Fehlern, die diesen Dichtungen anhängen, gewinnen sie uns durch Züge dieser Art ein historisches Interesse ab; und wer dafür Sinn und zugleich für die Feinheit und den lieblichen Reiz unserer alten Sprache Ohr und Verständniß hat, der wird gerne einstimmen, daß der Minnegesang jenen schwer zu erfassenden, gegen jede Bezeichnung in Worten sich sträubenden Zustand des ersten Seelenlebens in einer Wärme und Tiefe ausspricht, die nur künstlerisch von Petrarca übertroffen ist, bei dem dagegen die Naivetät und Harmlosigkeit unserer sanften Meister bereits verloren ging. Er wird einstimmen mit Gottfried von Straßburg, „daß diese Nachtigallen ihres Amtes wohl pflegten, und lobwürdig ihre süße Sommerweise mit lauter Stimme sangen, das Herz mit Wonne füllten, und der Welt hohen Muth gaben, die alles Reizes entblößt und sich selbst lästig wäre, wenn nicht der liebe Vogelgesang dem Menschen, dem je nach Liebe sein Herz stand, die Freude und Wonne und die mancherlei Lust ins Gedächniß riefe, die edle Herzen beseligt; daß es freundlichen Muth und innigliche Gedanken weckt, wenn der süße Gesang der Welt ihre Freuden zu sagen beginnt". Gerne wird man einmal aus dem Anspruch an männliche Gedanken und Gesinnungen weichen und dem Klageton zarter Herzen lauschen und dem Ausdruck empfindsamer, reiner Sinnesart. Und wo wir nicht die Muse verehrt finden, werden wir doch den Altar der Minne um so reicher von Opfern gekränzt sehen, der Göttin, von deren All-

macht und Gewalt dieſe Sänger ſo ehrfürchtig zu ſingen wußten, „die alle Enge und Weite umſpannt, die auf Erden und im Himmel thront, die überall, nur in der Hölle nicht, gegenwärtig iſt“; und wenn auch nicht ein heiterer Cultus ihren Dienſt feiert, ſo iſt es doch ein inniger und andächtiger. Es iſt eine Verehrung des weiblichen Geſchlechts mehr, als einzelner Frauen, die wir hier finden; dies zeugt von der Tiefe, es eröffnet uns die Quelle, und deutet uns die ungemeine Bedeutſamkeit dieſes Geſanges in der Sittengeſchichte unſerer Nation an. Dies Eine Gefühl der Liebe, dieſe Bereitwilligkeit in einem rauhen Geſchlechte von Männern, von dem zarteren Geſchlechte Sitte und Zucht zu lernen, milderte damals die Rohheit des Lebens, warf die erſte Freude in ein eintöniges Daſein; und es iſt eine herrliche Seite unſeres deutſchen Lebens und unſerer Kunſt, daß dieſe Freude des Frauenverkehrs hier nicht zu oberflächlicher Luſt allein misbraucht, ſondern innerlich bei den Edleren auf die Reinigung der Seele bezogen ward. Der Ernſt, die Würde, die Ehrbarkeit aller dieſer Geſänge ſtellte für die langen Jahrhunderte des Meiſtergeſangs dieſe zierenden Eigenſchaften als unverbrüchliches Geſetz auf. Und wie viel ſpäterhin Fremdes und Frivoles von Außen ſich eindrängte, ſo hielt das Volkslied, welches meiſt in dem alten Charakter fortdauerte, ein Gegengewicht, und niemals verlor unſere Lyrik, auch wo ſie in Uebermuth ausſchweifte, die Zucht und die Würde der Kunſt ganz aus den Augen. Wie ſich in dieſer Hinſicht die ſpätere franzöſiſche Lyrik zu dem Geſang der Troubadours verhält, ſo die unſere zu den Minneſingern; und auch das wird ſich hier vergleichen laſſen, daß ſich nie unſere Liederpoeſie ſo in alle Lebensverhältniſſe eingedrängt hat, wie die franzöſiſche; und wenn in dieſer Beziehung im Mittelalter von uns zu wenig geſchehen iſt, ſo geſchah dagegen in der neueren Zeit von den Franzoſen darin zu viel. Die Kunſt ſoll ſich nicht auf ein vages Idealleben beſchränken, wie damals in Deutſchland geſchah, ſie ſoll ſich aber auch nicht in den ganzen weiten gemeinen Lauf des Lebens eindrängen, wo ſie ſich niemals rein halten

wird. Alles daher, was damals auf die Sphäre der Liebe und den Minnegesang Bezug hat, ist in den deutschen Dichtern um so viel zarter und schöner, wie das, was das äußere Leben berührt, bei den Troubadours reicher ist. Die Tenzonen und die Liebeshöfe kannte der Deutsche nicht, der seine Herzensangelegenheiten stille in sich trug; die deutschen Frauen dichteten nicht selbst, sondern überließen das den Männern, von denen sie nur Lieder verlangten, die sie zu Liedern begeisterten, so daß diese „für ihren Habedank ihnen dann Rosen und Lilien auf ihren Wangen scheinen lassen". Was die provenzalischen Sänger in der Staatsgesellschaft thaten, thaten diese in der Frauengesellschaft: sie schreckten mit ihrem Tadel die, welche ihren Unwillen erregte, und priesen, wer ihnen würdig erschien. Das eigenthümlichste Merkmal deutscher Natur trit in dem Minnegesang, wenn man ihn mit dem Troubadourgesang vergleicht, zum erstenmal in dichterischen Erzeugnissen deutlich dem Charakter unserer Nachbarn gegenüber. Das Rückziehen aufs Innere, die ausschließende Beschäftigung mit dem Innern, die sanfte und gleichmäßige Ruhe, die dies mit sich führt, steht der Aeußerlichkeit, der Zertheiltheit, der leidenschaftlichen Unruhe der Franzosen aufs entschiedenste entgegen.

---

2. Hartmann von Aue und Wirnt von Gravenberg.

Neben Veldeke stehen in der Reihe der Minnesänger noch einige der namhaftesten ritterlichen Poeten, welche die neue französische Epik in Deutschland einzubürgern geschäftig waren wie Jener. Die besten Köpfe wandten sich den Dichtungen der Arthursage zu, und ihren Arbeiten müssen wir zunächst unsere ganze Aufmerksamkeit zuwenden. Drei Männer vor Allen haben wir hier zu betrachten, die uns die höfische Kunst auf ihrer höchsten Spitze, die Richtungen der Zeit in ihrer größten Schärfe, die Ideen, die sie bewegten, in ihren reinsten

Entfaltungen zeigen, und denen an Werth nur Walther als Vierter zugefügt werden darf. Dieſe ſind Hartmann von Aue, Wolfram von Eſchenbach und Gottfried von Straßburg. Alle drei haben Dichtungen aus jenem Sagenkreiſe nach franzöſiſchen Originalen behandelt, und unter ihren Händen bildete ſich raſch die Gattung der einförmigen Romane, wie wir ſie oben in roherer Geſtalt in jenen Triſtan und Lanzelot kennen gelernt haben, zu der möglichſten Vollendung aus, deren ſie fähig war. Bei dieſen Behandlungen ſchreiten die Dichter regelmäßig in Geſchicklichkeit, Selbſtvertrauen und Kühnheit bis zum Uebermuthe fort. Ulrich von Zatzikhoven hatte noch ganz ſein Auge auf dem Buche; er und Eilhart hatten noch viel zu ſehr mit ihrer eigenen Sprache zu ringen, um ſich freier zu bewegen. Hartmann folgt im Erek und Iwein ſeinen franzöſiſchen Quellen[518]) mit gewandter Treue; er läßt die Erzählung unangetaſtet, trägt aber ſeine Seele hinein. Bei einem vierten Poeten, der ſich der Zeit nach zu jenem Dreiblatte einreiht, bei Wirnt von Gravenberg ändert ſich dies; er läßt ſich den Stoff zu Wigalois blos mündlich erzählen[519]); er bekämpft und wehrt ſich gegen die Sage, unterbricht die Erzählung und trit überall mit ſeiner Perſon keck in das Gedicht; jeden Augenblick läßt er recht auffällig den deutſchen Dichter neben der fremden Materie hören. Bei Wolfram und Gottfried iſt dann das Hervortreten der Perſönlichkeit am entſchiedenſten. Bei ihnen verſchmilzt die Lebensanſicht mit dem Sagenſtoffe; dieſer wird ſichtbar in Folge von jener gewählt oder gar in allen Beziehungen geſtellt und geſtaltet. Weiterhin ſchwindet dieſe kühnere Behandlung wieder aus dieſen Stoffen, die auch nur dem eigentlichen Genius eignen konnte.

So lange noch in der epiſchen Erzählung nichts geſucht ward als

518) Chretien von Troies hat beide Gegenſtände behandelt.

519) Vers 297, 22 ff.

Ich wil daz mære volenden hie, als michz ein knappe wisen lie,
der mir ez ze tihten gunde. Ni wan eins von sinem munde
enpfie ich die âventiure.

Unterhaltung und Zeitvertreib, ſo hielt man es in der Wahl der Gegenſtände nur mit der Neuheit des Stoffes und war noch weit entfernt von dieſem Puncte, wo die einzelnen Dichter in dem Begriffe einer inneren, ſittlichen oder geiſtigen Bedeutung ihrer Kunſt, von einem eigentlichen Kunſtprinzipe aus, den Stoff ihrer Dichtungen gewählt und geformt hätten. Die Zeit iſt aber nun gekommen, wo die Ahnung des Mangels eines ſolchen Prinzips dämmert und wo man dieſem unverſtandenen Mangel, oft unverſtändig, abzuhelfen ſtrebte. Dieſe Zeit trat offenbar erſt mit der ausgebildeteren lyriſchen Kunſt ein, die dem höfiſchen Sänger erſt Anſehen und Würde gab. Die größere Würde des Dichterſtandes, der ſich in Deutſchland auch damals erſt emporarbeiten mußte, wie in neuerer Zeit im 17. und 18. Jh., lehrte die Sänger mehr auch auf die Würde der Kunſt achten, ſo wie umgekehrt die innige und edle Richtung der Dichter auf das, was die Gemüther damals am heiligſten bewegte, ihnen zuerſt den Zugang in die höhere Geſellſchaft und die ehrenvollere Stellung eröffnete. Was nun zur höheren Reinigung der Dichtung geſchah, war zuerſt, wie wir ſahen, die Einführung einer ausgefeilteren Sprache und einer neuen Vers- und Reimkunſt geweſen; was Veldeke in dieſer Beziehung begonnen hatte, das ſetzten nun die folgenden Dichter noch auf höherer Stufe fort. Außer dieſen formalen Verdienſten aber hatte Veldeke, wie wir ſahen, von dichteriſcher Begabung nichts hinzugebracht. Und ſo werden wir jetzt auch bei den Hartmann und Wirnt wieder finden, wie wenig bis dahin innerer Beruf zum Dichten ſelbſt auch in dieſen Männern war, denen man damals und heute allzu freigebig die Ehrentitel großer Dichter zuerkannt hat. An das Größte zu rühren, war zu jeder Zeit nur das glückliche Geſchick ganz Weniger. Wie ſollte aber ein Hartmann nach ſo hohen Ehren ſtreben können, der in Bezug auf ſein Leben und ſeine Kunſt die bedenklichen Selbſtgeſtändniſſe ablegte, daß er (Gregor 611) ohne ernſtere Erfahrungen von Lieb und Leid durch die Welt gegangen war, und daß er (Iwein 23) ſeine dichteriſche Beſchäftigung für nichts anders als einen Zeitvertreib müßiger

Stunden ansah, in denen er nichts besseres zu thun wußte? Diesen Dichtern allen ist jene furchtsame, oft zwar von einiger Selbstgefälligkeit begleitete Bescheidenheit eigen, welche wir auch in den Anfängern unserer Dichtkunst des 18. Jahrhs. gewahren; auch fehlte es an der lebhaften Aufmunterung einer größeren Oeffentlichkeit, die dem Sänger zu einem freien Aufschwung die Flügel geliehen hätte. Bei Wirnt kann man bemerken, wie er seine Unfähigkeit zur dichterischen Rede selber empfindet, wie er Wolfram um seinen kühneren und kecken Flug beneidet. Erfüllt von dem Gedanken, daß das thatenlose Verliegen und die Hingebung an Gemächlichkeit und Muße um Ehre und Ruhm bringe, sah Wirnt die Dichtkunst als Allotrien an und schwankte daher zwischen dem Drang seines wirklichen Talentes und der Unzufriedenheit mit seinen Erzeugnissen, zu denen seine Neigung ihn antrieb, die Standespflicht aber nur halbe Kräfte verwenden ließ. Wir werden es also begreifen, wenn man sich damals, wie in neuerer Zeit, im Anfange auf dem betretenen Pfade hielt und vorsichtig lieber das leichtere Gleichgültige als das schwerere Große wählte. Solcher Art sind die Stoffe der Dichtungen der beiden Männer, von denen wir zunächst reden. Sie sind fast alle aus dem Kreise der britischen Mährchen. Diese Erzählungen waren das einfachste, was man damals wählen konnte; sie nahmen eigentlich kein anderes Talent in Anspruch als das des Nacherzählens, des Uebersetzens, und diese Kunst zu ihrer klarsten und lautersten Entfaltung gebracht zu haben, ist das hauptsächlichste Verdienst Hartmanns.

Hartmann, ein Dienstmann der Herren von Aue im Breisgau, reicht noch in die Zeit der älteren Minnesänger zurück. Er hatte einen Kreuzzug mitgemacht, entweder unter Friedrich I 1189—91 oder wahrscheinlicher den späteren von 1197—98. Gottfried von Straßburg erwähnt ihn im ersten Jahrzehnt des 13. Jhs. unter den Lebenden, Türlin 1220 unter den Gestorbenen. Er nennt sich selbst im armen Heinrich einen gelehrten, d. h. des Lesens und Schreibens kundigen Ritter. Seine sämmtlichen Werke liegen in sauberen Aus-

gaben gedruckt vor[520]). Seine Lieder treten nicht aus dem allgemeinen Charakter des Minnegesangs heraus; seine zwei Büchlein (so benennt er eins dieser Stücke selbst) beschränken sich auf einen Minnemonolog und ein Gespräch zwischen Leib und Herz, wer von beiden Ursache und Kummer einer nicht begünstigten Liebe mehr trage. Sie zeigen, wie diese mehr redseligen als singseligen Dichter ihr Lied bald zur Rede auszudehnen strebten; das letztere Stück könnte als ein Anfangspunct der Allegorien, Lehr- und Streitgedichte bezeichnet werden, die in späteren Zeiten eine herrschende Gattung wurden. Wir wollen uns bei diesen kleineren Werken[521]) nicht aufhalten, sondern gleich zu den größeren Erzählungen Hartmanns übergehen. Wenn wir diese ohne Rücksicht auf ihre muthmaßliche chronologische Reihe nach ihren Stoffen betrachten, so weist uns der Gregor vom Steine[522]), dem legendarischen Inhalt nach, noch ganz in den Geschmack des 12. Jhs. zurück. Ganz so wie in einigen Legenden, denen wir früher begegneten, sind hier neuere Verhältnisse und ein neuerer Held, die Ketzerei der Blutschänder im 11. Jahrh. und Gregor VII., der ihr gesteuert haben soll[523]), in ein fabelhaftes Gewand gekleidet, wie es in der Kaiserchronik mit der römischen Kaisergeschichte, in den Gestis Romanorum mit der römischen Rechtsgeschichte geschah. Ein aquitanisches Geschwisterpaar zeugt in unnatürlicher Gemeinschaft einen Sohn. Der Vater zieht aus nach dem heiligen Grabe und stirbt auf dem Wege; die Mutter setzt das Kind, „den guten Sünder," der unschuldig seiner Eltern Erbsünde zu tragen hat, auf die See aus und legt ihm eine Tafel bei, die da besagt, daß seine Mutter seine Tante sei und sein Vater sein Oheim. Der gerettete Knabe wächst bei einem Fischer auf,

520) Hartmann von Aue. ed. Fedor Bech. Leipz. 1867.

521) Die Lieder und Büchlein, und der arme Heinrich von Hartmann von Aue. Hrsg. v. Haupt. 1842. Ueber die Lieder vgl. R. Heinzel in Haupts Zs. 15, 175

522) Im spicilegium Vaticanum von Carl Greith. 1838. Gregorius, ed. Lachmann. 1838. Zur Kritik des Textes vgl. Fr. Pfeiffer, in den Denkschriften der k. k. Akad. der Wissensch. 16, 176 ff. Uebersetzt von S. O. Fistes. 1851.

523) S. bei Greith p. 158.

erfährt im 15. Jahre zufällig, daß er deſſen Kind nicht war und will wandern, zu erkunden weſſen er ſei. Er trotzt der Warnung des Abtes der ihn erzogen, der ihn, mit ſeiner Herkunft durch die Tafel bekannt, zu einem Gotteskinde auserſehen hatte, und der ihm nun, um ſeinen Sinn zu brechen, die Tafel mittheilt, die ihn aber nur um ſo mehr beſtimmt ſein fahrendes Leben zu beginnen, von dem der Geiſtliche ein Wachsthum der Sünde vorausſieht. Die Zurechtweiſung, die der heilige Mann vorausgeſagt, erfolgt nun. Wind und Wetter tragen den Jüngling in ſeiner Mutter Land. Die unglückliche Frau ward gerade von einem unwillkommenen Bewerber belagert; Gregor befreit ſie, und ſie heirathet ihn, ihren Sohn, da ſie doch vorher ihre Kleider an ihm wieder erkannt hatte! Zu ſpät entdeckt ſich das Verhältniß beider; ſie bleibt in Buße; Gregorius wandert im armen Gewande weg, duldet jede Schmach, läßt ſich zuletzt auf einen einſamen Fels im Meere bringen durch einen Fiſcher, der ihn dann noch mit einem Fußeiſen feſtſchmiedet und den Schlüſſel zu dem Schloſſe wegwirft; hier lebt er 17 Jahre ohne Speiſe. Jetzt ward der Pabſtſtuhl ledig und eine Stimme Gottes bezeichnete den Römern unſern armen Büßer zum Nachfolger. Sie holen ihn; und zum Glücke hatte gerade der Fiſcher den Schlüſſel zu dem Fußeiſen in einem Fiſche wiedergefunden. Dies und der Wiederfund jener Tafel beſtimmt ihn den Ruf anzunehmen; er ward als Pabſt Troſt und Rath aller Sünder, und dies bewog denn auch ſeine Tante, Mutter und Frau zu ihm zu kommen: ſo ſehen ſie ſich noch wieder. Hartmann warnt weislich, aus der Legende nicht ein böſes Beiſpiel zu leichtfertiger Sünde im Vertrauen auf Gottes Erbarmung zu entnehmen, ſondern die heilſame Lehre, daß durch ächte Reue und Buße jede noch ſo große Sünde gut gemacht werden könne: weder ihm noch ſeinen literariſchen und theologiſchen Bewunderern iſt dabei nur eingefallen, wie ſtumpf- und widerſinnig es in den bloßen Thatſachen der Sage erſcheint, daß hier nicht nur ein unbewußter Sünder nach einer grillen- und wunderhaften Buße geheiligt wird, ſondern daß auch die bewußte und zwiefach

ſchuldige Sünderin, ſeine Mutter, die dem Vergehen ihrer unerfahrenen Jugend noch ein zweites, die Ausſetzung des Kindes folgen läßt welche dann eine zweite blutſchänderiſche Verbindung veranlaßt, ein eben ſo auserwähltes Gotteskind wird wie der Sohn ohne irgend eine ſo außerordentliche Bußanſtalt. Wem eine fromme Sage von ſo roher Erfindung und ſo blöder Religion poetiſch oder erbaulich iſt, mit dem iſt auch über den Werth von deren Behandlung nicht zu ſtreiten; der wird dann Philoſophie und Weisheit in der ungelenken Legende ſuchen und die alten Oedipusgedichte dagegen herabſetzen. Geſchichten dieſer Art, ganz abgeſehen von aller legendariſchen und religiöſen Beziehung, ſind an ſich immer ekel; die Alten verſteckten ſie in ihren Tragödien, gingen raſch an der widerlichen Thatſache vorbei, und verweilten auf den entſetzlichen Empfindungen und Leidenſchaften der Menſchen, während hier ein ſo grauſiger Stoff mit den gewöhnlichen Reim- und Verſtändeleien dieſer Dichter und in einer behaglichen ebenen Erzählart vorgetragen iſt, die nur darum nicht Proſa iſt, weil ſie in Verſen auftrit. Das Verdienſt originaler Dichtung trit übrigens gleich in dieſem, wie in allen Werken Hartmanns ganz in den Hintergrund. Bisher hielt man für die Quelle ſeines Gregor ein lateiniſches Reimgedicht von großer ſprachlicher Gewandtheit, wovon ein Bruchſtück aufgefunden ward[524]), das ſich indeſſen, wenn man es ganz vergleichen könnte, vielmehr wohl als eine Ueberſetzung der Hartmann'ſchen Erzählung herausſtellen würde[525]), die auch ſpäter noch einmal in einer herametriſchen Abkürzung (Hſ. in München) lateiniſirt wurde. Hartmann folgt in dieſer Legende wie in ſeinen Romanen einer franzöſiſchen Quelle, die uns zum Vergleiche vorliegt[526]); in dem that-

524) Durch Leo; Blätter für lit. Unterhaltung 1837. N. 352. Vgl. J. Grimm in den lat. Gedichten des 11. und 12. Jhs. p. XLVII.

525) Vgl. Fr. Lippold, Ueber die Quellen des Gregorius von Hartmann von Aue. Leipzig. 1869.

526) Vie du pape Grégoire le Grand. ed. Victor Luzarche. Tours 1857. Vgl. J. Strobel, Germ. 2, 188. Lippold l. l. und Littré, hist. de la

ſächlichen Inhalte ſchließt er ſich ihr genau an; in ſeiner breiteren, behaglicheren Ausführung herrſcht eine wechſelnde Methode von Kürzungen, Erweiterungen und Umſtellungen, die, dem gegenſtändlichen, natürlich-einfachen, in ſeine Erzählung naiv vertieften franzöſiſchen Dichter gegenüber, den ſinnigeren, ſittlich oder gemüthlich nachdenklichen, an den Motiven nachfeilenden Deutſchen in ſeiner Eigenart erkennen läßt, aus deſſen Liedern und Büchlein man ſehen kann, daß er in die Schule der vernünfteluden und klügelnden Dialektik der Franzoſen nicht ohne Frucht gegangen war. Es iſt wahrſcheinlich, und im Intereſſe Hartmanns wünſchenswerth, daß er eine von dem uns bekannten franzöſiſchen Texte abweichende Vorlage hatte[527]; wir müßten ſonſt folgern, daß er in der Beherrſchung des Gegenſtandes, in dem Verſtändniß der nackten Thatſachen einer Sagenüberlieferung oder in der Fähigkeit, ihr den Geiſt ſei es auszuſaugen, ſei es einzuhauchen, hinter ſeinem Originale zurückgeblieben ſei. In dem franzöſiſchen Gregor fühlt doch die Mutter bei Ausſetzung ihres Kindes wenigſtens die Regungen des Gewiſſens, ob ſie das Kind, das ſie vielleicht dem Tode Preis gibt, nicht lieber erhalten und die Schmach über ſich ergehen laſſe; wodurch ſie dann die zweite unbewußte Sünde der Blutſchande vermieden hätte, die ſie nun durch eine bewußte Sünde verſchuldet. In einer Sage, in der es ſich doch ganz eigentlich um das Verhältniß von bewußter und unbewußter Sünde und von Sünde und Gnade handelt, ſollte man glauben, würden ſich die Dichter, franzöſiſche und deutſche, tief und tiefer in den Sinn des Geſchehenden verſenken. Hartmann aber erwähnt nichts von den Gewiſſensregungen der Mutter; die Ausſetzung, die zwar zu dem neuen Greuel führt, wird vielmehr (V. 518—26) geradezu als eine Eingebung Gottes bezeichnet.

langue française 2, 170; welche letztere beide Original und Bearbeitung ausführlich verglichen haben.

527) Littré l. l. 2, 213 führt an, daß eine Stelle des franzöſiſchen Gedichtes die beredte Vorſtellung des Fiſchers über Gregors Landſtreichen, die Hartmann nicht hat, in einer anderen Handſchrift des franzöſiſchen Grégoire fehlt.

Eine zweite fromme Sage hat Hartmann in der ſchwäbiſchen Volkslegende vom armen Heinrich[528]) behandelt, der kürzeren Erzählung eines heimiſchen Stoffes, einer alten, an das Geſchlecht der von Aue geknüpften Opferſage, nach einer ſchriftlichen (nicht bekannten) Vorlage. Auch über dieſes Werkchen haben ſich die Stimmen der Herausgeber und anderer Beurtheiler ſo vortheilhaft ausgeſprochen, daß man ſich faſt bedenken ſollte, ein etwas mäßigeres Lob zu äußern. Die Liebenswürdigkeit dieſer Dichter hat jeden fein fühlenden Leſer der neueren Zeit ſo beſtochen, daß man eine ſo gelinde Beurtheilung an ihre Werke legte, wie ſie die frauenhafte Zartheit der Sänger ſelbſt zu verlangen ſchien. Auf Frömmigkeit und Güte iſt das Gemüth dieſer ſinnigen Menſchen gerichtet, und auch den Hauch des Falſchen und Böſen verträgt ihre reizbare Sinnesart nicht. Ergreifen ſie die Feder zum Dichten, ſo kehren ſie den Läſterern und Tadlern den Rücken, ſie wenden ſich mit ihrer Erzählung blos zu den Guten, die Gutes und Gutgemeintes gut aufnehmen, und ein Gottfried von Straßburg deutet das Böſeſte aufs inniglichſt Gute und will es allen Harmloſen und Biederen als das Beſte empfehlen. Sie wollen den guten Willen wie die gute That betrachtet wiſſen, ſie wollen an jedem zweifelhaften Thun die beſte Seite herausgeſtellt, ſie wollen das Böſe verſchwiegen, das Gute laut geprieſen haben, ſie wehren ſich gegen jede harte Weltanſicht, gegen jedes zwiſtige Weſen. Die Einleitung des Triſtan darf man als den Schlußſtein und als die bewußteſte Ausführung alles deſſen anſehen, was ſeit Ulrich von Zatzikhoven jeder dieſer Dichter, nur der kräftige Wolfram nicht, bald minder bald mehr deutlich im Eingange ſeiner Werke ſagte; jeder von den Dichtern, die eine leichtere Weltanſicht liebten, denen der Friede der Geſellſchaft und der ungeſtörte Fluß des gewöhnlichen Lebens vor Allem am Herzen lag. „Gedächte man ihrer nicht in Güte, ſagt Gottfried,

528) Ausgabe von Grimm; oder in Lachmann's Auswahl aus den hochdeutſchen Dichtern des 13. Jhs. Berlin 1820. Von Haupt a. a. O. Von W. Müller 1842. Von Wackernagel 1855. Ueberſetzt von Simrock. Berlin 1830.

von denen der Welt Gutes geſchieht, ſo wäre Alles was Gutes geſchieht ſo gut wie nicht vorhanden. Wer was der Gute in guter Abſicht der Welt zu Gute thut anders als in Güte aufnimmt, der thut Unrecht. Man tadelt wohl Vieles, was man doch gern mag, und bald iſt einem das Wenige zu viel und bald will man was man nicht will; es ziemt aber das, deſſen man doch bedürftig iſt, zu loben und ſich wohlgefallen zu laſſen, was uns wohl gefallen ſoll. Theuer und werth iſt der, der Gutes und Böſes unterſcheiden und jeden nach ſeinem Werthe beurtheilen kann. Ehre und Lob unterſtützen die Kunſt, die zu Lobe geſchaffen iſt, die, wo ihr Preis und Ermunterung zu Theil wird, mannichfach aufblüht. Alles, dem Ehre und Lob nicht zu Theil wird, das wird uns gleichgültig, lieb aber, was geehrt wird und ſeines Lobes nicht verluſtig geht. Es ſind aber deren ſo viele, die nun die Art oder die Unart haben, das Gute übel, das Uebele gut zu deuten." Wenn wir vorher Gelegenheit hatten, in den etwas früheren Dichtungen des 12. Jhs. den frommen chriſtlichen Glauben und religiöſen Sinn zu bewundern, wenn wir dann in der Minnedichtung die ſchönen und ſanften Regungen in der Herzenswelt dieſer Dichter beobachteten und lieb gewannen, ſo haben wir hier die weichſten und feinſten Geſinnungen in Bezug auf das geſellige Leben, auf den menſchlichen, und, wenn man es ſagen darf, auf den literariſchen Verkehr. Nirgends ſind dieſe Geſinnungen nach allen dieſen Richtungen ſo innig, ſo warm und ſo unſchuldig dargelegt, wie in Hartmann's Werken. Hat nun dieſer Dichter, mit dem kurzen Eingangsſpruch ſeines Iwein zu reden, ſo ſehr an rechte Güte ſein Gemüth gewendet, ſo wird ihm mit Fug das Glück zu Theil, daß er ehrende Anerkennung dafür findet. Und was eben ſeine Geſinnung angeht, wer würde ſich da nicht angezogen fühlen von der außerordentlichen Sanftmuth und Innigkeit, die über ſeinen Dichtungen liegt? Wer ſollte ſich nicht an der Tiefe erfreuen, mit der er im armen Heinrich „die üppige Krone weltlicher Freuden" ohne Bitterkeit herabſetzt gegen die Krone des Himmels? Wer nicht an der Züchtigkeit, die ihn im

Erek lockere Stellen des Originals, die vergleichmäßig noch unschuldig zu nennen sind, übergehen läßt? Wer nicht an der Gutmüthigkeit, die ihn von aller Herbheit der Ansichten frei hält? Und wer würde nicht fühlen, wie sich das edle und schöne Naturell dieses Mannes in der ganzen Form seiner Werke abspiegelt, in seinem netten und reinen Vortrage, seinem bewundernswerthen Reime, in seiner gewandten, zierlichen, schlichten Sprache, was Alles der feine Gottfried so schön charakterisirt, wenn er die Klarheit der Hartmann'schen Poesie und ihre zuthunliche und eindringende Wirkung auf natürliche Gemüther hervorhebt [529] als die Eigenschaften, die ihm den Kranz sichern, eben Er, der schon gleichsam vom Baum der Erkenntniß gegessen hatte, als er noch die ungetrübte Reinheit dieser unschuldigen Zeit und Kunst festzuhalten suchte.

Aber wenn man sich alles dies anzuerkennen mit Freuden bereit erklärt, würde nicht unser Hartmann selbst zufrieden und befriedigt sein? würde er seine Kunstwerke noch aus weiteren Gesichtspuncten angepriesen verlangen, die weder er selbst noch seine Zeit kannte oder berücksichtigte? oder sollen wir umgekehrt, nachdem wir aus dem Standpuncte jener Zeiten diesen Dichtungen ihr Recht widerfahren ließen, sie nicht auch aus unseren — weiteren oder engeren — ansehen dürfen, da doch jene Zeit und jenes Geschlecht verschwunden, da doch jene Dichtungen nur eben noch für uns und für die nach uns da sind, die sie ihrerseits wieder nach *ihren* Ansichten beurtheilen werden? Und hier werden wir eben bedauern müssen, daß alle diese und ähnliche Kunstwerke allzusehr die Erzeugnisse einer abgeschlossenen Men-

529) Tristan V. 117, 21 ff.
Hartman der Ouwaere, ahî wie der diu mære
beide ûzen unde innen mit worten und mit sinnen
durchvärwet und durchzieret! wie er mit rede figieret
der âventiure meine! wie lûter und wie reine
sîn kristalliniu wörtelîn, beidiu sint und immer müezen sîn!
sî koment den man mit siten an, si tuont sich nâhe zuo dem man
und liebent rehtem muote.

ſchenciaſſe und einer beſchränkten Zeit ſind, als daß ſie allgemeinen Werth und Reiz auch bei ſpäteren Geſchlechtern behalten könnten. Wenn es uns heute ſchon ſchwer hält, jenes ascetiſche Chriſtenthum ſelbſt von religiöſer Seite her nur zu begreifen, ſollen wir es moraliſch gut heißen oder gar äſthetiſch bewundern? Wenn wir uns heute beſtreben, endlich und endlich den Menſchen wieder von all der Unnatur, die durch Convention und Kaſtenweſen im Weltlichen und Geiſtlichen ſeit dem heidniſchen und dem heiligen römiſchen Reiche in die Welt kam, zu entkleiden, ſollen wir da das höfiſch verfeinerte oder klöſterlich verfinſterte Leben jener Zeiten preiſen, wo es uns gilt, die Handlungen der Menſchen frei aus dem reinen Quell der Natur fließen und von geſunden Grundſätzen geleitet zu ſehen? Alle Kunſt ſoll darauf ausgehen, den Menſchen und die Welt die ſie ſchildert von dem Zufälligen zu entkleiden, ſie in möglichſt reiner Geſtalt darzuſtellen; wie ſoll man es dann bewundern, wenn hier die ſeltſamſten Eigenheiten der chriſtlichen Rechtgläubigkeit und ihre wunderthätigen Einflüſſe auf die menſchliche Seele den Inhalt der Dichtung geſtalten, wenn die ohnehin ſo ſchwer zu ergründende Natur des Menſchen hier mit der Decke der religiöſen Schwärmerei oder des ritterlichen Hofgeſetzes verhängt wird? Für unſeren heutigen Verſtand iſt es nichts als ein Wunder, wenn in dem armen Heinrich das kindliche Geſchöpf, das mit ſeinem Blute ſeinen ausſätzigen Herrn, den Ritter Heinrich von Aue, retten will, nicht ſowohl aus Mitleid oder aus einem natürlichen Gefühle oder Antheil, als vielmehr aus der Grille, daß dies Opfer zu ſeinem eigenen Seelenheile gereichen werde, ſich zum Tode drängt; wenn es, nachdem es unter dem Schlachtmeſſer ſchon geweſen und wieder erhalten wird, über dieſe Rettung verzweifeln will, wenn es ſich von den heiligſten Banden der Natur, von Vater und Mutter losſagt, um des ewigen Lebens deſto ſchneller theilhaftig zu werden; wenn es jede jugendliche Lebensluſt auch nicht der Spur nach kennt; wenn es zum Tode wie zum Tanzſaale geht und, indem es ſeine Eltern von der Nothwendigkeit des Schrittes überzeugt, eine Beredtſamkeit entwickelt, die ihm

nur der heilige Geiſt eingeben konnte; für uns iſt dies Alles nicht allein wunderlich, oder meinethalb wunderbar, ſondern Wunder; Wunder aber duldet die Dichtung, wie die Geſchichte, nur da, wo ſie ſelbſt nicht weiß was Dichtung und Geſchichte iſt, und ſelbſt das Wunderbare iſt ſchwer erträglich, wo es aus gefabelten und unbegreiflichen Kräften hergeleitet iſt, die nicht gemeinſame Sympathien der Menſchen anerkennen. Hartmann hat für ſeine Legende einen offenen Sinn, und trifft den Geiſt gerade dieſer Sage von Häuslichkeit und treuer Hingebung ſehr ſchön mit dem idylliſchen Ton ſeiner Erzählung, daß, wenn man einmal dieſen Stoff als gegeben und unantaſtbar betrachten müßte, man die ſinnvolle Behandlung bewundern würde. Allein der Dichter ſoll den Stoff erſt geſtalten, und wie man aus dem Schlechteſten mit wahrer Kunſt das Beſte zu machen fähig iſt, hat Gottfried in ſeinem Triſtan bewieſen. Wie reine poetiſche Wirkung die Legende machen kann, haben ſo verſtändig-ſinnige Männer wie Göthe und Hans Sachs gezeigt, die aber gerade ihre Götterſöhne und Wunderthäter dann in die gewöhnlichſten Tagesgeſchäfte und Begebenheiten verſetzten. Die zu große Achtung vor dem Stoffe hat in dem Mittelalter aller Dichtung, und man möchte faſt ſagen, bei uns der Kritik dieſer Dichtungen geſchadet. Und doch iſt es eine unbeſtreitbare Thatſache, daß, je weiter unſere damaligen Dichter ſich von ihrem Stoffe entfernten, um ſo trefflicher ihre Werke wurden. Im armen Heinrich iſt jedes Einzelne vortrefflich; mit einer Rückführung der wirkenden Beweggründe auf menſchliche Empfindungen, durch Vertauſchung der wunderhaften Entwickelung mit einer pſychologiſchen, wäre vielleicht dem Gedichte aufzuhelfen geweſen, obgleich wir uns wohl erinnern, daß Göthe ſchon an dem ekeln Gegenſtande des Miſelſüchtigen, gleichſam in dem noch verfeinerteren Geſchmacke eines noch höfiſcheren Dichters, Anſtoß genommen hat.

Dieſen beiden Legenden liegen nun die zwei Romane von Erek[530])

530) Ausg. von Moriz Haupt. 1839. Ueberſ. v. S. O. Fiſtes. 1851.

und Iwein[531] zur Seite, bei denen sich uns ganz ähnliche Bemerkungen aufdrängen. Beide gehören zu jenen britischen Romanen der gewöhnlichen Art und beide liegen wohl an den Grenzen der Hartmannschen Dichtung; im Erek (um 1190) ist die formelle Vollendung noch nicht, wie im Iwein (bald nach 1200); im Versbau kommen noch Härten vor und auch die Sprache zeigt nicht die Reinheit wie im Iwein, in welchem unhöfische Ausdrücke und französische Worte, die im Erek noch vorkommen, mehr vermieden sind. Heinrichs französische Quelle zum Erek, der gleichnamige Roman von Chrétien von Troies[532], liegt nun gleichfalls, wie die zum Gregor und Iwein, zur Vergleichung vor; auch hier aber lesen wir wohl eine andere Recension als die Hartmann vor sich hatte. Abgesehen von dem nicht übereinstimmenden Schluß der bei Chrétien unvollständig erhalten scheint, abgesehen von einzelnen Verschiedenheiten wie in dem Namenverzeichniß der Tafelrundritter, wie in der Schreibung der Namen (die z. Th. erweislich auf Rechnung der Unkunde der französischen Sprache kommt), so sind die Abweichungen zuweilen im Thatsächlichen (wie bei Chrétien die Entführung Cadocs durch das Pferd auf dem er festgebunden war), zuweilen in der psychischen Ausführung (wie in Enidens Klage über dem todtgeglaubten Erek, die bei Hartmann weit ausgedehnter ist im Stile rhetorischer Concetti von ganz romanischem Aussehen,) zu bedeutend, um nicht eine verschiedene Textvorlage vermuthen zu lassen; einigemal beruft sich Hartmann in solchen Stellen auf seine Quelle, wo gerade die, die wir lesen, nicht stimmt[533]. Das Ganze, das bei Chrétien 6894 Verse umfaßt, ist (in ähnlichem Verhältnisse wie der Gregor) auf über 10000 Verse bei Hartmann angewachsen. Enger noch als im Gregor folgt er dem Originale in dem

531) Ausg. von Benecke und Lachmann. ed. 3. 1868. Uebersetzt v. Bandissin. 1845. Von Kroch 1848.

532) Ed. Bekker in Haupts Z. S. 10, 373. Eine genaue Vergleichung beider Werke von Bartsch in der Germ. 7, 141.

533) Lippold l. l. p. 7—8. Note.

Verlaufe der Thatsachen unter einzelnen Versetzungen, oft bis zur Uebereinstimmung des wörtlichen Ausdrucks. Aehnlich wie dort ist der trockenere, kältere Vortrag des Franzosen von dem theilnehmenden Gemüthe des persönlich erregteren Uebersetzers erwärmt; ein unzarter nackter Ausdruck wird sittsam überkleidet; die knappe unfertige Erzählung, die Chrétien in Bearbeitung seiner bretagnischen Quelle wohl schon sehr zu erweitern hatte, wird von Hartmann noch mehr erweitert und die eckige Motivirung geglättet. Der Anfänger verräth sich noch in der großen Vorliebe, mit der er aller Schilderei, in die jede noch schülerhafte Kunstdichtung ihre Stärke setzt, in breiten Erweiterungen obliegt; an die Beschreibung von Enidens Zelter (V. 7285 ff.) wendet er 500 Verse, die bei Chrétien nicht den zehnten Theil einnimmt; so legt er in der Schilderung der Famurgan eine eigene Gelehrsamkeit aus, die er bei Chrétien nicht fand. Aus einer Vergleichung der Schilderung Keye's hier (V. 4629 ff.), die Hartmanns Zusatz ist, mit der im Iwein, die Chrétien gehört, kann man sich belehren, wie viel der deutsche Dichter in Zeichnung der Charaktere noch zu lernen hatte. In anderen Beziehungen steht er geistvoller über der Erzählung der er folgt. Eine humoristische Ader, die je später je mehr, und am meisten bei den geistreichsten Bearbeitern dieser ritterlichen Romane vortrit, springt auch bei Hartmann über seiner Beschäftigung mit Erek auf. Man konnte diese Eigenschaft schon an einer nicht eben passenden Stelle in seiner Legende bemerken, wo er einen schönen herrlichen Gregorius (V. 3209—31) schildert, den die Abgeordneten aus Rom auf dem Meerfelsen — nicht finden sollten; schöner und geschickter kleidet ihn im Erek, wo er V. 1316 ff. von der Verschämtheit der Frauen spricht, wo er V. 8260 ff. eine Schaar von Frauen, eine schöner als die andere schildert, wo er sich von dem Leser anreden und unterbrechen läßt, der neckische Muthwille, der diese Stellen färbt, wovon bei Chrétien nichts zu finden ist. Zu dieser humoristischen Auffassung stimmt auch die Art von Kritik, in der er sich ähnlich wie Ulrich von Zatzikhoven den Unwahrscheinlich-

keiten der Sage gegenüber wendet und windet. Der Kern des Erek deutet wie der Lanzelot und Parzival auf einen tiefern Plan, der aber so wenig wie im Lanzelot ausgeführt ist. Der Held erwirbt sich ein Weib, Enide, die Tochter eines „Edelarmen"; und in den ersten Freuden der Ehe geht mit ihm eine Aenderung vor. Er verlag sich bei seiner Lieben und verlor Ruhm und Namen. Man gab es ihr Schuld, sie grämt sich darüber und läßt es ihn wissen. Da reitet er auf Abenteuer und Thaten aus, zwingt aber die Tadlerin, eine andere Griseldis, mitzugehen, und verbietet ihr zu reden. Es bedrohen ihn drei Räuber, die er nicht gewahrt; sie warnt ihn. Weil sie geredet, muß sie die Pferde der Getödteten pflegen. Diese Geschichte wiederholt sich mit fünf anderen Räubern und so fort, und Erek wird stets zorniger über den häufigen Bruch ihres Versprechens. Nun fragt sich der Dichter, warum doch die Frau immer besser hörte, als der Mann; weil er bewaffnet war am Haupte, sie nicht, erklärt er es. Aber warum sie ihn nicht mit Zeichen bedeutete, dafür wußte er wohl selbst keinen pragmatischen Grund, und so schwieg er darüber. In einem Kampfe mit zwei Riesen wird Erek auf den Tod verwundet; Enide beklagt ihn, und will sich in der Verzweiflung umbringen, da kommt gerade ein Graf Orguilleus von Limors, der es verhindert. Diese bequeme Maschinerie macht den nüchternen Bearbeiter auch stutzig und er kann eine Bemerkung darüber nicht unterdrücken. Der Hauptfehler in dem Roman fiel wohl dem deutschen wie dem französischen Dichter gar nicht ein oder auf. Offenbar ist am Schlusse das Abenteuer vom Baumgarten in einen beabsichtigten Gegensatz zu dem Hauptinhalte gebracht. Mabonagrin ist der Held dieses Abenteuers. Sein Weib wollte ihn nicht ausziehen lassen, und nahm ihm das Gelübde ab, daß er hier mit ihr wohne und sie seine Liebe genießen lasse, bis er vor ihren Augen besiegt würde. Sie weiß den Liebesgenuß so hoch zu schätzen, daß sie ihrem Manne lieber Abenteuer zu Hause bereitet und ihn grausam werden läßt, wenn nur in ihrer Nähe. Enide, weiblicher und zugleich auf den wahren Ruhm ihres

Mannes ſorgſam bedacht, will ihn und den Genuß der Liebe eher entbehren, als ſeinen guten Namen. Durch die Maßregeln jener ging die Freude des Hoflebens verloren, durch Enide's Ehrgeiz der Friede, in dem ſie lebte. Beides ſoll, ſcheint es, nicht das rechte ſein und jede erleidet ihre Strafe; aber Alles liegt ohne Verhältniß da. Chrétien hat dieſen Gegenſatz in kürzerer, aber eben ſo ungeklärter Faſſung auch; in einer anderen franzöſiſchen Recenſion des Erec[534]) fehlt derſelbe. Das würde dieſen Text dem wälſchen Lai von Geraint dem Sohne Erbin's, im dritten Bande von Lady Gueſt's Sammlung, das in der erhaltenen Geſtalt von franzöſiſchen Einflüſſen nicht mehr frei iſt, näher rücken; denn auch in dieſem findet ſich jene feinere Auffaſſung der Sage, der gegenſätzliche letzte Theil derſelben, noch nicht. Das Misfallen Enid's an dem Verliegen ihres Gatten wird ihr hier ſo ausgelegt, als ob ſie einen Anderen liebe und ſeine Entfernung wünſche, um andere Geſellſchaft zu haben. Die Eiferſucht des Gatten iſt dann der Hauptgegenſtand. Darum zwingt er ſie mit ihm zu gehen, und darum gehn die Abenteuer hier dahin, ſie von anderen Liebhabern bedrängt und ihrem Gemahle treu zu zeigen; was dieſe Erzählung einfacher und zuſammenhängender macht, als die von Owain und Peredur.

Was den Iwein[535]) angeht, ſo wollen wir ſeinen Inhalt, da das Werk, das ſich über alle Welt verbreitet hat, durchweg den Charakter dieſer britiſchen Dichtung trägt, nicht näher analyſiren. Von epiſcher Anlage oder innerer Bedeutung iſt darin nichts zu ſuchen, und wenn wir, bei wiederholter Anerkennung der ſchönen Natur und

534) Ms. 7535 Fonds de Cangé; wenn man ſich auf die Angabe Villemarqué's l. l. p. 117—19 verlaſſen darf.

535) Die wälſche Quelle in Lady Gueſt's Mabinogion. 1. Bd. Ebenda auch der Chevalier au lion von Chretien von Troies aus der Hſ. der k. Bibl. N. 1891. Suppl. fol. 210. Chr. de Troyes, li romans du chevalier au lyon. Ed. W. L. Holland. Hann. 1862.

Begabung des deutſchen Dichters, den poetiſchen Werth auch dieſes ſeines jüngſten Werkes gering anſchlagen, ſo glauben wir, daß beides ſich einfach aus der Art dieſer Dichtungen rechtfertigt, in welchen neben der ſchwachen und matten Form überall auch der Inhalt abſtößt, der jene bedingte. Alles Große in Thaten, alles Hohe und Kräftige in Worten, alles Erhabene in Geſinnungen muß man in dieſer Dichtungsreihe vergeſſen, wie ſollte der beſte Dichter hier etwas Gutes leiſten? Alle gewaltſamen Eingriffe des Schickſals, jede Furchtbarkeit des Unglücks, alle Gefahr des Glücks, Alles was große Begebenheiten und Wendepuncte, was bedeutende Charaktere, was merkwürdige Colliſionen in der Poeſie wie im Leben ſchafft, Alles was ein kräftiges Herz begeiſtern oder locken könnte, iſt hier ganz verſchwunden. Eine Liebesintrigue, ſo matt, ſo leicht wie ſie nur eine dürftige Romanphantaſie erſinnen kann, iſt Alles; die Wunden der Liebe ſind hier gefährlicher als die durch die Schwerter, und die Niederlage durch ſie rühmlicher als der Sieg mit den Waffen. Und ſelbſt in dieſem minniglichen Stoffe iſt wieder die beleidigende Gemeinheit in den weiblichen Charakteren dieſer britiſchen Dichtungen abſchreckend, die auch die Kunſt der Chrétien und Hartmann nicht ganz verdecken konnte. Schon Dichter jener Zeiten haben ſich bei der Entſchuldigung des Wankelmuths der Laudine, die ſo ſchnell den Mörder ihres Mannes heirathet, nicht beruhigt, obwohl man zugeben muß, daß dieſe Stelle bei Hartmann wie bei Chrétien durch die ſchalkhaft-gutmüthige Behandlung vortheilhaft vorſticht. Im übrigen aber bewegt ſich das Gedicht ganz in dem Gleiſe, in dem wir ſeine Vorgänger gehen ſahen. Es iſt, als ob ein Ceremoniengeſetz auch hier jeden Schritt der Abenteuer vorgeſchrieben hätte. Es darf nur eine Begebenheit anfangen, ſo weiß man auch ſchon das Ende; es darf nur ein Unglück hereinbrechen, ſo weiß man ſchon, daß es ſich in Glück auflöſen wird. Man nimmt daher weder an Glück noch an Unglück Theil. Weder natürliche Leidenſchaften in den Menſchen, noch natürliche Verwickelungen in den äußeren Verhältniſſen ſind hier die Triebfedern der Handlungen,

ſondern die Launen der Frauen, die Grillen der Männer, die Convenienz der Geſellſchaft. Man würde dieſe Eintönigkeit oder den Geſchmack der Menſchen an dieſer Eintönigkeit nicht begreifen, wenn man nicht wüßte, daß es für Vielleſer auch heute noch einen ganz eigenen Reiz hat, eine Romanintrigue zu errathen. Es paßte ganz zu dem Sinne jener friedlichen, mit wenigem vergnügten, ſtillen Menſchen, daß ſie an dieſen gleichen und ruhigen Erzählungen ein mäßiges Gefallen lieber ſuchten, als ſich von Fremdartigem (von fremder, wilder Mähre) unangenehm berühren und leidenſchaftlich aufregen zu laſſen. Dieſer von geſellſchaftlichem Frieden ausgehenden, auf ruhige, geſellige Unterhaltung abzweckenden Dichtungsart iſt es daher ganz anpaſſend, daß ihr z. B. in der Zeichnung von Charakteren nichts gelingt, als der des Friedeſtörers und des Feindes der Geſellſchaft. Es iſt nichts belehrender, als ſich von Zeit zu Zeit vergleichend nach den Geſtalten umzuſehen, die ſich in den mittelalterlichen Dichtungen ähnlich ſehen: hier gewahrt man am deutlichſten ihr gegenſeitiges Verhältniß. Halte man alſo die Vertreter des böſen Prinzips in den mittelalterlichen Volksepen gegeneinander: den gewaltigen Hagen in den Nibelungen, der ganze Volksheere in ſeinen Haß und Ingrimm hineinreißt, gegen die heimtückiſche Verrätherei des Ganelon im franzöſiſchen Epos, der zwar noch in wahrer Heldennatur auftrit; und gegen ihn nun wieder in den britiſchen Romanen die jämmerliche Figur des Keye: nichts bezeichnet die abgeſchwächte Natur dieſer Dichtungen ſo genau. Er hat weder die Tugend noch die Laſter jener Titanen, aber er iſt ganz eigentlich das böſe Prinzip der guten Geſellſchaft, ein Prahler, ein Neider, der nur mit der Zunge Schaden übt, der von Ginevra vortrefflich bezeichnet wird, als der ſich mit ſeinem Haſſe gegen jeden Guten am meiſten ſelbſt ſchadet, der es dadurch, daß er den Böſeſten zum Beſten, den Beſten zum Böſeſten macht, dahin gebracht hat, daß ſein Lob ein Tadel und ſein Tadel ein Lob ward. Wie wunderbar iſt die Zeichnung Hagens nach den verſchiedenen Stufen ſeiner mora-

lischen Würde; Ganelon's Verrath wird zwar seiner Natur zugeschrieben, aber wie vortrefflich erklärt das äußerlich Bestimmende, daß diese Anlage zur Verrätherei zur That wird; allein in Keye gibt es keine große That, für die eine bloße innere Anlage ohne äußere Triebfedern zu schwach wäre, sondern nur den gemeinen Fehler der Klatscherei, der freilich keine andere Anregung bedarf, als den Antrieb des giftigen Herzens.

Wir fügen diesem Urtheile, das schon in den ersten Ausgaben dieses Werkes ausgesprochen ist, noch hinzu, was die Vergleichung der seitdem bekannt gewordenen bretagnischen und französischen Vorbilder des Iwein ausweist. Das britische Mährchen von der „Frau des Brunnens" zeigt uns die Erzählung von dem Löwenritter in der nationalen und ursprünglicheren Gestalt; es ist die nähere oder entferntere Quelle Chrétien's von Troies und von dessen englischer (Ywaine and Gawin, bei Ritson) und deutscher Bearbeitung. Bis auf das letzte Viertel des Iwein, das eine ganz müßige, unnütze Erweiterung, ein eitles Hinziehen der Erzählung, Anhäufung von Abenteuern ohne Zweck ist, zum Theil aus der Freude an den Heldenthaten des Löwen entsprungen, zum Theil aus der Absicht, Gawan und Iwein im Kampf gegeneinander zu stellen (was die walisische Erzählung schon bei einer frühern Gelegenheit angebracht hatte), bis auf den Inhalt dieses letzten Viertheils ist die Anlage des wälschen Mabinogi im Wesentlichen dieselbe, wie noch die in unserm deutschen Gedichte. Nur ist der Vortrag kurz, roh, einfach, ursprünglich, in nichts den Bearbeitungen des Franzosen und Deutschen gleich, aber zu Allem den Anlaß bietend, was den romanischen und germanischen Vortrag charakterisirt, der in den ersten Versuchen jener Eilhart und Ulrich noch ganz auf die Stumpfheit, Knappheit, Lückenhaftigkeit und Ungelenkigkeit dieses anspruchvollen zugleich und rohen, altklugen und dürftigen Stiles rathen ließ. Alles Einzelne, Reden, Scenerien und was man Alles Form und Ausführung nennen kann, ist in dem britischen Originale anders gefärbt, aber durchaus so, wie man es

ſich nach den übrigen Quellen waliſiſcher Dichtung, Sage und Legende denken konnte: wunderlich im Thatſächlichen wie in der Art des Denkens und Empfindens, etwas feierlich und geſpreizt, wie man es von der urſprünglichſten Ritterdichtung erwartet. Es iſt ſelten, aber es kommt doch vor, daß ſich Ausdruck und Sinn der Reden noch bis in den deutſchen Iwein hin erhalten hat. Die Freude an Beſchreibung, Putz und Waffenzier iſt von hier aus der Ritterdichtung vererbt. Die epiſche Erzählform iſt hier und da urſprünglicher; wiederkehrende Vorfälle werden gewiſſenhaft in wiederkehrendem Vortrage ausgeführt. Die bekannte Liebhaberei der Waliſen an Triaden und Trilogien ſpielt auch in dieſe Erzählung herein; als Iwein die Laudine (die hier keinen Namen trägt) erworben hat, ſucht ihn Arthur nach drei Jahren auf; drei Jahre hat Iwein ein Empfangfeſt zubereitet, es dauert jetzt drei Monate; dann zieht Arthur ab und Iwein geht auf drei Monate mit ihm, bleibt aber ſtatt deſſen drei Jahre bei ihm. Was den Bau der Erzählung angeht, ſo iſt im Wälſchen weit mehr Einheit darin. Nachdem der Haupttheil der Geſchichte, die Verbindung Owain's (= Iwein's) mit der Dame des Brunnens, erledigt iſt, folgt die Erzählung von dem Bruch und der Verſöhnung zwiſchen Beiden raſch und kurz, ſo daß man den Mittelpunct der Sache nicht im geringſten verliert, der in den fränkiſchen Bearbeitungen in's Irre ſchweift. Was die Seelenmalerei angeht, ſo wird auch in dieſer Beziehung, nur immer noch einen Grad tiefer, beſtätigt, was wir in der Analyſe des Lanzelot beibrachten. Es iſt eine Abſicht da, pſychologiſche Aufgaben zu löſen, allein die Kenntniß der Seele iſt nur in ihren roheſten Anfängen bei den wälſchen Dichtern zu finden. Die ſchnelle Verbindung Owain's mit der Gräfin vom Brunnen, deren Mann er getödtet hat, zu erklären, iſt an ſich ein pſychologiſches Räthſel. Hier hat Chrétien von Troies ſeine Kunſt entfaltet. Wie nach dem Falle des Grafen vom Brunnen die Dienerin Lunete, die den Sieger und Mörder begünſtigt und verbirgt, ihrer Herrin die Heirath mit einem Ritter Arthur's zum Schutze ihres Gebietes anräth, geberdet und

ſpreizt ſie ſich bei Chrétien und ſucht allerhand feine Windungen, die in dem wälſchen Mährchen nicht zu finden ſind. Doch iſt andererſeits in rohen Verſuchen der Weg zur Gemüthsmalerei gezeigt. Bei dem erſten Wort der Dienerin zum Nachtheil des gefallenen Mannes verbannt ſie die Gräfin, ruft ſie aber gleich wieder, da ſie etwas verlauten läßt, als hätte ſie ihr zum Vortheil rathen wollen. In dem franzöſiſch-deutſchen Iwein ſchlägt die Dienerin (Luned im Wälſchen, wie bei Hartmann Lunete) gleich den Mörder des Mannes vor, und ſtellt ſich dann, als laſſe ſie ihn von Arthur's Hof in Caerlleon (= Karidol) berufen; im wälſchen ſtellt ſie ſich, als reiſe ſie dahin, um irgend einen paſſenden Ritter zu holen, und als ſie Iwein bringt, erräth die Gräfin gleich, daß es der Beſieger ihres Mannes iſt, und macht übrigens weiter keine Schwierigkeit ihn zu nehmen. Die Gewalt der Liebe iſt auch hier ſchon betont, aber ohne den empfindſamen Nachdruck der Minnedichtung. Es iſt Alles ſtumpfer, Gemüth, Geiſt, Geſichtskreis; und es hat ſich ganz richtig bewährt, daß die vielfachen pragmatiſchen Wendungen der franzöſiſch-deutſchen Bearbeiter der Arthurromane den Motivenmangel in dieſen waliſiſchen Quellen zu erſetzen ſtreben. So iſt Keye's Charakter hier nur angedeutet, der bei Chrétien ganz ins Feine ausgemalt iſt; übrigens trit der Grundzug ſeines Weſens auch in unſerem Mabinogi gleich anfangs bei der Erzählung Kalogreant's (hier Kynon, Clydon's Sohn, eine berühmte Heldengeſtalt bei den Barden) deutlich heraus. Seit dem Druck des Löwenritters von Chrétien von Troies können wir das Verhältniß von Hartmann's Bearbeitung auch zu dieſer Quelle vergleichen. Wenn unſer Urtheil über dieſen Ueberſetzerdichter früher hier und da beleidigt hatte, ſo mußte man ſich ſeitdem wohl überzeugen, nicht allein daß ihm kein Unrecht geſchehen, ſondern daß ihm grade in Bezug auf den Iwein, ſogar noch etwas zu viel eingeräumt war. Es iſt auffallend, daß in dieſer letzten Arbeit Hartmanns ſeine Abweichungen im Inhalte und ſeine perſönlichen Zuthaten geringer ſind als im Erek. Ein Jeder wäre gewiß der Meinung geweſen, daß jene zarten Er-

örterungen und Ergüsse über die Macht der Liebe, jene feinen Bemerkungen über das Verliegen aus Liebe (empirer per amor), jene subtilen Spiele der Rede, jene zarte Verdeckung der Härten und Blößen der Sage Hartmann's Eigenthum seien, da sie mit dem züchtigen und reinen Gemüthe des Dichters, wie man es im Erek und überall erkennen lernt, so innig verwachsen scheinen, wie nur ein Eigenthum sein könnte. Dies erwies sich hier anders; und aus Scheu vor der Vergleichung, wie einmal Lachmann zu vermuthen geneigt war, hätten die Franzosen ihren Löwenritter allerdings nicht so lange zurückzuhalten brauchen; denn fast Alles, was im Iwein durch Bildung, Geist, Menschenkenntniß oder irgend ein anderes Verdienst anzieht, gehört dem Franzosen. Das Raisonnement über die Minne und ihre Art (von V. 1537 an), die Seelenschilderung in dem sich anspinnenden Verhältnisse Iwein's und Laudinens in ihrem ganzen Umfange, ihre erste Unterredung, die warnende Rede Gawein's an Iwein (mit Ausnahme der Anführung des Erek), der Inhalt des Gesprächs mit der Minne (V. 2971 u. ff.), das sich im Französischen viel natürlicher mit den Worten cors und cuer fortspielt, und ebenso das zweite (V. 7027 u. ff.), Alles findet sich dem Wesen nach bei Chrétien und nur die Form des Gesprächs mit Frau Minne ist Hartmann eigen: das hatte er aus dem Minnelied und aus Veldeke gelernt. Alle Einzelnheiten der Manier, die kurzen Wechselreden und Stichomythien, die im Erek gerade Hartmanns Eigenthum waren, die Häufung von refrainartig gebauten Versen, das Ballfangen mit diesem oder jenem Worte, Alles ist dort wie hier. Nur ist in dem Vortrage auch hier, wie im Gregor und Erek, größere Weichheit, wie in dem durchscheinenden Gemüth des Deutschen; auch das Empfindsame, die Freude am Vogelgesang, die Minnegefühle sind bei aller Uebereinstimmung etwas verschieden gefärbt, und man kann sagen, daß in dem Bilde und Begriffe von Amor und Minne der ganze Unterschied von Handlung und Färbung der erotischen Scenen und Empfindungen bei dem Franzosen und Deutschen gelegen ist. Einzelne Abweichungen in dem

Thatsächlichen und der Auffassung fehlen nicht. Sie erklären sich zum Theile aus dem größeren Zartgefühle und der Gutmüthigkeit Hartmann's. Doch konnte dieser auch hier eine andere Recension des französischen Gedichtes vor sich gehabt haben; eine Handschrift des Iwein im Vatican soll Hartmann näher stehen [536]. So ist die Episode (V. 4530 ff.) von der Entführung der Gynover bei Hartmann weit ausgeführt, bei Chrétien nur kurz berührt. Wäre die in anderen Artusromanen viel behandelte Scene von Hartmann zugesetzt, so gäbe auch dies von seinem Talente, eine Erzählung, über Periodenbau und Vortrag hinaus, in höherer Form zu bilden und zu führen, nicht eben das beste Zeugniß.

Der Vorgang Hartmann's in der höfischen Erzählkunst fand bald Nachahmer, die mit mehr oder minderer Freiheit seinen Spuren folgten. Am treuesten an seine Manier angeschlossen ist der ungenannte, wahrscheinlich schwäbische Dichter der „guten Frau" [537] (um 1230—40), einer aus dem Französischen übersetzten, an die karolingische Sage geheften Erzählung von Entsagung und freiwilliger Hingabe weltlicher Freuden und Ehren, die sich in ihren abenteuerlichen Bestandtheilen mit dem Wilhelm von England von Chrétien von Troies berührt [538]. Entfernter und selbständiger folgt ihm Wirnt von Gravenberg (Burg und Städtchen zwischen Nürnberg und Baireuth) in seinem Wigalois [539]. Der fränkische Dichter kennt Hartmann's Erek und Iwein, aus denen er einzelne Stellen entnahm; von Wolfram's Parzival waren ihm nur die fünf ersten Bücher bekannt; sein Werk ist daher in den ersten Jahren des 13. Jhs. entstanden. In seiner Jugend war Wirnt, scheint es, am Hofe Berthold's IV von Meran, bei dessen Tode 1204 er anwesend war; darf man aus Konrad's von Würzburg Erzählung von der Welt Lohn schließen, so

536 Crestien von Troies, von Holland. p. 183. Anm. 2.
537 Herausg. von E. Sommer in Haupt's Zeitschr. 2, 385 ff.
538 Holland l. l. p. 77 ff.
539 Ausg. v. Benecke 1819. von Fr. Pfeiffer. 1847.

machte der Dichter ſpäter einen Kreuzzug, wohl den von 1228 mit. In Bezug auf die ſpäteren deutſchen Behandlungen des Wigalois verweiſen wir auf die Einleitungen der Herausgeber; die unmittelbare Quelle des Dichters iſt nicht bekannt. Der Gegenſtand war, wie es auch mit Erek der Fall ſchien, in mehrfacher Geſtalt im Umlaufe; von dem franzöſiſchen Romane von Giglain [540], mit dem das engliſche Gedicht Ly beau desconnu [541], und der franzöſiſche Proſaroman (histoire de Giglan) zuſammenſtimmen, iſt der deutſche Wigalois durch Umfang und Zuſätze verſchieden: ſchon iſt hier eine britiſche Sage mit Eigenheiten fränkiſcher oder antiker Dichtungen ausgeſchmückt, Kreuzweſen und Sarazenenkriege haben in dem Schluſſe, dem Kriege gegen König Lion zur Rache des Amire Eingang gefunden. Dieſe willkürliche Verknüpfung verſchiedener Sagen- oder Dichtungselemente, die ſchon in Wirnt's Quelle Statt gehabt haben wird, trifft dann paſſend zuſammen mit der Freiheit und Willkür in Wirnt's Behandlungsweiſe, von welcher Seite er im geraden Gegenſatze zu Hartmann ſteht, der ſeinen Vorlagen in genauem Anſchluſſe folgte. Wirnt hatte nicht einmal ein geſchriebenes Buch vor ſich; er ließ ſich von einem Knappen die Geſchichte mündlich erzählen und erzählte ſie in ganz freier Weiſe nach. So äußert er denn da, wo er ſeine Abſicht ausſpricht, den Gawanides, ſeinen Helden Wigalois, Gawan's Sohn, zu behandlen, er werde ihn mit ſeiner Zunge zerlegen und ganz neu herſtellen. Daß Wirnt nach dem Beiſpiele der Fahrenden einem zeit- und landsgenöſſiſchen, in Liedern gefeierten Helden ein Denkmal ſetzte, indem er dem Grafen von Hoyer eine Rolle darin zu ſpielen gab, iſt gleich ein Zug, der in britiſchen Original-Romanen kaum begegnen wird. Dazu kommt dann ſeine Art, die Erzählung mit ſteten Bemerkungen, wie ſie ihm Menſchenkenntniß, ſittliche Grundſätze, Sagen und Dichterkunde eingaben, zu begleiten. So bringt er gleich im Ein-

540) Le bel inconnu, ou Giglein fils de Messire Gauvain etc., par Renaud Beaujeu. Ed. C. Hippeau. Paris 1860.

541) Bei Ritson, metrical romances, tom. II.

gang zwar eine ganz ähnliche Einleitung, wie alle dieſe Gedichte haben, allein mit vielfachen Beziehungen auf den Dichter ſelbſt. Er wendet ſich, wie ſeine Vorgänger, zu den Guten und Reinen, und weg von den Falſchen. Sogleich aber geht er über auf ſeine Fähigkeiten und Beſtrebungen. Es fehle ihm am Sinne; mit nicht großem Erfolge habe er von früh auf nach der Gunſt und dem Beifalle der Weiſen geſucht; ſein großes Unheil und ſeine geringen Geiſtesgaben hätten das gemacht. Dankend müſſe man ſein gutes Beſtreben aufnehmen; der Gedanke habe ihn geködert, daß mancher Reiche ſeinen Schatz verſchließe, und daß, wenn er, der Arme, etwas Gutes leiſte, man es darum um ſo mehr anerkennen werde. Auch er will nicht „ſein Gold vor die Schweine werfen," er ſpricht zu denen, die gute Rede lieben; die ziehen daraus Gewinn für ihr geiſtiges Heil; zu den Böſen will er nicht reden, die wohl die Ohren her- aber das Herz wegwenden, lieber will er ſeine Rede in den Wald ſchreien und ſich am Echo ergötzen. — Da alle dieſe Männer an Beſſerung der Böſen verzagen, ſo iſt die einzige Aufgabe ihrer Kunſtwerke, den Guten gute Lehre zu geben, und den Trauernden ſüße Linderung zu ſchaffen. Nicht einmal die Franzoſen haben den Zweck ihrer Poeſien ſo eingeſchränkt; im Gerard de Rouſſillon leiht man den Romanen eben ſo die Wirkung auf Beſſerung der Schlimmen; und ſo war der Zweck der Alten, wie ihn Ariſtophanes dem Aeſchylos in den Mund legt, der die Poeten als die Lehrer der Erwachſenen anſieht, der ſie ſtrafen und ermahnen und auf Beſſerung der Menſchen ausgehen läßt und jede gute und weiſe Einrichtung und jede edle und ſchöne Tugend von ihnen und ihren Lehren herleitet. Man ſieht, es iſt das duldende weibliche Prinzip in dieſer Dichtkunſt, was hier im Sittlichen an jeder kräftigeren Wirkung verzweifelt, und, was die poetiſche Wirkung angeht, hier, wie bei Hartmann, aus deſſen armem Heinrich jene letzten Worte bei Wirnt entnommen ſind, geradezu die Dichtung wie für eine trauernde, ſinnige, beſchauliche Stimmung vorzüglich berechnet anſieht.

Wir wollen einen blos bruchſtückartigen Auszug des Gedichtes

geben, nur um zu zeigen, wie oft und vielseitig der Dichter seinen Stoff verläßt, um sich seinen Betrachtungen zu überlassen. Die Erzählung beginnt mit dem Erscheinen eines Ritters an Artus' Hofe, der die Kämpen der Tafelrunde auffordert, ihm einen kostbaren Gürtel abzufechten. Er wirft alle, auch den Gawein, den er dann mit sich wegführt. Auf seiner Burg findet der Gefangene guten Empfang von der Königin und des Siegers Schwesterkind, Florie, deren Schönheit und reicher Schmuck mit so vielem Aufwande beschrieben wird, daß sich Wirnt veranlaßt findet, ähnlich wie Gottfried zuweilen, über dies Herkömmliche in der poetischen Erzählung zu scherzen: man solle es ihm nicht übel deuten, daß er sie so schön kleide; es schade ja Niemand, wenn er noch so viel Seide und Borden und Zierath auf sie häufe — mit Worten. Zwischen dieser Jungfrau und Gawein kommt eine schnelle Heirath zu Stande, schnell aber auch wieder eine Trennung; denn einst reitet er weg ohne jenen Gürtel mitzunehmen, den ihm der Schwiegerohm geschenkt hatte und ohne den das wunderbare Land nicht zu finden ist, wo Florie wohnt. Diese erhält nachher einen Sohn, unsern Wigalois, den sie erzieht und mit dem Gürtel aussendet. Er kommt an Artus' Hof, empfiehlt sich gleich durch Bestehung einer Tugendprüfung und wird dem Gawein zu besonderer Pflege übergeben, ohne daß ihn dieser kennt. Einmal erscheint eine Magd, die zu einem Abenteuer einen Ritter auffordert; Wigalois erbittet sich die Uebertragung, jene aber verschmäht ihn wegen seiner Jugend. Er reitet ihr aber nach, legt ihr erst in Bekämpfung eines Ritters, dann in Befreiung einer Jungfrau von zwei Riesen Beweise von seiner Tapferkeit ab. Schon bei dieser Gelegenheit legt Wirnt seine zarte Bewunderung der Frauen an den Tag, „von denen uns alle Freuden kommen." Ein Hündchen läuft vor ihnen her, und da dergleichen eine Leidenschaft der britischen Heldinnen ist, so fängt es Wigalois für die Jungfrau und ersticht sogleich einen Mann, der es in Anspruch nimmt und ihn ausfordert; wobei Wigalois einige Worte fallen läßt, daß man sich doch nicht um eine solche Kleinigkeit das Leben

nehmen solle. Dieser Zug ist ohne Zweifel von Wirnt eingeschoben, der an seiner Sage rückt und stellt und einmal selbst sagt, daß er mit dem Knappen, dessen Erzählung er sie verdanke, gehadert habe, ob sich dies oder jenes wirklich so verhalte. Wirnt preist die Treue jener Zeiten, wo der Eine besiegte Riese die Jungfrau unversehrt an Artus' Hof bringt, wo Jungfrauen allein und ungefährdet durch das Land reisen konnten, ohne daß es ihrem Rufe geschadet hätte; und er blickt dabei scheel auf die Gegenwart, in der bei jedem Schritte der unbescholtensten Frau gleich Spötter und Verläumder wach werden. Der Dichter führt den Helden jetzt in das Abenteuer mit dem Grafen Hoyer dem Rothen, wobei er gleich eine schöne Anmerkung macht über den Volksglauben an ein falsches Herz im Rothhaarigen; was ihn neben anderen Stellen als einen Mann darstellt, der von Aberglauben frei ist. Von Hoyer ist auch die schon oben hervorgehobene schöne Stelle über das Verliegen ausgesagt, wo Wirnt's Menschenkenntniß so schön zu Tage kommt. Sieht man, wie überall da, wo diesen Dichtern Sätze aus eigener Lebenserfahrung aus der Feder fließen, die Darstellung frisch, der Ausdruck bezeichnend, der ganze Vortrag saftig und kräftig ist, so bedauert man stets neu, daß sie an so elende Stoffe gerathen mußten. Da wo die Jungfrau dem Wigalois mittheilt, daß es sich darum handle, ihrer Herrin Gamanie und deren Tochter Larie ihr verlorenes Land von einem Heiden Roaz wieder zu gewinnen, und wo der Held diese Larie zu Gesicht bekommt, sieht man, wie erfolgreich der Dichter die ekle Art verdeckt, mit der auch hier die beiden sich sogleich und ohne Weiteres im Original genähert haben werden, und die feinen Bemerkungen, die er dabei macht, die ganze Ausstattung der Scene, die Sicherheit und Wahrheit der Ausführung nähert ihn mehr dem Gottfried. Nun zieht Wigalois zum Abenteuer auf Burg Korntin gegen den zauberischen Helden, erhält vom Priester den Segen, nimmt Lariens Herz mit sich und läßt das seine bei ihr, eine kürzere und wirksamere Nachahmung jener Stelle in Hartmann's Iwein, die in ein Gespräch zwischen der Minne und

dem Dichter eingekleidet iſt, eine Form, die hernach Wirnt in einer Erörterung (zwiſchen ihm und dem Sinne) über den Vorzug des Verſtandes und des Reichthums anwendet. Hier berührt ſich Wirnt wieder mit Walther, nur daß er nach einer anderen Stelle in Walthers ſtrenge Anſicht nach jener bibliſchen Stelle (daß eher ein Tau durch ein Nadelöhr gehe u. ſ. w.) nicht ganz eingehen will. Eine klare und aufrichtige Seele blickt aus Wirnt überall hervor und ein erleuchteter, heller Kopf, was beides ihn ungemein liebenswürdig macht. Es mag ihm an einer ſtrengen Richtung, an einer feſten Lebensanſicht, wie Wolfram's oder Gottfried's, fehlen, wie auch ſein Gedicht nichts von der Gleichmäßigkeit und Geſchloſſenheit des Iwein, von der Tiefe des Parzival noch von der Vollendung des Triſtan hat, allein er iſt erfüllt von dem herkömmlichen Sittengeſetz einer ſittenſtrengen Nation, die damals ſchon einen Schatz von Lebensweisheit beſaß, aus dem für das reichſte Gemüth noch Bereicherung zu ſchöpfen war. Es iſt eine Neigung zu ernſter, lehrhafter Betrachtung in Wirnt, aber ſie kleidet ihn gut; er hat daher ſchon Hartmann's Vergnüglichkeit nicht mehr, der noch keine Klage und keine finſteren Grillen kennt; mit dem Lehrhaften tritt hier zugleich Mismuth über die Gegenwart ein und der ſehnende Rückblick in die alte Zeit. Noch paart ſich aber damit nicht eine ſo verzweifelnde Anſicht wie bei den ſpäteren Dichtern, ſondern es ſpricht ſich darin nur das unter den Umſtänden angemeſſene Misfallen an der Zerrüttung des Zwiſchenreichs aus. Die Walther, die Wirnt und Thomaſin theilen ſich noch zwiſchen Strenge und Milde der Beurtheilung, und der letztere wie der Winsbeke verwirft das Finſterſichtige und Herbe namentlich in der Verleumdung des geiſtlichen Standes und tadelt darum auch den Walther. Dieſe Männer berühren ſich daher in ihren Anſichten beſtändig, und wo Wirnt klagt, daß das höchſte Leben der Erde, das Ritterthum, in Räuberei ausgeartet iſt, daß der einfältige alte Minnedienſt verſchwindet, daß die Gottesliebe aufgegeben, die Gewalt gekrönt, die Treue ſchartig, die Welt durch Reichthum und Ruhmſucht verändert iſt, da

erinnert sein Ton weit entschiedener an Walther als an Hartmann. Wo er den Gawein seinem Sohne gute Lehren ertheilen läßt, redet er, wie auch in der schon angeführten Stelle über das Verliegen, in den Ansichten und in einzelnen Ausdrücken, die in den Lehren des Winsbeke, eines Landsmannes von Wirnt [542], wiederkehren. Dasselbe ideale Ritterthum, das in diesem schönen Reste ritterlicher Moral gelehrt wird, durchdringt auch den Dichter des Wigalois, und er möchte gerne auch sein Gedicht selber mit der ähnlichen praktischen Weisheit, mit der milden und kräftigen Gesinnung durchdringen, die dem Winsbeke, auf den wir zurückkommen, charakterisirt. Allein wie viel Theil er auch als Person an diesem sittlichen Geiste habe, ihn dem Stoffe seiner Dichtung mitzutheilen, dazu war er nicht Dichter genug, und sein Stoff bot zu wenige sittliche Grundlage dazu dar. Selbst den besten Dichtern jener Zeit gelang es nicht, die durchempfundene Gesinnung aus dem Leben in die Poesie lebendig überzutragen; und so sehen wir auch die unseres Wirnt im Wigalois nur gleichsam außerhalb des Gedichtes hingestellt, um ihren Mangel in dem Gedichte selbst desto schmerzlicher zu empfinden. Wenn ja Wirnt seinem Wigalois grundsätzlich jenen edelsten Frauendienst lieh, wo könnte er in diesen Stoffen Gelegenheit finden, ihn auch so zu charakterisiren, wie er ihn sich denken mochte? Wenn er ihm die fromme Ritterlichkeit lieh, die auch mit dem Gebete außer dem Schwerte Wunder verrichtet, wie sollte das nicht mitten in den Abgeschmacktheiten verloren gehen, in denen er die wunderlichen Abenteuer erzählt, die Wigalois auf Kurg Korntin zu bestehen hat, bis er den Heiden Roaz erlegt und dessen Weib aus Herzensliebe oder Herzeleid über ihm gestorben ist? Wer würde je eine so völlige Schelde zwischen der Gesinnung in dieser epischen und jener lehrhaften Kunst für möglich halten, wenn man nicht die Urkunden vor sich sähe? Wer würde selbst dann die That-

542) Windsbach liegt etwa 6 Meilen von Gräfenberg, zwischen Ansbach und Schwabach.

ſache begreifen, wenn man nicht bedächte, daß die ganze Ritterwelt in ihren Thaten durch die Bücherwelt und das Reich der Einbildung gehemmt ward, daß von Stufe zu Stufe ſeit den alten Heldenzeiten die äußere Thätigkeit und Waffenmacht abſank, daß mit dieſer die ächtepiſche Dichtung ihren Werth ſtets mehr verlor. Kaum daß man ſich in der Zeit der Staufen ein wenig wieder zuſammenraffte; gleich nachher ſieht man die einen in Rohheit verſinken, die anderen erſchreckt ſich auf ſich ſelbſt zurückziehen. Die Beſſeren flüchteten ſich nun hinter Grundſätze und bildeten dieſe deſto reiner aus, je mehr ſich Andere der herrſchenden Charakterloſigkeit frei überließen. Dem entſprechend ſuchte die Poeſie nun keinerlei Bedeutung mehr in den Handlungen, ſondern nur in der Denkungsart und Geſinnung, wie man z. B. im Parzival den Helden im Hintergrunde Thaten verrichten hört, aber nicht ſieht —, oder auf der Gegenſeite blos in der Darſtellung von Handlungen, abgeſehen geradezu von aller und jeder Geſinnung, ſie ſei gut oder ſchlecht, wie im Triſtan der Held ein bloßer der Anrechnung unfähiger Spielball des Glückes wird. Dieſe Gegenſätze ſcheinen ſich damals in aller Welt ausgebildet zu haben, aber doch hat keine Nation im Mittelalter zwei ſo merkwürdige Dichter aufzuſtellen, wie Wolfram und Gottfried, die jenen ſo vollendeten Gegenſatz bildeten, wie er in allen Zeiten einer hohen Bildung ſichtbar wird, zwiſchen der ſtrengeren Lebensanſicht, die im Sparen der Bedürfniſſe, und der leichteren und gefälligeren, die im Reichthum der Bedürfniſſe und deren Befriedigung das Heil und Glück der Menſchen ſucht.

---

3. Wolfram von Eſchenbach.

Der Plan dieſer Geſchichte mag es entſchuldigen, wenn wir an den wenigen Nachrichten, die uns über die Lebensumſtände

Wolfram's von Eſchenbach erhalten ſind, raſch[543]) vorbeigehen. Er war wie Walther aus einer ritterlichen aber armen Familie des bairiſchen Nordgaus, vielleicht (vgl. Parz. 4, 142) in einem Dienſtverhältniſſe zu den Grafen von Wertheim. Eine längere Zeit ſeiner dichteriſchen Laufbahn durchlebte er am Thüringer Hofe (ſeit 1204). Nach Landgraf Hermanns Tode wird er ſich in ſeine Heimat zurückgezogen haben, wo er in Eſchenbach (in Mittelfranken, einige Stunden von Ansbach) begraben liegt.

Was die Quellen der Sage angeht, die in Wolframs Hauptwerk, dem Parzival (1200—7) erzählt iſt, ſo hat lange Zeit über keine der poetiſchen Traditionen des Mittelalters größere Verwirrung geherrſcht, keine hat der Tiefſinn unſerer Sagenforſcher mit ſo abenteuerlichen Erklärungen verdunkelt, wie Görres und ſeine Nachfolger den Parzival und die Gralmythe. Erſt neuerdings iſt durch die Aufhellungen der bretagniſch-wälſchen Dichtungsgeſchichte etwas mehr Licht in das Verhältniß dieſer Sage gekommen. Es hat vor Allem klar gemacht, daß beide Sagen vom Gral und von Parzival urſprünglich getrennt waren; daß ſich die Erzählungen, in denen wir beide zuſammgefloſſen und noch mit anderen Sagen verbunden finden, erſt ſpät, im 12. Jahrh. gebildet haben aus den dürftigſten Anfängen roher wälſcher Ueberlieferungen. Durch dieſe Aufklärungen hat die ganze Richtung unſerer deutſchen Sagenforſcher, nach der ſie gerne im Hintergrunde unſerer alten Epen eine Reinheit der Sagen ſuchen, in älteren Quellen auf den „urſprünglichen Sinn" einer Sage hindurchzuſchauen hoffen, einen argen Stoß erhalten, und die hiſtoriſche Anſicht iſt neu gefeſtigt worden, die den Sagen erſt in den abſchließenden Behandlungen überlegener Dichter Sinn und reine Geſtalt geliehen findet und in den ältern überall nur die roheren Grundſtoffe ſucht. Wir haben oben die bretagniſchen Volkslieder von Morvan erwähnt, die

543) Vgl. die Einleitung zu der Ueberſetzung des Parzival, von San Marte, ſo wie deſſen Leben und Dichten Wolfram's von Eſchenbach. 1—2; und K. Bartſchs Einleitung zu ſeiner Ausgabe von Wolframs Parzival und Titurel. Leipz. 1870.

von ſeiner einſamen Walderziehung erzählen, und wie er ſeine Mutter, nach Ritterthaten dürſtend, verläßt, die dann der Gram um ihn tödtet. Ob dieſe einfache Sage zuerſt an dem Namen Morvan oder an welchem anderen gehaftet habe, iſt gleichgültig; gewiß iſt ſie der Kern und Rahmen der Sage, deren Held im 12. Jahrh. in wälſchen und romaniſchen Erzählungen die Namen Peredur und Parzival führt. In einer ſehr volksthümlichen Geſtalt, die an jenem einfachen Kern am treueſten feſthält, iſt die Sage in einem ſpäten, ſtrophiſch abgetheilten, burlesken Gedichte eines engliſchen Bänkelſängers des 14. Jahrhs. erhalten [544]), das einem älteren bretagniſchen Lai nacherzählt ſein mag. Die Sorge der Mutter und ihr endliches Schickſal ſind hier die Anfangs- und Ausgangspuncte, zwiſchen welche die Abenteuer des dörperlichen Ritterlehrlings eingeſchoben ſind, ganz um die Eine Figur des Helden gruppirt, ohne eine Spur vom Gral und ohne einen geringſten Anlaß, der zur Anknüpfung der Gralſage einladen konnte. Anders ſchon in dem Mährchen von Peredur [545]), das weſentlich von waliſiſcher, nicht bretagniſcher, Färbung iſt. Hier verliert man die Mutter des Helden ſchon mehr aus den Augen, die Abenteuer anderer Helden (Gwalchmai's) ſind ſchon angeſchoben, und denen des Peredur iſt eine ſinnvolle Bedeutung zu geben geſucht. Das Mährchen ſchildert den Helden als einen Jüngling, der unbewußt eine Aufgabe zu löſen berufen iſt, den Tod ſeines Vaters zu rächen. Zu dieſem Ziele ſollen ihn unter Anderen die Abenteuer hinleiten, der ſchwarze Ritter, das häßliche Weib, das abgeſchnittene Haupt, die blutende Lanze, die nachher in der Gralſage eine ſo große Bedeutung erhielten. Hier entdeckt man deutlich die Fäden, an welche dieſe letztere Sage an das rohe waliſiſche Mährchen angeknüpft wurde, das auch ſeinerſeits noch nichts vom Gral weiß; die geheimnißvolle Seltſamkeit der Abenteuer, die Ungelenkheit des Mährchens, das ihre Bedeutung nicht in klares

544) Bei San Marte in ſeiner „Arthurſage" 1842, aus dem Thorntonmanuſcript der Lincolner Cathedralbibl.

545) Ebenda aus den früher angeführten Mabinogion der Lady Gueſt.

Licht zu ſtellen weiß, forderte hier gerade zur Nachhülfe, zur Einſchiebung, zur Erweiterung auf. Daß die Gralſage ſchon in britiſchen Quellen vorbereitet geweſen wäre, iſt uns nicht wahrſcheinlich, daß ſie gar ſchon im Peredur angedeutet ſei, unglaublich. Wir können in dem Gralgefäß ſo wenig den berühmten Keſſel der Ceridwen finden, wie die perſiſche Sonnenvaſe Giamſchid; und der Deutung des Namens Peredur (per-gedur) auf „Gralſucher", die ohnehin von anderen Auslegern geleugnet wird, trauen wir ſo wenig, wie den eben ſo ſinnigen als falſchen Herleitungen aller Namen im Parzival aus dem Perſiſchen, die Görres durchgeführt hatte. Die ungeheure Ausdehnung der Sage von Parzival ging offenbar erſt in Frankreich vor ſich. In welcher Stufenfolge dies geſchah, iſt etwas möglicher geworden zu verfolgen, ſeit das franzöſiſche Material, der proſaiſche Roman vom Gral [546]) und der Perceval von Chrétien von Troies [547]), zugänglich gemacht ſind. Bei Chrétien, der von den geiſtigen Fähigkeiten der Waliſen die ſchlechteſten Begriffe hatte, läßt ſich die Grundlage der Peredurſage nicht verkennen, aber eben ſo wenig die große Freiheit, mit der ſie bereits in den Händen der wandernden bretagniſchen Sänger umgeſtaltet worden war. Die wälſche Eigenthümlichkeit, daß eine Menge der Sagenhelden namenlos ſind, herrſcht noch ganz bei ihm vor. Sein unvollendetes Gedicht, über deſſen Ausarbeitung Chrétien (um 1190 ſcheint es) ſtarb, iſt in einigen Handſchriften, die als Perceval le viel bezeichnet werden, erhalten: ſeinen Inhalt geben die nordiſchen Proſafagen von Parzival und Valver (Gawan), deren Ueberſetzung durch König Hakon Magnuſſon (1299—1319) veranlaßt ſein ſoll, deſſen deutſche Gattin Euphemia auch den Iwein und andere franzöſiſche Romane bearbeiten ließ, genau wieder [548]); ſo ſchließt ſich auch ein

546) Von Borron; alte Pariſer Drucke von 1523. Perceval le Gallois, ou le conte du Graal. Ed. Ch. Potvin. 1re. partie; le roman en prose.

547) Chrétien de Troyes, Perceval le Gallois, publié d'après le Ms. de Mons par Ch. Potvin. Mons 1865.

548) Vgl. E. Költing in Germ. 14, 129. 15, 89.

englisches Gedicht[549]) unter größeren Freiheiten an Chrétien an und auch Wolframs Parzival ist von Cap. 118—679, trotz vielen und erheblichen Abweichungen, in dem großen Gang des Thatsächlichen, bald in kürzerer bald in breiterer Erzählung, oft in wörtlicher Uebereinstimmung an ihn angelehnt[550]). In der Handschrift von Mons ist Chrétiens Werk durch eine Vorgeschichte von den Eltern Parzivals, Bliocadran und Kamuelle, von vornen ergänzt, welche die nordische Bearbeitung nicht kennt, und die bei Wolfram durch eine andere, in der Parzivals Eltern ganz andere Namen tragen, ersetzt ist. Dann wurde Chrétiens Dichtung durch drei Fortsetzer Gautier von Denet, Gerbert und Manessier mit einer Masse von neuem Stoffe und angeschobenen Episoden willkürlich erweitert und verlängert. Die Gralsage ist bei Chrétien schon einverwebt, aber noch ohne die mystische Deutung des Grals und des Graldienstes der Tempeleisen bei Wolfram, und ohne daß sie die Masse des weltlichen Stoffes überragen könnte durch ihre innere Bedeutsamkeit. Dies hatte erst in dem französischen Gedichte statt, das nach Wolfram's Angabe seine unmittelbare Quelle war, einer Umarbeitung von Chrétien's Perceval, die neben oder vor jenen anderen Fortsetzungen gegen Ende des 12. Jhs. entstanden sein mußte, und in der Chrétiens ächter eigener Text in der Weise, wie wir es noch bei Wolfram finden, dem großen Verlaufe der Thatsachen nach beibehalten, durch eine ideale Ausbildung aber alles dessen, was sich auf den Gral bezieht, innerlich so vertieft worden wäre, wie er bei jenen Forsetzern äußerlich angeschwellt war. Auch das Werk dieses französischen Umarbeiters mußte übrigens durch andere neue Ansätze, auch äußerlich, vielleicht zu noch größerem Umfange angewachsen sein, als jene Fortsetzungen. Alles was sich auf die Verherrlichung des glänzenden Hauses Anjou bezieht, das an die Geschlechter Parzivals und Arthurs angeknüpft ist, konnte von

549) The hist. of the holy Graal. Ed. Fr. Furnivall. Lond. 1861.

550) S. die Vergleichung von Wolframs Werke mit der Berner Hs. 354 von Chrétiens Perceval, von Rochat in Germ. 3, 81. 4, 414.

Chrétien nicht ausgehen, der sein Gedicht im Dienste Philipps von Flandern schrieb. Die Geschichte Gamurets ist als ein Vorspiel vorgeschoben, in welches nordgermanische Namen und Sagenstoffe hereinspielen. Einzelne Züge und Episoden, die bei Chrétien schon angelegt sind, wie die von Sigune, von dem Zauberer (Klinschor) und seiner Wunderburg, sind abweichend und ausgeführter. Die Sage von dem Priester Johannes, von der Entführung des Grals, von seinen künftigen Geschichten, die im Titurel weiter geführt sind, ist eben so wenig bei Chrétien zu finden. Vor allem aber der sinnige Hintergrund in der Charakteristik Parzival's, die innere Läuterung seines Wesens, die ganz vergeistigte Auffassung der Gralsage, die Apotheose des geistlichen Ritterthums der Tempelherren, die christliche Verklärung des Ritterdienstes, die ritterliche Verklärung des Gottesdienstes, die höhere Vereinigung des beschaulich-ascetischen und thätig-kriegerischen Lebens, dies sind Ideen, mit denen erst dieser französische Bearbeiter oder sein Uebersetzer Wolfram ihre Gedichte vom Gral durchdrungen haben. Daß diese Beziehungen der Sage auf die Tempelherren und ihre Geheimnisse erst im 12. Jahrh. entstanden sein können, in dessen letztem Drittel unter dem Großmeister Otto von St. Amand 1170—79 des Ordens Ruhm im Osten und Westen am glänzendsten strahlte, ist an sich klar. Wie vieles von dem Thatsächlichen der Gralsage aber die französischen und deutschen Dichter aus älteren Quellen, und aus welchen sie es hatten, ist unmöglich zu sagen. Die Quellen die unser deutscher Dichter (Parzival 454, 17) nennt, die heidnische Schrift eines Flegetanis in Toledo und die lateinischen Chroniken von Britannien, Frankreich und Irland, die Kyot in Anjou gefunden haben sollte, wird man so gut für eine bloße Fabel halten, wie die Offenbarungen des Eremiten des 8. Jahrhs., von denen in Helinand's Chronik[551]) zu lesen ist. Daß eine Sage von dem englischen Apostel

551) Auf die Stelle, die bei Tissier bibl. Cisterc. 7, 92 und ausgezogen bei P. Paris mss. fr. 1, 172 zu lesen ist, ist viel zu viel Werth gelegt worden.

Joſeph von Arimathia und von der heiligen Nachtmahlſchale, in der er das Blut aus Chriſti Wunden aufgefangen haben ſollte, im Umlauf war, iſt möglich genug; daß ſie in Südfrankreich durch Anhänger des Tempelordens eine Ausbildung erhalten hatte und mit dem Templerweſen in Verbindung gebracht worden war, iſt aus dem Namen des Grals (Provenz. Grazal, altfranz. Graal–Gefäß), und wegen der Bedeutung und Macht der Ritterorden in dieſen Gegenden wahrſcheinlich genug. In dem Prozeſſe gegen den Templerorden, der dem Täufer Johannes eine beſondere Verehrung weihte, wurden Beſchuldigungen wider ihn erhoben (über abergläubiſche Anbetung eines Reichthumſpendenden Idols und Hauptes), die an einzelne Züge der Graldichtung erinnern. So wuchſen dieſe verbundenen Sagen verſchiedener Zeiten und Völker in ein großes encyclliſches Gedicht zuſammen, das Alles umfaßt haben mag, was wir in den zwei deutſchen Dichtungen von Parzival und Titurel zuſammen leſen.

Die unmittelbare Quelle nun dieſer deutſchen Gedichte war nach Wolfram aus der Provence nach Deutſchland gekommen; ihren Verfaſſer nennt er Kyot von Provence, der zwar (416, 20) franzöſiſch gedichtet habe: wie denn auch die Anführungen Wolframs aus ſeinem Gewährsmann franzöſiſch und nicht provenzaliſch ſind. Einen provenzaliſchen Dichter dieſes Namens gibt es nicht; man hat daher[552] den ganzen Kyot wegleugnen, Chrétien von Troies für Wolframs eigentliche Quelle anſehen und alle Abweichungen und die ganze innere Vergeiſtigung der Gralſage für das Eigenthum des deutſchen Dichters erklären wollen. Die Berufungen Wolframs auf ſeinen Kyot ſind aber zu ſtetig und zu ungezwungen, um ſie für bloße Fiction zu nehmen; gelegentlich ſtehen ſie gerade an Stellen, wo die Erzählung von Chrétien abweicht, und am nachdrücklichſten bei der Geſchichte von Parzivals Aufenthalt bei Trevrizent, dem Kern der Vergeiſtigung der ganzen Sage, über deren Behandlung Kyot nach Wolframs An-

552) Simrock und Rochat a. a. Orte.

führung[553]) gegen Chrétien polemiſirte. Bei Woiſram ſind alle die bei Chrétien namenlos auftretenden Figuren mit franzöſiſchen, einigemal provenzaliſch gefärbten Namen von mehr oder minder klarer Bedeutung beiegt: es iſt ganz unwahrſcheinlich, daß der deutſche Dichter, der ſeiner unvollkommenen Kunde des Franzöſiſchen geſtändig iſt, dieſe Namen habe erfinden können[554]). Es kommt hinzu, daß einzelne Namen, die in der Gralſage eine Rolle ſpielen bei Chrétien aber nicht erſcheinen, wie Titurel, Ganatuiander (Schionatulander) u. A., ſchon vor Woiframs Auftreten in Hartmanns Erek genant ſind. Was aber weit über alle dieſe Aeußerlichkeiten hinausgeht: wir haben kein Beiſpiel, daß die Erfindungsgabe gerade der höfiſchen deutſchen Dichter bis über die Spanne ging; die doch hier (ganz abgeſehen von der grundtiefen und geiſtigen Durchdringung der Sage, deren bloße Erfaſſung und Wiedergabe, wie bei Lambrecht, Ruhmes genug wäre,) ſchon in den thatſächlichen Erweiterungen der Sage eine größte Selbſtändigkeit der zeugungskräftigen Einbildung in dem Dichter beweiſen würde. Es iſt wahr, die Stellen im Woiſram, wo er die oberflächlichen Leſer abweiſt, die ſich gedankenlos über die Umwege ſeiner Erzählung beſchweren möchten und von ihm verlangen, den Pfeil vom Bogen mit ungeſpannter Sehne abzuſchießen, zeugen ſprechend von ſeiner vollen Beherrſchung des inneren Sinnes der Sage; aber gleichwohl iſt der ganze Ton, in dem er über ſeine Arbeit ſpricht und denkt, nicht der eines Vaters über ſein eigenes Kind; er ſteht einem Fremden gegenüber, wie ſehr er es lieb gewonnen und durchdrungen habe; von dem Kern der Sache, von Parzivals inneren Kämpfen, ſpricht er ſo, als ob Er dergleichen Erfahrungen und Prüfungen nicht beſtehen werde.

---

553) Parzival 827, 1.

Ob von Troys meister Cristjân disem mære hât unreht getân,
daz mac wol zürnen Kŷot, der uns diu rehten mære enbôt.

Eine andere Auslegung gibt dieſen Worten Bartſch l. l. p. XXVIII, der Kyots Dichtung vor Chrétiens entſtanden glaubt.

554) Vgl. A. Schulz (San Marte), Ueber die Eigennamen im Parzival. Germ. 3, 385.

So war es denn natürlich, daß die Achtsamkeit auf Alles, was auf die Spur der Wolfram'schen Quelle führen könnte, unter unseren Forschern stets zugenommen hat. In Ermangelung des Werkes hat man auf seinen Verfasser gerathen und ihn in Guiot von Provins, in Champagne, vermuthet, dessen Vaterstadt der ungelehrte, sprachunkundige Wolfram, der aus der Famurgan ein Land machte und aus den Worten li rois d'antiquité im Willehalm einen Künec Antikote heraushörte, wohl als ein Vaterland Provence verhören mochte. Von diesem Dichter besitzt man einige Minnelieder[555] und eine „Bibel" (1203—8), ein Strafgedicht, in dem er der Zeit den Sittenspiegel vorhalten wollte. Eine genauere Betrachtung dieses vorhandenen Werkes[556], und des Verfassers in seinem Werke, hebt die bestehenden Zweifel über die Möglichkeit, ob er der Dichter der Wolfram'schen Parzivalquelle sein könne, nicht nur nicht, sondern vermehrt sie noch. Guiot war ein Cluniacenser Mönch, aber in den weitesten Kreisen französischer Fürsten und Barone im Norden und Süden als Sänger wohl bekannt und viel belohnt; er hätte daher füglich auch im Dienste des Hauses Anjou eine Weile leben und dichten können; mit den Stoffen der epischen Ritterdichtungen war er nach seinen eigenen Anführungen vertraut. Zur Zeit König Amalrichs von Jerusalem war er im heiligen Lande gewesen; hätte er seine Reise dahin von Aquileja durch Friaul über Steiermark gemacht und dort Gandin, am Einfluß der Grajena in die Drau, in der Nähe des Berges Rohaz (Rohitsch) besucht und dorther den Anlaß genommen, die sagenhaften Vorfahren der Anjous (Gandin) mit Steier und das steirische Wappen (den Panther) mit dem Hause Anjou zu verknüpfen, so würde sich, wie schon so manche sprachlichen und sachlichen Räthsel im Parzival, das weitere auflösen, wie den Trevrizent seine Abenteuerfahrten nach eben

555) Bei Wackernagel, Altfranz. Lieder und Leiche. 1846.

556) In Barbazan-Méon, fabliaux et contes. Paris 1808. San Marte, Parzivalstudien. Heft 1. Halle 1861. mit einer Uebersetzung.

jenen Orten in Steiermark führten [557]). In seiner Bibel hebt Guiot ferner den Tempelorden, den Orden des Ritterthums, dessen Glieder er darum rühmt, daß sie die Welt gesehen und gekostet haben, wiewohl er an ihnen die Laster der Habgier und Ueberhebung schon rügt, die ihr Verderben einleiteten, über alle geistlichen Orden hinaus, was zu der idealen Verklärung der Tempeleisen in den Gralhütern vortrefflich stimmen würde. Ja in der Weise, wie der Mann, der gerade in seiner Bibel so vielen starken, sittlichen Muth bewies, seine Schlachtenscheu und seinen Unberuf zu Ritterthaten in Contrast bringt mit dem Schlachtenberuf und weltbekannten Heldenmuth der Templer, da schlägt eine humoristische Ader vor, die unseren Wolfram, wenn er sie in seinem Kyot vorgefunden, nur um so congenialer berührt hätte. Gleichwohl scheint die Bibel einen Verfasser von einem wesentlich anderen Sinne und Geiste zu verrathen, als man sich unter dem Dichter des Parzival vorstellen würde. Der ganze Geist dieser Satire, die nach der Schnur alle Stände, Fürsten und Barone, die geistliche Hierarchie, Rom und die großen Kirchenfürsten, die niedere Geistlichkeit und die Mönchorden, die Gelehrten, Theologen, Juristen und Aerzte, durchzieht um zu zeigen, wie das Zeitalter faul versunken und verzwergt geworden, ist der eines praktischen welterfahrenen Mannes von dialektischer Bildung, dessen Gedanke und Sprache bestimmt, scharf, trocken selbst in seinen Liedern ist, der nirgends vermuthen läßt, daß ihm etwas von dem gemüthvollen oder minniglichen Inhalte, von den reizenden typischen Frauenbildern, von der Zeichnung bedeutender tiefangelegter Charaktere, wie wir sie in Wolframs Parzival finden, hätte gelingen können; daß seinem positiven Kopfe etwas von dem grübelnden Tiefsinn, daß seinem geraden gegen alle Werk- und Scheinheiligkeit gerichteten Wesen etwas von der reuigen Bußfertigkeit, daß seinem lebhaften Weltsinne etwas von der nach innen gekehrten Gottseligkeit, daß seinen heftigen polemischen Gegensätzen etwas von den

557) Vgl. Haupt in seiner Z. S. 11, 47.

idealen Grundſätzen eigen oder beigemiſcht geweſen wäre, was Alles in dem Dichter des Parzival lebendig geweſen ſein muß. Der Rügedichter Guiot ſteht in ſeiner Bibel in der Reihe jener vielen geiſtlichen, lateiniſchen und vulgaren Poeten, welche in dem Jahrhundert der Friedrich I und Heinrich II (die auch Guiot beide vor Allen Fürſten preiſt, deren Erſteren er in der Herrlichkeit ſeines Mainzer Hoflagers geſehen hatte, deren Letzterer der glänzendſte Repräſentant des verherrlichten Hauſes Anjou war,) gegen das ganze hierarchiſche Gebäude, gegen ſeine Spitze in Rom, gegen ſein Fundament in den finſteren Kloſterhöhlen feindſelig ankämpften. Er hatte in ſeiner Schule in Arles die Weisheit, das vernunftgemäße Leben, den ſittlichen Muth der Philoſophen der alten Welt zu ſchätzen, er hatte in ſeinen Kloſterſchulen die rohe Beſitzgier neben der fanatiſchen Ascetik der Weiſen der neueſten Welt tief haſſen gelernt; er nannte den römiſchen Hof von Todesſünden voll, eine Kloake von Bosheit, einen Weiher voll Giftgewürms; er vermißte in ſeinem Haupte die Eigenſchaft des Polarſterns oder Magnets, auf feſtem Stande zu ſtehen oder den feſten Weg zu weiſen. Ja in den Stellen, wo er anführt wie er ſich in Clairvaux nach vier Monaten auf und davon gemacht, wo er ausführt, daß er den einſamen Zellen der Karthäuſer, da er ſelbſt im Paradies nicht allein ſein möchte, allezeit mit ſicherem Sprunge entſpringen würde, wo er ſich gegen das ewige Wachen und Faſten, ſchlechten Biſſen und ſchlechten Trunk ereifert, da er doch lieber leben als ſterben wolle, da ſchlägt er von ferne ſelbſt den Ton der Goliarden an; wie ihm denn die Bewegung der Waldenſer und der Ketzerſecten von den Alpen bis zu den Pyrenäen nicht fremd ſein konnte. Der unermüdlichſte Verehrer nun, den Wolfram von Eſchenbach in Deutſchland beſitzt[558]), hat eben in dieſer antihierarchiſchen Richtung Guiots einen Hauptbeweis für ſeine Identität mit dem franzöſiſchen Dichter von Wolframs Parzivalquelle gefunden. Erfüllt von der Idee, der verderbten

558) San Marte, Parzivalſtudien Heft 2—3. Halle 1862.

Kirche eine geläutertes Chriſtenleben und dem wurmſtichigen Ritterthum der Arthurromane ein geläutertes Ritterleben gegenüberzuſtellen, habe der Dichter eben dieſer Idee eine poetiſche Hülle gegeben: eben in dieſem Orden der Tempeleiſen, in dem er die Templer idealiſirte, die ſeiner erſtrebten Verbindung von Frommheit und Welterfahrung am nächſten kamen; eben in dieſem Reiche des Grals, in dem man, der Verweltlichung und der dogmatiſch-hierarchiſchen Misſtaltung der Kirche gegenüber, auf den einfachen Kern der evangeliſchen Lehre von dem allgemeinen Prieſterthum aller Menſchen zurückgegangen ſei; eben in dieſer Laienkirche der Tempeleiſen, in der die innere Heiligung vor aller äußerlichen Werkheiligkeit ſo ſtark betont iſt. Mit ſolch einer poetiſchen Verkörperung der reformiſtiſchen Ideen des 12. Jhs., wenn ſie im Parzival niedergelegt wären, würde dies Gedicht recht im Mittelpuncte der größten geiſtigen Bewegungen jener Zeiten ſtehen und ſich weit über den poetiſchen Werth hinüber den höchſten Preis in der geſammten Vulgardichtung des Mittelalters erringen: aus ſolch einer Bedeutung ſeines Inhalts würde ſich beiher am beſten erklären, daß das franzöſiſche Gedicht ſo ſpurlos verſchwunden iſt. Allein ganz abgeſehen davon, daß die Diagnoſe der geiſtigen Natur des Dichters der „Bibel“ in keiner Weiſe auf einen erfindſamen, phantaſiereichen Poeten ſchließen läßt, ſo fähe dieſem Mann, der ſich ſo freudig bewußt iſt mit allen geiſtlichen Ständen im offenen Kampfe zu liegen, keineswegs ähnlich, daß er jenen ethiſch-religiöſen Gedanken, wenn er ihn gehabt hätte, ſo myſtiſch und myſterlös hätte verhüllen ſollen, wie er in unſerem Parzival erſcheint. Und wenn er in Guiots Originale deutlicher gefaßt geweſen wäre, ſo ſieht es wieder Wolfram nicht ähnlich, daß Er ihn ſo verhüllt hätte, der ſeinen Sängergenoſſen Walther in Ehren hielt und gewiß nicht am wenigſten ſeiner offenen Rügedichtung wegen. Wenn man dann wieder den Gedanken in dem franzöſiſchen Gedichte, welcher er nun ſein mochte, nur in „einigen Andeutungen“ vermuthen und die tiefere geiſtige Auffaſſung als „eine originale Auffaſſung Wolframs erachten wollte“,

ſo möchte dieß das Wahrſcheinliche am nächſten treffen; einmal weil man nach der bloßen Einleitung zum Parzival und den vielen betrachtenden Einſchaltungen, die unzweifelhaft Wolfram gehören, ihm die Kraft der geiſtigen Erfaſſung der Sage in vollem Maße zuſprechen muß, beſonders aber auch, weil Wolfram ebenſo im Willehalm, ſo weit wir bis jetzt aus Vergleichung der bekannten Quellen urtheilen können, eine ſolche freiere Stellung ſeinem franzöſiſchen Originale gegenüber einnahm und weil der weſentlichſte Punct ſeiner eigenen Zuthaten dort, ſeine milde Beurtheilung des Heidenthums, ganz mit dem verträglichen Geiſte übereinſtimmt, der in dieſer Beziehung auch die thatſächliche Erzählung im Parzival durchdringt. Selbſt dann aber, wenn dies Wolframs Verhältniß zu ſeiner Quelle geweſen wäre, würden wir, ſchon ſeinem wirklichen Dichterberufe zu Liebe, keineswegs glauben, daß er — wie ganz durchtränkt er auch von chriſtlicher Frömmigkeit war — „in dem Verhältniſſe des Menſchen zu Gott die Erzählungen im Parzival folgerecht in die poſitiven Sätze der Glaubenslehre übertragen" habe, einer evangeliſchen, im Gegenſatze zu der von der Kirche aufgeſtellten Glaubenslehre. Denn es iſt im Parzival durchaus keine ſo grundſätzlich feindliche Stellung gegen Prieſter- und Kirchenthum genommen, wo vielmehr der Prieſter, und gerade im Munde Trevrizents, des eigentlichen Trägers des religiöſen Idealismus im Parzival, ausdrücklich über alles Sichtbare auf der Erde hinausgerückt wird. Die Entdecker jener evangeliſchen Lehre im Parzival wollen ſelber finden, daß in Wolframs Willehalm ein anderer kirchlicher Geiſt athme als im Parzival; das würde nun, wenn es richtig wäre, vollends gegen jede Eigenſtändigkeit des deutſchen Dichters in der Auffaſſung des Geiſtes ſeiner Sage ſprechen; denn es wäre nur zu begreifen, wenn er ſich da wie dort ſeiner franzöſiſchen Vorlage einfach anbequemt hätte.

Wir müſſen unter dieſen Umſtänden anerkennen, daß über dem in ſeinen Einzelheiten ſo häufig räthſelhaften Gedichte noch ein allgemeines Räthſel ſchweben bleibt; wir müſſen zuſtimmen, wenn

einzelne Forſcher geſtehen, daß „Wolframs Antheil an der Geſtaltung der Sage bis zur Auffindung des Werkes von Kyot eine offene Frage bleiben", daß bis dahin die Entſcheidung, „ob die dichteriſche Auffaſſung des bei Chrétien vorgefundenen Rohſtoffes dem Deutſchen oder den Franzoſen gebührt", ausſtehen muß. Dem deutſchen Gedichte gegenüber aber müſſen wir auf den evangeliſchen, den theologiſchen Leitfaden, den man uns zu ſeiner Aufhellung bietet, verzichten und das Werk rein nach ſeinem poetiſchen Inhalte und Geſtaltung auf uns wirken laſſen.

Wir finden in Wolframs Parzival[559] ein urſprünglich einfaches britiſches Mährchen zu einer Dichtung von weitem Umfang und großem Anſpruch angewachſen; wir erklären es uns aus dem Zuſammenſchuß verſchiedener Sagen, wozu Briten, Niederländer, Franzoſen und Südromanen geſteuert haben werden. Die ſo zuſammengeſetzte Dichtung war keines Volkes nationales Eigenthum; nur einzelne geringe Theile mochten in langer Ueberlieferung wurzeln; kein feſter, unantaſtbarer Kern einer alten Volksſage hielt ehrfurchtgebietend von willkürlichen Aenderungen ab. Wir ſtehen daher in dieſer und den ähnlichen Dichtungen im ſtärkſten Gegenſatz gegen die ächten Volksepen, in denen die Handlungen ſich, ohne viele Zuthat des Dichters und ohne ſein perſönliches Erſcheinen im Gedichte, aus ſich ſelbſt entwickeln. Von dieſer Gegenſtändlichkeit der Volksdichtung machen wir in dieſen Kunſtepen den Sprung zu der vollendetſten Subjectivität der neueren Dichtung. Im Parzival und Triſtan leihen die Dichter ihre eigenen Weltanſichten ganz unverholen ihren Helden; im Parzival treten die tiefſinnigſten Ideen zu Tage, deren die Zeit fähig war. Später hat dies im Dante ſeine Spitze, wo geradezu die Zeitgeſchichte und die Seelengeſchichte des Dichters ſelbſt den

559) Wolfram von Eſchenbachs Werke, hrsg. von Lachmann. 1833. — ed. 2. beſorgt von M. Haupt. 1854. Wolframs von Eſchenbach Parzival und Titurel. Herausg. v. K. Bartſch. Leipz. 1870. Parzival und Titurel, überſ. und erläutert von Karl Simrock. 2 Thle. 1842. Parzival überſ. von San Marte. ed. 2. 1858.

Stoff seines Gedichtes ausmacht. Raubt diese Subjectivität den Werken dieser Männer, den Volksepen gegenüber, von ihrem Werthe als epischen Gedichten, so kann man doch auch umgekehrt sagen, daß gerade die Frucht jener Subjectivität, die Durchdringung ihrer Dichtungen mit Ideen, diesen, den schalen blos äußerlichen Erzählungen der Jongleurs gegenüber, wieder allein den Rang epischer Gedichte zuerkennen kann. Wie von Lambrecht so kann man auch von Wolfram und Gottfried behaupten, daß sie mit einem bestimmten Gedanken die Theile ihrer Gedichte zu einem Ganzen binden, und nur darum kann man denselben den Namen von Epen beilegen, den die uns bekannten fremden Behandlungen des Parzival und Tristan nicht verdienen. Dort sind sie Novelle und Roman, und der Uebergang von Epopöe in Roman, wie von Roman in Epopöe ist aus dieser Gegenüberstellung von selbst klar. Die Alexandersage war zum Roman geworden, Lambrecht aber gab ihr den Anspruch auf den Namen eines epischen Gedichtes wieder; und es ist das größte Zeichen von der genialen Tiefe jener beiden anderen Meister, daß sie den Sagen von Tristan und Parzival eine solche Seite abzugewinnen wußten, von wo aus behandelt sie als eine ganz eigenthümliche Gattung der Epopöe betrachtet werden müssen.

Wie wenige Anlage dazu in den Quellen unserer Dichter lag, können wir, was den Tristan angeht, an Eilhart's Werke sehen; in den 50000 Versen der Bearbeitungen des Parzival von Chrétien kann man es noch umständlicher erfahren. Denn all das Planlose aller der Gedichte aus dem britischen Sagenkreise findet man hier in voller Häufung wieder. Begebenheit reiht sich an Begebenheit ohne inneren Zusammenhang; wir sehen Menschen handeln ohne bestimmte Ziele, ohne bestimmte Motive. Eigentliche Charaktere gibts hier kaum. Die Menschen unterscheiden sich wohl durch Verhältnisse, Naturen und Anlagen, allein es fehlen die tausend Züge in Ausdruck, Meinung, Handlung, im Aeußeren und Inneren, die eine Persönlichkeit erst zeichnen. Alles Thun fließt aus Launen, wie jede Be-

gebenheit aus Zufall. Die Liebesempfindungen der Beſungenen entſtehen und vergehen, man weiß nicht wie, jede einzelne iſt eine Kirke und Kalypſo, ohne als ſolche einem Zwecke des Dichters zu dienen. Alle Kraftäußerung der Männer, unmotivirt wie ſie iſt, iſt darum weder geeignet, unſere Bewunderung als Tapferkeit, noch unſeren Abſcheu als Rohheit auf ſich zu ziehen, ſo wenig wie ihre erhörte oder nicht erhörte Liebe eine Theilnahme erregt; es ſind Automaten, deren Handlungen wir ſelten aus einem inneren Triebe vor unſeren Augen entſtehen ſehen. Ueberall treffen wir dann auf die ſtolze Beſchränktheit des Standes, der dieſe Dichtungen pflegte; Volk und Volksleben iſt aus den Vorgängen in dieſen poetiſchen Geſchichten verdrängt, das in den antiken Epen ſtets den Hintergrund bildet. Daher hier überall der Glanz, die Pracht, die Sitte, die Convenienz des vornehmen Standes hervorſcheint, während im Homer der ganze Anſtrich des Lebens, das uns geſchildert wird, auf Armut und Naturzuſtand, auf kindliche Einfalt und Unſchuld hindeutet. Bei Homer iſt Armut des Lebens, aber Reichthum des Geiſtes; hier aber öffnet ſich durch die Prachtmahle, die herrlichen Feſte, Waffen, Kleider, Edelſteine, die Ausſicht auf geiſtige Dürftigkeit; die äußere Erſcheinung ſpannt ſtets die Erwartung, die immer getäuſcht wird. So wird man durch die anſpruchvolle Erzählung wie von Ereigniß zu Ereigniß gezogen, ohne doch eine innere Befriedigung zu finden bei dieſem träumeriſchen Hinleben ohne Prinzip, dieſen tapferen Thaten ohne Zweck, dieſem Gewirre der Abenteuer ohne Ende, dieſem Drängen ohne Ziel und Gegenſtand, was Alles, wie in dieſen Romanen allen, ſo auch im Parzival den ganzen Inhalt auszufüllen ſcheint. Auf den erſten Blick auch in dem deutſchen Parzival von Wolfram.

Aber das iſt nun das Große in dieſem Gedichte und dieſem Dichter, daß hier all dieſes ſcheinbare äußere Chaos durch ein inneres Geſetz beherrſcht, daß durch dieſes launenhafte Gewirr der Thatſachen ein tiefſinniger Plan gezogen iſt, daß unter den vielen Helden, den irrenden Rittern in der Parzivalmähre, der Held von dem Dichter

am Faden einer hohen sittlichen Idee aus dem Labyrinthe seiner Irrfahrten und Irrthümer zu einem verheißungsvollen Ziele hingeführt wird. Wir wollen diesen planvollen inneren Zusammenhang der Dichtung in kurzen Zügen anzugeben suchen.

Wir haben gelegentlich angedeutet, daß in den Lebensaltern der Menschheit die Zeit der Minnesänger und ihr geistiges Treiben den Regungen entspricht, welche sich in dem Einzelmenschen bei der ersten Entfaltung des Jünglingsalters einstellen. In das wilde Spiel der Frühjugend mischt sich plötzlich eine Sehnsucht nach einem unbestimmten Etwas, neue fremde Empfindungen drängen sich in die ungestüme Lust, in die rohe Uebung der physischen Kraft spielt geistiges Bedürfniß über, und sinnige Versenkung lähmt und spannt abwechselnd die frühere Thatkraft. Wer auf der Einen Seite das äußere thatenreiche Leben der ritterlichen Welt und auf der anderen ihr Gemüthsleben zusammenhält, wer dies Geschlecht bald selbstsüchtig rauben und unterdrücken, bald in Selbstverleugnung für das Wohl der Christenheit Gut und Blut opfern sieht, wer sich vertieft in jenes geistige Leben und Weben, in dem sie bei erwachender Sinnlichkeit in aller Unschuld reiner Liebe dahinträumen, der wird nicht verkennen, daß hier alle Kennzeichen einer solchen Periode sichtbar vorliegen. Gesetzt nun, Wolframs Parzival strebe die zwiespältige Natur einer solchen Periode zu schildern, jenen Kampf der individuellen Richtung mit der universellen, der in den Jugendjahren, wenn sich die weltumfassenden Träume strebender Jünglinge mit der Selbstsucht der Knabenjahre streiten, so gewöhnlich ist; gesetzt dem Dichter gelänge es, einen Charakter zu zeichnen oder doch zu umschreiben, der diesen Kampf darstelle, ihn vom Verhängniß so führen zu lassen, daß dieser Kampf zugleich groß und fesselnd würde; gesetzt, wir erhielten auf diesem Wege, wenn auch mehr durch das Verdienst des behandelnden Dichters als der behandelten Sage, und mehr durch die bloße Anlage und den Entwurf der Dichtung als durch die volle Veranschaulichung der poetischen Ausführung, ein treues Abbild der Natur jener Menschen und

Zeiten, dies würde gewiß ein großer Preis sein, den wir einem dichtenden Manne zollen könnten, und wir würden uns vor dem Genius in einem solchen Werke ehrfürchtig neigen müssen. Der Parzival aber will diese Aufgabe lösen; wer sie immer zuerst so gefaßt haben möge, verstanden und festgehalten hat sie Wolfram in seinem Werke durchweg. Der rohen Kraft der Ritterlichkeit, ihrer ziellosen Thätigkeit, Selbstsucht und Gewalt wird also im Parzival ein Gegengewicht gegeben, indem jene Kraft einer größeren untergeordnet, jene unbestimmte Thätigkeit mit Bewußtsein auf einen Zweck gerichtet, jene Selbstsucht einem allgemeinen Interesse zum Opfer gebracht, die Rauhheit des kriegerischen Lebens von dem Sinnigen des Seelenlebens, von der Hinwendung zum Uebersinnlichen gemildert, indem das Irdische nicht mehr genügend gefunden, sondern ein höherer Bezug auf ein Unendliches gesucht wird, welches letztere in einer solchen Ungewißheit und Unklarheit bleibt, wie sie eben der Sache einzig gemäß ist; das Ahnungs- und Geheimnißvolle, das diesen inneren Bewegungen eigen ist, liegt über dem Gedichte eben so vortrefflich, wie der grelle Widerstreit und Zwiespalt, der sie charakterisirt. Den Helden des Gedichtes zeugt ein tapferer Vater, einer jener Unbezwinglichen, vor dessen Sturm kein Herz und keine Rüstung besteht, und den die Unruhe der Thatenlust von Ort zu Ort und zuletzt in den Tod treibt. Den ritterlichen Keim, den er auf den Sohn vererbt hat, hemmt die Mutter im Wachsthum, indem sie das Kind in der Einsamkeit erzieht und ihm die Welt und das Ritterleben verdeckt, wo dann seine sinnigere Natur in der Sehnsucht durchblickt, mit der er dem Gesange der Vögel lauscht, eine heilige Freude, die er sich aber durch Ungestüm und Einfalt, eben wie sein späteres Lebensglück, hier und da verscherzt, indem er die Sänger erschießt. Das Größte, was ihm in seiner Wüste den Geist beschäftigen konnte, war eine bildliche Belehrung, die ihm seine Mutter über Gott gibt, den sie ihm als den Inbegriff alles Lichtes und Glanzes nennt, und als den Allhelfer. So glänzend fuhr nun einst die ihm

lange verhaltene und verborgene Wirklichkeit des Lebens streifend an ihm vorüber, als er die ersten Rittersleute an seinem Aufenthalte vorbeiziehen sah, die ihm strahlend schienen wie der Gott, von dem ihm seine Mutter gesagt. Nun hält ihn nichts mehr, sich in dies reizende Leben zu werfen, und seine bekümmerte Mutter denkt ihn wieder zu sich zurückzuführen, wenn sie ihn recht lächerlich in die Welt schickt, die ihm so feierlich lockend schien; sie legt ihm darum ein Narrenkleid an, empfiehlt ihm aber Achtung vor Greisen und Bewerbung um Frauenkuß und Ring. In täppischer Unbeholfenheit wirft er sich nun in Abenteuer, voll des Thatentriebs frischer Jugend, voll großer Hoffnungen auf das neue Leben, und was mit der Narrenjacke angedeutet war, wird in der Zeichnung des Charakters des Helden und in den Lagen, in die ihn der Dichter bringt, trefflich ausgeführt: wie nämlich der erste Eintritt in die Welt wegen des Gegensatzes der Einbildung mit der Wirklichkeit immer etwas Komisches und zugleich Rührendes an sich hat. Wie nun die Wirklichkeit des Lebens, in welches er eintrit, nirgends den glänzenden Bildern seiner jugendlichen Vorstellung entspricht, zieht er sich bei der ersten Täuschung, als ihn an dem ersehnten Hofe Artus' das Betragen des Keye abstößt, in sich zurück und seine erste Unbefangenheit schwindet, da die Rathschläge des alten Gurnamanz auf vorbereiteten Boden fielen; zugleich regt dessen Tochter neue Gefühle in ihm auf, die nachher in Kondwiramurs einen edleren Gegenstand finden, dessen sie sich, aber noch mit der ganzen Unschuld der unverdorbenen Jugend, bemächtigen. So mit sich beschäftigt und in sich zurückgescheucht verträumt er das Glück, das ihm auf der Gralburg bereitet war, die Niemand zu finden vermag ohne inneren Beruf und ohne höhere Erwählung, zu deren Ehren er aber wiederholt durch die Gral-Botin Kundrie von dem weltlichen Rittertreiben an Artus' Hofe und von der Herrlichkeit vor den Menschen hinweg zu dem Ruhme vor Gott gewiesen wird; über das verlorene Heil wird er von Sigunen be-

deutet. Je greller die Täuſchung, je näher der junge Abenteurer dem erſehnteſten Ziele war, deſto mehr warf er ſich jetzt in Trotz und Unzufriedenheit, in Laune und ſtille Selbſtverſenkung. Wie ihn vorher das fromme Anhängen an die Vorſchriften erſt ſeiner Mutter, dann des Gurnamanz, das Streben nach weltlicher Ritterſchaft, der rèroup (Leichenberaubung), das Erwerben einer Gattin und ſeine keuſche Liebe bald würdig bald unwürdig des Grales machten, ſo wirft er jetzt die Liebe zu Gott und das Vertrauen auf den Helfer ab, der ſich ihm ſo wenig günſtig zeigen wollte; er betrit durch fünfthalb Jahre die Kirche nicht mehr; er pocht darauf, wenn Preis im Streite von Gott gewürdigt werde, ſo müſſe Er zum Gral erkoren werden; er will ſich in ſeiner Gottverzweiflung an die Hut und Führung der Frauenliebe halten; in ſeiner doppelten Sehnſucht nach dem Grale und nach ſeiner Gattin bewahrt er ſeine treue und reine Liebe und verſchmäht andere Schönheit; und als Kundrie am Hofe des Artus die Tafelrunder zum Zuge nach Caſtel Marveil auffordert und zugleich in Parzival das Andenken an den Gral erneut, treibt ihn ſeine ſinnigere, gottesdienſtliche Natur auf dieſen ungebahnten Pfad, während Gawan nach dem Wunderſchloſſe auszieht. Der Dichter begleitet nun dieſen, der mit irdiſchem Sinn, mit Kraft und Willkür ausgerüſtet, dem Parzival entgegengeſetzt iſt, ſo daß die lange anſcheinende Epiſode in der That ein unverkürzbarer Hauptgegenſtand des Gedichtes iſt. Ihn wirft der Zufall und die Verhältniſſe auf die Fahrt nach dem Gral, den er nicht findet, den Parzival aber ſein innerer Drang; vor jenem gehen die Thaten her und der Ruhm iſt ſein Geleitsmann und das Glück, dem Parzival folgen wir in die Einſamkeit zu Trevrizent und hören die Geſchichte ſeiner geiſtigen Reinigung und Zerknirſchung; vor jenem thut ſich die Welt voll Wunder auf und voll lockender Abenteuer, den Parzival umgibt ſie mit mehr Alltäglichkeit. Der Klausner Trevrizent, Parzival's Oheim, wird ſein Lehrer und Erlöſer; er klärt ihn über den Gral auf und über ſein eigenes Innere; er lehrt ihn das Vertrauen zu Gott wieder finden und den Zweifel überwinden;

er mahnt ihn den Hochmuth mit Demuth zu tauſchen, den weltlichen Ritterſinn ablegen, indem er ihn ſein Wegziehen von ſeiner darum geſtorbenen Mutter und den an Ither begangenen „Reroup“ bereuen heißt, er nimmt (502, 25) ſeine Sünde über ſich, wirkſamer, als er es einſt vermocht hatte, da er für ſeinen Bruder Amfortas der Welt entſagte. So wird denn Parzival zum König des Grals beſtimmt, und zum deutlicheren Zeichen, daß ihn nur der Trieb ſeiner edleren Natur und die Wahl von Gott des geheimnißvollen Glückes theilhaftig machte, wird er zuletzt in den Kampf mit den Weltkindern Gawan, Gramoſlanz und ſeinem heidniſchen Bruder Feirefiz gebracht, die ſich ihm ſämmtlich an ritterlicher Kraft und Kunſt gleich, ja überlegen beweiſen, ohne darum jenen höheren Preis und Rang ihm ablaufen zu können. Eine allgemeine Läuterung ſtrahlt in dem Schluſſe des Gedichtes aus über die ganze Welt und Menſchheit, die in drei ringenden Gruppen vor uns ausgebreitet iſt: Auf dem Berge des Heils, der durch Wunder und heilige Bannweihe der Umgegend den Augen der Welt entzogen iſt, die Tempeleiſen, von deren heiligem gottſeligen Leben alle unreine Minne und weltlicher Thatenſinn ausgeſchloſſen iſt, denen der Gral ihre Nahrung ſpendet, ein Edelſtein durch den ſich der Phönix zu Aſche verbrennt, deſſen Anblick jeden eine Woche lang unalternd vor dem Tode bewahrt; am Hofe des Artus ſodann das ritterliche Weltleben in aller Pracht und ſinnlichen Ueppigkeit, und voll der Thatenkraft, der die Dichtung alle Ehren läßt; auf Caſtel Marveil, das durch teufliſchen Zauber gehütet wird, ein Handlanger der Hölle, der Zauberer Klinſchor, der, im Bunde mit der Heidin Secundille im fernen Indien (Tribalibot), weltverfeindet, im Haß alles Guten und Tugendlichen, die weltliche Ruhmesſtätte hier und die geiſtliche Heilsſtätte dort befehdet, wo Secundille durch Minnebethörung den Gralkönig Amfortas in Elend und Krankheit geſtürzt hat. Dies Zauberreich zu zerſtören, hatte das Weltkind Gawan ſich mächtig genug erwieſen; durch deſſen ritterlichen Adel ſein eigenes Minneverhältniß zu der dämoniſchen Orgeluſe gereinigt

und der Rachedurſt zwiſchen ihr und dem Mörder ihres erſten Geliebten (Gramoflanz) beſchwichtigt wird, während nach der Taufe des Feireſiz dieſer ritterliche Apoſtel das Chriſtenthum in die Heidenwelt Secundillens trägt.

Wir ſehen im Parzival den Helden des Gedichtes nicht, wie ſonſt im Volksepos, umgeben von einer Maſſe gleichſtrebender Menſchen und gleich ihnen im Kampfe mit dem Schickſale, ſondern wir ſehen ihn einzeln allen übrigen gegenüber und entgegen; nicht die Menſchheit iſt hier in ihrer allgemeinen Beziehung zur Welt gezeigt, ſondern dieſer einzelne Menſch zu dieſer Welt, in der er gerade lebt. Es iſt hier zum erſtenmal eine innere Charakterform, eine eigentliche Seelengeſchichte geſchildert; und wenn wir dazu zwar in allen jenen Helden britiſcher Romane eine Anlage gewahrten, ſo fanden wir doch zugleich, daß weder die geringſte Kunſt in der Ausführung bewährt war, noch daß die Charaktere irgend großartig ſo gefaßt waren, daß ſie als Vertreter großer Beſtrebungen in der Zeit gelten konnten, wie im Parzival geſchehen iſt. Wenn man neben alle andere Charakterſchilderungen in allen britiſchen, franzöſiſchen und italieniſchen Ritterepen unſern Parzival hält, ſo wird man erſtaunen, wie überlegen er iſt. Dieſer Jüngling der Tölpeljahre iſt eine Hauptfigur zahlloſer Romane jener Zeit. In Wolfram's Willehalm iſt Rennewart eine Geſtalt dieſer Art, und von den erſten Anfängen etwa im Havelok, der ein Vorbild des Rennewart abgeben kann, bis zu Arioſt's Roland, der dieſe Reihe ſchließt, können wir in einer großen Maſſe für eine phyſiologiſche Schilderung der Menſchheit dieſe kritiſche Periode ihres Jünglingsalters ſtudiren. Wir behaupten geradezu, daß für dieſen Zweck der Parzival die bedeutendſte und am tiefſten erfaßte Figur iſt. Möchte man dem Leſer, der in erſter Linie auf poetiſchen Genuß ausgeht, den Parzival nicht ſo ſehr empfehlen wollen, dem anderen, dem es um Erkenntniß überhaupt zu thun iſt, wird er von um ſo größerer Anziehung ſein; für einen ſolchen iſt die tiefſinnige Behandlung berechnet; ein ſolcher wird ſich gerne durch die

ſchwierige aber jede neue Anſtrengung neu belohnende Darſtellung hindurcharbeiten. Gerade dies mühevoll errungene Verſtändniß aber macht uns dann, weil es zugleich unſere Erkenntniß bereichert, Dichter wie dieſen oder Dante ſo außerordentlich werth, und dies erklärt die Begeiſterung der wenigen Kenner, neben der das grundloſe Verſchmähen der oberflächlichen Näſcher nur ihre eigne Flachheit bloßſtellt.

Der Charakter, der dem Parzival geliehen iſt, weiſt ihn von der wirklichen Welt mit einer eignen unbegreiflichen Sehnſucht auf etwas außer dieſer oder über dieſer Gelegenes hin. Der Sitte und Gewohnheit nach gehört er noch ganz der Ritterwelt an, und bei den erſten Eröffnungen des Trevrizent freut er ſich (472, 1), daß die Gralpflege den Kampf nicht ausſchließt; dem Drang ſeines Inneren nach aber gehört er einer edleren höheren Richtung an: man möchte vergleichen, wie unſer fränkiſcher Rittersmann und Dichter ſelbſt (115, 11) ſein Schildesamt vor ſeinem Sängeramte preiſt, ohne gewiß das größere Glück ſeines Lebens jenem zu danken, geſchweige ſeinen Ruhm. Nicht allein liegt in dem Alter des Parzival die Erklärung zu dieſem Wegwenden vom äußerlichen auf ein innerliches Beſtreben, ſondern auch in dem Zeitalter der Menſchheit die Erklärung der Entſtehung eines Gedichtes, wie dieſes, das wie ein erſtes Beiſpiel des vollſtändigen Wegwendens von der ſinnlichen Dichtkunſt der Alten zu der geiſtigen der Neueren iſt. Von dieſer Seite ſehen wir zwiſchen Lambrecht und Wolfram, zwiſchen den Dichtungen von Alexander und Parzival eine ganz innerliche und engſte Beziehung und Verbindung beſtehen. Lambrecht's Alexandreis hat dem antiken Sinne und der antiken Form in der Behandlung jenes antiken Stoffes gleichſam noch ein letztes Denkmal geſtiftet, Wolfram ſtiftet das erſte dem neuen Geiſte. Wir hatten dort noch in dem Helden die ächt alte Geſinnung männlicher Thatkraft und großer äußerer Beſtrebung um der bloßen Kraftübung willen. Allein ſo wie Dante den ſtrebenden Odyſſeus in der Hölle ſchmachten läßt, weil nicht die Liebe zum Sohne, zum Vater, zur Gattin, Alles

was innere heilige Bande knüpft, ihn abhalten konnte, die äußersten Grenzen der Welt zu durchforschen und der Menschen Tugenden und Laster zu ergründen, so nannte auch Lambrecht den Alexander in seinem unersättlichen äußerlichen Bestreben dem Schlunde der Hölle gleich. Dieser erlesene Held aber ward, wie wir sahen, auf der Höhe seines sündhaften Begehrens einer besonderen Offenbarung werth gehalten, die ihn erlöste. Von da an gab er seinen weltlichen Sinn auf und widmete sich dem inneren Wohl seines Volkes und dem Heil seiner Seele. Man sieht, wie dies nach einer Fortsetzung ringt. Wir fühlen, daß uns der Dichter einen tieferen Blick in die Natur dieser Veränderung, in ihre Quelle in dem Veränderten selbst hätte thun lassen sollen: er hätte uns zeigen müssen, wie sie vorgegangen sei, wie sie innerlichst in dem Menschen vorbereitet und nur durch jene Offenbarung vollendet war; denn in diesem so gezeichneten Helden wird uns der Uebergang vom Weltlichen zum Inneren allzuplötzlich und unerklärbar. Seit Lambrecht aber hatte sich die Welt gewaltig geändert; jenes innere Gähren eines unbewußten Dranges nach höheren geistigeren Gütern nahm in dem folgenden Geschlechte so plötzlich überhand, daß wir nun so schnell einen großen Schritt weiter thun können. Der Parzival stellt also einen Jüngling auf, voll von dem äußerlichen Thatentrieb, voll von der Weltstürmerei der Heldenzeit, aber von seiner der Außenwelt entfremdeten Erziehung an lag in ihm der Keim zu einer ganz neuen Sinnesart. Es bricht sich daher in ihm dies Wesen; er gibt das Weltliche auf und opfert es einem höheren Streben; nur Schade, daß uns in ihm selbst dies streitende Wesen nicht genug versinnlicht ist. Der Dichter läßt uns seinen Helden in seinem ritterlichen Thun und Treiben nicht genug sehen, er rückt einen großen Theil seiner Thaten ganz außer unsern Gesichtskreis. Gab Lambrecht die geheiligte Zeit des Alexander nur an, so deutet auch Wolfram auf die sündige des Parzival mehr mangelhaft hin, aber er läßt uns seine innere Reinigung und läuternde Entsündigung sehen, indem ihm an der Mensch-

werdung Gottes und der Entsühnung des Menschengeschlechts die Hülfe Gottes, an der er verzweifelte, erläutert und der innere Sinn geöffnet wird. Dies macht ihn dann des Lohnes der Gralherrschaft werth. Aber hier stehen wir wieder, wie am Ende des Alexander. Wir wollen nun wissen, welches war das Heil, das hier verheißen, das Glück, das hier erlangt war? Wohin endlich führte dies mühselige Ringen den sinnigen Dulder? was gab ihm sein neues Leben zur Entschädigung für die Opfer, die er brachte? Worin eigentlich bestand das Werk der Einkehr in Gott, das hier vollzogen wird? Allein auf diese Frage, auf die Frage nach der Seligkeit des inneren Lebens konnte doch auch jene Zeit nicht antworten, die nur kaum anfing, den Geist und das Herz mehr zu beschäftigen. Dante aber schloß diesen Kreis und erledigte diese letzte Frage. Erst ihm gelingt's, einen reinen Gedanken poetisch zu gestalten, diese schwierigste aller Aufgaben, die der neueren Poesie gegeben ward; er gibt dabei alles Objective ganz auf und macht sich und seine eigne Seelengeschichte zum Gegenstand. Man ahnt, daß die Theile seiner Komödie dieser Trilogie entsprechen. Lambrecht wies seinen Alexander von den Pforten seines irdischen Paradieses ab; Wolfram führt seinen Parzival bis zu der Pforte seiner wunderbaren von himmlischen Heerschaaren bewachten Burg; Dante schließt seinen höchsten Freudenhimmel auf. Das Irdische und Weltliche ist der Gegenstand der Hölle, wie im Alexander; die Reinigung der Seele ist der Mittelpunct des Parzival; das Paradies ist der Mittelpunct des Dantischen Gedichts, nach dem alles Andere hinstrebt. Man ziehe auch den Eindruck auf die Leser zu Rathe: Man wird den Lambrecht'schen Alexander wie Dante's Hölle mit dem meisten Vergnügen lesen, weil beide noch, treuer den Forderungen der Kunst, mit sinnlichen Gegenständen, mit einer Darstellung, und weniger mit abgezogenen Ideen zu thun haben; man wird über dem Parzival wie über dem Purgatorium leicht ermüden, und in dem Himmel werden die Meisten die Spur des begeisterten Dichters verlieren, und nur die werden ihn begleiten,

„die früh den Nacken nach dem Engelsbrode wandten, an dem man wohl auch hier sich laben, aber nicht sich sättigen kann." Diese Gedichte also bezeichnen den Uebergang von der alten plastischen Kunst zu der neuen geistigen, und von jetzt an war so ganz modernen Epopöen, wie dem Messias und dem verlorenen Paradies, der Weg gebahnt, welche Gedichte wieder in einer ganz ähnlichen Beziehung unter sich liegen.

Aber sollte diese Zusammenstellung und Vergleichung vielleicht nur ein willkürlicher Gedanke sein? sollte nicht bloßer Zufall diese Aehnlichkeiten und Unähnlichkeiten hervorgebracht haben? Wohl schwerlich. Denn der Gedanke, daß äußerlicher und irdischer Wandel zu Sünde und Unthat führt, aber Reue und innere Weihe wieder versöhnt, ist ein Gedanke, den jede bedeutende Dichtung jedes Volkes irgend einmal erfaßt und sich an seiner Behandlung versucht hat. In der Orestiade des Aeschylos liegt dieselbe Idee ihrem ganzen Umfange nach, nur poetischer, sinnlicher, plastischer gestaltet, während im Dante alles geistiger, verflüchtigter ist, weshalb in der Orestiade Alles nach dem der Kunst viel günstigeren Anfange, im Dante Alles nach dem Ende drängt. Im Agamemnon ist die nämliche Herrschsucht, das Ueberheben der menschlichen Natur, die alle ihre Grenzen und ihre zartesten Bande überspringt und zerreißt; den kindermördrischen Habgierigen trifft dafür die Rache. Auch der Sohn verletzt die Bande der Natur im Muttermord, allein der Beweggrund gerechter Vergeltung und der Wiederbefreiung des Vaterlands, der ihn leitet, befähigt ihn zur Reinigung und er erhält Sühne und Lossprechung. Die alte Welt, in ihrem ganzen Thun und Treiben und auch in ihrer Poesie von ruhiger Beobachtung ausgehend, kannte nichts von der Sehnsucht nach etwas Künftigem, sondern nur nach Erkenntniß des Jetzigen mittelst Erkenntniß des Vergangenen. Die Dichtung holte sich aus der Vergangenheit ihre großen Ideen, fand sie dort begonnen und vollendet, und stellte sie vollendet dar. Allein gerade wie wir es im Volksepos fanden, wo sogar die Geschichte, die Fabel nach steter Erweiterung rang, so ist es auch hier noch viel erkennbarer mit der

Idee in dieſen Dichtungen. Wir verfolgen dieſe in ihrem Werden, von den Griechen beſitzen wir nur das Fertige; dies ſtellt uns das Alterthum in ein ſo ſchönes Licht. Die genauere Kenntniß der neueren Zeit, die uns Böſes und Gutes aufdeckt, raubt dieſer dagegen einen ſolchen Glanz; daher dort Alles, was mit der ſinnlichen Erſcheinung zuſammenhängt, ſo unendlich herrlich iſt, und für den äſthetiſchen Genuß nur dort der ächteſte und würdigſte Stoff gefunden wird, während umgekehrt für alles Erkennen und Forſchen die neuere Zeit viel wichtiger bleibt, wenn auch zum letzten Zuſammenfaſſen des Erforſchten und Erkannten die Alten gewiß viel beſſere Anleitung geben. Wir wiederholen es hier auf einem anderen Gebiete: die Menſchen nährten allerhand große Gedanken auch in den neueren Zeiten, allein ſie ſind ihnen häufig nicht gewachſen, bis der Glückliche zur rechten Zeit kommt, der ſie bemeiſtert. Wer die neue Geſchichte mit leichtem Blicke zu meſſen verſteht, wird ihren Gehalt nur darum minder bedeutend finden, weil er nicht ſo zuſammengefaßt iſt, wie in der alten Geſchichte. Wer heute von Tag zu Tag lebt und ſich in den öffentlichen Angelegenheiten der Staaten und Völker ungeſtümen Wünſchen preis gibt, die die Zeit nur langſam befriedigen kann, nicht weil ſie träger ſchleicht als ſonſt, ſondern weil ſie größere Räume durchlaufen muß, der kann leicht an der Menſchheit verzweifeln, und dies mag eine Hauptquelle der neueren Unluſt am Leben ſein. Aber wenn wir den größeren Gang der Begebenheiten überblicken, tröſten wir uns an dem rieſenmäßigen Umſchwung, deſſen Bewegung wir uns ſelbſt überlaſſen nicht empfinden: und dies macht uns uneigennütziger und läßt uns mehr im Ganzen der Menſchheit leben. Bis etwas der Zeit nach bei uns erreicht wird, kann einen glühenden Menſchen die Ungeduld hinraffen, aber wenn er beſonnen überblicken könnte, wie viel dabei auch im Raume bewirkt wird, würde er ſich beruhigen. So iſt's mit der Dichtung jener Zeiten. Betrachten wir dieſe drei verglichenen Gedichte einzeln, ſo werden wir ſie kaum begreifen; im Zuſammenhange bilden ſie den ſchönſten Körper. Dazu ſtehen ſie in keinerlei unmittelbarer

Anlehnung zu einander: wir ſehen alſo, wie durch Jahrhunderte dieſe großen Gedanken in Europa verbreitet waren und ſich fortbildeten. Ja ſollten wir in unſeren Tagen nicht das ganz Aehnliche erlebt haben? Oder wäre in Göthe's Fauſt nicht derſelbe Gedanke, nur von einer anderen Seite, aufgefaßt, und hätte der Dichter in ſeiner beſten Zeit nicht, nachdem er den Helden ſeine hölliſche Laufbahn hatte durchgehen laſſen, empfunden, daß die ſpätere reflectirende, in der er ihn aus dem Dunkel ans Licht führen wollte, keine Aufgabe für ſeine bildende Kunſt ſei, und hat er nicht in ſeiner Fortſetzung bewieſen, daß diejenigen gar nicht ſo unverſtändig waren, die behaupteten, die Sache ſei nicht fortzuſetzen, nur daß ſie freilich nicht oft wiſſen mochten, was ſie eigentlich ſagten.

Ueber die beiden anderen Werke Wolframs wollen wir uns etwas kürzer faſſen. Was den Titurel angeht, ſo werden wir nicht wiederholen, was Lachmann in der Einleitung über das Verhältniß der kleinen Wolframiſchen Fragmente von der „magtümlichen Liebe" Sigunens zu Schionatulander zu dem ſpäteren Titurel von Albrecht geſagt hat, und wie er Docen und Schlegel zurechtgewieſen. Es gehörte die Sprach- und Sachkenntniß und der Scharfblick dieſes Mannes dazu, um das Einfache und Wahre zu treffen; nachdem es ausgeſprochen war, iſt es nicht mehr widerſprochen worden, daß nur Wolfram der Verfaſſer von jenen Bruchſtücken ſein kann, und wahrſcheinlich nur ſie und nichts weiter in dieſem Stoffe arbeitete[560]. Nichts iſt übrigens erklärlicher, als daß ein Bruchſtück wie Wolfram's Titurel jenes breite ſpätere Gedicht hervorrufen konnte, wie denn überhaupt ſeine dunkle Sprache, ſeine tiefſinnigen Gedanken, ſeine ernſte Haltung die ſpätere Zeit häufiger anzog, als die Dichtung mehr auf Gelehrſamkeit ausging, die ſchon ſeine Zeitgenoſſen an Wolfram, wie kunſtlos und ungelehrt er ſich zwar ſelbſt bekennt, rühmten und

560) Einige weitere Bruchſtücke vindicirte ihm Bartſch in der Germ. 13, 1—37.

bewunderten [561]). So erhielten eine Menge ſpäterer Dichtwerke Wolfram's Namen und der jüngere Titurel brüſtet ſich recht auffallend damit. Die Wolfram'ſchen Bruchſtücke ſind unſtreitig einer der herrlichſten, vielleicht der ausgezeichnetſte Reſt altdeutſcher Dichtung. Der Dichter hält hier noch ſeine Perſon aus dem Gedichte entfernt, und mit ſeiner Perſon zugleich die ironiſche Behandlung und ſatiriſche Bitterkeit, die ihm ſonſt eigen ſind; ſelbſt ſeine Bilder ſind, zwar ſo keck wie ſonſt, aber nicht ſo ſonderbar, und wo ſonderbar, möchte man meinen, dennoch ſchüchterner als in ſeinen beiden anderen Dichtungen. Die Bruchſtücke entwickeln überall eine viel größere Gegenſtändlichkeit; ſeine Kunſt zu charakteriſiren iſt geſchickter. Die wenigen Worte, die die Anfangsſtrophen dem alten Titurel in den Mund legen, welch ein Bild geben ſie uns nicht von dem greiſen Helden! Die Geſtalt der Sigune iſt auch im Parzival ſo ſchön in ihrem Schmerze und ihrer Liebe entworfen, aber wie unausſprechlich zart ihre kindliche Jugendliebe hier! Man vergleiche dieſe Scenen mit ähnlichem in Flore und Blancheflur, um zu ſehen, mit wie feinem Sinne der Dichter vom Läppiſchen und Kindiſchen entfernt bleibt, in das hier ſo leicht zu verfallen war. An Wahrheit, an Innigkeit, an Empfindung, an wahrhaft dichteriſchem Ausdruck der Empfindung kann ſich mit jenem Geſtändniß der ſehnſüchtigen Sigune an Herzelaude von ihrer Liebe zu Schionatulander nichts in unſerer alten Literatur, auch nichts im Triſtan vergleichen und nichts unter allen Minneſingern. Es iſt hier ein Gegenſtand behandelt, den die Minnelieder manchmal berühren: man halte Alles dagegen, was wir Aehnliches ſonſt beſitzen, wie Alles zerſtäuben wird vor dieſer Kunſt, die ahnende Angſt, die liebevolle Theilnahme und aufopfernde Sorgfalt in der fragenden Herzelaude zu ſchildern, und in dem geſtändigen Kinde die wundervolle Unſchuld,

561) — Her Wolfram, ein wise man von Eschenbach;
sîn herze ist ganzes sinnes tach,
leien munt nie baz gesprach.
Wigalois, Vers 6343 und dazu Benecke's Anmerkung.

und den bitteren Schmerz, der ihr in die Augen trit und das Antlitz entſtellt, das entgegenkommende Vertrauen gegen die mütterliche Pflegerin, das verwirrte Bekenntniß und die quälende Unruhe; bei ſo voller überſtrömender Empfindung das Hervorblicken der Verſtändigkeit und des Anſtands, was ſo wahrhaft weiblich iſt, dieſen ſchwermüthigen Blick auf den Verluſt ihrer kindiſchen Freude und Harmloſigkeit gegen die peinvolle Angſt, die ſie nun fieberhaft durchglüht. Es war nur wenigen Dichtern gegeben, ſo zarte Seelenzuſtände ſo lebendig zu malen, ſo geſchickt zu belauſchen, und für ſo feine Empfindungen den rechten Ton, das rechte Wort, und das rechte Zeitmaas der Periode zu treffen. Man hatte früher aus der Beziehung auf Gamuret, von dem der Dichter „hier ſchweigen wolle", geſchloſſen, die Fragmente ſeien *nach* dem Parzival entſtanden; obwohl die Aeußerung vielmehr meint, der Dichter *wolle* davon anderswo *reden*, als er *habe* davon *geredet*. Und es iſt neuerdings[562]) wahrſcheinlicher gefunden worden, die Fragmente ſeien ein erſter Jugendentwurf, weil ſie in jugendlicher Wärme einen Jugend-feſſelnden Gegenſtand behandlen, eine grillenhafte Aventiure, wie der Held um der Laune ſeiner Geliebten willen das Leben um ein Brackenſeil opfert. In der That ſtellt es ſich viel natürlicher dar, wenn dieſer weltlichere Stoff, in einer von der Manier des Dichters noch freieren Ausführung *vor*, nicht *zwiſchen* den beiden größeren Gedichten, Parzival und Willehalm, verfaßt war, die Beide weihevollere Materien in den ſtärker geprägten Eigenheiten des Dichters behandlen. Auch die Form ſpricht dafür. Der höfiſche Dichter, der die deutſchen Nationalepen mehr kannte und ſchätzte als ſeine ritterlichen Dichtergenoſſen, eignete ſich in den Bruchſtücken die Kudrunſtrophe an, indem er die dritte Zeile in eine Kurzzeile verwandelte, und er verließ dieſe Form dann, als Veldeke's und Hartmanns höfiſche Reimpaare durchſchlugen. Daß dieſe Reihenfolge in äſthetiſcher Beziehung einen ſtufenmäßigen Rück-

562) Fr. Pfeiffer zum Titurel. Germ. 4, 298. Bartſch l. l. p. XV. f.

schritt in dem Dichter ausweisen würde, ist unbestreitbar, aber nicht auffallend.

Wolframs Parzival, von dem sich ein großes, seit Lachmanns Ausgabe noch sehr vermehrtes[563] handschriftliches Material erhalten hat, war mehr als irgend ein anderes Werk des 13. Jhs. verbreitet; so war auch sein Willehalm (um 1210—20), wenn auch nicht ganz in demselben Umfange, ein vielgelesenes und abgeschriebenes Werk. Ueber den Gegenstand und die Quellen dieser Dichtung aus dem ungeheuren Cyclus der französischen Gesten von Guillaume au court nez ist neuerdings klareres Licht geschafft worden[564]. Der Held dieses gewaltig umfassenden Sagenkreises ist der geschichtlich wohl beglaubigte Herzog Wilhelm von Aquitanien, dessen Gattin Guitburge und dessen Eltern Theuderich und Aldana in einer Schenkungsurkunde von 804 bezeugt sind; er ist im Geruche der Heiligkeit am 28. Mai 862 in dem von ihm gegründeten Kloster von Gellona am Arauris (Hérault) im Gau Lodeve (Luteva) in Niederlanguedoc gestorben, wohin er sich nach einem ruhmvollen Kriegsleben, dem Beispiele seines Freundes, des h. Benedict von Aniane folgend, zurückgezogen hatte. Auch dem Mittelpunct der dichterischen Sage von Wilhelm, der Schlacht von Aliscans, um den sich allmählich der erweiterte Kreis der Sagen herumlegte, liegen wie dem Rolandliede bestimmte Thatsachen zu Grunde: der Einfall der Sarazenen 792—3 in Frankreich unter der Regierung Heschams, des Nachfolgers Abdurrahmans II (Desramé in den Chansons), bei dem sie nach Einhard die Vorstädte von Narbonne verbrannten und dann gegen Carcassonne[565] vorrückend von Wilhelm in einem schweren Kampfe, einer siegreichen Niederlage,

---

563) Vgl. Pfeiffer, in den Denkschriften der k. k. Akad. der Wissensch. 17, 33.

564) Gautier, les épopées franç. tom 3. P. Paris in der hist. litt. XXII, 435. Jonckbloet in seiner Ausgabe des Guillaume d'Orange. La Haye 1854. tom. 2. — L. Clarus (Wilh. Volk), Herzog Wilhelm von Aquitanien. Münster 1865.

465) Nach den Annales Moissacenses bei Dom Bouquet V, 74.

am Orbieux[566]) bei Narbonne bekämpft und trotz dem Fall der meisten Christenkämpfer zum Rückzuge bestimmt wurden; die betreffende Chanson nennt die Schlacht „von Aliscans" (weite Ebene), wo Turpin einige der in Ronceval Gefallenen begraben läßt: denn es ist die Stelle des alten Kirchhofs von Arles, von dessen Gebiete auf dem rechten Rhoneufer (Archant, Argence) in den französischen Gedichten oft die Rede ist. Aeltere geschichtliche Vorgänge mögen, gerade wie wir bei dem Rolandliede meinten, in die poetische Verherrlichung des Ereignisses mit eingewirkt haben: wie die Schlacht von Poitiers 732, wo Herzog Eudes von Aquitanien ganz ähnlich ein Heidenheer durch eine erlittene Niederlage aufhielt; so wie umgekehrt wieder die Züge aus dem Leben späterer Persönlichkeiten in die Gestalt des Helden Wilhelm verwebt sein mögen: hat man doch wohl selbst den Grafen Wilhelm I von Provence, den Besieger der Sarazenen bei Fraxinet, zum Mittelpunct des ganzen Cyclus machen wollen, und nicht weniger als 13 Wilhelme hat man ausgespürt, aus deren Geschichte Einzelnes in die Sage von Wilhelm Kurznase eingereiht wäre. Wie man in Bezug auf die ältesten Lieder von Karl streitet, ob sie ursprünglich in deutscher oder romanischer Sprache umliefen, so ist man in Bezug auf diese aquitanischen Sagen uneinig, ob sie anfänglich provenzalisch oder französisch lauteten; der bloße Schauplatz der Sage spricht dafür, daß die ursprünglichen Einzellieder in der heimischen Sprache gesungen wurden, obwohl ihre Zusammenfassung zu der Chanson von der Schlacht von Aliscans, wie es mit der Sage von Roland geschah, in nordfranzösischer Sprache gemacht wurde. Die ganze Haltung der Sage ist selbst noch in dieser französischen Gestaltung durchaus aquitanisch: in der großen Schlacht sind die Heldenkämpfer des Vorgrundes nur die Provenzalen; die „Franzosen" des Nordens sind deutlich unterschiedene Hülfstruppen und spielen die üble Rolle

566) Nach den größeren St. Gallischen Annalen (10—11. Jh.), früher nach dem Mönch Hepidannus benannt. Pertz I, 75.

der Feiglinge, die allerdings in den franzöſiſchen Bearbeitungen zum Guten gekehrt, und in den jüngeren Recenſionen noch dazu auf die Burgunder übergeſchoben ward. Die älteſte Ueberlieferung der Chanſon von Aliscans [567]), zwar ſchon Ueberarbeitung einer älteren Unterlage, iſt verbunden mit den, vielleicht aus Einer Feder gefloſſenen Chanſons von der Schlacht von Loquifer und den beiden Mönchleben Renouarts und Guillaume's, der Helden von Aliscans; nur den eigentlichen Kern der Sage, den Geſang von der Schlacht von Aliscans, der ihm durch Landgraf Hermann bekannt wurde [568]), hat Wolfram ins Deutſche übertragen, und auch ihn nicht ganz [569]); der Landgraf († 1216) erlebte die Vollendung des bald nach 1209 begonnenen Werkes nicht. Die franzöſiſche Dichtung, in zehnſilbigen Verſen und in Tiraden, deren Schlußvers nur ſechs Silben hat, iſt, auch in der älteſt bekannten Geſtalt, nicht mehr von der Urſprünglichkeit wie das Rolandlied; der Inhalt iſt ſchon durch die tautologiſchen Breittretungen der Schlachtbeſchreibung, der Vortrag durch Dehnung und durch die Wiederholung banaler Phraſen entſtellt; dennoch ſteht ſie an Alter, an Energie der Sprache und Geſinnung, an kriegeriſchem Geiſte, an Naivetät und kunſtloſer Unmittelbarkeit dem Rolandliede am nächſten; und es berührt uns wohlthuend, daß Wolfram wie der Pfaffe Kon-

567) Hſ. im Arſenal. B. L. F. 185. Nach dieſem bei Gautier l. l. ausgezogenen Texte ſoll Aliſcans von Gueſſard und A. v. Montaiglon herausgegeben werden. Die angeführte Ausgabe von Jonckbloet, die noch le coronnemens Looys, li charrois de Nymes, la prise d'Orange und li covenans Vivien enthält, folgt einer jüngeren Recenſion. Dieſelben 5 Chanſons, in Verbindung noch mit den enfances und dem moniage Guillaume hat Jonckbloet auch ins Neufranzöſiſche überſetzt: Guillaume d'Orange, mis en nouveau langage. Amst. et La Haye. 1867.

568) Willehalm 3, 8.

Lantgrâf von Dürngen Herman tet mir diz mær von im bekant;
er ist en franzoys genant Kuns Gwillâms de Orangis.

569) Ob die tadelnde Beziehung Wolframs im Willehalm 125, 20 auf einen „Chriſtian" von dem Dichter ſeiner Vorlage oder von einem anderen Bearbeiter der Sage, und ob von Chrétien de Troies zu verſtehen ſei, bleibt dunkel. S. Holland, Crestien von Troies p. 237 ff.

rad aus den karolingiſchen Sagen eben ſo das Aechteſte und Kernigſte herausgriffen, wie daß Er und Gottfried aus dem Artuskreiſe in gleich ſicherem Takte das Geiſtreichſte und Tiefſinnigſte zur Bearbeitung erwählten. In der allgemeinen Schlachtſchilderung von Aliscans hebt ſich zuerſt die Bedrängniß heraus, in die der tapfere junge Neffe Wilhelms durch die Uebermacht der Heiden fällt, Vivien, der zwiſchen Gebet und Kampf getheilt, aus 15 Wunden blutend an deren kleinſter ein Allemand ſterben würde, märtyrergleich mit dem Tode ringt. So findet ihn Wilhelm, der vor Beſtürzung ohnmächtig vom Pferde ſinkt, dann in menſchlich natürliche Klage ausbricht, zuletzt bei dem ſterbenden Kinde Prieſterſtelle vertritt und ihm das geweihte Brod reicht, das er, ſchon jetzt ein kriegeriſcher Heiliger, bei ſich trägt. Wilhelm kommt fliehend, in heidniſcher Tracht, vor Orange an, wo ihn ſeine Gattin Gyburg erſt nicht erkennt, dann nachdem ſie ſein Geſicht geſehen wieder verkennt, da er einer Schaar vorbeigetriebener Chriſtengefangener nicht beiſpringt; erſt als dies nachträglich doch geſchieht, läßt ihn Gyburg ein und ſendet ihn dann aus, um Hülfe am Hofe K. Ludwigs zu holen, wo man ihn in Laon wie einen bettelhaften Geächteten verächtlich behandelt. Er erſchüttert Alle durch ſeinen Schlachtenbericht, unter Vorwürfen gegen den König, dem er ſchon verſucht war das Haupt abzuſchlagen, wenn ihn nicht der Anblick ſeiner eigenen Eltern beſchwichtigt hätte; als die Königin, Wilhelms Schweſter, den König entſchuldigen will, nennt er ſie eine Concubine König Thibauts von Arabien, reißt ihr die Krone vom Haupte, zieht ſie an den Haaren zu Boden, trit ſie mit Füßen und will ihr den Kopf abhauen. Man ſieht, wie ganz anders hier ſchon die dynaſtiſchen Verhältniſſe dargeſtellt ſind als im Rolandliede, wo K. Karl wie in der Geſchichte in voller Ueberlegenheit über ſeinen Vaſallen ſteht, wogegen gleich in dieſer erſten Vaſallenſage, wie in allen nachfolgenden, das umgekehrte Verhältniß eintrit, die rohe Gewaltthat der Pairs und die Schwäche des Königs, wie es der erſten Entſtehungszeit dieſer Sagen, dem Charakter der Geſchichte ſeit Ludwig dem Frommen gemäß iſt. Nach

einem neuen Zwist zwischen Wilhelm und dem König beginnt dann eigentlich eine zweite Chanson von sehr spielmännischem Charakter. Der jüngste von 15 Söhnen des Heidenkönigs Desramé, Renouart, der durch einen zauberkundigen Erzieher verkauft worden war und unerkannt am Hofe Ludwigs als Küchenjunge lebt, ist der Held dieses zweiten Theiles: eine heroikomische Figur in dem Geschmacke, wie ihn die deutschen Sagen im Ilsan u. A. nachgebildet haben, ein Halbthier, ein Riese an Wuchs und Appetit, den es nichts kostet ein Mahl des ganzen Hofes allein zu verschlingen, der die Küchen-, Keller- und Stallmeister, die ihn reizen, ins Feuer oder wie Bälle an die Pfeiler wirft, mit dem daher der König selber capituliren muß. Wilhelm erkennt die Heldenkraft in dem brutalen Gesellen und nimmt ihn mit sich; er kämpft mit einer Stange, zu der er eine Tanne ausersah in deren Schatten 100 Ritter sitzen konnten. In der erneuerten Schlacht spielt nun Renouart als Rächer Viviens, als Befreier sieben gefangener Vettern, die Hauptrolle und verübt in einer Reihe von eilf Zweikämpfen, die bei Wolfram nur zum Theile vorkommen, die übertriebensten Thaten, wie wir schon oben (S. 373) aus dem Vor-Wolframischen deutschen Gwillam erfuhren. Der riesige Sieger hat dann über den Undank des um ihn sorglosen Willehalm zu wüthen, wie dieser zuvor über den des Königs; Gyburg (seine Schwester) muß ihn versöhnen, und bewirkt dann seine Taufe und seine Vermählung mit des Königs Tochter Aelis. Dieser Theil war der erste Ansatz zu den ungemessenen Erweiterungen, die die Sage von Wilhelm von Orange forthin noch erleiden sollte[570], oder bereits erlitten hatte. Einzelnes

570) Die ältesten Anschlüsse sind le couronnement Lovys, Charroi de Nymes, covenans Viviens, deren Inhalt vor oder am Beginn der Schlacht von Aliscans spielt; und le moniage Guillaume. In einer nächsten Gruppe handelt es sich um die Vorgeschichte Wilhelms und Viviens, und die Nachgeschichte Renouarts: enfances Guillaume und Vivien. siège de Narbonne, prise d'Orange, bataille Loquifer, moniage Renouart. In einer dritten Gruppe erstreckt sich die Sage auf Wilhelms Brüder: prise de Cordres, siège de Barbastre, Guibers d'Andernas; auf den Vater dieser Heldenbrüder Aimeri de

davon, wie la prise d'Orange und li charroi de Nymes, war Wolfram bekannt, er that aber damit wie mit dem Gralgedichte von Kyot: er behandelte nur was ihm gefiel und ließ sogar das Ende des Gedichtes von Aliscans, das er anfangs wohl ganz übertragen wollte, liegen, während er im Anfang, in der Vorgeschichte Willehalms, in die prise d'Orange und die enfances Guillaume hinübergriff und erzählt, wie Wilhelm die Liebe Arabelens (nach der Taufe Gyburg), der Tochter K. Terramers und Gattin Tibalts gewinnt, die Vater, Vaterland, Gatten, Kind und Güter verläßt, um dem Christenthume und dem christlichen Gatten anzugehören. Der allgemeine Gang der Thatsachen ist bei Wolfram wie in allen französischen Recensionen der ähnliche, aber nirgends der gleiche; die Aufzählung der Heerordnungen, die Schilderung der umständlichen Rüstung Terramers ist bei Wolfram eine andere, als in jedem der vergleichbaren französischen Texte; so finden sich an vielen einzelnen Stellen, wie bei der Erzählung von den 200 (bei Wolfram 500) Christengefangenen Abweichungen[571]). Am Schlusse bricht Wolfram da ab, wo Renouart nach dem Siege vermißt wird und Willehalm darüber in Klagen ausbricht; er scheint an dem stumpfsinnigen Gesellen kein allzugroßes Gefallen behalten zu haben, den er zwar an Schönheit und Einfalt mit dem jungen Parzival vergleicht, in dessen Darstellung er aber überall gedämpft hat, wie er überhaupt die spielmännische Weise des ältesten

---

Narbonne und mort d'Aimeri oder la bataille des sagittaires; auf einen weiteren Neffen Wilhelms Foulques de Candia und einen Enkel Renouarts, Renier. Endlich in einer vierten Gruppe erweitert sich die Sage oder Erfindung auf den Großvater Wilhelms Hernaut de Beaulande (nur in Prosa vorhanden) und auf den Urgroßvater Garin de Montglave, und enfances Garin (15. Jh.); auf die mütterlichen Großonkel Renier de Gennes (Prosa) und Girars de Viane.

571) Einiges ist ihm auch von französischen Kritikern irrthümlich als irrthümliche Abweichung aufgebürdet worden. Die Couards, die „Zagen", sagte einer, seien bei W. zu römischen Hülfstruppen geworden; sie sind aber bei ihm wie in den älteren französischen Texten überall Nordfranzosen, die sich nach den Fleischtöpfen des „süßen Frankreichs" zurücksehnen, geschickt von König Ludwig, der nur bei W. stets der Römerkönig genannt wird.

französischen Textes ins Höfische milderte, oder einer Vorlage folgte, worin dies bereits geschehen war. Der ganzen Färbung nach verhält sich seine Darstellung zu der ältesten französischen noch abweichender als Konrad zu dem Rolandlied Theroulde's. Die Franzosen blicken verächtlich herab auf die blasse Verflauung des eisernen, durch und durch martialischen Charakters ihrer Chanson in einen theologischen bei Wolfram, der gleich mit einem Gebetanrufe beginnt, der den Vivien in seiner Todesstunde mit einem Engel in Verbindung bringt, dessen Thatenbericht hier und da ein geistliches Gespräch zwischen seinen Helden und Heldinnen unterbricht. Aber von dem geistigen Gedanken und der edlen Gesinnung, die dabei in dem deutschen Dichter vorbrechen, reden sie dann freilich nicht. Die milde Ansicht über das Heidenwesen, die Wolfram überall auszusprechen wie absichtlich beflissen ist, contrastirt in der wohlthuendsten Weise gegen den bigotten Geist der französischen Dichtungen, wo Guillaume seinem Stiefsohn Esmaré auf seine Vorwürfe über die Tödtung seiner Brüder sagt: wer nicht Christ sei habe kein Recht zu leben! Dem steht Wolframs Denkweise grundsätzlich entgegen. Derselbe Emereiz entschuldigt bei ihm vielmehr seine christlich gewordene Mutter, nach einem langen geistlichen Dialoge über den rechten Glauben zwischen dieser und ihrem Vater Teramer, zum Entsetzen seines heidnischen Erzeugers. In einem Fürstenrathe vor der Schlacht spricht Arabele zu den Rittern und ermahnt sie, der Heiden zu schonen. Ein Heide sei der erste Mensch gewesen, und Elias und Enoch, Noah und Hiob, die Gott darum nicht verstoßen; von den drei Königen aus dem Morgenlande habe Gott an Mutterbrust seine ersten Gaben empfangen. Der allerbarmende Vater könne nicht seine Kinder zum ewigen Verderben bestimmt haben; die Menschen seien durch Gott erlöst worden, weil ihr Sündenfall durch bösen Rath veranlaßt ward, nicht wie der der Engel durch eigenen Anschlag. Sie sollen den Heiden gedenken, daß auch Gott seinen Mördern vergab, der für die Sündigen sein heiliges Leben dem Tode dargeboten, der Allmächtige, um dessen willen sie ihre

Götter verlassen habe, deren Anbetern, ihren Angehörigen selbst, sie Haß trage: den Christen aber darum, weil sie wähnten, sie habe diesen Schritt um menschlicher Liebe willen gethan; sie hätte auch dort Liebe gelassen und holde Kinder bei einem Gatten, an dem sie keine Unthat gefunden; um Gottes Huld trüge sie jede Schuld, und einen Theil auch um den Marquis. Was die Behandlung angeht, so fühlt sich im Vergleiche zum Parzival aus dem ganzen Tone der Erzählung heraus, daß sich der Umdichter hier mehr von der französischen Vorlage beherrschen läßt und ihr gehorsamer folgt; sein Geist scheint selbst niedergehalten von den ungeheuer breiten Reden seiner Helden, die schon darum in seiner Vorlage enthalten sein mußten, weil sie sich bei seinem Fortsetzer Türheim, der nicht erfinden konnte, in gleicher Weise vorfinden. Die Technik, in der sich Wolfram noch im Parzival mehr Freiheiten erlaubte als die Tonangeber der höfischen Kunst, ist feiner und gebildeter geworden wie in Hartmanns Iwein im Vergleiche zu Erek; in der Kenntniß der Sprache begegnen bei dem, des Lesens unkundigen Uebersetzer noch grellere Misverständnisse als sie uns bei den Herbort und Konrad aufstießen[572]). Auf die Erweiterungen, die Wolframs Willehalm erfahren hat durch Ulrich von dem Türlin, der ihn von vorne ergänzte, und durch Ulrich von Türheim, der schon vor Türlin den Schluß hinzudichtete, haben wir demnächst zurückzukommen.

572) Wir erwähnten schon oben den König Antikote. So macht Wolfram aus dem Archant, dem Gebiete von Arles, überall einen Fluß Larkant. In dem Satze: En Paradis la (die Seele Viviens) fist Dex osteler avec ses angles et metre et aloer las er aus dem letzten Worte Aloebäume heraus.

4. Gottfried von Straßburg.

Berühmt iſt jene Stelle im Triſtan[573] (um 1207), in der Gottfried von Straßburg mit einer Hindeutung auf die dunkle Einleitung in den Parzival dem Wolfram von Eſchenbach gegenübertritt, ihm gegen Hartmann den dichteriſchen Ehrenkranz weigert, und ſich ſcharf gegen den barocken Vortrag und das Trockene und Dunkle ſeiner Manier erklärt[574]. Im geraden Gegenſatze zu dem tiefſinnigen Poeten, deſſen glühende Phantaſie immer gewaltige Bilder entwarf, fernliegende Dinge in Gleichniſſe band und für neue und fremde Gedanken eine neue und ſchwierige Sprache erſchuf, verlangt Gottfried an den ächten Dichter, daß er in ſchlichter und einfacher Rede ſpreche, an der ein Mann mit ſchlichten geraden Sinnen nicht ſtrauchle. Keine Forderung iſt gerechter als dieſe; kein Fehler aber natürlicher und verzeihlicher, als der gerügte in dem Dichter des Parzival, dem der Widerſpruch zwiſchen der inneren träumeriſchen Welt des Gemüths und dem äußeren Leben ſeiner Ritterwelt nicht entging, der ſich dann in ſeiner Darſtellung abſpiegelt wie in ſeinem Entwurfe. Je mehr ſich die Zeiten über ſich ſelbſt aufklärten, je mehr man ſich aus den Zuſtänden des reinen

573) Ausgaben von B. der Hagen 1823; von Maßmann 1843; von R. Bechſtein 1869; übertragen von Hermann Kurz 1844; von Simrock 1855.

574) Triſtan, ed. Bechſtein V. 4663 ff.

Vindære wilder mære, der mære wildenære,
die mit den ketenen liegent und stumpfe sinne triegent,
die golt von swachen sachen den kinden kunnen machen,
und ûz der bühsen giezen stoubîne mergriezen:
di bernt uns mit dem stocke schate, niht mit dem grüenen lindenblate,
mit zwîgen noch mit esten; ir schate der tuot den gesten
vil selten in den ougen wol. ob man der wârheit jehen sol,
dane gât niht guotes muotes van, dane lît niht herzelustes an:
ir rede ist niht alsô gevar, daz edel herze iht lache dar.
die selben wildenære, si müezen tiutære
mit ir mæren lâzen gân: wir mugen ir dâ nâch niht verstân,
als man si hœret unde siht: so enhân wir ouch der muoze niht,
daz wir die glôse suochen in den swarzen buochen.

Ritterthums entfernte, desto klarer ward dieser Widerspruch und desto häufiger werden wir künftig auch von viel unbedeutenderen dichterischen Bearbeitern ritterlicher Mähren Züge des Scherzes, der Ironie und der Gegensätze angewandt finden. So in verhältnißmäßiger Steigerung bei Arioſt und Wieland. Bei Wieland iſt die Abſicht, lachen zu machen; Arioſt will nur heiter halten; Wolfram, indem er, ohne einen dieſer Zwecke ſtetig zu verfolgen, klar und einfach die Natur ſeines Vorwurfs auffaßt, macht durch eben dieſe treue Schilderung dieſelbe Wirkung, die eine ruhige Beobachtung des Menſchen in den Tölpeljahren auf uns macht, er hält zwiſchen Lächeln und Rührung. In ſeiner Schreibart herrſcht bald eine rührende Einfalt und Unſchuld, bald die Heiterkeit Gottfried's; in ſeinen Gleichniſſen und Bildern aber ſind durch das Zuſammenhalten des Sinnlichen und Ueberſinnlichen die Elemente zum Witz gegeben, wie in ähnlichen in ſich widerſpruchsvollen Handlungen und Begebenheiten die zum Humor. Die Vergleichungen ſinnlicher und unſinnlicher Gegenſtände ſind in Wolfram's Dichtungen eben ſo gewöhnlich, wie ſie bei den Griechen unerhört ſind. Anwendung eines Beſonderen ſtatt eines Allgemeinen, eines Namens für eine Gattung ſteigert die komiſche Wirkung; in dergleichen gefällt er ſich, wie wenn er von einem ſeiner Helden ſagt: „Wo der Gefecht zu finden dachte, da mußte man ihn binden, oder er war dabei; nirgends iſt der Rhein ſo breit, ſäh er am andern Geſtade kämpfen, er würde das Bad nicht ſcheuen.“ Nicht ſelten trifft ſein Spott die Uebertreibungen in ſeinen Quellen; über die ungeheuren Zahlen der Heidenſchaaren auf Aliscans ſagt er im Willehalm: wenn je ein Heer ſchwanger ward, ſo muß man das von ihnen ſagen; wenn nicht eins das andere zeugte, ſo iſt's ein Wunder woher die große Ritterſchaft da kam. Andere Male zielt er auch wohl einmal mit eigenen Uebertreibungen auf komiſche Wirkung; Gynover bringt es bei Artus dahin, daß Segramors mit Parzival kämpfen darf, „es fehlte nichts, als daß er vor Liebe zu ihr geſtorben wäre.“ Wenn beim Homer Ajas mit einem Eſel verglichen wird, denkt gewiß Niemand an Muthwillen des Dichters;

aber ganz anders, wenn Wolfram Geſicht und Wuchs ſeiner Heldinnen mit Haſen und Ameiſen vergleicht, oder die Arabel an Sanftheit mit einem jungen Gänſelein, das „an dem Angriff linde“ iſt. Wenn er den lächerlichen Gegenſatz empfindet, der in der Aventiure liegt, wo Parzival's Kraft in demſelben Augenblick zu einer ungewöhnlichen Höhe ſteigt, da er über den Anblick von drei Tropfen Gänſeblut im Schnee ſeiner Kondwiramurs gedenkt und über minniglichen Gedanken brütet, ſo hält er die Frau Minne an und fragt ſie ernſtlich, warum ſie männlichen Sinn und herzhaften hohen Muth ſo „enſchumpfire.“ Und endlich bekennt ſich Wolfram ſelbſt zu der Sünde des launigen Spottes, wo er von der ärmlichen Nahrung ſpricht, mit denen ſich Trevrizent und Parzival im Walde begnügen mußten; und ſeine eigne Unkunde des Franzöſiſchen, ſein krummes Deutſch, ſeine eigenthümliche Manier entgeht, wie bei ſo vielen witzigen Schriftſtellern aller Zeiten, nicht ſeinen eigenen Bemerkungen.

Wenn nun ſo weit dieſe humoriſtiſche Manier, die von ſeinem ſonſtigen Ernſte oft hart abſticht und einen unverſöhnten Gegenſatz bildet, etwa entſchuldigt werden möchte, ſo läßt ſich das gewiß nicht auf andere Stellen ausdehnen, wo auf das unangenehmſte und grellſte das Zarte mit dem Ekeln, das Innigſte und Ergreifendſte mit dem ſtärkſten Bombaſt und ſchlechteſten Geſchmacke, das Entfernteſte mit dem Entfernteſten verknüpft wird. Wo er im Willehalm die Alyze ſo liebenswürdig einführt, unterbricht die zarte Stelle ein wunderliches Bild[575]). In die Klage Wilhelms über Vivians Leiche, die auf's vortrefflichſte ausgedrückt iſt, miſcht ſich unter die ächteſten Empfindungen ein Bild wie dieſes: ſolche Süße lag an deinem Leibe, des breiten Meeres Salzgeſchmack müßte ganz zuckermäßig ſein, wenn einer deiner zehn darein würfe! Anderswo ſoll der Glanz des Heeres von Poydjus beſchrieben werden, das unter ſeiner Pracht erliegen

575) Man möht ûf eine wunden ir kiusche hân gebunden,
dâ daz ungenande wære bî: belibe diu niht vor schaden vrî,
si müese enkelten wunders . . .

würde, wenn jeder all seinen Reichthum angelegt hätte; das möchte der Dichter vergleichen mit dem Antvogel der an den Bodensee zu trinken komme: „trünkern gar, daz tæt im wê.“

Wer nur wenige Seiten im Tristan zur Vergleichung mit Wolfram's Manier gelesen hat, der wird begreifen, woher die feindselige Stimmung des klaren geschmackvollen Meisters rührt, der den Tristan verfaßte: ein unvollendet gebliebenes Werk, das der Dichter im blühendsten Mannesalter schrieb, da er nach einem Winke Ulrichs von Türheim vorzeitig gestorben ist. Er war (nach der Unterschrift einer Urkunde von 1207) Stadtschreiber, rodelarius, in Straßburg, ein gelehrter, im Lateinischen und Französischen bewanderter, nach seinem Amte ein geschäftskundiger, nach seiner Dichtung ein lebenskundiger Mann, durch Stand und Stellung, durch Geburt und Bildung dem vornehmen Barden und daher der grämlichen Misstimmung der armen ritterlichen Wanderer entzogen, von den engen conventionellen Befangenheiten der höfisch-adligen Kreise unberührt, von den hierarchischen oder ascetischen Befangenheiten des geistlichen Standes ledig bis zur Freigeisterei. Man hat auf des Dichters bürgerlich-vaterländische Gesinnungen hinweisen können[576], die ganz hinausschreitend über den Horizont der gewöhnlichen Ritterdichtung im Tristan wiederholt hervorbrechen: dies reiht sich vortrefflich in die Züge ein, die dieses Mannes Dichtung auch literarisch von aller anderen höfischen Poesie unterscheiden, die er zwar technisch zur höchsten Vollendung ausgebildet hat. In seinem Tristan ist die Sprache von dialektischen Auswüchsen freier als bei irgend einem Anderen; die Reime, in einem Gedichte von fast 20000 Versen, sind von vollständiger Reinheit, die Verse von einer unerreichten Vollkommenheit durch Wahrung der correcten grammatischen Wortformen und durch Einführung des in der Lyrik üblichen, geregelten Wechsels von Hebung und

576) Rich. Heinzel, Ueber Gottfried v. Strasb. in der Z. S. für die österr. Gymnasien. 1868. Heft 7. 8.

Senkung, der darum doch der dichterischen Freiheit, der Anbequemung der Form an den Inhalt, durch pedantische Systematik keinen Eintrag thun darf. So steht Gottfried in seinem ganzen dichterischen Vortrage weit von der Unbeholfenheit in der Darstellung fast aller Dichter dieser Zeiten ab durch die beneidenswerthe Leichtigkeit, mit der er seine Verse in einander schlingt und mit seinen künstlich und kühn zugleich gebauten Perioden das Eintönige der üblichen kurzen Reimpaare fast vertilgt, durch den ungehemmten Fluß der Gedanken, der ihm in einer Fülle entströmt, die den ängstlichen Zwang wie erkünstelten Schwung der gewöhnlichen Ritterpoeten gleichmäßig ganz ausschließt. Noch aber wären diese Formalien alle unter seinen Vorzügen das geringste, wenn nicht hinzukäme, daß er der ganzen herkömmlichen Dichtungsweise geradezu entgegenträte und oft den beißendsten Spott über die herrschendsten Eigenheiten der ritterlichen Romane ausgösse, die auch im Parzival noch so vielfältig begegnen. Bekanntlich beherrscht jene Kunst der Beschreibung, die da prächtige Gegenstände, glänzende Anzüge und Waffen oder die schöne Körperbildung eines Menschen mit Aufzählen aller einzelnen Theile zu schildern liebt, alle ritterliche Dichtung in der überschwänglichsten Weise. Die Uebertreibungen in dieser Art Schilderei waren auch schon Wolfram aufgefallen; Gottfried aber ist der erste und letzte, der es empfand und einsah, daß diese ganze Manier, der das antike Epos mit merkwürdigem Feinsinne überall aus dem Wege gegangen ist, durchaus jede Wirkung verfehlt und jedes höhern poetischen Werthes entbehrt. Wo er seinen Tristan und Rual zur Schwertleite kleiden und festlich schmücken will, war die bequemste Gelegenheit, dergleichen anzubringen, allein er umgeht das Herkommen und setzt eine Allegorie an die Stelle, indem er den geistigen Schmuck und den Zierath der Seele seines Helden zeichnet. Dabei läßt er mit der ihm eigenen Milde den Dichtern die Gerechtigkeit widerfahren, man habe überall von weltlicher Zierde so schön gesungen, daß Er mit zwölffachem Talent nicht erreichen werde, was man Herrliches gesagt. Dies schwankt

zwiſchen Spott und Anerkennung und kann beides zugleich ſein ſollen, weil in der That an ſolche Stellen oft der ſchönſte Fleiß der beſten Dichter verſchwendet iſt. Gottfried bahnt ſich daher einen ganz neuen Weg zur Verherrlichung ſeines Feſtes, indem er die berühmteſten Dichter ſeiner Zeit in die Geſellſchaft lädt, in jener berühmten auch von Anderen nachgeahmten Stelle, der wir ſo manche ſchöne Kunde verdanken, die wir der außerordentlichen Feinheit und Beſtimmtheit der Charakteriſtiken wegen ſo ſehr bewundern. Wenn er dann den geladenen Kreis durchlaufen und uns mit den großen Sängern ſeiner Zeit bekannt gemacht hat, ſo nimmt er die Wendung, daß ihm in der Nähe ſo redereicher Männer das Wort im Munde gar erlöſche und er nicht wiſſe, wie er ſeinen Triſtan zur Schwertleite bereiten ſolle. Er müſſe denn ſein Gebet zu dem Helikon ſenden, dem neunfältigen Thron, von dem der Quell rauſcht, aus dem die Gabe der Worte und der Sinne fließe. Apoll und die Camenen würden, da ſie ihre Gaben ſo reichlich jetzt vertheilten, ihm doch einen Tropfen nicht verſagen. Geſetzt aber, dieſe ſeine Bitte ſei ihm gewährt und reichlich beſäße er die Gabe, Aller Ohren zu entzücken, jedes Gemüth ſanft zu ſtimmen, ſeine Rede von keinem Stäubchen hemmen und nur auf Klee und lichten Blumen einhergehen zu laſſen, dennoch würde er ſich nicht beſtimmen laſſen, zu verſuchen, woran ſich ſo Mancher verſucht und verprieſen hat: denn gäbe er ſich alle Mühe, wie ſo Mancher gethan, und erzählte, wie Vulcan dem Triſtan die Waffen und Kaſſandra den Kleiderſchmuck bereitet, ſo hätte dies Alles doch keine andere Kraft, als die Geſellſchaft der Tugenden, die er bereitet habe. Man wird finden, welch ein ſelbſtändiger Kunſtſinn und welche feine Begriffe von den Wirkungen der Poeſie hier durchblicken, die es erklären, wenn Gottfried blos auf die Forderungen der Kunſt gerichtet abſieht von allem Hergebrachten, was man damals in den Werken der Dichtung zu finden und zu ſuchen gewohnt war. Ganz ſo wie an dieſer Stelle die Feſtbeſchreibung, ſo ſchiebt er ſogleich auch die Beſchreibung des Turniers bei Seite; wie viel Speere ſie zerbrochen

hätten, das ſollen die Knappen ſagen, die ſie zuſammentrugen. So will er ſich auch nicht mit dem Preis von Morolt's Stärke befaſſen, indem er, ohne es zu ſagen, auf die gewöhnlichen Uebertreibungen der Körperkraft der Romanhelden ſticheln und ausdrücklich beifügt, daß er ſeine Kunſt nicht an dergleichen vergeuden will. Wo Er dagegen ſich ausbreitet in ſeiner dichteriſchen Größe, das ſind die Schilderungen des inneren Seelenlebens. Die herrliche Zeichnung von Blancheflurs verſteinerndem Schmerz über Rivalins Tod hat ihres Gleichen nicht in der mittelaltrigen Poeſie; gleich da aber verſchmäht er wieder, die hergebrachten Todtenklagen in neuen Wiederholungen wiederzubringen, und als Morolt fällt, lehnt er es ab, viele Worte über den Gram ſeiner Leute zu machen — was hülfe es? wer möchte Aller Leid beklagen? — Wenn er hernach von der Heilung Triſtan's redet, ſo wäre die ſchönſte Gelegenheit geweſen, mit Gelehrſamkeit und wunderlichen Worten über die Meiſterſchaft der Iſold und die Zauberkraft ihrer Arzeneien zu prunken, wie Wolfram an einer Stelle im Parzival (481, 6) ſeine Arzeneibüchſe von wunderlichem Apothekerlatein entleerte; Er aber, Gottfried, will — mit einem deutlichen Stiche eben auf dieſe Wolframſche Stelle — nie ein Wort reden, das den Ohren misfalle und den Herzen widerſtehe, will lieber kurz von ſolchen Dingen ſprechen, ehe er die Erzählung widerlich mit unhöfiſcher Rede mache. Aus allen dieſen Stellen leuchtet die bewußteſte Richtung auf die pſychiſchen Aufgaben der Dichtung hervor, die auf alles Aeußerliche, was damit nicht in enger Beziehung ſteht, einzugehen verſchmäht. Daher iſt denn Gottfried's Gabe, innere Charakterformen zu zeichnen, höchſt ausgezeichnet; er ſtreift an die Kunſt der Griechen, an der äußeren Geſtalt die innere erkennen zu laſſen, und es iſt meiſterhaft, wie er den jungen Triſtan, als er in Marke's Jagdgeſellſchaft und dann an deſſen Hof kommt, in jeder Geberde und Bewegung zu zeichnen verſteht. Man darf ihn aber auch nur von den Muſen und von Helena und Aehnlichem reden hören, um zu ſehen, wie bekannt er wenigſtens mit Ovid und Virgil

war, wie viel Sinn er für die plastischen Gestalten der Alten hat, wie lebendig diese vor seinen Augen stehen, wie richtig er ihre Grazie auffaßt, für was Alles keiner seiner Mitsänger vor und nach ihm einen Sinn zeigte.

Die Zierlichkeit und Lieblichkeit dieses Dichters, sein weicher aber reiner Geschmack, die reizvolle Form seines Werkes, die der Härte und Strenge Wolfram's schroff entgegensteht, ruht auf der Lebensansicht des Dichters, die von Wolfram's eben so sehr abstickt, und deren Verschiedenheit die Wahl des Stoffes ihrer beiden Hauptgedichte und ihre abweichende Darstellungsart bedingt. Je schärfer sich die Weltansichten beider Dichter scheiden, je tiefer beide in der menschlichen Natur begründet sind, je völliger jede in Jedem der beiden Dichter hervortrit und Alles durchdringt, je mehr uns alles Ganze und von Halbheit Entfernte anzuziehen pflegt, desto erklärlicher wird das verschiedene Urtheil, das man über Beide fällen hört, denn der Zwiespalt über den Werth solcher Werke und solcher Dichter wird ewig dauern, je nachdem der Beurtheiler Geist sucht oder Geschmack, Erhabenheit liebt oder Gefälligkeit, Tiefe vorzieht oder Reiz. Es gibt eine gewisse Trilogie künstlerischer Form, die darum sich in den Literaturgeschichten der Völker mehrfach wiederholt, weil sie eine natürliche ist und den Menschen gemeinsam. Die Dichtkunst erscheint anfänglich unter den ersten geistigen Bestrebungen der Völker in schwerem und tiefsinnigem Ausdruck, und sucht mehr die Sache als die Darstellung; dieser erhabnere Charakter sinkt mit der Zeit zu seinem Gegentheil herab, die Form wird leicht und behaglich, der Sinn leidet, der bequeme dichterische Genuß steigt, die sittliche Befriedigung und Erhebung fällt weg. Zwischen diesen beiden Enden, dem Erhabenen und Gefälligen, dem Strengen und Weichen steht das eigentlich Schöne inne, erscheint aber wohl nie ohne eine Neigung nach einer der genannten Seiten. Doch scheint in Aeschylos, Sophokles und Euripides jene Dreiheit am vollkommensten ausgedrückt. Aehnlich kann man Wolfram, Hartmann und Gottfried, die

Rudolph von Ems als die drei vollkommenen Reiser bezeichnet, die dem Stamm der höfischen Dichtung aufgeimpft wurden, nebeneinander stellen, obgleich hier der Mittlere, was der häufigere Fall ist, mehr negativ die Extreme ausschließt als positiv in sich harmonisch verbindet. Es ist daher natürlich, wenn diese Mitte zwar von keiner Partei je ganz verworfen, aber auch selten sehr leidenschaftlich bewundert wird; und wenn Aristophanes in seinen Fröschen zwischen den lauten Vertretern der alten und neuen Dichtkunst den nicht erscheinenden Sophokles in stiller Entfernung emporhebt, so trifft dies unser inneres Gefühl mit eben der überraschenden Wahrheit, wie wenn Göthe erzählt, er habe sich häufig um den Vorzug Buonarotti's und Raphael's gestritten, man habe sich nie verständigen können, aber am Ende habe man sich zum Lobe Leonardo da Vinci's vereinigt. So ist auch bei Aristophanes unter jenen Griechen Aeschylos zum Anerkennen des Sophokles eben so bereit, wie Gottfried den Hartmann von Aue rühmt, während Euripides unversöhnlich dem Aeschylos gegenüberbleibt, wie Gottfried dem Wolfram. Wollen wir ein Werk von seiner dichterischen Seite beurtheilen, so sehen wir von seiner mystischen und religiösen, sittlichen oder wissenschaftlichen Weisheit und Werth ab und halten uns an Darstellung und Form. Wir begreifen dann, daß sich feinere Beurtheiler von Dante's furchtbarer Erhabenheit wegkehren, wir müssen einstimmen, wenn Gottfried sich gegen jene ausläßt, die „mit dem Stocke Schatten bringen, nicht mit dem grünen Lindenblatte," und wenn er ein mühseliges Glossenstudium der Schriften der „vindære wilder mære" von sich weist. Suchen wir aber im Dichter den ganzen Menschen, im Gedichte die ganze Bedeutung des Lebens, dann schlagen wir uns entschieden auf die Seite der erstern, und verfechten mit Aeschylos, daß der Dichter, der Lehrer der Erwachsenen, das Gute nur lehren und das Unedle verbergen, daß er nur würdigen und großen Stoff behandeln solle. Dann spricht uns die Zucht und Sittenstrenge dieser Männer mehr zu, dann gerade erscheint ihr ernster Kampf mit dem

ernſten Leben als der Ausſpruch der ganzen Größe ihrer inneren Natur, und der ringende Ausdruck erhält eine tiefere Bedeutung; dann erſetzen wir uns die mangelnde Glut und Bewegung in den einzelnen Theilen mit dem ſtillen Feuer, welches das Ganze erwärmt, den mangelnden melodiſchen Fluß der Rede mit der Harmonie der Erfindung, den fehlenden Reiz der Darſtellung mit der Tiefe der Gedanken.

Um aber auf einen Blick die ungeheure Kluft zu überſchauen, die unſere beiden Dichter von einander trennt, wollen wir ſo kurz als thunlich dem Triſtan und ſeinem inneren Aufbau folgen, nachdem wir wenige Worte über Gottfried's Quellen vorausgeſchickt haben, über denen ſeltſamer Weiſe, trotz den eindringlichſten Forſchungen, fortwährend ein ähnliches Dunkel ſchwebt wie über Wolfram's. Nach den zahlloſen Zeugniſſen von den Triſtandichtungen war dieſe würzige Liebesgeſchichte (senemære), übereinſtimmend im allgemeinen Inhalte, doch in einer Maſſe verſchiedenartiger Geſtaltungen der Kunſtdichtung und der Jongleurerzählung, in einer Maſſe auch von einzelnen Epiſoden verbreitet, wozu die ganze Natur des Gegenſtandes in den Theilen beſonders einlud, die von der Eiferſucht König Marke's handeln, die nur eine bewegliche Kette von pikanten Fabliaux bilden; einzelne ſolcher Stücke ſind auch, wie die Rhapſodie von Triſtans vorgegebener Narrheit[577], bis heute erhalten. Nichts iſt daher natürlicher, als daß die Triſtanromane die Fugen der Zuſammenſetzung aus ſolchen Einzelſtücken erkennen laſſen; in den Fragmenten eines franzöſiſchen Gedichtes von Béroı blickt man ſelbſt noch auf ſtrophiſche Lieder der Jongleurs zurück. Nichts auch iſt natürlicher, als daß die ernſteren Bearbeiter der Sage mit einer Anzahl abweichender Ueberlieferungen bekannt und dadurch zu Kritik und Wahl genöthigt waren. So hat der Trouvère Thomas[578] wie Gottfried

577) Aus einer Berner Hſ. in dem früher (Note 428) angeführten Werke von Fr. Michel. tom. I.

578) Von deſſen Triſtan 3 Fragmente aus 3 verſchiedenen Handſchriften bei Michel tom 2. 3. gedruckt ſind.

Vieles, wenn nicht Alles gekannt was man über Triſtan geſagt und geſungen; er polemiſirt wie Gottfried gegen die, die ſich von der Wahrheit entfernt hätten und er wird bei ſeiner Zuſammenſetzung, bei ſeiner Verſchönerung der Erzählung, zu der er ſich bekennt, mit ähnlicher Freiheit in den Formen, mit ähnlicher Gewiſſenhaftigkeit in den Thatſachen verfahren ſein wie Gottfried. In der Hauptſtelle, wo dieſer ſeine Quellen erwähnt (V. 149 ff.), nennt er als den Mann, von dem ſeiner Sagenkritik der richtige Weg gewieſen worden ſei, einen Thomas von Britanje, der, ein Meiſter der Sagen, aus bretoniſchen Büchern der Landherren Leben geleſen und gekündet, alſo eine Geſchichte der britiſchen Könige verfaßt hatte, die auf die Sagen Rückſicht nahm; auf ſeine Weiſung hin will dann Gottfried in lateiniſchen und franzöſiſchen Büchern geforſcht haben, bis er nach vielem Suchen in Einem genau ſeine Ueberlieferung auffand. Dieſe Quelle iſt noch nicht wieder entdeckt. Die Triſtanmähren, die Wir überſehen können, zerlegen ſich in zwei Gruppen, eine ältere Sagengeſtalt, die in dem Franzoſen Béror, im Eilhart, in dem deutſchen Proſa-Volksbuch und einem (von Hanke herausgegebenen) böhmiſchen Triſtan vorſchlägt; und eine andere, die in Gottfried, in dem franzöſiſchen Thomas, in dem nordiſchen Triſtan den König Hakon 1226 durch einen Bruder Robert anfertigen ließ, und in dem ſtrophiſchen engliſchen Gedichte von Sir Triſtrem[579]) vertreten iſt. Welcher Gruppe der verlorene König Marc von Chrétien von Troies angehörte, weiß man nicht. Einzelne Epiſoden in dem engliſchen Gedichte, das ſich, außer auf vorgebliche mündliche Mittheilungen Thomas' von Erceldoune's, auf eine ſchriftliche Quelle bezieht, ſtimmen ſo ſehr mit Gottfried, daß an eine gleiche Vorlage Beider zu denken iſt, aber nicht durchweg, da Gottfried gelegentlich (V. 8618) auf eine Ueberlieferung ſtichelt, die ſich gerade im Triſtrem findet; ſo ſtimmt auch einzelnes bei Gottfried wieder mit dem Franzoſen Tho-

579) In Von der Hagen's Triſtan t. 2.

mas. Ob dieser die oder eine Hauptquelle unseres Dichters war, läßt sich nicht wohl sagen oder widersprechen, weil die Fragmente, die wir von ihm besitzen, leider erst beginnen wo Gottfried aufhört. Die kurzen Stellen, die man mit Thomas vergleichen kann[580], scheinen auszuweisen, daß Gottfried, wenn Thomas seine Quelle gewesen, trotz seinem treuen Anschlusse doch in seiner ganzen Darstellungsweise durchaus Er selbst ist.

Mit diesem wenigen wollen wir uns unter Verweisung auf die nähern Untersuchungen[581] über Gottfrieds Quellen begnügen. Die Geschichte der Sage kann in der Dichtungsgeschichte nur als Stoff von Bedeutung sein und daher nur ein untergeordnetes Interesse haben; sie wird um so wichtiger, je unbedeutender die eigentliche Kunst noch ist; sie wird stets unbrauchbarer, je bedeutender die selbständige Thätigkeit der Dichter wird. Es ist ein mäßiges Interesse, das wir an dem geschichtlichen Stoffe von Göthe's Werther nehmen; die Stimmung im Volke, die ihn hervorbrachte und ihm seine Wirkung schaffte, ist dem Geschichtschreiber die Hauptsache; so ist's auch mit den Werken eines Wolfram oder Gottfried. Wir begnügen uns mit der Bemerkung, daß der Dichter die höchste Bewunderung verdient, wenn man sieht, welch ein bedeutungsvolles Gedicht er aus einem Stoffe bereitete, der noch in dem Tristan des Eilhart von Oberg so wüst und ekel daliegt und in sich von aller Größe und Würde vollkommen entblößt ist. Es ist der Stoff einer bloßen Novelle, ein britisches Fabliau, wie denn unter den armoricanischen Lais im Yvonec die Elemente des Tristan, ein Ehebruch, ein treuer Tod der Ehebrecherin über dem Geliebten vorkommt. Aus einer so niederen Sphäre, in der die Fabel des Tristan zu einem unterhalten-

580) Von V. 19478 bis zu Ende mit den Versen 5—26 und 83—90 des ersten Fragmentes im ersten Bande bei Fr. Michel.

581) Tristan et Iseult, poème de Gotfrit de Strasbourg, comparé à d'autres poèmes sur le même sujet. Par A. Bossert. Paris 1865; besonders aber R. Heinzel, Tristan und seine Quelle, in Haupts Z. S. 14, 272.

den leichtſinnigen Geſchichtchen gemacht iſt, rückte ſie Gottfried in eine wunderbare Höhe, mit einer wahrhaft genialen Kunſt.

Wenn wir uns im Parzival in das Ideenleben jener Zeit verſetzt ſahen, ſo verſetzt uns Gottfried in die Mitte des Gemüthslebens der Ritter- und Hofwelt. Wenn ſich Parzival mit dem äußerlichen, planloſen und wirren Weſen der handelnden Welt in Widerſpruch ſetzte, ſo ſetzt ſich Triſtan mit dem inneren Gefühlsleben jener Zeit in Einklang und erklärt uns Minneweſen und Minnegeſang der Zeit, und was Alles dabei uns fremd blieb, ſo lange wir mittelmäßige Gedichte mittelmäßiger Sänger unvollkommen davon ſingen und ſagen hörten. Wir werden hier in die Erziehung und das Leben eines ſolchen höfiſchen Ritters eingeführt, der im Gegenſatze zu dem einſam emporgewachſenen Parzival mit liberalem Unterricht, in feinen, weltmänniſchen Sitten aufgezogen wird. Der Dichter will ihn uns von jener Einen Empfindung der Liebe, von dem räthſelhaften Gefühle beherrſcht zeigen, das ſo manches Widerſtreitende verſöhnt und verknüpft, das hier Treue und treuloſen Verrath, Dienſtpflicht und Verwandtenbetrug, Leichtſinn und Innigkeit in einem und demſelben Herzen vereinigt. Glücklich, daß dieſer Dichter mit faſt unbegreiflicher Ueberlegenheit einen ſo ſchwierigen Vorwurf zu bemeiſtern das Geſchick hat, uns würde die ganze Zeit ohne ſein Gedicht viel unbegreiflicher ſein. Er zeigt uns einen Jüngling in der Gewalt jener allmächtigen, zauberiſch wirkenden Regungen der erſten Liebe; er zeigt dieſe, mittelſt des Zaubertranks, in ihrer unwiderſtehlichen Stärke; er zeigt, wie ſie den Todhaß zweier Seelen verſöhnt und an ſeine Stelle Treue bis zum Tode ſetzt; wie ſie auf der anderen Seite den ſchönen Bund zweier Verwandten trennt und zu ſchmählichem Verrathe verleitet; wie ſie den reinſten Charakter verdirbt, den thatenluſtigen Triſtan, den Retter ſeines Oheims, den Eroberer ſeines eigenen Landes, den Schlangentödter, plötzlich der Welt entzieht; wie nun alle Thaten aufhören, alle Handlungen ſtille ſtehen, nur die kleinen Entwürfe nicht, die ihm ſein neues Bündniß

mit Isold eingibt. Die Heiligkeit dieser Liebesempfindungen paart sich mit der Nichtachtung aller geselligen Bande und versöhnt das Schmählichste mit dem Edelsten. Der Dichter führt das liebende Paar zuletzt aus aller Welt ganz zurück in die Einsamkeit, wo er in Ariostischer Laune meint, sie hätten in ihrem Glücke nicht einmal mehr der Nahrung bedurft. Wie aber auf dieser Spitze des Glücks das an Täuschungen und Betrug gewöhnte Paar noch die Außenwelt zu täuschen sucht, bewirkt eben dies ihre Rückberufung in die Welt, zieht ihre Trennung nach sich und bewirkt die ärgere Entartung der Sitten: die Sophistik der Liebe treibt den Helden sogar zur Untreue und jetzt trifft ihn die Sophistik des Schicksals mit rächender Vergeltung. Das Ende des Gedichtes, wenn es erhalten wäre, hätte uns sagen können, ob der Dichter wirklich die Absicht gehabt hatte, seinen Helden als das Spielzeug von Glück und Leidenschaft, als die Frucht und als das Opfer des Leichtsinns und der Eigenheit jener Zeit zu zeichnen, die, wie es im Tristan selbst heißt, Liebe für ein so seliges Ding hielt, daß Niemand ohne ihre Lehre weder Tugend noch Ehre habe, die *also* eine Leidenschaft an die Stelle eines Lebensgrundsatzes emporhob und darüber jede Würde, jede Kraft des Handelns vergaß. Sollte das Alles auch nicht in der Absicht des Dichters gelegen haben, worauf gar nichts ankommt, so liegt es in seinem genialen Gedichte um so deutlicher, nur daß selbst die warnende sittliche Wendung vermieden ist, die wir gern dabei unterschieben möchten.

Doch den Dichter macht nicht sowohl der Plan, als die Ausführung; wir wollen daher noch einen Schritt näher treten, um auch hier seine unvergleichliche Dichtergabe kennen zu lernen. Die heitere Weltbetrachtung des Dichters spricht sich gleich im Eingang in der Ganzheit aus, mit der sie das Werk bis in die kleinsten Theile aufs innigste durchdringt. Er spricht sein Lied zu den Liebenden, auch er singt von Freud und Leid, aber er singt davon nicht in dem Tone Wolframs, „daß Jammer unser Beginnen sei und daß wir mit Jammer ins Grab kommen", sondern er kennt nur das Leid der Liebe als eine Süßigkeit

und als eine Würze der Freude. Sein Held wird geboren von einem Verführer und von einer Verführten, ſein Vater fällt vor ſeiner Geburt, ſeine Mutter ſtirbt aus treuer Liebe zu dem Gatten bei ſeiner Geburt. Dies iſt das Vorſpiel zu Triſtan's eigenem Schickſal und der Keim ſeiner Natur. Die erſte Schule aber vollendet ſogleich den Charakter. Ein treuer Diener des getödteten Rivalin erzieht Triſtan als ſeinen eigenen Sohn, und wendet alle Sorge für eine liberale Erziehung an ihn, die von aller verhätſchelnden Zärtlichkeit eines treuen Dienſtmannes begleitet iſt. Er reiſt in fremde Lande, lernt fremde Sprachen und was Alles zu der Bildung eines höfiſchen Edlen gehörte. Das war, ſagt der Dichter, das erſte Opfer ſeiner Freiheit, und er trat in den Jugendjahren, wo alle ſeine Freude und Wonne erſtehen ſollte, in peinliche Sorgen und ſein beſtes Leben war mit des Lebens Beginne hin; „da er mit Freuden zu blühen begann, fiel ihn der Reif der Sorge an, der ſo mancher Jugend ſchadet und er verdorrte ihm die Blüte ſeiner Freuden.“ Dies war die Folge der Bücherbeſchäftigung, an die er gleichwohl Fleiß und Mühe kehrte. Welche richtige, tiefe Bemerkungen, die in unſerer Welt der Proſa nicht oft und ſcharf genug gemacht und wiederholt werden können, die aber in dem Munde eines Mannes jener Zeit eigen lauten und mehr der leichtſinnigen Klage unſerer ſchwachen Väter und Mütter über die Strenge der Schule ähnlich ſehen, auch wo keine Urſache zur Klage iſt. So erſcheint nun Triſtan in jener geſelligen Gewandtheit, mit jener glänzenden Außenſeite, mit all den liebenswürdigen Schwächen, die in der Geſellſchaft einnehmen und gewinnen. Die Zeichnung dieſes Charakters ſucht in aller Welt ihres Gleichen; die Art, wie der Dichter das redſelige, gewandte, flinke, in jeder Lage gleich gerechte Bürſchchen an Marke's Hof einführt, iſt unübertrefflich. Der Zug des guten Benehmens, der geſelligen Duldſamkeit und Beſcheidenheit iſt überall ins Licht geſtellt. Es iſt ein allgemeiner Satz, den auch die Strengſten der damaligen Dichter loben, daß den Mantel nach dem Winde hängen, aus dem Walde wiederrufen wie man hineinruft, recht iſt

daß man mit dem Frohen froh, mit dem Traurigen traurig, dem Treuen treu, dem Falschen rund sein solle, eine Lehre, die nur ein Ascet und Einsiedler geradezu verdammen kann, die aber doch ihre sehr festen innerlichen Grundsätze verlangt, wo sie nicht zum Laster werden soll. Allein Gottfried sieht das für ein Glück an, das Gott gegeben, daß sein Tristan mit allen zu leben wußte, mit allen zu tollen, zu singen, zu lachen, mit den Wölfen zu heulen, und alles mitzumachen, wie es die Jugend solle. Jugend hat nicht Tugend, ist seine Predigt; auch das ist recht; es ist ein Satz, dem ein schwächliches, für seine Kinder ängstlich besorgtes Geschlecht so gern seine Wahrheit nähme; allein auch dies ist eine Einsicht, die in einem Zeitalter der Unbildung und roheren Kraft, wie jenes, auf einer gefährlichen Höhe steht, obgleich sie bei Gottfried durchaus rein ist, da er nicht so weit geht, daß er auch der Bösen Lied singen lehre, vielmehr den Haß der Bösen als nothwendige Bürde des Guten, den Neid als das Kind der Würde darstellt. Die Heldenthaten des Tristan, die Wiedereroberung seines Landes, sein Sieg über Morolt und über den Drachen in Irland zeigen ihn noch als einen Jüngling, in dem noch keine innere Regung laut geworden. Er sieht jene Isold zum erstenmal kalt, er selbst räth dem Marke um sie zu werben, er selbst übernimmt die gefährliche Werbung bei dem ihm tödtlich befeindeten Weibe, er richtet sie treulich aus. Der Zaubertrank, der in der Sage mitspielte, überhob den Dichter freilich der Mühe, uns die allmählich erwachende Leidenschaft in dem feindlichen Paare auf der Meerfahrt zu schildern, allein er holt nach dem Tranke nach, was nicht vorherzugehen brauchte, und versinnlicht das Plötzliche eines solchen Uebergangs von nothwendiger äußerer Versöhnung zu freiwilliger Hingebung und Liebe durch eben jenes Symbol vortrefflich. Seine Kunst der Seelenmalerei beginnt hier. Der Ausbruch der Gefühle in Isold ist meisterhaft behandelt; die Kenntniß der Natur der Geschlechter, die dabei entwickelt wird, ist zum Erstaunen. Das Weib wallt zuerst über von ihrer Empfindung, sie hat volle Augen,

ſie läßt das Haupt auf Triſtan ſinken und ſagt ihm ein Räthſel als halbes Bekenntniß; und der Mann, den gleiche Gefühle beſtürmen, hat jetzt, ſeines Sieges ſicher, noch die Kälte, die Umarmung zurückzuhalten, ſie mit abſichtlicher falſcher Auslegung ihrer Worte zu quälen, ſie zum vollen Geſtändniß zu zwingen. Was von nun an folgt, iſt nicht geeignet, etwas anderes als unſeren Abſcheu zu wecken, obgleich es in der menſchlichen Natur nur zu begründet ſein mag, daß, wenn einmal im Weibe nach einem ſolchen Kampfe Scham und Zucht überwunden iſt, dann keinerlei Hoffnung zur Heilung und Rückkehr übrig bleibt. Eine Reihe von Betrügen und Täuſchungen des armen Ehemanns und Oheims Marke werden uns in ermüdender Menge und Ausführlichkeit vorgeführt, obwohl nicht zu leugnen iſt, daß auch hier das ganze Talent des Dichters ſich entfaltet. So iſt die reine liebe gute kindliche Iſold denn gleich, nachdem ſie den Trank der Schuld gekoſtet, dazu gereift, dem neuen Eheherrn zum trauten Empfang den ſchmählichſten Betrug zu bereiten, und leichthin wird der ſchauderhafte Satz ausgeſprochen, daß ſie begann Tadel und Spott mehr als Gott zu fürchten, was denn als Einleitung zu dem grauſigen Anſchlag dient, den ſie gegen ihre treue Dienerin, die Helferin bei jenem Betruge, faßt. Sie fängt nun an, in den Künſten der Schlangenliſt und des Betrugs die raſcheſten Fortſchritte zu machen; bald macht ſie eine Thorheit, die ſie noch in alter Unbefangenheit beging, mit zehn abgefeimten Streichen gut. Sie läßt die Kunſt der Weiber ſpielen, wie der Dichter ſagt, daß ſie weinen können ohne Anlaß und Ernſt, ſo oft ſie es gut dünkt. Bald bedarf ſie der Belehrung nicht mehr, den gelegten Fallen zu entgehen; ſchnell weiß ſie mit eigner Kunſt die Lauſcher zu täuſchen (in Scenen, die des Pinſels der Cervantes oder Boccaccio, oder wer ſonſt hierin Meiſter iſt, vollkommen würdig ſind) und bereits überbietet die gelehrige Schülerin in Meiſterſchaft den Mann und die Freundin. Sie weiß mit Winken und Lächeln, mit Achſelzucken und Seufzen den ängſtlich ſchwankenden armen Ehemann in Zweifel und Pein zu erhalten, auf ihren Kummer

anzuſpielen und doch jeder Frage auszuweichen. Sie könnte den Marke, als ſie ihm bei ihrer Zuſammenkunft mit Triſtan im Garten das Lauſchen auf dem Baume ablauſchte, mit der Wahrheit kirren, ihm die Scene eröffnen, die ſie da mit Triſtan zu ſeiner Täuſchung ſpielte: nein, ſie nicht; ſie ſagt ihm nur die leichte Lüge, daß Triſtan das, was er ihr vor Marke's Ohren ſelbſt geſagt, zu Brangäne geſagt hätte, und behält ſich alſo das Recht der Heimlichkeit gegen den Gatten vor. Es geht ſo weit, daß ſelbſt das Gottesgericht und der Eid auf eine frevelhafte Art verhöhnt wird, mit einer liſtigen Erfindung der Iſold, die ihr in Noth und Gebet und Faſten der gnädige Chriſt eingegeben hat! ſie richtet die Liſt zu, ſie betet dann in „göttlicher Andacht", ſie ſchwört den Eid, ſie hält das glühende Eiſen: da ward es offenbar, „daß der heilige Chriſt windſchaffen wie ein Aermel iſt!" Man ſieht wohl, daß ein aufgeklärter Mann mit Heilthümern und Gottesgericht hier ſeinen Spott treibt, ähnlich wie in der Novelle von Aucaſſin und Nicolette unter dem Schleier derſelben gefallſüchtigen Naivetät und verbildeten Einfalt mit Ritterthum, kindlicher Pietät und Heiligenwundern ein freies Spiel getrieben wird. Vielleicht möchte man dies heute ſo gut hingehen laſſen, wie Friedrich's II freigeiſtige Scherze über das gelobte Land; aber wie iſt doch auch die Anſicht von dem ganzen Verhältniß die ſonſt durchgeht! Wenn Gottfried von den untreuen Hausgenoſſen redet, die Honig im Munde und Haß im Herzen tragen, ſo ſollte man Wunder meinen, welche treffliche Anwendung werde gemacht werden: am Ende ſind die Hofleute gemeint, die es mit Marke gut und ehrlich meinen. Wenn man ihn von dem Verfall der ächten Liebe reden hört und wie nur noch das zertriebne Wort, aber nicht die Sache übrig ſei, ſo denkt man, die herrlichſte Schilderung reiner und heiliger Gefühle ſolle das Alles bewähren, wo gleich hernach die ſchandbarſten Anſchläge folgen, wo kurz vorher der Verrath an Marke begonnen war, und wo nun dies ganze Verhältniß als ein Ideal liebender Treue aufgeſtellt wird, weil auch freilich Iſold an dem Gegenſtande ihrer ſündigen Liebe mit

all der Hingebung treu hängt, die ſich ſogar jede andere Freude verſagt, ja zerſtört. Als der betrogene Gatte mit Meineid und Allem getäuſcht war, täuſcht ihn doch ſein eigenes geſundes Auge nicht länger, der gute Mann kann es nicht weiter mit anſehn, läßt die beiden Liebenden von ſeinem Hofe gehen und überläßt ſie ſich ſelbſt. In der Schilderung ihres Zuſammenlebens im Walde überläßt ſich der Dichter dem höchſten Schwung ſeines Genius. Die ſinnige allegoriſche Deutung von der Höhle der Liebenden, das launige Mitſpielen des Dichters, die außerordentliche Leichtigkeit des Vortrags, der hier mit dem reizendſten Schmuck bekleidet iſt, Alles befähigt dieſe Stelle mit dem Höchſten der romantiſchen Poeſie zu wetteifern. Man reiße dies einſame Leben der Liebenden heraus, betrachte es für ſich und nur von Seite der poetiſchen Kunſt, ob dies an Naturleben, an Innigkeit, an bezauberndem Colorit hinter Medor und Angelica zurückſteht. Oder man nenne uns irgend eine idylliſche Epiſode der Spanier und Italiener, in der ein ſo zarter Duft ungekünſtelter Unſchuld weht, über die eine ſo friſche, geſunde Freude an dem Leben in der Natur und ein ſo reiner Hauch der Naivetät gebreitet iſt. In dieſem Leben der Wonne ſtört ſie Marke wieder. Dieſer arme Mann iſt in des Dichters Schilderung ein Gemälde menſchlicher Schwachheit und Leidenſchaft, das troſtlos ſchön entworfen iſt. Jetzt bereut er ſeine Großmuth; er fährt im Walde herum, und als das die Liebenden merken, wollen ſie auch jetzt den Schein der Treue gegen ihn retten und legen zwiſchen ſich ein nacktes Schwert als Symbol ihrer Unſchuld. So ein kleiner Strahl von Hoffnung richtet den von Trauer und Einſamkeit gequälten Marke wieder auf und er nimmt ſie wieder an den Hof; geblendet von Liebe wußte er zwar, wie es um ſie ſtand, aber wollte es nicht wiſſen. Das braucht nun der Dichter zur Entſchuldigung. Wem ſoll man, fragt er, die Schuld an dem ehrloſen Leben der Beiden geben, da Begierde und Luſt den Marke ſo blendeten, daß er Alles vergeſſen wollte, was ſie ihm thaten? Er wirft ihm den Fehler vor, daß er ihnen nun wieder ihr Spiel verderben will und ſie damit nur um ſo mehr reizt. Er

wirft ihm das Hüten des Weibes vor, was in jedem Falle verloren sei, da man die Böse nicht hüten könne, die Gute nicht dürfe; sie hüte sich selber; jeder andere Hüter sei ihr verhaßt; und wenn gute Gesinnung auf diese Weise zum Uebeln gebracht werde, so trage sie noch üblere Früchte, als die stets übel gewesen ist. Die Liebe erzwingen sei ja nicht möglich, man lösche die Liebe mit dem Versuche; man müsse nichts verbieten, denn Manches geschähe durch Verbot, was außerdem nicht geschehen wäre: dies sei den Weibern angeboren, deren Urahnfrau gebrochen was ihr Gott verbot, und es gewiß nicht gethan hätte, wäre es ihr nicht verboten gewesen. Mit bloßem Verbieten könne man noch heute die Even zu Hunderten machen, die sich selbst und Gott verlören. Das Weib, das aus dieser Art schlägt, und die gerne Lob und Ehre bewahrt, sei ein Mann an Gesinnung und nur mit Namen ein Weib; an ein Weib dieser Art verschwendet er nun sein größtes Lob. Nun sollte man meinen, dem Gedankengange zufolge müsse zwischen diesem Ideale der Weiblichkeit und der Isold geschieden werden, allein im Gegentheil, diese Isold wird als ein solches Muster geradezu aufgestellt. Vor einer solchen Logik des Frauendienstes muß die unsere natürlich die Segel streichen. Und man darf sich nur in dem wälschen Gaste umsehen, um zu finden, daß diese Denkart damals die würdigsten Männer durchdrang. — Im Verfolge der Geschichte wird dann Tristan aufs neue überführt und macht sich nun vom Hofe fort. Er kommt zu der zweiten Isold. Leichter in seiner Leidenschaft als das Weib, wird der Mann von ihrer Schönheit sogleich angeregt und beginnt, mit seinem Herzen zu spielen, sich sophistisch hinter den Namen zu verkriechen, um seine Treue ein wenig zu betäuben. Als er sieht, daß es in ihr Ernst wird, kommt er wieder zur Besinnung und nun hält er, ein eben so vortrefflich dem Schwächling abgelauschter Zug, zurück; er sieht aber ihren Schmerz und ihre Liebe, und nun treibt ihn das Mitleid, sie mit Anderem, mit Gesang und allem Möglichen zu entschädigen. Dennoch bringt ihn ihre entschiedner werdende Liebe zum Wanken; dreimal

zieht ihn ſeine Treue ab; aber dreimal zieht die Luſt, die ihm alle Stunden lachend unter den Augen lag und Aug und Sinn blendete, ſein Herz wieder an. Ferner Liebe thut ſich der Mann eher ab, ſagt der Dichter, als er ſich der nahen enthält. Mitleid und halbe Liebe kreuzt ſich mit der Stimme der Treue in ihm bis zur völligen Unklarheit über das, was er thut. Er ſingt zweideutig ſeine Lieder einer Iſold. Durch das ewige Nahen und Entfernen von der neuen Iſold ward die alte ſtarke Minne allmählich abgeleitet. Indem Triſtan zu dieſer Entdeckung in ſich gelangt, ſo macht er alsbald ſeine Qual und die Trauer um die frühere Iſold als Entſchuldigung geltend, die, meint er, ſich jetzt wohl nur mäßig nach ihm ſehne, obgleich er noch im vorigen Augenblicke von ihrer unwandelbaren Treue feſt überzeugt war; er ruft ſogar die Eiferſucht gegen Marke in ſich hervor; er klagt ſie ſogar an, daß ſie ihm keine Botſchaft von ſich geſandt habe — aber da ertappt er ſich wieder: denn er beſinnt ſich doch noch, daß ſie ja nicht weiß wo er iſt — und doch, er lauſcht ſeiner neuen Leidenſchaft nur noch ein wenig und wird ſogleich mit dem Unſinn vertraut, ihr zuzumuthen, ſie hätte in Gottes Namen die ganze Welt nach ihm ſollen durchſuchen laſſen.

Hier endet Gottfried, wo er uns gerade in dem Theil der Sage, welcher der allerſchwierigſte iſt, mit neuer unerwarteter Feinheit der Beobachtung, mit einer Kunſt des Menſchen Inneres zu durchforſchen, überraſcht, die man nicht in jenen Zeiten ſuchen würde. Seine beiden Fortſetzer verſtanden nicht im entfernteſten ihm zu folgen und wir wollen nicht erſt den Leſer mit Belegen für dieſe Behauptung aufhalten, die keinen Widerſpruch finden kann. Sollen wir zum Schluſſe ein Urtheil über Gottfried's Triſtan beifügen, ſo wüßten wir kein anderes über dieſes Gedicht, als Dante über ſolche Gefühle: man muß verdammen, aber bewundern und bedauern. Ob dies Gedicht bei den damaligen Anſichten von Sitte und Geſellſchaft wohl verwerflicher erſchien, als Werther in unſeren Zeiten? ob nicht die Stimme eines ſo ſtrengen Sittenrichters wie Thomaſin's, der den Triſtan als ein

Muſter gerade von Seite ſeiner weltmänniſchen Gewandheit aufſtellt, für die damalige Anſicht von außerordentlichem Gewicht iſt? ob nicht die Aufnahme den Dichter rechtfertigte, die ſprichwörtlich Triſtan und Iſolde als Beiſpiele einer zarten Liebe nannte, wie der Orient Wamik und Asra oder Juſſuff und Suleika, und wie die neuere Zeit den Werther, der ſo viele Anfechtung zu leiden hatte? und ob nicht der Dichter mit gleichem Rechte wie Göthe verlangt hätte, an ein Kunſtwerk keine Forderungen der Sittlichkeit zu ſtellen? Dies ſind Fragen, die wohl immer von verſchiedenen Menſchen verſchieden werden beantwortet werden.

Wir haben an Hartmann den Dichter des Wigalois angereiht, zu Gottfried würden wir wohl gleich nahe den Dichter des Umhangs, Bligger von Steinach (urkundlich 1165—1209) ſtellen müſſen, wenn uns ſein Werk erhalten wäre. Aus Gottfrieds Schilderung von dieſem duftigen und harmoniſchen Gedichte[582], das auch von Rudolph von Ems wiederholt erwähnt wird, möchte man ſchließen, unſere Literatur würde eine ganz neue Bereicherung erhalten, ſollte es je noch aufgefunden werden. Man glaubt in einem kleinen Dichtungsreſte ein Bruchſtück deſſelben entdeckt zu haben[583], das uns freilich die unmäßigen

582) Vgl. Triſtan V. 4696.
Er hât den wunsch von worten;
sînen sin den reinen, ich wæne daz in feinen
ze wundere haben gespunnen, und haben in in ir brunnen
geliutert und gereinet. er ist benamen gefeinet.
sîn zunge diu die harpfen treit diu hât zwô volle sælekeit:
daz sint diu wort, daz ist der sin; diu zwei diu harpfent under in
ir mære in fremedem prîse. der selbe wortwîse,
nemt war, wie der hier under an dem umbehange wunder
mit spæher rede entwirfet, wie er diu mezzer wirfet
mit behendeclîchen rîmen. wie kan er rîme lîmen,
als ob sî dâ gewahsen sîn! ez ist noch der geloube mîn,
daz er buoch unde buochstabe für vedern an gebunden habe:
wan welt ir sîn nemen war,
sîn wort diu sweiment alse der ar.

583) Pfeiffer, Zur deutſchen Lit. Geſchichte. Stuttg. 1855.

Lobſprüche Gottfrieds, wie bei Hartmann, nur von techniſcher Seite zu verdienen ſcheinen würde. Nach Docens Vermuthung enthielt der Umhang eine Sammlung von Frauen- und Liebesgeſchichten des Alterthums, nach den Schildereien eines gewirkten Vorhangs: was denn die geringe Gunſt und Verbreitung und das Verſchwinden des Gedichtes ebenſo erklären würde, wie daß Albrechts Metamorphoſen Ovids und die verſchiedenen Erzählungen, deren Stoffe der bewunderte Chrétien von Troies eben aus dieſer Quelle entnahm, verloren gegangen ſind. Auch auf dem Teppich, der Bligger zu ſeiner Dichtung anregte, glaubt Pfeiffer Darſtellungen aus Ovid, aus den Heroiden, vermuthen zu ſollen, die dann zu einer freien und, nach den Fragmenten zu urtheilen, ganz moderniſirten dichteriſchen Ausbildung verwerthet worden wären.

Noch reiht ſich an Gottfrieds Triſtan nach Zeit und Manier eine andere uns erhaltene Dichtung an, die uns aber auf der Stelle anſchaulich macht, wie die ritterliche Erzählkunſt dieſes Stiles und dieſer Stoffe im Triſtan bereits auf einer Höhe ſtand, von der ſie bei dem vorſichtigſten Weitergehen, ja bei dem entſchloſſenſten Stehenbleiben in der herkömmlichen Manier unausbleiblich herabſinken mußte. Wir reden von Flore und Blanſcheflur von Konrad Fleck[584]), der nach dem Zeugniß von Rudolph von Ems auch einen Clies gedichtet hatte, der nicht erhalten iſt. Seinem Vorbilde nach würde ihn dieſes letztere Werk dicht an Hartmann rücken; denn es iſt wohl kein Zweifel, daß es eine Ueberſetzung von Chrétien von Troies' Cliget war, einem Helden der Tafelrunde, Sohn des Griechenkönigs Alexander und der Sordamur, der Schweſter Gawans; dem Inhalte nach, einer Variation der Mordredſage (ſ. oben S. 442), würde es dagegen näher zu Triſtan rücken; wie ſich auch der erhaltene Flore nach Geiſt und Manier dem Triſtan anreiht, dem er auch der Zeit der Abfaſſung nach (um 1211)

584) Ed. E. Sommer. Quedl. 1846.

ganz nahe steht[585]). Das große Interesse aber, das Gottfried seiner Erzählung zu geben wußte, gelang dem gemüthlichen, in der Umgegend des Bodensee's heimischen Dichter oder Uebersetzer des Flore nicht, seinem Stoffe mitzutheilen. — Flore und Blanscheflur ist eine jener Novellendichtungen wie die Genoveva und Melusine, die im Mittelalter wie eine Art Gemeingut waren, die wie die gleichen in unverbundenen Continenten erscheinenden Pflanzen von wunderbar vertragenem Samen zu stammen scheinen, und doch durch den Zusammenhang der Zeiten, durch schriftliche Vererbung, durch den Verkehr von Mönchen, von Handels- und Kriegsleuten auf ganz natürlichem Wege durch alle Völker getragen wurden und überall bereitwillige Aufnahme fanden, weil ihre Fabeln meist auf allgemeinen menschlichen Verhältnissen ohne vorschlagende locale oder conventionelle Besonderheiten beruhen. So wird in Flore die Allmacht treuer Liebe über vorzeitiges Alter, über Ungleichheit des Standes und Glaubens, über väterliche Gewalt, über Trennung und Gefährdung, über Barbarei und Wuth in solch einem Wechsel von Geschicken dargestellt, der in naturwüchsigen Geschlechtern auch in dieser — oder gerade in dieser überspannten Gestalt der Menschen und der Thatsachen immer anziehend sein wird. Zwei Kinder, der Sohn eines heidnischen Königs und die Tochter einer christlichen Sclavin, beide an Einem Tage auf Palmostern (Pasque florie) geboren und daher Blume und Weißblume genannt, werden in frühesten Jahren durch Liebe aneinander gefesselt; der besorgte Vater schickt den Sohn in eine auswärtige Schule und verkauft das Mädchen als Sclavin. Der Knabe, von Herz- und Heimweh ergriffen, muß zurückgerufen werden; man zeigt ihm das Grab seiner angeblich gestorbenen Geliebten, er will sich tödten, die Mutter theilt ihm das Geheimniß mit und der gerührte Vater giebt ihm nun selbst die Mittel die Verlorene wieder aufzusuchen. Der Knabe, von fünf Jahren nun plötzlich zu fünfzehn erwachsen, macht sich auf;

585) Diese Zeitbestimmung hat Pfeiffer l. l. p. 29 ff. einleuchtend begründet.

im Hafen wo ſie verkauft wurde erfährt er, daß Blanſcheflur nach Babilon geführt und dort von dem Amiral 20fach mit Gold war aufgewogen worden; in Babilon wird er durch ſeine Wirthe von dem unzugänglichen Wunderthurm unterrichtet, wo ſie in Gewahrſam iſt, von dem wunderlichen Thorwart der ſie bewacht, von der ſchrecklichen Liebesweiſe des Emirs, der ſeine Lieblingsfrauen immer nach einjährigem Umgange tödtet. Mit Hülfe des beſtochenen Thorwartes gelangt Flore in einem Roſenkorb zu ſeiner Geliebten, wird nach 20 Tagen ſeligen Glückes entdeckt und mit Blanſcheflur zum Feuertode verurtheilt, wo dann der gegenſeitige Wetteifer der Liebenden, allein, ohne den Anderen oder doch vor dem Anderen zu ſterben, den Emir zuletzt erweicht. In dem Untergrunde dieſer Fabel haben wir immer (1, 272. 463, ed. 4.) auf den Sagenſtoff eines altgriechiſchen oder byzantiniſchen Romanes zurückzublicken geglaubt, und dieſe Anſicht iſt nun durch den Herausgeber der zwei franzöſiſchen Bearbeitungen der Sage (nicht gegen uns, ſondern für uns) an zahlreicheren Zügen, als wir der deutſchen Bearbeitung abſehen konnten, beſtimmter begründet worden[586]). Noch in der höfiſchen Redaction des franzöſiſchen Floire leſen die Kinder in heidniſchen Büchern und ſchreiben auf ihre Schultafeln mit Griffeln in Wachs; nach Einer Handſchrift des höfiſchen Gedichtes und in der ſpielmänniſchen Erzählung, ſpringt Floire in ſeiner Verzweiflung in einen Löwengarten; bei des Emirs Hochzeit werden Thiergefechte aufgeführt; bei der Schilderung der Schönheit des Paares werden ſie mit Hippomedon, mit Leda und Helena, ja mit Sophokleiſchen Geſtalten, mit Antigone und Ismene verglichen; in Einer Handſchrift der höfiſchen Dichtung wird der Lai von Orpheus geſungen: was Alles in die deutſche Bearbeitung nicht

586) Von Ed. du Méril, in der Einleitung zu ſeinem Floire et Blanceflor. Paris 1856, der kritiſchen Ausgabe eines früher von J. Bekker (Berlin 1844) aus nur Einer Pariſer Hſ. 6987 herausgegebenen Textes einer höfiſchen Bearbeitung, dem eine zweite, rohere, volksmäßigere oder ſpielmänniſche, in den Thatſachen ſehr abweichende Bearbeitung beigegeben iſt.

eingegangen ist, so wenig wie eine ganz antike Darstellung der Fortuna, die bei Fleck in zwei Zeilen zerronnen ist. Der Sclavenverkauf, das Grab mit den beweglichen Automatenbildern der zwei Kinder u. A. sind übrigens auch noch in dem deutschen Gedichte Eigenheiten, die uns auf eine byzantinische Wiege der Sage zurückweisen, die dann ihre weitere Pflege in den Ländern des Mittelmeeres fand, in der Provence, wo sie am frühesten bei den Troubadours erwähnt wird, bei Spaniern, Italienern und Neugriechen, in deren Bearbeitungen überall verschiedene, eigenthümliche, es scheint aus mündlicher Fortpflanzung stammende Züge eintreten, die in den erhaltenen französischen Bearbeitungen, wie in allen auf sie gebauten, deutschen, niederländischen, nordischen, englischen, böhmischen Nacherzählungen[587]) fehlen. Das Gedicht unseres Konrad stimmt dem Rahmen der Fabel nach wesentlich mit der aristokratischen Version der Franzosen; die breitere, innigere, psychisch viel ausgeführtere poetische Behandlung müßte im Vergleiche zu dem stumpferen nicht halb so umfangreichen französischen Gedichte, wenn es Flecks unmittelbare Quelle wäre, ganz sein Eigenthum heißen. Man wird aber wohl zugeben müssen, daß der Ruprecht von Orbent, auf den sich Fleck (V. 142) als auf seine Quelle beruft, ein wirklicher, aber in Frankreich verschollener Dichter und sein Werk eine andere, der deutschen verwandtere Bearbeitung der Sage war, die mit dem höfischen Texte, den wir lesen, vielfach so wörtlich übereingestimmt haben muß, wie Kyot mit Chrétien, weil sehr oft eben eine solche Zusammenstimmung zwischen der uns bekannten französischen Redaction und Konrad Fleck besteht. Dann reihte sich Konrad um so natürlicher zu den klassischen Meistern Wolfram und Gottfried, für

587) Ueber die Verbreitung der Sage verweisen wir auf du Mérils Einleitung. Die spätere niederländische Erzählung Dicks (Diedrichs) von Assenede (in Hoffmanns horae belg. 3) folgt der höfischen franz. Version, das deutsche Volksbuch dem Konrad Fleck; ein Anderes im Buch der Liebe der spielmännischen franz. Redaction; der niederdeutsche Flos und Blankflos aus dem Ende des 14. Jhs. (in Bruns Gedichten in altplattd. Spr. p. 331) wieder einer verschiedenen, nicht erhaltenen französ. Quelle.

deren Dichtungen es ſicherlich keine kleine Ehre und eine Vergütung für den Mangel an Originalität iſt, daß ſie wenigſtens, wie nun auch Konrad Fleck, das Vorzüglichſte ergriffen, feſthielten oder herſtellten, was bei den Franzoſen ſelbſt, bei denen ſie ſchöpften, verloren ging. So hat denn die Geſchichte von Blume und Weißblume nirgends eine ſchönere einſchmeichelndere Geſtalt erhalten als bei Konrad, deſſen Erzählung ſo freundlich, ſo mild und unſchuldig, ſo voll Zartheit, Lebendigkeit und friſcher Empfindung iſt, wie man nur immer einen ſolchen halbmährchenhaften Gegenſtand behandelt ſehen möchte. Wie weit Konrad ſeinem Originale verpflichtet war, kann man ohne deſſen Auffindung nicht wiſſen; zu dem erhaltenen franzöſiſchen Texte verhält er ſich wie ein farbenvolles Bild zu einem Carton. Der Freiheit der Behandlung, der Beherrſchung ſeiner „welſchen Fabel", der gewandten flüſſigen Uebertragung der ſchwierigſten Stellen, die ſich dem Inhalte nach decken, wird kein Eintrag gethan weder durch die einzelnen Misverſtändniſſe die wie bei allen unſeren Ueberſetzerdichtern mitunterlaufen[588], noch durch die allzutreue Uebertragung fremder Compoſita[589], die dem Sprachgenius mehr Zwang anthut als unſere angefochtenen neueren Ueberſetzungen aus den alten Sprachen. Der franzöſiſche Kritiker ſetzt an Einzelheiten bei dem deutſchen Dichter aus: daß er nach den conventionellen Begriffen ſeiner Ritterromane die Dienerin Blanſcheflurs bei dem Auftauchen Flore's aus dem Roſenkorb ausdrücklich nicht laut aufſchreien läßt, wie ſie in dem franzöſiſchen Texte thut; daß er beide Liebende im Angeſichte des Feuertodes, ohne Thränen und Todesfurcht, unverzagt und ſelbſt fröhlich in ihrem Leide gebaren läßt. Aber die feine züchtige Ader des ſinnigen deutſchen Poeten würdigt er dann wieder nicht: der die naiven

588) Die babiloniſchen Kaufleute liegen in einem Hafen Lunquit, von dem die franzöſ. Gedichte nichts wiſſen; das Misverſtändniß ſteckt wohl in den Worten: Au port la fai mener et vendre, grant avoir pues illoeques prendre.

589) Fleck überſetzt s'entr'amer, entrebaiser, entresgarder mit „ſich unterminnen, unterküſſen, unterſehen."

Liebenden aus ſo vielen Prüfungen des Glücks und Unglückes, aus einer 20tägigen Verſuchung der Gelegenheit ausdrücklich in der vollen Unſchuld der Kindlichkeit hervorgehen läßt, während du Méril aus ſeinen franzöſiſchen Dichtungen den Eindruck empfängt, den er auf Rechnung der antiken Ueberlieferung ſchreibt, daß die Heldin der Schaam entbehre, die doch in dem deutſchen Gedichte durchaus in einer vollkommenen Unbewußtheit naiver Unſchuld beharrt. Wie dieſe ſittliche Reinheit, ſo zeichnet auch das eigentliche poetiſche Talent den deutſchen Dichter aus. Möchte es ſein, daß der theologiſche Tik, an dem die Franzoſen mit Recht bei unſeren Ritterpoeten Anſtoß nehmen, auch hier einmal am unrechten Ort vortrete, wo Blanſcheflur in den Thurm geſperrt ſich in einer Klagrede mit Gott beſpricht und der Dichter ſie belobt, kein Mönch oder Nonne habe je beſſeren Muth zu Gott gewonnen als ſie; immer iſt es doch pſychologiſch richtiger, als wenn ſie in dem franzöſiſchen Gedichte ganz ſchweigend in dies neue Schickſal geht. Wie ſtumpf nimmt ſich gegen die ſinnige Betrachtung des Eingangs zu Konrads Dichtung die kurze genealogiſche Einleitung in der franzöſiſchen aus, welche die Tochter unſeres liebenden Paares zur Mutter Karls des Großen macht! Wie unnatürlich iſt es, daß in einem ſo zart angelegten Liebesverhältniß die ſchmerzliche Trennung der Kinder in dem franzöſiſchen Gedichte in 16 Verſen vor ſich geht, wo der Deutſche in mehr als 300 Verſen ein ſeeliſches Gemälde voll charakteriſtiſcher Züge entwirft. Aber mit dem Allem freilich iſt dem poetiſchen Bilde im Ganzen ein tieferer Hintergrund nicht gegeben; vielmehr trägt grade in den ausgeführteſten Theilen der Jugendgeſchichte beider Kinder der ganze Geiſt von Konrads Dichtung noch mehr das Gepräge der Schwächlichkeit, der Weichlichkeit und Tändelei, die ſchon im Triſtan misfällt; und wohl wäre es etwas werth zu wiſſen, ob das Mehr und Zuviel, das hier in der deutſchen Dichtung zu finden iſt, ganz auf Rechnung Konrads oder auf die ſeines Vorbildes Ruprecht kommt. Die verhätſchelnde Erziehungsart, die die Kinder zu Puppen ſtatt zu Menſchen macht, iſt da aufs weiteſte

getrieben. Der Sohn soll mit 5 Jahren zur Schule; er bittet sich die Pflegeschwester zur Schulgenossin aus und gerne thut der Vater, „was er gebietet." Die artigen Kinder gehen nun Hand in Hand oder „gehalset" und sich tausendmal „unterküssend" miteinander in die Schule, verstehen sich sehr wohl untereinander, lesen der Minne Bücher zusammen und lernen altklug der Liebe Art kennen, wie sie dem Menschen wechselnd nach Kummer Wonne gibt, nach Mismuth Fröhlichkeit, Freude nach Trauer, wie der Liebende jetzt friert und dann flammt wie brennendes Stroh. Ihr Alter und ihre Jahre „waren kleiner als ihre Sinne." Aus der Schule gekommen unterhalten sie sich im Baumgarten von der Liebe wie die Alten; sie nennt ihn ihren süßen Amis, Er sie Frau Königin; sie dichten und lesen zusammen, schreiben auf Täflein von Elfenbein mit Griffeln von Golde von den Blumen, wie sie aufgingen, von den Vögeln, wie sie sangen, von Minne viel und von Anderem nichts. Das nennt der Dichter Liebe ohne Leid. Als sie dann getrennt, der Knabe auf eine Schule auswärts geschickt werden soll, gibt man vor, sein Hauslehrer sei krank, man würde ihm Blancheflur nachschicken, die nur jetzt ihre Mutter pflegen müsse, welche gleichfalls eine Krankheit vorgeben muß; mit diesem überweichlichen Wesen streitet dann höchst grell und unnatürlich der Zug, der aus der antiken Sage stehen geblieben ist, daß des Vaters erster Gedanke war, der Blancheflur den Kopf abzuschlagen. Der Knabe geräth über die Trennung in Verzweiflung, das Mädchen fällt ohnmächtig in seinen Schoos und will sich mit ihrem Griffel erstechen. Sind dies Scenen, die im Leben nur einiges Vorbild hatten, wohin führte da so schnell dieser Frauendienst, der im Anfange so schöne Früchte getragen haben mochte! Man vergleiche damit die Liebe Schionatulanders und Siguneus, um zu sehen, wie schnell jene Einfalt und Unschuld in Kinderei und Weichlichkeit überglitt; bald steht Rudolf von Ems schon dem Walter von der Vogelweide gerade entgegen, der noch sang, daß Kindheit und Minne sich einander fremd wären. Und soll man daran zweifeln, daß jene Scenen den

wirklichen Zuſtänden einigermaßen entſprachen, da auch im Partheno-peus der Held ſchon mit 14, im Meleranz mit 12 Jahren in den Dienſt der Minne trit, da in Mai und Belaflor[590]) geradezu geſtanden wird, daß die Kinder damals durch Unterricht, Erziehung, Sprachlernen u. ſ. w. frühzeitig verzärtelt wurden? Auch dies Gedicht (aus der 2. Hälfte des 13. Jahrh.) iſt von einem jener gutartigen Männer, der mit Behagen auf Triſtan und Willehalm hinblickt, in Hartmanns ebner Weiſe, in jener redſeligen und beſchreibungsreichen Manier erzählt, aus dem Munde eines Ritters, der dem Verfaſſer aus einer Chronik den Stoff mittheilte. Der wenig erbauliche Inhalt, wie eine Fürſtentochter Belaflor, um ſich den blutſchänderiſchen Abſichten ihres Vaters zu entziehen, ins Elend geht, unverhofft einen edlen Gemahl (Graf Mai) findet und von deſſen Mutter tödtlich gehaßt und verfolgt ſich mit ihrem neugebornen Kinde wieder dem Ungefähr Preis geben muß, bis das Schickſal ſie wieder eben ſo unerwartet mit dem Gemahle vereinigt, dieſer Stoff iſt, verglichen mit den bekannten franzöſiſchen Behandlungen der Sage[591]) und den aus ihnen entfloſſenen niederländiſchen, ſpaniſchen, nordiſchen, engliſchen Nachbildungen in derſelben taktvollen Weiſe von Unwahrſcheinlichkeiten und wunderlichen Abenteuern gereinigt, wie der deutſche Flore. Und wie dieſe Dichtung, ſo bildet auch Mai und Belaflor eine jener allbeliebten Novellen, mit denen das Gedicht über alle Welt ging, das bei uns ſpäter von Schöndoch und dem Büheler wieder bearbeitet ward und in das Volksbuch von der geduldigen Helena überging.

590) Ausg. von Pfeiffer. Leipzig 1848.

591) Vgl. Th. Merzdorf, des Bühelers Königstochter von Frankreich. Oldenb. 1867; in der Einleitung.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig

MAG2000430

Druckfehler und Nachträge.

Seite 96 Zeile 16 von oben lies: den Theodorich I, der auf dem Wege dazu war, hielt der Zufall, den Sigibert († 575) ein tragiſches Schickſal auf.
„ 147 „ 11 von unten lies Heriger.
„ 178 „ 5 „ oben lies: Eckhart.
„ 188 „ 2 „ unten „ p. 208.
„ 192 „ 7 „ oben „ (Die Hſ. iſt vom J. 1187).
„ 260 „ 13 v. o. Ich habe überſehen, daß Jonckbloet (Geſchichte der niederl. Lit.) den Servatius von Veldeke dieſer älteren Zeit und dem Dichter der Aeneide abſpricht und in der Stelle Heynrijk die van Veldeken was geboren, die mehr einen Geburtsort als ein Geſchlecht bezeichne, einen ſpäteren Heinrich als Dichter genannt vermuthet. Die Schwierigkeiten, die ſich (ſ. S. 452 f.) bei der Annahme der Verfaſſerſchaft Veldeke's ergeben, wären auf dieſe Weiſe beſeitigt.
„ 355 „ 1 von unten lies: françaiſe.
„ 372 „ 1 „ oben ſind die Worte „deren Inhalt ſonſt nirgends begegnet" zu ſtreichen.
„ 379 „ 2 „ „ lies; 1855 ſtatt 1865.
„ 380 „ 16 „ oben „ 20 ſtatt 200.
„ 381 „ 11 „ „ „ Widerſprüche.
„ 385 „ 10 „ „ „ beide Texte aber.
„ 441 „ 3 „ unten „ Gaſton.
„ „ „ 1 „ „ „ Lanzelet.
„ „ „ 2 „ „ „ Zuſatz: Vgl. Hofmann in den Sitz. Berichten der München. Akad. v. 11. Juni 1870. p. 48 ff.
„ 457 „ 15 „ unten „ Nicolette.
„ 485 „ 7 v. o. u. Z. 1 v. u. } lies Berguedan.
„ 486 „ 5 von unten }
„ 496 „ 5 „ unten lies J. Grion.
„ „ „ 4 „ „ „ Wolfger.
„ 517 „ 1 v. o. Ueber die Aufſchlüſſe, die H. Gradl (Lieder und Sprüche der beiden Meiſter Spervogel. Prag 1869) in Betreff des Namens und Geſchlechtes Sp. beibrachte, vgl. Joſ. Strobl in der Germ. 15, 237.
„ 588 „ 4 v. u. lies Koch.
„ 616 „ 10 v. o. Hermann Kurz hat (Germ. 15, 207) ein ſtädtiſches Adelgeſchlecht „von Straßburg" nachgewieſen, dem der gelehrte rotularius Gottfried (deſſen Amt ſchon 1216 ein Notarius Walther, wahrſcheinlich als Nachfolger des geſtorbenen Dichters, einnahm,) angehört haben wird, wie ſein Freund oder Gönner Dietrich, dem ſein Gedicht gewidmet iſt, wahrſcheinlich der mehrfach bezeugte Bruder eines Burchardus Burgravius de Argentina, aus einem Zweige derſelben Familie ſein wird, in dem nachher der Amtsname Burggraf zum Geſchlechtsnamen ward.